„Sauerer als
Zitrusfrüchte“ ist der
erste Teil der Eden-
Trilogie

Derjenige, der Menschen tötet
ist der zweite Teil der
Eden-Trilogie

Nah wie eine vollkommene Perle
ist der dritte Teil der
Eden-Trilogie

© 2020 Erik Willems

D/2026/Erik Willems, Autor und

Herausgeber Covergestaltung: Peter

Vanbekbergen Erste Auflage:

Dezember 2020

Zweite Auflage: März 2026

ISBN: 9789082144826

Kontakt, Infos und ePub online: www.edentrilogy.com

Der, der Menschen tötet

Erik Willems

Gewidmet meiner Frau und meinen Kindern

Mit Dank an Johanna

INHALTSVERZEICHNIS

1. TRÄNEN SIND TRÄNEN, STEINE SIND STEINE 8
2. DAS HAUS VON ABEL 23
3. GENUG 24
4. UNTERWEGS 32
5. DER STURZ, NICHT DER STURZ 40
6. SIBA 50
7. SHIRA 79
8. BLINDES ERWACHEN 88
9. VOLLMOND 108
10. DIE LAST 114
11. DIE FLUT 117
12. DER APFELBAUM 123
13. HERBST 127
14. ELON 129
15. EIN VOLLMOND, ZWEI GEBURTEN 138
16. DER ALTE MANN UND DER ENGEL (TEIL 1) 143
17. DER KLEINE ABEL 159
18. DAS HAUS DES KLEINEN ABEL 178
19. DER ALTE MANN UND DER ENGEL (TEIL 2) 179
20. GRAÜLV 194
21. TRAUER 195
22. SONNENUNTERGANG 204
23. SHIRAS HAUS 217
24. SONNENAUFGANG 218
25. ENTFESSELT 224
26. DAS OPFER 241

27. SETH.....252
28. STEINE SIND STEINE, SO WIE BRÜDER BRÜDER SIND.....260
29. DER ABSCHIED VON HENOCH 287
30. DAS HOHELIED DES BERGES 298
31. DAS HAUS HENOCHS.....312
32. DAS WIEDERSEHEN 321
33. EIN NEUANFANG.....333
34. DAS HAUS VON ADAM UND EVA.....345
35. DAS HAUS VON KAIN 351
36. DIE STADT DER MENSCHHEIT.....361

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Vertrauen ist letztlich das Einzige, was uns bleibt. Es muss uns die Hoffnung geben, in der Liebe doch noch Erfolg zu haben, während unser Scheitern in der Liebe unser Vertrauen nicht bremsen darf. Nach jedem Scheitern in der Liebe zeigt uns die Hoffnung aus der Ferne die Liebe, die in Liebe auf uns wartet.
Das Vertrauen in das Unmögliche lässt uns Schritt für Schritt darin gelingen. Es gibt also nur einen möglichen Weg: der Liebe zu allem und in allem, immer und überall, Vorrang zu geben. Die Liebe ist der einzig richtige Weg und das einzige Ziel. Die Fallstricke gehören dazu: Wir sind gefallen, fallen und werden fallen. Nur wenn wir uns in das Wissen um die Liebe mit den Fallstricken vertiefen, hilft uns das, sicher durch den Sumpf zu waten und so das andere Ufer zu erreichen.
Der allererste Experte aus eigener Erfahrung, der zugleich die schwierigste Aufgabe aller Zeiten hatte, hieß Kain oder auch „Der, der Menschen tötet“. Genau deshalb ist das erste Kapitel der Genesis, losgelöst von jeglicher Wissenschaft, so beeindruckend weise: Der erste Mensch, der außerhalb Edens geboren wurde, ist der Mörder seines Bruders. Es ist UNSERE aller Geschichte in unzähligen Varianten. Mein lieber Freund und Reisebegleiter Oscar Wilde erzählte mir davon während unserer langen imaginären Reisen.

„Und alle Menschen töten das, was
sie lieben, Lasst dies alle hören,
Manche tun es mit einem
bitteren Blick, manche mit
einem schmeichelnden Wort,
der Feigling tut es mit einem
Kuss, der Tapfere mit einem
Schwert!“

Oscar Wilde, aus „The Ballad of Reading Gaol“, 1897

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Dieser zweite Teil der Trilogie unterscheidet sich von den beiden anderen Teilen der Trilogie durch einen „Tolkien – Der Herr der Ringe“-Charakter. Den Wölfen kommt eine herausragende Rolle zu, sie sprechen, und es gibt den Kampf zwischen Gut und Böse um die weiße und die schwarze Feder. Grund: Es war nicht anders möglich, Kain Nachkommen zu gewähren, und dafür brauchte er eine Frau, die in der Genesis nirgends erwähnt wurde. Die völlig überraschende Erklärung, warum von einer Frau für Kain nicht die Rede war, habe ich erst verstanden, als ich mitten im dritten und letzten Teil der Trilogie am Schreiben war. Fortsetzung folgt …

1. TRÄNEN SIND TRÄNEN, STEINE SIND STEINE

„Und mit Tränen aus Blut reinigte er die Hand,
die Hand, die den Stahl hielt:
Denn nur Blut kann Blut tilgen, Und
nur Tränen können heilen.“

Oscar Wilde, aus „The Ballad of Reading Gaol“, 1897

Tränen[1] .
Sie benetzten die blasse Haut seines Gesichts und stolperten mit ihm über banale Baumstümpfe, Felsbrocken oder flache Gräben. Zur Zeit von Eden gab es keine Tränen. Auch Kain hatte sie viele Jahre lang ignoriert, sein Ego hatte sie nie gekannt. Sie schienen ihm fremd, als wären sie nie ein Teil von ihm gewesen. Wie in einem Stausee aus Salz und Wasser, hinter einem scheinbar unüberwindbaren Damm, hatten sie sich geduldig aufgehalten und vermehrt. Wie Kristalle aus Reue, Schmerz oder Einsamkeit hatten sie vergeblich versucht, sich vom Blut in seinen Augen zu trennen. Sie hatten sich dort jahrelang versteckt und schienen so ihren Glanz verloren zu haben.

[1] *Was zuvor geschah: Die Vergebung seiner Eltern für den Mord an Abel befreit Kain.*

Bis jetzt. Jetzt strahlten sie in den Farben von Diamanten, in einem Glanz aus flüssigem Stein, der aus der tiefsten Druckzone gewonnen wurde. Ihre Zeit war gekommen. Triumph erlebten sie nur als den Triumph einer akzeptierten Niederlage. Das lag in ihrem Wesen und in ihrem Schicksal verborgen. Zu diesem Zweck waren sie einst als wichtigste Miterben des Schicksals eines jeden geschaffen worden. Hatten sie innerhalb Edens keinen Daseinsgrund, so wurden sie außerhalb Edens umso wichtiger als die stillen Boten eines demütigen Herzens. Wer ihre Existenz jahrelang leugnete, würde sie in einem Ansturm kennenlernen.
So wie jetzt. Kains unaufhaltsame Tränen brachten ihn dazu, über banale Baumstümpfe, Felsbrocken oder flache Gräben zu stolpern. Weinend rappelte er sich immer wieder auf. Das Fallen schien ihm stets verdient, das mühsame Aufrichten mehr als gerechtfertigt.
Die Augen seiner Mutter, voller Vergebung, hatten die Dämonen vertrieben, den Damm durchbrochen und in seinem Herzen gnädigerweise nur eine Spur von Chaos hinterlassen. In Glas und Herz – so mussten sich nun sein Glas und sein Spiegel Stück für Stück wandeln.
Er stolperte hinunter bis zum Fluss. Es regnete unaufhörlich, und die Regentropfen verbanden sich zu langen Strängen. Was ihn nass machte, wusste Kain schon lange nicht mehr: der Regen, der Fluss, die Tränen. Hatte ihm seine Höhle hoch oben in der Schlucht kurz vor der Begegnung mit seinen

Eltern keine gute Idee erschienen, so zog es ihn nun dorthin. Stromaufwärts watete er wankend und erschöpft durch den Fluss. Das Wasser verhinderte, dass er fiel, während eine mondlose Nacht mit einem Vorhang aus Regen es ihm unmöglich machte, noch zur Höhle hinaufzuklettern. Während er um sich griff und tastete, fand er zufällig den großen Stein, auf dem Abel auf ihn gewartet hatte, bevor er selbst mit dem Floß die Höhle erreichte. Vor Kälte zitternd begrüßte Kain die tröstliche Wärme.

Er war umgeben von Tropfen des Himmels und des Flusses. Ihr Prasseln löste sich in der Kammer seiner Erinnerung auf. „Was für ein Glück, Abel, dass du nicht ertrunken bist! Ich war nicht in der Lage, dir zu helfen. Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist. Ich muss völlig erschöpft gewesen sein. Ich bin vor Erschöpfung in Ohnmacht gefallen. Ich träumte, dass ich neben Loep einschlief, aber ich wachte am Ruder auf. Ich machte mir Sorgen um dich. Ich wusste nicht, dass du so gut schwimmen kannst!“ Kain lag nun selbst erschöpft auf dem Stein, auf dem Abel saß, als er diese Worte nach jener wundersamen Nacht zu ihm sprach. Sehnsüchtig blickte er durch die Schlucht flussaufwärts, als er jeden Moment erwartete, sich selbst auf einem Floß zu sehen. Was antwortete Abel damals? So wie Abel ihn ohne ein Wort anlächelte, so lächelte Kain nun durch seine Tränen hindurch, so wie nur ein Lächeln eine Träne wirklich erfüllen kann. Gleichzeitig wurde ihm bewusst, wie sein

Erzählung von seiner Müdigkeit auf Abel wohl als nicht wirklich relevant, ja sogar überflüssig, gewirkt haben musste. Dennoch schien Abel nicht enttäuscht. Abel reagierte nur selten enttäuscht, ließ stets Raum. Wie viel mehr hatte er noch von seinem Bruder zu lernen? Wer bist du, Abel? Wer bist du, Kain?
Der Stein selbst kannte die Antwort. Er erkannte in Kains Zittern ganz und gar seinen Bruder, der einst auf genau dieselbe Weise sein Gast für eine Nacht gewesen war. So sehr der Stein ihre hohe Abstammung auch als gleichwertig empfand, so war ihm doch der Unterschied zwischen ihnen sofort klar. Der Stein schwieg und trug die Geschichte beider. Er salbte und verband Kains Wunden mit unfühlbaren Schwingungen und trug eine Nacht lang schweigend die Last des Zeichens auf seiner Wange. Kain konnte in jenem Augenblick seinem Bruder nicht näher kommen, so wie auch die entferntesten Steine Brüder sind. Schwingen und geschwungen werden ist ihre Sprache und ihr Gehör. Tragen ist ihr Sein. Sie tun nichts aus sich selbst heraus oder scheinen nichts wert zu sein, und doch werden nur sie zu Diamanten. Sie sind das Gerüst der Welt, auf dem der Sand, der Lehm, der Ton, das Wasser dankbar Halt suchen. Wie Tropfen in Erwartung verhalten sie sich, bis sie zerbröckeln und als Staub verwehen dürfen, oder bis sie von einem Vulkan ausgespuckt werden, um so zum Berg zu werden.
Der Stein kennt das Lied des Berges, auch wenn der Berg

selbst

das Lied des Berges nicht kennt, und auch wenn das Meer sein eigenes Lied nicht kennt. Doch sowohl der Tropfen als auch der Stein kennen das Lied von Meer und Berg. Sie tragen es jeder auf seine eigene Weise, doch teilen beide dasselbe Verlangen. Bedingungslos. Das unaufhörliche Zittern Kains ließ den Stein erbeben, so wie die Steine auf Abels Grab noch immer nachvibrieren und ihre Geschichte von Stein zu Stein erzählen, überall auf der Erde. Was ein Stein weiß, wissen sie daher alle.

Kain legte erschöpft seine Wange mit dem Mal auf den Stein und schloss die Augen, so wie Abel nicht allzu lange zuvor seine Wange darauf gelegt hatte. Mit leiser Stimme widerstand der Stein dem Brennen des Mals, leitete aber zugleich Abels demütiges Gebet bis vor das Tor von Eden. Der Ton drang Wort für Wort tief in Kains Gehörgang und Unterbewusstsein, sodass es sich anfühlte, als spräche Kain selbst die Worte Abels. Er spürte und nahm ihre Zärtlichkeit wahr wie die Liebkosung der Hand seiner Mutter auf seiner Wange, ihre Unterwürfigkeit und Gehorsamkeit wie den Spaten in seiner Hand, der sich selbstlos in den Dienst der Erde und ihrer Früchte stellte.

Als könnte in einer Vision schon ein Blitz einschlagen, so schlug er mit voller Wucht in dem Moment ein, als er sich selbst mit der Stimme Abels sprechen hörte: „Ich bin es nicht

, Eden zu betreten, Herr. Mein Bruder ist es mehr wert.“
Mein Bruder ist es mehr wert! Kains empfänglicher Geist protestierte heftig gegen die Botschaft des Steins. Im Vergleich zu seinem Bruder fühlte er sich überhaupt nicht würdig, Eden zu betreten.
Gerade deshalb, und nur deshalb, durfte er für einen Augenblick die darauf folgende Süße des Schweigens von Abels Geist kosten, wodurch sein Protest augenblicklich verstummte. Eine geheiligte Stille erstarrte seinen Geist, so wie die Steine auf Abels Grab plötzlich aufhörten zu zittern und der gesamte Kosmos von der unergründlichen Liebe Jahwes selbst erfüllt wurde. Daraufhin ließ der Stein in der Schlucht wie auf Kommando Kains Vision vollständig los, wodurch das gesamte Bild verblasste. Kains Unterbewusstsein reagierte jedoch blitzschnell. Sein Gehirn grub die Worte von Abels Gebet fieberhaft mit tiefen Furchen in seinen grauen Lehm, woraufhin er endlich Ruhe fand. Trägende Tropfen tanzten um seinen erschöpften Geist und sangen ein Wiegenlied, noch vor der Neugeburt. Steine sind Steine, so wie Brüder Brüder sind. Er schlief.
Endlich.

Eine schüchterne Morgensonne kroch zaghaft zwischen den steilen Wänden der Schlucht hindurch und legte eine wohltuende Decke über Kains eiskalten Körper. Die Wolken färbten sich schneeweiß

und trieben hastig auseinander, um Kain mehr Wärme zu spenden. Selbst der Stein spendete eine Wärme, die er schon lange nicht mehr gespürt hatte. Das heftig plätschernde Wasser des anschwellenden Flusses nach dem starken Regen jener Nacht drängte Kain, aufzuwachen.
Zögernd blinzelte er mit den Augen, um sie schnell wieder fest zu schließen. Er wollte den Traum noch einmal erleben und tauchte ganz bewusst in die tiefen Furchen ein, die Abels Worte in den Lehm seines Gehirns gezogen hatten. „Mein Bruder ist es mehr wert!“ Schnell sprang er auf, hellwach, und fiel sofort auf die Knie. Seine Augen füllten sich erneut mit Tränen, seine Kleinheit und Nichtigkeit zeichneten sich im flachen Schatten der aufgehenden Sonne vor ihm im Fluss ab. Die Tränen kühlten das Schwert der Cherubim, wodurch er einen flüchtigen Blick auf den Garten Eden erhaschte. Mit zum Djebel Akhbar gewandtem Kopf flehte er seinen Bruder an: „Vergib mir, Bruder! Ich bin es nicht wert, von dir als würdig bezeichnet zu werden.“ Er brach zusammen. „Es tut mir so leid, was ich dir angetan habe. Vergib mir! Ich bin deiner Liebe unwürdig.“
Mit Schmerz wollte er seinen Schmerz bekämpfen; er nahm sein Messer und zog einen tiefen Schnitt durch eine der Adern in seinem Arm. Sein pochendes Herz trieb das Blut nach außen. Er rieb es sich mit beiden Händen in seine brennenden Augen. „Ich habe Dir Unrecht getan, Herr.“ Seine Augen weinten sein Blut.

„Es ist

gut, dass Du mich verstoßen hast und dass Mensch und Tier mich verabscheuen. Ich habe meinen Eltern so viel Unrecht getan. Ich werde mein Schicksal tragen. Diese Last wird immer leichter sein als die Last, die sie wegen mir tragen müssen.“ Er starb in seinen Worten. „Vergib mir, Bruder!“ Erneut fiel er auf den Stein, der ihm Halt bot. „Vergib mir! Vergib mir!“ Es waren die letzten Worte seines Bruders, die er immer lauter wiederholte, bis er sie herausschrie. Die Felswände verstärkten seinen Herzensschrei bis hoch in die Wolken, während der Fluss die Worte und sein Blut tief flussabwärts ins Tal trug. Seine Trauer war wahnsinnig, sein Schrei herzzerreißend. Er wiederholte die Worte endlos, mal zusammengekauert, mal ausgestreckt auf dem Stein liegend.

Eine Frau, eine Mutter, war im Morgengrauen den Weg zum Fluss gegangen. Der heftige Regenguss jener Nacht hatte Abels Blut auf dem Blutfeld weggespült. Es sickerte in Rinnsalen hinab und folgte dem Weg zum Fluss, den sie jeden Tag zurücklegte.
Wie immer trug sie die leere Kalebasse, um den Baum des Lebens im kleinen Garten Eden mit Wasser zu versorgen. Es ging um mehr als nur Wasser. Es war ein Ritual, ein Opfer, ein Dankgebet, mehr denn je. Der Tag zuvor war schließlich in jeder Hinsicht dramatisch gewesen. Ihre

beide Söhne waren tot, und dunkle Gewitterwolken verstärkten ihre Trauer. Ihr Herz schlug langsam und schwer. „A'shadu", das dauerte einen Moment. „An la", das dauerte länger. „Il la llah", eine Ewigkeit.
In dieser Nacht war es nicht leichter geworden, als sie Krämpfe im Unterleib spürte. Der Schmerz wurde langsam schlimmer. Sie erzählte es Adam nicht, der war schon unglücklich genug. Eva folgte unter qualvollen Schmerzen dem Rinnsal mit Abels Blut und kam an die Stelle, wo es sich mit dem anschwellenden Fluss vermischte. Das Scharlachrot verwandelte sich sanft in graugrüne Farbtöne. Als sie sich bückte, um die Kalebasse zu füllen, spürte sie plötzlich einen heftigen Krampf in ihrem Unterleib, den sie von vor langer Zeit her kannte. War die Geburt Abels noch leicht verlaufen, so war die Geburt Kains fast unmenschlich gewesen. Sie war vor allem nicht göttlich. Die Frau war einst in Eden schmerzlos aus der Rippe des Mannes entstanden, der selbst auch keine Schmerzen empfunden hatte. Die schmerzhafte Geburt ihres ersten Kindes war für Adam und sie eine völlige Überraschung gewesen. Adam konnte sich überhaupt nicht daran erinnern, dass eine Geburt wehtun konnte. Als er bei den ersten Wehen so viel Schmerz sah, geriet er in Panik, lief jammernd davon und überließ sie ihrem Schicksal.

Eva selbst empfand den Schmerz instinktiv als Nebensache. War sie während ihrer Schwangerschaft nicht überglücklich gewesen bei jedem Schlagen und Treten des Lebens in ihrem Bauch? Wie sehr ihr Becken auch ächzte und ihre Scheide auch zu reißen drohte, es wog nicht auf gegen die bevorstehende Begegnung mit dem ersten neuen Menschen außerhalb Edens. Der erste Mensch schrie laut, womit er sich deutlich von der Tierwelt unterschied. Das brachte Eva sofort aus der Fassung, als hätte sie ihrem Baby wehgetan, doch schnell begriff sie, dass der Schmerz für jeden Atemzug und alles Leben außerhalb Edens unverzichtbar war. Leben und Schmerz würden im weiteren Leben stets Hand in Hand gehen. In ihrer enormen und spontanen Liebe zu diesem kleinen Wesen erkannte sie augenblicklich die Liebe, die sie selbst in Eden gegenüber Jahwe und allen Geschöpfen empfunden hatte. Es war die Liebe selbst, die sie in Eden so stark erfahren hatte und die nun außerhalb von Eden als ein Geschenk Jahwes geboren wurde. Eine Liebe von solcher Einfachheit, Mühelosigkeit und Selbstverständlichkeit, die sie schon bald in jener ersten dramatischen Nacht verloren hatte, als Adam sich an sie vergriff. Noch schmerzhafter war jedoch die Erkenntnis, dass der Erstgeborene der Menschheit außerhalb Edens ein Mörder zu sein schien, und zwar des Bruders, den er so sehr liebte.
Die Krämpfe in Evas Bauch wurden plötzlich so heftig, dass sie drohte, in den Fluss zu fallen. Mit größter

Anstrengung

unterdrückte sie einen Schrei, doch gleichzeitig erschreckte sie ein markerschütternder Schrei von weiter oben am Fluss: „Vergib mir!“ Sofort erkannte sie die Stimme Kains.
Ihr Kind sehnte sich nach Vergebung! Kain lebte! Sie spürte den Tod nicht mehr in ihm! Erschöpft sank sie am Ufer des Flusses nieder und lauschte mit gespitzten Ohren dem Schmerz seiner Wiedergeburt. Sie nahm einen großen, runden Stein vom Ufer und drückte ihn fest an ihr Herz, als wäre es ihr neugeborener Kain. Sie summte leise vor sich hin, als hielte sie den kleinen Kain in ihren Armen und wiegte ihn. Die Steine am Ufer trugen ihr sanftes Kissen flussaufwärts, zur Wange ihres wiedergeborenen Kindes.
Als Kains Schreie langsam verstummten, ließ auch der Schmerz in ihrem Bauch nach. Sie dankte Jahwe noch einmal, legte den Stein sanft ins Wasser des Flusses, an der Stelle, wo der Bach mit Abels Blut in den Fluss sickerte, und wünschte beiden eine gute Reise. Danach füllte sie die Kalebasse mit Wasser und machte sich wieder auf den Weg nach oben. Sie würde tragen, was Jahwe für sie trug. Wie süß das Saure doch werden konnte! Hatte Belial doch recht: Man kennt das Süße nur, wenn man das Saure gekannt hat? Sie lachte über die Hinterhältigkeit Belials, machte sich aber zugleich große Sorgen um ihre Nachkommen, die unweigerlich in diese Falle des Verstandes tappen würden. Sie hoffte und betete, dass ihre Nachkommen ebenso wie sie den

Beweis erhalten mögen, dass

Jahweh selbst dem verfluchten „Ihn, der Menschen tötet“ stets nahe blieb.
In Eden gab es weder Glas noch Spiegel. Ihre Augen waren damals Augen, die direkt mit dem Herzen verbunden waren. Ihre Linsen wurden nicht durch einen eigensinnigen Verstand getrübt. Es herrschte kein Nebel, der Jahwehs Gegenwart verbarg. Es gab kein Wort für „ich“. Es lag kein dichter Nebel über dem Strom der Liebe, der großzügig aus der ewigen Quelle der Liebe entsprang, die Jahweh heißt. Einmal außerhalb von Eden spielte dieser Nebel über dem Tod Abels Eva einen Streich. Es war kein hauchdünnes Netz mehr, sondern glich eher einem schmutzigen Rauchvorhang, der sie durch seine ansteckende Süße dazu verführte, Jahweh in Frage zu stellen und an seiner Stelle zu denken. Würde sie so eine Antwort auf die drängende Frage finden, warum Jahweh ihrem Sohn Kain neues Leben schenkte, während Abel diese Chance nicht erhalten sollte? Sie ahnte vage, dass es der gebrochene Apfel war, der in ihr aufstieg, doch quälte sie weiterhin ihren Verstand damit, wie Jahwe das in Einklang bringen konnte.
Eine Quelle der Liebe kann niemals selektiv versiegen, das wusste sie, während sie versuchte, durch die gelben Schwefeldämpfe hindurchzusehen. Plötzlich rettete sie ein über Jahre hinweg geübter Reflex: „Es ist Belial, der mich daran denken lässt“, gefolgt von der Erinnerung an Jahwes letzte Vision: „In Freiheit werde ich euch retten!“ Sofort senkte sie

demütig den Kopf und bat Jahwe reumütig um Vergebung für ihre Ungeduld und Überheblichkeit. Wie schnell konnte Süßes wieder sauer schmecken! Wie schwer war es, die Seele auf Höhen zu halten, die sie zu erobern vermochte! Wie schwer, die Seele nach dem Fall wieder emporzuheben? Wie konnte die liebevollste Geste Jahwes bei dem dummen, hochmütigen Menschen die Illusion wecken, dass dies doch nicht die liebevollste sei, als ob der Mensch mehr von der Liebe wüsste als Jahwe, der die Liebe ist? Sie lebte nicht mehr im Garten Eden, das wurde erneut deutlich bewiesen. Ihr Körper schleppte sich täglich mit einem Kürbis Wasser den steilen Hang hinauf. Ihre Hände waren ständig damit beschäftigt, Nahrung zu suchen und zuzubereiten.
Ihr Lächeln gelang es oft nur schwer, zu strahlen. Ihr Verstand bahnte sich auf gut Glück mühsam einen Weg durch einen dunklen Wald. Doch ihr Herz, ihr großes Herz, hatte sie wohlbehalten bei Jahweh im Garten Eden zurückgelassen. Nun, da ihrem totesten Sohn Kain ein neues Leben gewährt wurde, war sie sich einer Sache sicher: Von nun an durfte Jahweh alles von ihr verlangen. Sie würde Ihm dienen.
Bedingungslos.

Kains Reue schrie es heraus, bis seine Stimmbänder versagten, doch sein Geist flehte weiterhin um Vergebung, bis auch diese Reue den Schmerz betäubte und Frieden brachte.

Seine Tränen suchten langsam ihren alten Weg. Auf dem Stein sitzend tauchte er seinen Finger in das Blut seines Arms und zeichnete damit einen zerfetzten Apfel auf seine Stirn. Er versprach Jahwe, das Zeichen würdig zu tragen; er wollte es keinesfalls in seinem wachsenden Bart verbergen. Dann tauchte er seinen blutenden Arm in den Fluss, ließ das Wasser die Blutstropfen mit sich führen und reinigte und läuterte seinen Körper mit dem Wasser aus Berg und Himmel.

Tiefer im Tal vereinte der Fluss das Blut beider Brüder und trug sie gemeinsam zum Meer. Die Wende war vollzogen. Kain wusste, was ihm zu tun stand. Er würde zum Grab seines Bruders gehen und den Weg nach Eden wieder aufnehmen. Den Weg dorthin kannte er, doch die Worte, um dort einzutreten, waren neu für ihn. So heftig seine Auflehnung einst gewesen war, so stark wurde nun seine Bereitschaft zu lernen. Jeder Mückenstich fühlte sich genauso schmerzhaft an wie der Biss des Bären. „Der, der Menschen tötet“, würde diese Last würdig tragen.

Hinter dem Gipfel des Djebel Akhbar beobachtete ein Engel aufmerksam.
Engel Jahwes weinen oder lachen nicht. Mit prüfender Ernsthaftigkeit befreien sie ihre Traurigkeit von jeder Träne, ihre

Freude von jedem Lachen. Sie schaudern wie keine anderen beim Wissen, wozu die gefallenen Engel fähig sind. Sie erfreuen sich am Anblick Jahwes und sind überaus besorgt um den Menschen, der ihnen anvertraut wurde.
Djibril, der regungslos vor sich hin starrte, war umso tiefer und ernsthafter von größter Freude erfüllt: Der gefallene Mensch Kain war für Jahwe nicht verloren.

2. DAS HAUS ABELS

„Der Mensch ist im Grunde genommen das Verlangen nach Sein, und das Verlangen ist Mangel.“

Jean-Paul Sartre, 1943

Herr?

Alles ist im Sein, Abel.

Es kostet keine Mühe.

Ich bin der Ich-bin.

Du bist hier. Ich bin.

3. GENUG

Kain schien wie neu geboren. Er atmete ein Leben, das er zuvor nicht gekannt hatte. Es schmeckte sanfter als zuvor. Dankbar küsste er den Stein zum Abschied, griff entschlossen nach dem Lederseil, das zur Höhle führte, und begann sich mühsam hochzuziehen. Seine Arme zeigten ihm schnell, wie viel Kraft er verloren hatte, und seine hungrigen Muskeln bettelten zum ersten Mal wieder um Nahrung. In der Höhle erwartete er, noch einen Vorrat an Mais vorzufinden. Dreimal musste er erschöpft eine Pause einlegen, bevor er einen Fuß in die Höhle setzen konnte. Es fühlte sich seltsam an. Alles war während seiner Abwesenheit unberührt geblieben, und doch war nichts mehr wie zuvor. Hier hatte einst ein Fremder gewohnt. Die Höhle war voller Trophäen, die nur auf das hinwiesen, was er nicht mehr sein wollte oder konnte. Er sah die Feuerstelle mit den beiden Steinen, auf denen Abel und er einst stundenlang zusammen gesessen hatten. Misstrauisch schlurfte er in Kreisen umher. Belial hatte so viele Erinnerungen in Stücke gerissen, dass es schwer war, darin noch eine klare Zeitachse zu erkennen.
Er traute sich kaum noch, sich selbst zu vertrauen. Eine Minute verging, die ihm wie Stunden vorkam, bevor er es wagte, vorsichtig ein paar Schritte zu machen.
Blitzschnell

lief er nach hinten in die Höhle, wo alte Felle auf einem Haufen lagen, und fand schnell, was er zu finden hoffte: Abels alten, abgetragenen Lederanzug. Er steckte hastig die Nase hinein und atmete den Geruch seines Bruders tief in sein Gehirn ein. Es weckte die Erinnerung an die Winter von früher, als sie beide unter diesem Haufen Felle lagen und den Duft des anderen wie durch einen einzigen Mund ein- und ausatmeten. Er zog Abels abgetragene Weste an. Kain war in den letzten Monaten extrem abgemagert und konnte sein eigenes, zu groß gewordenes Bärenfell mühelos darüber ziehen.
Ein unerklärlicher Schmerz in dem Arm, der den tödlichen Speer geworfen hatte, versuchte, seine tiefe Dankbarkeit zu unterdrücken, musste sich jedoch geschlagen geben. Seine Augen weigerten sich, nur nach draußen zu schauen, und wagten hin und wieder einen Blick nach innen, um dort Ordnung zu schaffen. Er sah, wie er sich gegenüber Abel stets stolz und überlegen verhalten hatte. Er hatte sich kaum die Zeit genommen, Abel zuzuhören, oder sich geweigert, ihn auch nur zu verstehen. Es war ein mutiger Anfang der Selbstreflexion, weiter kam er noch nicht.
Aus seiner Intuition heraus suchte er nach einem Mittel, um in diesem schwierigen Prozess weiterzukommen. Er zwang sich, zur Feuerstelle zurückzukehren und ging von Stein zu Stein. Er war unentschlossen, auf welchen Stein er sich zuerst setzen sollte

. Der eine Stein war fremd, der andere schien noch fremder. Er setzte sich zunächst auf seinen alten Stein und blickte direkt vor sich auf den leeren Platz, auf dem Abel einst gesessen hatte, aber es funktionierte nicht. Nein, er wechselte schnell auf Abels Platz, in der Hoffnung, sich selbst so zu sehen, wie Abels Augen ihn einst betrachtet haben mussten. Auf den ersten Blick sah er niemanden vor sich. Auch nicht auf den zweiten Blick. Es dauerte und dauerte. Aber er blieb sitzen. Er kämpfte mit sich selbst.
Die Sonne richtete langsam ihre schwächsten Strahlen auf den Gipfel des Djebel Akhbar und machte sich bereit, Abschied zu nehmen. Das spornte ihn an, sich von Abels Position aus in die Leere vor ihm zu versenken. Es fiel ihm auf, dass er keinerlei Liebe für den Kain direkt vor ihm empfand, und er fragte sich, ob das wohl stimmte. Er wechselte schnell den Platz und versuchte erneut, von Kains Position aus auf den leeren Platz von Abel zu blicken und sich den Abel von damals vor Augen zu führen. Und ja, es fiel ihm nicht schwer, sich an Abels liebevolle Augen zu erinnern und ihnen wieder zu begegnen. Er setzte sich schnell wieder auf Abels Stein. Er versuchte, Abels Blick und seine Mimik für Kain auf der anderen Seite nachzuahmen. Und ja! Je liebevoller er den völlig fremden Kain ansah, desto mehr spürte er, wie die Liebe in ihm wuchs, und desto besser fühlte er sich. Auch wurden seine Augen immer

stärker dazu gezwungen, sich zu schließen, um alles zu vereinen und in einen neuen Kain zurückzubringen, der er wundersamerweise selbst zu sein schien. Abels kostbarer Same keimte in seinem Geist. Je mehr er wuchs, desto mehr Erlösung und Hunger spürte er endlich. Erschöpft sehnte er sich plötzlich nach Essen. Er lief eifrig zum Vorratsraum mit den Maiskolben. Der große Kürbis war gesprungen, und die herausquellende Spreu der Maiskolben verhieß nichts Gutes. Er öffnete den Kürbis und sah einige Mäuse, die in aller Eile durch den größten Spalt davonflüchteten. Eine Maus blieb mit keuchender Atmung sitzen und rührte sich nicht. Die kleine Nase schnüffelte in der Luft, um doch noch etwas vom Feind aufzufangen. Kain schüttelte den Kürbis und war überrascht, als er sah, wie die kleine Maus regungslos vor sich hin starrte. „Ich bin es, der Verfluchte, derjenige, der Menschen tötet, lauf schnell weg!“, flüsterte er leise, in der stillen Hoffnung, dass es nicht geschehen würde. Er ließ die Kalebasse offen und trug seinen Hunger vorerst zum Rand der Höhle, um dem Tierchen Zeit zu geben, vor ihm zu fliehen.
Er blickte voller Ehrfurcht auf den Djebel Akhbar. Es würde nicht mehr lange dauern, bis die Sonne bei diesen immer kürzer werdenden Tagen und mit einem roten Mond am Horizont vollständig untergegangen war. Zärtlich streichelte er das abgenutzte Fell von Abels Pelz, das ihn umhüllte. Er

dachte an die Geschichte von dem Geschenk zurück, das Abel vom Gipfel des Berges zu seinen Eltern gebracht hatte. Diesmal saß sein Bruder nicht hinter seinem Rücken, da saß nur eine kleine Maus, die nun wohl davongelaufen war. Es war seltsam, aber es war genau dasselbe warme Gefühl. „Das passt nicht, denn Abel brachte mir Maiskuchen, aber du?“ Kain drehte sich lächelnd um, ging plötzlich neugierig auf den Kürbis zu und sah zu seiner Überraschung, dass das Tierchen immer noch dort saß. „Du frisst doch gerade meinen Mais auf, aber vielleicht verstehe ich es noch nicht.“ Er nahm das

Er hielt nun die ängstliche kleine Maus in seiner Hand und fragte sich verwundert, warum sie nicht vor seinem Mal davonlief. Er setzte die Maus auf seine linke Handfläche und hob sie direkt vor das Mal auf seiner linken Wange. „Wie kann das sein? Ich verstehe es nicht.“ So wie sich die größte Weisheit dem Schüler unauffällig offenbart, so verstand Kain plötzlich mit kindlicher Weisheit: „Jetzt verstehe ich! Du bist blind!“ Kain war davon sehr bewegt: „Was ich für Abel nicht war, werde ich nun versuchen, für dich zu sein. Ich werde für dich sorgen und dich nach dem benennen, was dir fehlt: Einauge.“ Er hielt das kleine, blinde Mäuschen vor sein eigenes Auge und küsste das kleine Ding sanft auf sein schniefendes, ängstliches Schnäuzchen. „Nun, der Name Einauge scheint mir etwas zu lang für so ein kleines

Mäuschen. Genog, so werde ich dich nennen. Willkommen, kleiner Bruder und mein Retter in der Not.“

Er erschrak über sich selbst, weil er sich von dem Mäuschen gerettet fühlte. Er setzte Genog vorsichtig auf den Stein, auf dem Abel immer saß, und erzählte ihm seine ganze Lebensgeschichte, während er den harten Mais zu Mehl mahlte. Er machte ein Feuer und legte das gemahlene Zeug in einem Kreis um Genog herum, sodass sich das Tierchen stets sicher umgeben von Nahrung wusste. Er behielt das Mäuschen genau im Auge. Durch die Wärme und die Nahrung fühlte es sich allmählich wohl.

Kain nahm seinen kleinen Freund oft in die Hand, streichelte ihn und ließ ihn über das Mal auf seinem Kinn und seiner Stirn laufen, woraufhin er ihn jedes Mal dankbar wieder auf Abels Stein setzte. Er erzählte ununterbrochen. Je mehr er Genog preisgab, desto mehr empfand er dessen Anwesenheit als Geschenk, und desto mehr musste Belial Abstand von ihm nehmen.

Der orangerote Mond auf dem Gipfel des Djebel Akhbar wie ein Turm aus Feuer, die Nacht, die sie schützend vom Tag mit all seinen Aufgaben und seinem Hunger trennte, das Glühen des erlöschenden Feuers, die Aufmerksamkeit und der Überlebenswille von Mensch und Tier, die einander gegenüberstanden … all das schmiedete sie in dieser ersten Nacht zu einem Band zusammen, das sie beide als lebenswichtig empfanden.

Sowohl Kain als auch Genog fanden so die dringend benötigte Nahrung, um weiterzuleben. Für Genog bedeutete es, sich versorgen zu lassen, für Kain bedeutete es, sorgen zu dürfen. Beide gaben dem Leben des anderen plötzlich einen Sinn. Kain spürte zum ersten Mal in seinem Leben, dass er wirklich jemanden brauchte. Und Genog konnte ohne einen anderen einfach nicht überleben. Kain begann, am glimmenden Feuer eine kleine Beuteltasche zu nähen. Seine flinken Finger fanden schnell ihren alten Rhythmus wieder und zauberten geschickt ein Häuschen mit einem Trageriemen für Genog hervor. Als die Beuteltasche fertig war und Genog hineingekrochen war, schien es, als würden sich die Augen, die er nicht hatte, schließen. Zum ersten Mal seit langer Zeit fiel auch Kain in einen langen, erholsamen Schlaf.
Das Feuer erlosch, so wie sich der Schmerz seines Gewissens in einem Traum befreite. Der Traum erzählte ihm von dem geheilten Apfel. Der Geist des Menschen ist schließlich wankelmütig, sucht und begegnet in einem Traum allen Höhen und Tiefen. Der menschliche Geist ist wissbegierig und zugleich konservativ. Er streckt sich aus und schrumpft. Er befiehlt und fleht. Er akzeptiert und lehnt ab. Er kennt Angst und Ruhe. Er dürstet und stillt seinen Durst. Er weckt Hunger und stillt ihn. Er zwingt und befreit. Er offenbart alles, aber niemals Eden, denn Eden ist kein Traum.

Die Morgendämmerung ließ sie nicht erwachen, und die Sonne in der schmalen Felsspalte tat ihr Bestes, um sich hinter pechschwarzen Wolken zu verstecken.

Jahwe liebt den gefallenen Menschen nach wie vor. Belial findet das alles nur lächerlich und lauert. Dschibril wacht.

Der Mensch erweist sich als kostbar.

4. AUF DEM WEG

Kain befeuchtete jeden Morgen etwas Erde mit seinem Speichel und malte damit blindlings den zerfetzten Apfel auf seine Stirn. So konnte er sicher sein, dass jedes Wesen, dem er begegnete, ihn als „den, der Menschen tötet“ erkennen würde. Nicht aus Stolz oder aus Angst vor einem heranstürmenden Bären, sondern weil er sein Schicksal tragen wollte. Er wollte für all seine Toten büßen. Er trug immer noch Abels abgetragenes Gewand unter seinem eigenen Bärenfell. Sonst nahm er kaum etwas mit: keinen Speer mehr, nur ein kleines Messer, ein besonders warmes Fell und eine Tasche, um unterwegs Proviant aufzubewahren. Und natürlich trug er den kleinen Lederbeutel, in dem sein kleiner Freund Genog sein Nest hatte, um den Hals. Er brach auf und wollte zunächst Djibril auf dem Djebel Akhbar suchen, um danach nach Osten in Richtung Eden zu ziehen.
Der Herbst war inzwischen schon weit fortgeschritten, mit Nächten, die gelegentlich schon Decken aus feinem Schnee auf die abgefallenen Blätter legten. Er tat sein Bestes, um essbare Vorräte für unterwegs zu sammeln. Getreide bewahrte er für Genog auf. Er selbst suchte vor allem nach wilden Apfelbäumen. Früher hatte er die runzligen Früchte verspottet, um Abel zu verletzen, doch nun bedeuteten sie willkommene Nahrung als Symbol für

seiner Reue und Buße. Sein Schuldgefühl wuchs von Tag zu Tag, fühlte sich aber überraschenderweise weniger wie eine Last an. Es wirkte eher wie ein unverzichtbarer und verlässlicher Wegweiser, den er dringend brauchte, um das Richtige zu tun. Er machte sich keine Sorgen mehr um sich selbst, sondern nur noch um seinen neuen kleinen Freund, Genog. Genog bedeutete ihm von Tag zu Tag mehr. Er konnte mit ihm reden, seine Wärme spüren, und es rührte ihn jedes Mal, wenn Genog auch gerne seine warme Hand suchte.
Der Weg war lang. Er würde erneut den westlichen Weg zum Djebel Akhbar nehmen. Der östliche Weg war ihm weniger vertraut, und es erschien ihm nicht besonders klug, kurz vor dem Winter neue Routen auszuprobieren. Diesen Weg kannte er, einen Weg, der ihn an der Schlucht vorbeiführen würde, in der er einst zusammen mit Abel einen ganzen Mondzyklus verbracht hatte. Etwas sagte ihm, dass er diesen Ort nicht meiden durfte. Er hoffte, dort doch noch eine Antwort auf die Frage zu finden, warum sein Bruder diesem schrecklichen Ort so sehr verbunden war.
Vierzehn Tage brauchte er für eine Reise, für die er früher nur fünf Tage gebraucht hatte. Er hatte sich körperlich noch nicht ganz von Belials Angriff erholt. Die Haufen von Laub machten den Weg fast unpassierbar. Er vermisste Loep. Loep! Die Nächte wurden inzwischen immer kälter und die Tage deutlich kürzer. Wie er den Winter überstehen

, bereitete ihm Sorgen. Der Djebel Akhbar war noch weit entfernt, und würde er Djibril dort rechtzeitig finden?
In Erinnerungen versunken erreichte er unerwartet die Kurve vor der Falle. Sein Schritt verlangsamte sich. Gleich hinter der letzten Kurve sah er plötzlich eine Bärin unruhig um die Falle herumlaufen und immer wieder nach unten schauen. Die Bärin war für die Jahreszeit abgemagert. Kain duckte sich schnell hinter einen Baum, um das seltsame Schauspiel zu beobachten. Es ertönte ein Schrei aus der Tiefe der Grube. Die Bärin floh schnell vor dem, der Menschen tötet.
Erneut ertönte klagendes Geschrei aus der Falle, das Kain sofort als das eines Bärenjungen erkannte. Er wartete geduldig ab. Gerade als er das Warten aufgeben wollte, tauchte die Bärin wieder auf. Sie schleppte ein Reisigbündel mit sich und ließ es in die Grube fallen. Kain glaubte zu verstehen, was sie tat, und trat vorsichtig hinter dem Baum hervor. Die Bärin erschrak. Sie blieb wie angewurzelt stehen, schnupperte in der Luft und blickte angespannt zu Kain. Sie wich zurück. Welcher Bär würde „den, der Bären tötet“ nicht kennen?
Neugierig näherte sich Kain der Bärin. Sie sah das Zeichen und eilte erneut von ihm davon.
Er ging vorsichtig auf die Falle zu. Das klagende Wimmern des Bärenjungen verstummte plötzlich. Er spähte vorsichtig über den Rand und sah die ängstlichen Augen des Bärenjungen. Es versuchte, sich aufzurichten, als wolle es

fliehen wollte, aber es fiel immer wieder hin. Es gelang ihm einfach nicht, sich auf sein rechtes Vorderbein zu stützen. Kain zögerte nicht lange und stieg mit Hilfe der dort noch hängenden Seile in die Grube hinab. Das Bärenjunges schrie nicht mehr, sondern weinte vor Angst wegen des Zeichens. Kain wischte es ihm schnell von der Stirn, um das Jungtier zu beruhigen, und sprach leise: „Keine Angst. Ich komme dir helfen." Vorsichtig streckte er seine Hand aus, und das Bärenjunges wurde ruhig. Kain nahm sich Zeit und versuchte aus der Ferne einzuschätzen, was mit dem Bein nicht stimmte. Es war keine Fleischwunde und es schien auch nicht wirklich gebrochen zu sein. Er musste Geduld üben, bis der Bär sich untersuchen lassen wollte. Es war ein Männchen, das bei guter Gesundheit war. Rund um die Falle lagen plattgewalzte Heidelbeersträucher. Jetzt verstand er, wie die Bärin ihr Junges die ganze Zeit am Leben erhalten hatte. Die dafür erforderliche Anstrengung forderte von ihr einen fast unmöglichen Tribut für den kommenden Winter. So mager, wie die Bärin jetzt war, konnte sie den Winterschlaf unmöglich selbst überleben.
Kain blickte erneut auf das vor Angst erstarrte Jungtier und etwas Merkwürdiges fiel ihm auf. Er setzte sich hin und sein Mund stand offen. Das Ohr! Das linke Ohr des Jungtiers hing schlaff herunter, es schien gebrochen zu sein. Plötzlich erinnerte er sich lebhaft daran, wie sein Speer das erste Jungtier der Bärin, die Loep getötet hatte, knapp am linken Ohr gestreift hatte. Und nun saß er

zusammen mit seiner Beute von einst in derselben Falle, in der er einst wochenlang mit Abel verbracht hatte. „Djibril!“, rief er einmal, zweimal, dreimal, sodass das ganze Tal es hören konnte.
Er kroch aus der Falle zurück, um auf die Bärin zu warten. Von weitem sah er, wie sie zögernd näherkam, mit einem Heidelbeerstrauch, an dem kaum noch Beeren hingen. Die meisten fielen unterwegs ab oder waren bereits verfault. Sie war abgemagert und erschöpft. Sie weckte tiefe Bewunderung in Kain. Sie sparte ihr Essen für ihr Junges auf, wohl wissend, dass sie dafür mit ihrem Leben bezahlen würde. Das erinnerte Kain sofort an seine Mutter. Die Bärin ließ das Reisigbündel los und nahm etwas mehr Abstand zu Kain. Sie zögerte. Kain hob die Zweige auf und warf sie in die Grube. Das Jungtier reagierte dankbar, als hätte seine Mutter sie hineingeworfen.
Kain wandte sich der Bärin zu. Er wollte sofort offen mit den Karten auf den Tisch legen und zeigte ihr das Mal auf seiner Wange. Überraschenderweise erschrak sie nicht. Im Gegenteil. „Du weißt, wer ich bin, und ich weiß, wer du bist. Du hast meinen Bruder Loep getötet, und ich habe dein Junges getötet. Aber ich habe auch meinen Bruder Abel getötet.“ Kain musste kurz schlucken. „Ich bin ein größerer Mörder als du, denn wer tötet schon sein eigenes Fleisch und Blut?“ Kain wusste nicht, ob die Bärin ihn verstand, aber das beschäftigte ihn jetzt nicht. Er musste es

dem ganzen Kosmos bekennen. Die Bärin senkte kurz den Kopf, als wolle auch sie ihr Bedauern ausdrücken. Kain fuhr fort: „Es tut mir leid, was ich dir angetan habe, und ich werde deinem Jungen helfen. Nach dem Winter werde ich ihm helfen, aus der Grube zu entkommen. Seine Pfote muss erst noch heilen. Ich weiß nicht genau, was los ist, aber ich werde es lösen. Es tut mir noch einmal leid, dass ich dein Junges getötet habe.“ Die Bärin neigte erneut kurz den Kopf, und sie sahen sich wieder eindringlich an. Auch ihre Augen drückten ihre Reue über Loep aus.
„Und noch etwas“, fuhr Kain fort, „ich werde deinen Sohn Elon nennen, wenn du damit einverstanden bist.“ Er musste erneut kurz schlucken. Jede Tierart kannte durch Überlieferung das wichtigste Wort aus Eden.

Es war Frühling. Adam und der noch junge Kain arbeiteten auf dem Feld, und am Ende des Tages blickten sie zufrieden auf das Erreichte. Kain war stolz auf seinen Vater und sehr glücklich, dass er schon fast so viel Arbeit verrichten konnte wie sein Vater. Auch Adam war stolz auf seinen ältesten Sohn und dankte ihm mehrmals mit einem Klaps auf die Schulter. In der Ferne sahen sie Abel, der zusammen mit dem noch ganz kleinen Loep spielend näherkam.
„Komisch, nicht wahr, Papa, wie Abel mit Loep sprechen kann.“ Adam blickte gerührt, legte seinen Arm um Kains Schulter und antwortete nachdenklich: „Zwischen den beiden herrscht Elon.“ Er

beantwortete sofort Kains fragenden Blick. „Elon bedeutet ‚Liebe' in der Sprache von Eden."
„Dann bist du auch elon, Papa!"
„Du auch, mein elon-Sohn."

Auch die Bärin beherrschte die Sprache von Eden, und beide sahen einander tief in die Augen. Kain sah etwas, das er nie für möglich gehalten hätte. Er glaubte, eine Träne in den dunklen Augen der Bärin zu erkennen. Es schnürte ihm die Kehle zu, er hätte nie gedacht, dass Tiere weinen könnten. Mit gebrochener Stimme fuhr er fort: „Bereite dich nun auf den Winter vor. Ich werde deinem Sohn von nun an die Beeren bringen, damit du zu Kräften kommen und den Winter überleben kannst. Dein Sohn braucht dich nach dem Winter." Die Bärin wandte sich um und Kain folgte ihr in geringem Abstand. Der Weg war eine einzige große, ausgetretene Spur. Sie kamen an eine Lichtung, wo früher unzählige Beerensträucher gestanden hatten. Jetzt war dort nur noch ein einziges Chaos. An den verbliebenen Sträuchern hingen nicht mehr viele Beeren. Die Bärin würde niemals rechtzeitig genug Gewicht zulegen können, um den Winter zu überleben. Kain begann sofort, die Beeren zu pflücken und sie in seine Provianttasche zu stecken.
Ein Stück weiter standen große Eichen und mächtige Buchen. Er machte der Bärin klar, dass er Eicheln und Bucheckern für sie sammeln würde, woraufhin die Bärin

Sie begann, mit ihren Klauen und ihrem Maul an den Heidelbeersträuchern zu reißen. Je stärker sie daran zog, um sie abzureißen, desto weniger Beeren blieben daran hängen. Kain versuchte daraufhin mit Gesten zu erklären, dass sie sich dringend mit energiereichen Eicheln und Bucheckern stärken müsse und dass er die Beeren für ihren Sohn pflücken würde, aber es schien nicht zu ihr durchzudringen. Die Bärin sah ihn ruhig an, die Ohren freundlich nach hinten angelegt und mit einem dankbaren Blick. Es wirkte entwaffnend. Es ließ ihn in Erinnerungen schwelgen… „Mutter!“, rief Kain und umarmte die Bärin, als wäre sie auch seine Mutter, woraufhin er niederkniete und sich vor ihr verneigte wie vor seiner Mutter.

Djibril sah ungerührt und respektvoll zu und befand sich hinter dem Gipfel des Djebel Akhbar nicht weit von ihnen entfernt. Er dachte an Michael: „Selbst die Tiere erinnern sich an Eden.“

5. DER FALL, NICHT DER FALL

Nicht lange danach brach der Winter unerbittlich herein. Jeden Tag hatten Kain und die Bärin den Weg zum Wald mit den Beerensträuchern zurückgelegt. Genog blieb allein mit Elon zurück; die beiden verstanden sich gut. Nur für die Bärin fiel Kain kein Name ein; er hatte zu viel Respekt vor ihr gewonnen. „Mutter“ war der einzige Name, der ihr würdig war, aber diesen Namen trug bereits seine eigene Mutter, die er mehr als verehrte. Sein äußerster Respekt vor der Bärin bestand schließlich darin, den zerbrochenen Apfel nicht länger auf seine Stirn zu zeichnen. Schließlich wusste sie als eine der wenigen, dass er ein Mörder war, so wie auch sie die Mörderin seiner geliebten Loep gewesen war. Auch sie trug ein solches Zeichen tief unter ihrem Fell. Sie waren sich in Gut und Böse gleich. Mussten sie einander überhaupt noch benennen?

Eines Nachts legte der Winter nicht mehr nur eine hauchdünne Decke über das Land, sondern gleich eine meterhohe Schneeschicht. Kain wachte am Morgen in der Grube auf und zitterte. Er hatte Vorkehrungen für den Winter getroffen. Er hatte eine stabile Überdachung über dem Schlafbereich der Grube errichtet, einen Vorrat an den Waldbeeren angelegt, die er zusammen mit der Bärin gesammelt hatte, und

er hatte einen Teppich aus Zweigen geflochten, um auf dem eiskalten Boden schlafen zu können. So würden Elon und Genog den Winter bequem überstehen können. Gelegentlich entfachte er ein Feuer aus überschüssigen Zweigen, damit Genog und Elon die wohltuende Wärme genießen konnten. Der dicke Schnee hinderte Kain daran, noch länger Blaubeeren zu sammeln, denn auch er wurde durch die magere Nahrung zusehends schwächer. Seine Sehkraft ließ langsam nach. Wie sehr Kain die Bärin auch anflehte, damit aufzuhören, dennoch pflügte sie sich jeden Tag ganz allein einen Weg durch den tiefen Schnee, um Kain und Elon zu versorgen. Es raubte ihr die letzten Kräfte. Die eisige Kälte verwandelte den Schnee in scharfe Eiskristalle. Mit der wenigen Kraft, die sie noch hatte, schleppte sie sich zu den Sträuchern und grub nach den Heidelbeeren, bis sie eines Tages nicht mehr auftauchte. Kain begann sich Sorgen zu machen. Er wartete noch einen Tag, aber auch an diesem Tag tobte ein Schneesturm. Kain sprach Elon Mut zu, während er dessen verstauchte Vorderpfote massierte. Am nächsten Morgen wurde Kain von einem eisigen Brüllen geweckt. Die Bärin! Kain streckte sofort seinen Kopf über den Brunnen. In der Ferne sah er, ganz verschwommen, wie eine Horde Wölfe unter der Führung einer seltsamen Gestalt versuchte, zwei Smilodons zu vertreiben,

gefürchtete Säbelzahnkatzen, die sich in die Bärin gebissen hatten.
Kain zögerte keine Sekunde. Er stieß sofort einen Kampfschrei aus, um der Bärin zu Hilfe zu eilen. Die Wölfe blickten überrascht auf, sie hatten die Säbelzahnkatzen bereits mühelos vertrieben. Die Wölfe stellten sich diszipliniert hinter ihren Rudelführer und warteten ab. Kain kam durch den hohen Schnee kaum voran und sah fast nichts mehr. Es war mehr als nur Schneeblindheit. Er sah nur noch vage Umrisse. In den letzten Wochen im Schacht war ihm aufgefallen, wie sein Sehvermögen stetig nachließ. Er näherte sich dem Rudelführer bis auf einige Dutzend Meter. „Djibril? „Endlich! Hilf uns.“ Doch der Wolfsführer wandte sich ab und entfernte sich langsam zusammen mit dem Rudel. Die Bärin gab kaum noch Lebenszeichen von sich. Sie hatte hässliche Fleischwunden am ganzen Körper. Doch er konnte sie kaum erkennen. Keuchend beugte sich Kain über die sterbende Bärin. Er brach in Tränen aus. „Lass mich jetzt nicht allein!“ Er hielt seine kranken, suchenden Augen nun ganz nah an die Augen der Bärin und sah nur zwei dunkle Flecken. Er sah kein Blut, er spürte es nur. „Ich möchte dir danken für das, was du mich gelehrt hast. Wir können töten, aber um ein Vielfaches ist es besser, unser Leben zu geben, so wie du es jetzt für dein Junges und für mich getan hast. Es tut mir

noch einmal, dass ich dein anderes Junges getötet habe. Ich vergebe dir auch, dass du einst Loep getötet hast. Ich verspreche dir, dass ich mich um Elon kümmern werde.“
Er tauchte seinen Finger in ihr Blut, zeichnete zunächst einen zerbrochenen Apfel auf seine Stirn, zeichnete dann aber tastend einen unversehrten Apfel auf die Stirn der Bärin.
Die Bärin verstand genau, was geschah. Kain hörte, wie ihr Atem plötzlich stockte und wie das Leben aus ihren Augen wich. Er ließ seinen Tränen freien Lauf.
Schluchzend, mit gefrorenen Füßen, machte er sich auf den Weg zum Brunnen.
Er rief ununterbrochen: „Djibril, hilf mir!“ Er wartete nicht auf eine Antwort und gab Djibril keine Chance. „Djibril, hilf mir! Ich bin es nicht wert!“

Wieder sah Djibril schweigend zu.
Das Schilf war zwar geknickt, aber nicht gebrochen.

Kain ließ sich völlig durchgefroren in den Brunnen hinab. Das schwache Feuer glühte noch, und schnell schürte er es an. Er verstand einfach nicht, was mit seinen Augen los war. Sie taten nicht weh, aber er musste alle Handgriffe immer mehr auf Tasten und auf gut Glück ausführen.
Er fand keine Zeit, sich selbst zu bemitleiden, seine ganze Aufmerksamkeit galt Elon. Er nahm dessen Kopf in seine Arme und flüsterte ihm zu: „Deine Mutter ist tot.

Ich werde

mich von nun an um dich kümmern. Ab heute werden wir gemeinsam versuchen, den Winter durchzuschlafen.“ Kain war es schon so gewohnt, davon auszugehen, dass Elon genau wie seine Mutter alles verstehen konnte. Und das war auch so, auch wenn Elon selbst kaum eine verständliche Sprache sprechen konnte. Elon suchte sich seinen Platz in einer Ecke der Grube und schloss traurig die Augen, um sie für den Rest des Winters nicht mehr zu öffnen. Auch Genog wurde mit einem Vorrat an Maismehl im Beutel schlafen gelegt, dicht an Elons warmem Fell.
Kain blieb allein zurück. Wie dies enden würde, konnte er nicht vorhersagen. Er hatte es nicht mehr in der Hand. Er konnte sich keine Fluchtwege ausdenken, er konnte es nur erdulden. Unweigerlich wanderten seine Gedanken zurück zu Abel, der hier einst wochenlang allein verbracht hatte, ohne jegliche Aussicht auf Hilfe. Genau wie er jetzt. Abel hatte einst Djibril getroffen. Das war die einzige Hoffnung, die er noch hegte: Djibril zu treffen. Je größer seine Verzweiflung wurde, desto mehr machte ihm sein Instinkt klar, dass dies der einzige Ausweg war, um Abel zu verstehen.

Der darauf folgende Winter war bitterkalt. Belial genoss es, seinen ehemaligen Schüler auf diese Weise auf die Probe zu stellen. Es war, als wären auch die Sekunden selbst gefroren und alles stünde still in einem einzigen kalten Eiszapfen. Dieser wurde wie ein

widersprüchlicher Zeiger der Zeitlosigkeit unerklärlich länger und dicker und schien so den Brunnen in Eis zu verwandeln. Kain wagte es schon lange nicht mehr, ein Feuer zu machen, um Elon und Genog nicht aus ihrem Winterschlaf zu wecken. Alle Tierfelle, die er noch hatte, legte er sich um, aber nichts half. Eines Nachts sah er nur noch eine Lösung, um nicht zu erfrieren: Er kroch leise an Elons weichen Bauch und legte seinen Kopf zwischen dessen Vorderpfoten. Er hielt Genogs Beutelchen dicht an seine Brust. Elon schlief tief.
Kain fühlte sich endlich wohl. Elons langsamer, rauschender Atem klang wie ein Wiegenlied. Alles verstummte und stockte, so wie ein Samenkorn tief im Boden erst nach einem tiefen Schlaf keimen kann, oder wie die befruchtete Eizelle im Mutterleib monatelang geduldig wartet und plötzlich das Licht der Welt erblickt.
Seine Gedanken wirbelten in einer einzigen großen Spirale hinab zum Mittelpunkt all seiner Kreise. Dort kamen sie leer an und betrachteten regungslos die Leere selbst an jenem Ort, an dem nur die Gesetze des tiefen Unterbewusstseins zu neuem Denken und Wissen erwachen. Die Ringe der Spirale trugen Kaïn auf Kreisen längst vergessener Augen.
Der äußerste und größte Kreis der Spirale führte ihn zu den Augen von Loep während des Sturms auf dem Fluss. Was

Was ihm damals unverständlich erschien, wurde nun offensichtlich und nachvollziehbar. „Djibril ist doch da, oder? Lass ihn das Ruder übernehmen, Loep, dann wird schon alles gut.“ Er versetzte sich nun selbst in die Lage von Loep, der ihm damals diese Botschaft überbracht hatte.
Der nächste, etwas kleinere Kreis der Spirale führte ihn zu Adams Augen auf dem Feld. „Es lässt sich einfach nicht erklären, Vater, was du jemandem erklären willst, der Eden nicht gekannt hat, da kannst du nichts dafür. Das Einzige, was wir gemeinsam tun können, ist hacken, hacken, hacken, hacken.“ Er schien nun selbst seinen Vater zu beruhigen.
Der nächste, wieder etwas kleinere Kreis erinnerte ihn an die Augen Abels in der Höhle über der Schlucht, als Abel ihm begeistert von dem Geschenk des geheilten Apfels erzählte, den er seinen Eltern überreichen durfte. „Fantastisch, dass du unseren Eltern ein solches Geschenk mitbringen konntest, Bruder. Ein größeres Geschenk gibt es nicht!“ Der kleinste Kreis der Spirale führte ihn zu den Augen seiner Mutter bei ihrem Abschied, als der Granit zerbarst. „Vergib mir, Mutter, und auch ich vergebe dir.“ Vor allem Evas Augen hatten etwas Grundlegendes in Kains Herz und Erkenntnis bewirkt: Sie zeigten ihm den Schlüssel zu jenem Widersinn, und dort erwies sich das „So-tun-als-ob“ als ein wundersames Mittel.

Sofort war dies der Anfang vom Ende der Spirale. Er fiel nun mit voller Wucht zurück auf den Mittelpunkt all seiner Kreise, und er blickte nun durch den Spiegel, als wäre es Glas, und er sah sich nun als den Kain, wie er durch die Augen der Mutter, Abels, des Vaters und Loeps gerne gesehen wurde.

In jenem Winter, in jenem Abgrund, in jener Einsamkeit, in jener Hoffnungslosigkeit erfuhr Kain einen flüchtigen Einblick in die Liebe, die er tief in sich trug. Sein Spiegel wurde zu Glas, und sein inneres Auge verschaffte ihm plötzlich Zugang zu seinem Herzen.
Alles, was er in der Spirale durch die Augen der anderen sah, erwies sich als wertvoller und zutreffender als das, was er zuvor mit eigenen Augen zu sehen glaubte. Retrojektion wurde plötzlich zur Projektion, zur Introjektion. „So tun als ob“ wurde zu einer neuen Gegebenheit, die etwas bedeuten konnte. Kain erhielt den Schlüssel zum Gegenteiligen in die Hände, den Schlüssel, mit dem Unmöglichen das Mögliche zu sehen, mit der umgekehrten Bewegung des Unerwarteten das Gesuchte zu finden. Während sein Kopf auf Elons warmer Pfote ruhte, sah er sich selbst, wie er sich selbst nie gekannt hatte, aber wie er sich unbestreitbar doch herausstellte zu sein.
Genauso spiegelte sich die Liebe seines Bruders in seinem Herzen wider: „Ich liebe dich“, aber auch „Liebe auch mich“, etwas, das er völlig übersehen hatte. „Liebe

mich“ schien

ihm früher eher etwas Egoistisches, doch nun erkannte er, dass nur wer einen anderen liebt, auch sich selbst mehr lieben kann, ohne in Selbstliebe zu verfallen. Einen anderen zu lieben erweist sich als eine Chance, als ein Geschenk, das man dem anderen, aber auch sich selbst macht: Es wird zu einer Win-Win-Situation. Früher schien es ihm, als dürfe das nicht sein. Die plötzliche Erkenntnis so vieler verpasster Gelegenheiten tat weh, und gerade dieser Schmerz war es, der seine Liebe mit Liebe korrigieren konnte. Die Mutter, die das Zeichen Jahwes mit ihren Tränen beschwor und es innig küsste, der Vater, der das Blut Abels beim Schlag mit dem Beil dankbar annahm und ihm, Kain, nichts vorwarf. Abels Blick kurz vor seinem Tod. Die Augen der Bärin bei ihrem Abschied. Die blinden Augen von Genog, die ihn rührend ansahen und ihn dazu drängten, für ihn weiterzuleben. Elons ängstliche Augen, die die Furcht vor dem Zeichen überwinden mussten. Alle verrieten ihren Schmerz, doch einen Schmerz in Liebe. Alle schöpften Kraft zur Heilung aus dem Schmerz ihres Versagens.

Nun war es an ihm, seinem Versagen ihnen gegenüber ins Auge zu sehen. Er konnte sich dem nicht mehr entziehen. Die Bilder wurden von wilden Wellen aus tiefen Furchen und alten Höhlen in seinem Gehirn hervorgeholt und huldigten dem unvergleichlichen Leid und der Würde eines jeden. Er hatte das schon vor langer Zeit einmal erlebt, doch diesmal fiel

Kains Geist gnädig zur Ruhe. Das Meer gewann seine Ruhe und Gelassenheit zurück und nahm sich die Zeit, diese zerbrechlichen Bilder sanft auf diesem für ihn neuen Grund abzusetzen. Langsam, zunächst noch zögernd, zog sich das Meer völlig entleert zu einer Flut auf der fernen anderen Seite zurück. Die auf der Ebbe verbliebenen Bilder zeigten sich klarer und heller denn je. Der Mond und die Sonne entfalteten ihre Schönheit ungefiltert und rein. Nichts weckte Kain mehr, denn wach war er. Sein wiedergeborener Geist widersetzte sich hartnäckig jedem Verlassen dieses Augenblicks. Er aß im Dunkeln von den Heidelbeeren, trank ab und zu etwas Eiswasser, verrichtete seine Notdurft, doch nichts weckte Kain, denn wach war er. Er wehrte sich nicht und leistete nur Widerstand gegen den Widerstand, und Kain wurde wiedergeboren, ohne wiedergeboren zu werden.
Djibril war nahe und nahm ihn in einem Zustand des Wachseins mit zu den Festungen von Eden. Er ließ Kain durch die Augen eines ruhenden Abel blicken, der sich selbst überhaupt nicht würdig fand, die Stadt zu betreten.

Mehr erlaubte Djibril ihm vorerst nicht, durch Abels Augen zu sehen. „Liebe soll heilen, nicht töten“, dachte der gute Heiler.
Das Schilfrohr war schließlich noch immer nicht gebrochen.

6. SIBA

Djizeh war erst ein zweijähriger Wolfsjunge, als er beschloss, dass er in dem Rudel seiner Eltern keine Zukunft hatte. Seine Freunde, die jungen Raben, hatten ihn zu dem gemacht, der er wurde. Er war ihr bester Spielkamerad. Sie ließen Djizehs Brüder gerne links liegen, weil Djizeh der Einzige war, der ihre Spiele ernst nahm, wodurch sie sich sehr geschätzt fühlten. Die jungen Raben lauerten ständig darauf, ihn herauszufordern. Djizeh tat schließlich nichts anderes, als zu versuchen, die „Gefahr“ vorauszusehen, ihre Strategien zu durchschauen, ihre kleinen Pläne zu durchkreuzen und Gegenangriffe zu planen. Das machte ihn geschickt, schnell, wendig und intelligent. Es schärfte seinen Instinkt, lange bevor seine Brüder überhaupt begriffen, dass sie einen Instinkt hatten.
Dass die jungen Raben Djizeh vergötterten, gefiel seinem ein Jahr älteren Bruder nicht. Er war eifersüchtig auf die Verehrung, die Djizeh zuteilwurde. Eines Tages konnte der Bruder es nicht mehr mit ansehen. Er legte sich scheinbar desinteressiert neben den Spielplatz von Djizeh und seinen Freunden. Als Ra, einer der Lieblingsraben von Djizeh, sich keiner Gefahr bewusst an dem Bruder vorbeibewegte, schlug dieser heimtückisch zu

und packte den Raben mit dem Schnabel, um ihn zu erledigen. Der trainierte Djizeh zögerte keine Sekunde. Er sprang seinem Bruder in den Nacken und biss so lange zu, bis dieser seine Beute losließ. Djizeh gewann auf einen Schlag eine Feindin, aber zugleich eine Freundin fürs Leben. Ra wurde seine gefiederte beste Freundin. In den folgenden Tagen wich Ra keinen Meter von ihrer Seite, um ihren angeschlagenen Flügel langsam heilen zu lassen. Kein Bussard oder Marder würde es wagen, sie anzugreifen, solange Djizeh an ihrer Seite war.

Djizeh genoss es, Verantwortung zu tragen. Doch innerhalb des Rudels wurde ihm von allen Seiten deutlich gemacht, dass er nicht beliebt war, schon gar nicht bei seinem ältesten Bruder, der nicht weniger stark war als er selbst. Er stand vor der Wahl, entweder seine Ambitionen als Rudelführer aufzugeben oder selbst ein Rudel zu gründen.

Eine seiner ein Jahr älteren Nichten, Siba, hatte eine besondere Vorliebe für ihn gezeigt; sie fühlte sich sehr zu ihm hingezogen. Die anderen Einjährigen konnten sie nicht begeistern, und in ihrem Wolfsherz wusste sie, dass Djizeh der Richtige für sie war. Auch der jüngere Djizeh fühlte sich zu ihr hingezogen, was ihn dazu trieb, sich noch schneller als zuverlässiger Anführer zu beweisen. Nach dem Winter würde er auf die Jagd gehen, um sich Siba als vollendeter Wolf zu präsentieren.

An einem frühen Frühlingsmorgen fasste er den Entschluss, allein zu den höher gelegenen Hochebenen entlang des Djebel Akhbar zu ziehen, wo junge Rehkälber als erbeutbare Beute in Frage kamen. Er konnte alle täuschen, außer seine Freundin Ra. Sie folgte ihrem Freund auf Schritt und Tritt und hielt ihn genau über mögliche Hindernisse oder Bären auf dem Laufenden. Die etwas höheren, noch dicht bewachsenen Ausläufer des Djebel Akhbar im Osten waren ein Traumrefugium für so manches Huftier, nachdem der Winter die Wiesen endlich freigegeben hatte. In kleinen Grasflächen, gesäumt von dichtem Gebüsch, versuchten die Mütter, ihre Kälber zu verstecken, denn vor den scharfen Augen und dem Geruchssinn eines Wolfes oder einer Säbelzahnkatze war nichts wirklich sicher.
Drei Tage hatte er gebraucht, um dorthin zu gelangen. Durst war dank der vielen Gebirgsbäche kein Problem, doch sein Magen begann zu knurren. Er verlangsamte seinen Schritt, denn der Geruch von Rehen war unverkennbar nahe. Djizeh schlich sich vorsichtig gegen den Wind. Er suchte nach einem Köder mit einem geeigneten Anmarschweg und wartete geduldig, bis die Hirschkuh sich sicher genug fühlte, um etwas weiter weg zu grasen. Das Kalb blieb allein zurück. Vorsichtig schlich er sich über einen Umweg bis auf wenige Meter an den Busch heran, in dem sich das Kalb versteckte. Ra wollte nachsehen, was los war, hatte aber keine Zeit, ihn

warnen. Es fiel Djizeh auch schwer, auf nüchternen Magen geduldig zu bleiben. Der Hunger weckte seine Übermut, und er griff dreist an. Das Kalb alarmierte sofort seine Mutter. Die Hirschkuh stürmte herbei, noch bevor Djizeh beschließen konnte, den Angriff abzubrechen, da er sich dem Kalb von der falschen, unüberwindbaren Seite des Busches genähert hatte. Die Hirschkuh versetzte ihm mit einer Salve ihrer scharfen Hufe eine ordentliche Tracht Prügel, die ihm sofort eine tiefe Fleischwunde in die Schulter rissen. Eine zweite Tritt-Salve brach ihm einige Rippen. Das Kalb floh wie ein Hase aus dem Gebüsch. Djizeh suchte seinerseits Zuflucht im Gebüsch, um dem wütenden Getrampel der Hirschkuh zu entkommen. Die Hirschkuh hörte auf, sobald sie sah, dass ihr Kalb in Sicherheit war, und ergriff gemeinsam mit ihm die Flucht, denn wo ein Wolf ist, sind in der Regel mehrere in der Nähe.
Djizeh blieb verwundet zurück. Blut strömte aus seiner Schulterwunde, doch der psychische Schlag war schlimmer. Djizehs Welt brach zusammen. Er konnte sich vor Schmerzen in der Brust kaum bewegen oder gar atmen. Ihm wurde klar, dass er sterben würde. Der Geruch seines Blutes würde zweifellos Bären oder Säbelzahnkatzen anlocken. Instinktiv begann er, seine Schulterwunde sauber zu lecken, doch die geringste Drehbewegung seines Kopfes verursachte einen enormen

Schmerz in seiner Brust. Er machte sich keine Illusionen, der Tod erwartete ihn.

Siba trauerte. In der ersten Nacht, nachdem ihr geliebter Freund fortgegangen war, hatte sie sich auf dem nächsten Hügel niedergelassen und weinte in langen, tiefen Seufzern die Trauer dieses Tages in den Abend hinein. Es kam keine Antwort. Als auch in der zweiten Nacht keine Antwort von Djizeh auf ihre Bitten kam, folgte sie ihrem Herzen. Sie blickte noch einmal zu ihren verständnisvollen Eltern und lief los, um Djizeh zu suchen. Es dauerte nicht lange, bis sie seine Spur fand, als hätte er sie für sie vorbereitet. Sie lief schnell und beschleunigte ihren Schritt, bis sie rannte, immer schneller, getrieben von der Liebe ihres Herzens. Der Gedanke an ein baldiges Wiedersehen verlieh ihr Flügel. Der stolze Djizeh hatte, wo immer er konnte, seine Spuren wie ein großer Anführer hinterlassen, obwohl er an der Grenze zum feindlichen Jagdgebiet der Schwarzwölfe unterwegs war. Diese Überheblichkeit kam Siba sehr gelegen. Als sie eines Abends erneut zu weinen begann, kam plötzlich Ra auf sie zugeflogen. Siba war zunächst begeistert, doch aus Ras nervösem Verhalten konnte sie schnell Verzweiflung ablesen. Sie machte sich sofort Sorgen um ihren Geliebten. Sie würde in dieser Nacht keine Ruhe finden und folgte Ra in die Nacht hinein.

Djizeh fand sich als würdiger Anführer mit seinem Schicksal ab. Er ließ den Schmerz nicht zur Verzweiflung werden. War er denn kein Rudelführer, so würde er zumindest wie ein Rudelführer sterben. Er hatte Durst wegen des verlorenen Blutes, musste sich aber mit den spärlichen Tropfen des Morgentaus auf den Blättern begnügen. Er stöhnte nicht darüber. Durch die Blätter des Strauchs sah er im Morgengrauen eine Säbelzahnkatze näherkommen. Der Wind stand günstig und hätte Rettung bringen können, doch sobald sie an ihm vorbeigelaufen war, wurde der Wind zu seinem Feind. Die mächtige Katze wandte sich, die Nase nach den Gerüchen ausstreckend, ihm zu. Sie schlich auf ihren Spuren zurück zum Busch von Djizeh. Er sah es nicht, denn aufgrund seiner Verletzungen konnte er sich unmöglich umdrehen. Er war ein leichtes Beute für die Katze. Die Smilodon roch den durchdringenden Geruch von Blut. Ein Kinderspiel. Äußerst langsam schlich sich die Katze an den Busch heran. Sie näherte sich bis auf einen halben Meter und sah den sterbenden Wolf, der bereit zum Verschlingen dalag.
Siba hatte das Spektakel schon von weitem bemerkt. Sie nutzte den Wind, um sich der Säbelzahnkatze zu nähern, sprang auf sie und packte sie an der Kehle, wobei sie ihren Säbelzähnen geschickt auswich. Sie rangen miteinander, doch die Liebe zu Djizeh in Siba ließ sie so lange zubeißen, bis die Katze an dem Blut in ihren Lungen erstickte. Siba ließ die

Eine riesige Katze kam hervor, streckte ihren Kopf durch das Gebüsch und schmiegte sich an Djizehs Rücken. Djizeh rührte sich nicht, wusste aber sofort, dass es Siba war, die ihm Rettung brachte. Er stöhnte dankbar. Siba schlängelte sich durch das Gebüsch auf der anderen Seite und leckte sofort seine Wunde. Djizeh ging es schlecht. Schnell ging sie zur Säbelzahnkatze und biss sich durch den weichen Unterbauch zur Leber vor. Sie nahm ein großes Stück davon, um Djizeh damit zu füttern. Er konnte seine Augen kaum noch öffnen, nahm aber in kleinen Häppchen die weiche, blutige, nahrhafte Nahrung an. Andere Raben waren inzwischen bereits begeistert in der Umgebung gelandet und warteten ungeduldig auf ihr Festmahl. Ra hielt sie gekonnt auf Distanz. Siba wurde klar, dass sie sich beeilen musste, den Kadaver zu verlegen, bevor Bären in der Umgebung die Raben entdecken würden. Schnell pflückte sie Nieren, Leberreste und Bauchfett aus dem Kadaver, um es bei Djizeh zu deponieren. Außerdem schleppte sie den Kadaver ein gutes Stück weiter über den Gipfel eines Hangs, während die Raben ihr begeistert folgten. Bevor sie den Smilodon den Raben überließ, gönnte sie sich noch die dicken Gesäßmuskeln der Katze, denn sie würde so schnell nicht wieder auf die Jagd gehen können. Oben auf dem Hügelkamm blickte sie noch einmal zurück auf das Festmahl der

Raben, während schon von weitem ein Bär begeistert herangelaufen kam.

Einige Tage vergingen. Djizeh erholte sich wunderbar. Die Wunde schloss sich dank Siba's täglicher Leckereien schnell, doch seine Rippen stellten nun das größte Hindernis dar. Er konnte sich bereits Schritt für Schritt zum Fluss im Tal bewegen. Laufen gelang ihm überhaupt nicht. Ra erkundete das Gelände immer weiter und warnte sie jedes Mal, wenn Gefahr drohte. So erreichten sie schließlich doch den Fluss. Sie hatten Glück, dass der Lachszug für die Bären sehr erfolgreich gewesen war. Siba lag stundenlang ganz vorsichtig auf der Lauer, um die Bären zu beobachten, damit sie nach deren Fressgelage die Reste einsammeln konnte. Ein Feind war um ein Vielfaches gefährlicher als ein Bär, und das war der Wolf. Siba und Djizeh wagten sich immer weiter in unbekanntes Gebiet vor, wo die Geruchsspuren unmissverständlich auf die Anwesenheit eines rivalisierenden Wolfsrudels hindeuteten. Sie waren fest entschlossen, gemeinsam ein neues Rudel zu gründen. Ihre Liebe war eine selbstverständliche Verschmelzung: gemeinsam leben oder gemeinsam sterben.

Djizeh gewann Tag für Tag seine Kräfte zurück, sein Rippengebirge schmerzte kaum noch. Siba fühlte sich

Je länger, desto sicherer fühlte sie sich bei ihm. Oft paarten sie sich. Sie zogen weiter durch die raue Berglandschaft und suchten sorgfältig nach einem geeigneten Ort für ein Wolfsbau. Es war eine schwierige Aufgabe, denn immer wieder nahmen sie den Geruch des dort herrschenden Wolfsrudels wahr. Als Siba spürte, dass ihre Trächtigkeit näher rückte und es schwieriger wurde, noch viel weiter zu ziehen, machte sich Djizeh allein auf den Weg, um das Revier des Gegners besser zu erkunden.

Eines Abends sah er die Jungtiere des Rudels in der Ferne miteinander spielen, während die älteren Wölfe gemächlich und genüsslich in die andere Richtung blickten. Er zählte achtzehn Wölfe, zwei ältere fielen ihm sofort auf. Er erkannte sie, als wären sie seine Eltern. Die unbestrittenen Anführer. Rudelführer und Rudelführerin. Djizeh zögerte.

Nie war seine Entscheidung so schwer: Entweder suchte er unterwürfig die Annäherung, damit er und Siba eine Chance hatten, akzeptiert zu werden und so in ihrem Rudel zu überleben. Oder er entschied sich für den eigenwilligen Weg mit allen damit verbundenen Risiken: Sollte dieses Rudel sie zufällig entdecken, hätten weder Siba noch ihre Welpen eine Überlebenschance

Wölfe sind unerbittlich gegenüber fremden Wölfen. Das Gesetz des Rudels lässt keinerlei Abweichung zu, es sei denn

der Anführer irgendwo einen Mehrwert durch neues und starkes Blut im Rudel vermutet.
Djizeh zögerte lange. Er fühlte sich Siba gegenüber sehr schuldig. Seine Überheblichkeit hatte sie und seine noch ungeborenen Welpen in diese schwierige Lage gebracht, und er vermutete, dass eine demütige Haltung die beste Lösung sein würde. Er kam aus seinem Versteck hervor und stieg vorsichtig den Hang hinab. Er blieb nicht weit vom Hügelkamm entfernt stehen und ließ den Rückenwind bewusst seine Visitenkarte weit unten im Tal hinterlassen. Das könnte ihm genug Zeit verschaffen, sich in Sicherheit zu bringen, falls sie sich sofort zum Angriff entschließen sollten. Er wartete äußerst angespannt auf jede Bewegung.
Sein Blick galt vor allem dem, den er für den Anführer hielt. Er hatte sich nicht getäuscht. Plötzlich blickte der kräftige, pechschwarze Wolf in seine Richtung. Er richtete sich auf, und sofort schauten alle Wölfe gespannt zu ihrem Anführer. Zwartwolf sah Djizeh regungslos, doch herausfordernd an. Die Kleinen waren darauf trainiert, sich sofort hinter ihre Eltern zu stellen.
Die älteren Jungtiere stellten sich noch davor, und die hochschwangere Leitwölfin stellte sich direkt hinter ihren Mann, den Schwarzen Wolf. Beide wussten immer noch nicht, was sie davon halten sollten. Es könnte eine List sein, denn hinter dem fremden Einzelgänger könnte sich noch ein ganzes Rudel

verbergen. Zwartwolf und die Leitwölfin waren sehr erfahren, und man konnte ihnen nicht mehr viel beibringen.
Djizeh humpelte übertrieben zwanzig gefährliche Meter näher an das Wolfsrudel heran.
Als die misstrauische Leitwölfin sah, wie ihm seine verletzte rechte Schulter zu schaffen machte, stand ihr Entschluss, ihn zu töten, sofort fest, doch der Rudelführer zögerte noch, und ihm gebührte das letzte Wort. Zwartwolf blickte zu seiner Rudelführerin und setzte zum Trab an. Er näherte sich Djizeh bis auf zehn Meter, während alle erwachsenen Wölfe des Rudels in ehrfürchtigem Abstand hinter ihm blieben. Djizeh hatte noch eine Chance: Er legte sich vor Zwartwolf auf den Rücken – die unterwürfigste Haltung für einen Rüden – und wartete geduldig ab. Der Rudelführer ging dicht an ihn heran, beschnupperte ihn und sah die Narbe auf seiner Schulter. Er lief vorsichtig über den Hügelkamm, stellte fest, dass Djizeh allein war, und fasste seinen Entschluss. Er lief an Djizeh vorbei und würde ihn so lassen, wie er war: keine Gefahr für das Rudel, aber auch kein Gewinn. Er musste Djizeh nicht töten, denn ein verwundeter Wolf überlebt allein niemals. Er würde sich daran nicht die Zähne schmutzig machen.
Djizeh verstand es nicht und dachte zunächst, er dürfe dem Anführer folgen. Er stand hoffnungsvoll auf und lief dem Schwarzen Wolf hinterher, doch dieser drehte sich sofort um und fletschte bedrohlich

entblößten Reißzähnen. „Wage es nicht!“ Der Rudelführer lief hinunter, weit an der Rudelführerin vorbei, bis auch sie sich umdrehte, überhaupt nicht einverstanden mit dem Urteil ihres Gefährten.
Auch Djizeh drehte sich scheinbar enttäuscht um, betrachtete sich aber als taktischen Sieger. Plötzlich sah er eine Chance, in diesem gefährlichen Rudel zu überleben. Sie hatten zwar seine Visitenkarte als behinderter, einsamer Wolf erhalten, aber nicht die seiner hochschwangeren Siba. Das bot ihnen Chancen, im Revier dieses Rudels zu überleben. Sein Geruch würde sie schließlich nicht mehr beunruhigen. Er hatte keine Zeit zu verlieren. Auch wenn Siba besorgt sein würde, würde er die ganze Nacht viel trinken und unzählige Pfützen in einem großen Kreis um den Rastplatz des feindlichen Rudels hinterlassen. Jedes Mal, wenn sie seine Spur aufnahmen, würden sie beruhigt sein, solange sie Sibas schwangeren Urin nicht riechen würden. Das würde erst einen aussichtslosen Krieg entfachen.
Er begann zu rennen. Als der Morgen anbrach, hatte er den Kreis gerade erst geschafft, und er kehrte erschöpft zu Siba zurück. „Wir müssen so schnell wie möglich eine Höhle graben, in der du und die Welpen sicher seid, und du darfst diesen Ort nicht mehr verlassen oder mit auf die Jagd gehen. Sie dürfen deinen Geruch niemals wahrnehmen“, warnte er sie. Siba

spürte das Strampeln ihrer Welpen in ihrem Bauch und begriff, wie verletzlich sie alle waren.
Der Plan gelang vorbildlich. Siba beschäftigte sich den ganzen Tag damit, den Bau immer tiefer und geräumiger auszuheben, Djizeh sorgte für Nahrung. Jedes Mal, wenn der scheinbar lahme Djizeh Beute erlegte, egal wie groß oder klein sie war, aß er sich den Magen voll, bis er fast platzte. Er ließ die Reste großzügig liegen, um dann in kreisförmigen Bewegungen immer wieder zum Nest zurückzukehren und das Fleisch für Siba auszuspucken. Es war jedes Mal ihr schönster Moment des Tages: das Fleisch zu genießen, in freudiger Erwartung der jungen Wölfe. Manchmal wurden sie unruhig, wenn das Rudel unheimlich nah an ihrem Nest zu heulen begann. Dann hielten sie sich atemlos in der Höhle versteckt und kamen den ganzen Tag nicht heraus. Am nächsten Morgen brach Djizeh dann wieder mit Ra zur Jagd auf. Eines Tages verließ er die Höhle mit einem unguten Gefühl. Siba verhielt sich unruhiger als sonst. Sie war kurz mit ihm nach draußen gekommen, war aber ebenso schnell wieder hineingegangen. Djizeh machte sich auf den Weg, seiner Pflicht nach. In der Ferne sah er einen Schwarm Raben, die aufgeregt auf und ab wirbelten. Ra flog bereits voraus, um die Lage zu erkunden, und kehrte schnell mit guten Nachrichten zurück. Djizeh begriff, dass keine Eile geboten war, und näherte sich vorsichtig, in Deckung

. Ein ausgewachsener Rehbock lag dort, von dem Rudel schwarzer Wölfe zu Boden geworfen.
Aus sicherer Entfernung beobachtete Djizeh sie aufmerksam, sehr beeindruckt von der Autorität, die Zwartwolf ausstrahlte. Mit nicht mehr als einem Blick auf einen Jungwolf konnte er die jungen Wölfe zur Ordnung rufen. Sie mussten abwarten, bis sie an der Reihe waren. Die Rudelführerin war nirgends zu sehen. Djizeh musste sich nicht lange gedulden. Der Rudelführer wollte offenbar schnell zu seiner Wölfin zurückkehren. Die Sonne stand hoch am Himmel und den jüngeren Wölfen blieb kaum Zeit, den Moment zu genießen. Die Raben waren in Scharen herbeigerufen worden und flogen mit großem Lärm auf das Mittagessen zu. Djizeh ahnte, was passieren würde, und musste sich mit Vorfreude gedulden.
Ein schwarzer Bär wurde durch das Geschrei der Raben alarmiert und ging kurz nachsehen, ob es sich lohnte. Er beschleunigte seinen Schritt und verscheuchte die wilden Kerle. Der kolossale Bär ließ sich Zeit. Nichts und niemand wagte es, ihn zu stören. Es wurde langsam Abend. Djizeh bekam nur noch mehr Hunger und bereute, dass er vielleicht die falsche Entscheidung getroffen hatte, nicht selbst auf die Jagd zu gehen.
Endlich zog der Bär ab. Djizeh schlich sich vorsichtig an den Rehbock heran, und die frechen Raben machten respektvoll Platz für ihn. Das ferne Heulen des

Der Anblick des Rudels in der Abendsonne beruhigte ihn ein wenig, und eilig begannen er und Ra zu essen. Der Rehbock war durch die zerfleischende Gewalt des Bären bereits ziemlich zerlegt worden, sodass es ihm nun viel leichter fiel, etwas Extra für Siba mitzunehmen. Der Bär hatte eines der Oberschenkelknochen gebrochen, und Djizeh musste nur noch den mit Muskeln und Fett umhüllten Hüftkopf heraushebeln. Zufrieden machte er sich auf den Rückweg zu seiner Gefährtin und vermied dabei so weit wie möglich eine direkte Geruchsspur. Normalerweise sah er das Gesicht einer wartenden Siba am Eingang zur Höhle, das ihm entgegen strahlte, doch diesmal wirkte sie abwesend. Er bekam ein ungutes Gefühl und schlich sich vorsichtig in die Höhle. Etwas weiter hinten hörte er ein Wühlen und Scharren und auch Sibas leise Antwort. Er ließ den Oberschenkelknochen auf halbem Weg zum Eingang der dunklen Höhle fallen und eilte zu ihr. Seine Schnauze zählte schnell vier Welpen. Siba leckte im Dunkeln Djizehs Schnauze, und er erwiderte ihre Zuneigung voll und ganz. Mit seiner Zunge streichelte er die vier Welpen sanft.
Es war stockdunkel, aber ihre Liebe brauchte kein Licht. Danach erbrach er so viel Futter, wie er nur konnte, für Siba und brachte den gekürzten Oberschenkel zum Nest. An diesem Tag wurde Djizeh ein junger Rudelführer und Siba eine junge Rudelführerin. Es war das gemeinsame Wagnis und Schicksal beider, das sie aus Liebe

. Die vier jungen Wölfe verliehen Djizeh sofort Flügel, aber auch mehr Sorgen. Bis jetzt war alles perfekt verlaufen: Siba hatte viele Reserven aufgebaut, indem sie sich in den letzten zwei Monaten ihrer Trächtigkeit zurückgezogen hatte, und die Schwarzwölfe wussten nichts von ihrer Existenz.

Am nächsten Morgen leckte Djizeh Siba und die jungen Wölfe und zog fröhlich auf die Jagd. Er fühlte sich wie der König des Tierreichs. Auch Ra war sehr begeistert und betrachtete die Welpen sofort als ihre eigenen Jungen. Sie fühlte sich wie die Rudelrabe, falls es so etwas überhaupt gäbe.
Ein paar Tage vergingen. Keine Gefahr ist größer als die, zu glauben, es gäbe keine Gefahr. Djizeh wurde in seiner Euphorie immer selbstbewusster und damit auch leichtsinniger. Er machte keine täglichen kreisförmigen Bewegungen mehr, um doch nur schneller bei den Welpen sein zu können. Dadurch wurden die Geruchspuren zu seinem Nest immer stärker, stärker als die früheren irreführenden Kreisspuren rund um das Nest des Rudels von Zwartwolf. Auch Siba stellte sich keine Fragen, als er immer schneller nach Hause kam.

Das Glück duldet es nicht, als selbstverständlich angesehen zu werden, als sei es ein eigener Verdienst. Das Glück verlangt lediglich aufrichtige Ehrfurcht und tägliche Anerkennung. Keine Verehrung, wohl aber

Dankbarkeit und

Demut, denn hinter jedem Glück steht irgendwo ein Engel, der zusieht. Wenn man Glück mit Demut erwidert, ist es, als blicke man in die Augen dieses Engels. Djizeh hingegen empfand sein Glück als etwas, das er sich nach all seinem Leiden selbst erarbeitet und verdient hatte. Der junge Rudelführer hatte noch viel zu lernen.

Einer der klügsten Söhne von Schwarzwolf hatte nicht viel zu tun, da seine Mutter, die Rudelführerin, nun auch mit jungen Welpen beschäftigt war. Er fand es schön, alleine umherzustreifen. Djizehs Fährte war für ihn nichts Neues, doch fiel ihm auf, dass er ihr nur noch gelegentlich begegnete. Da er nicht viel Besseres zu tun hatte, betrachtete er es als ideale Jagdübung, sich auf die Fährte zu konzentrieren. Er musste auch keine Angst vor dem älteren, verletzten Wolf haben, denn laufen konnte dieser starke Sohn von Schwarzwolf wie kein anderer. Eines Morgens fand Kleiner Schwarzwolf eine frische Fährte von Djizeh und beschloss, ihr zu folgen. Wie ein erfahrener Jäger schlich er dem Geruch von Djizeh hinterher und hielt seine Augen aufmerksam auf die vagen Spuren seines Ziels gerichtet. Es machte ihm großen Spaß, Jäger zu spielen und dabei selbst unbemerkt zu bleiben. Er machte das perfekt. Der Wind war an diesem Tag sein Verbündeter, und plötzlich sah er, nur einen Steinwurf entfernt, wie Djizeh

sich bereit machte, ein junges Reh anzuspringen. Er suchte sofort Schutz im Gebüsch. Djizeh war bereits damit beschäftigt, das Reh zu erlegen und den Weg zu einem Gesäßmuskel zu suchen, während Ra sich bereits ihren Anteil sicherte. Es überraschte den kleinen schwarzen Wolf, wie wenig Djizeh seine Behinderung zu beeinträchtigen schien und wie effizient er vorging. Er beschloss, Djizeh weiter zu folgen

Nicht lange danach hatte Djizeh genug und beschloss, zu Siba und den Kleinen zu gehen. Sein voller Bauch und die andere Hinterkeule des Rehs in seinem Maul würden für zwei Tage reichen. Morgen konnte er ja immer noch einmal zurückkommen und nachsehen, ob noch etwas übrig war, wenn die stets begeisterten Raben vorbeigekommen waren. Er schlenderte gemächlich nach Hause, und der kleine schwarze Wolf hatte reichlich Zeit, seine Fährte nicht zu verlieren. Das Stück Fleisch in Djizehs Maul faszinierte den jungen Wolf maßlos, denn ein Wolf tut so etwas schließlich nicht, es sei denn … und das musste er sehen.

Djizeh kam am Nest an, Siba lag mit den vier Kleinen am Eingang des Nestes und genoss die frische Luft und die Abendsonne. Djizeh wurde freudig empfangen und erbrach sofort etwas verdautes Fleisch für Siba. Die Kleinen aßen noch kein Fleisch. Der kleine Schwarzwolf beobachtete das Schauspiel erstaunt, kroch vorsichtig

zurück und kehrte um, um seinem Vater die große Neuigkeit von den vier Welpen zu überbringen. Großer Schwarzwolf und die schwarze Leitwölfin reagierten verblüfft und gratulierten dem kleinen Schwarzwolf zu so viel Mut. Sofort stellte Schwarzwolf eine kleine Truppe seiner stärksten Wölfe zusammen, mit dem stolzen Kleinen Schwarzwolf als Anführer. Die Leitwölfin sollte die Verteidigung des Rudelnestes organisieren. Der Abend brach herein und es war Eile geboten, den Nistplatz von Djizeh wiederzufinden. Djizeh ruhte sich kurz am Nest aus, während Ra den Jungen ihre erste Lektion im Spielen mit Raben erteilte. Siba nutzte die Gelegenheit, um ihren Durst am nächsten Bach zu stillen. Sie kehrte zum Nest zurück, woraufhin Djizeh sich seinerseits zum Bach begab. Kaum hatte er einen Schluck genommen, hörte er schon das alarmierende Heulen von Siba. Er eilte sofort zurück, sah aber zu seiner großen Bestürzung eine ganze Horde Wölfe am Eingang der Höhle, die aufgeregt knurrten und versuchten, in die Höhle einzudringen. Damit hatten sie jedoch nicht mit einer wütenden Siba gerechnet. Sie heulte laut und jaulte bedrohlich. Kein Anführer wagte es, die Höhle zu betreten. Großer Schwarzwolf beruhigte seine Meute, um keine Energie zu verschwenden. Die Zeit würde das leicht lösen: Sie würden

Siba und die vier Jungen in einer tagelangen Belagerung aushungern.
Djizeh sah aus der Ferne hilflos zu. Ra war zu ihm gekommen und beobachtete die Szene schweigend und bedrückt. Der Große Schwarze Wolf ließ vier seiner stärksten Wölfe zurück und kehrte nach Hause zurück, um seiner Leitwölfin Bericht zu erstatten. Am nächsten Tag würde er für Ablösung und Proviant für die vier sorgen. Die Nacht brach herein. Die Wölfe hielten zu zweit Wache. Auch der Vollmond spielte nicht zu Djizehs Gunsten. Die vier waren sich sicher, dass Djizeh auf der Lauer lag, aber das war ihnen egal. Der „verkrüppelte“ Wolf hatte gegen sie keine Chance.
Wie lange konnte Siba das ohne Essen und Trinken durchhalten? Djizeh war verzweifelt und wusste nicht, was er für Siba tun konnte. Bei einem waghalsigen Angriff auf die vier Wölfe hatte er nicht den geringsten Chance. Der pechschwarze Ra konnte vielleicht nachts etwas Futter einschmuggeln, aber genauso wichtig wie Futter war Wasser für die Milch, und das konnte Ra Siba nicht bringen.
Und doch war die tapfere Ra nicht von einer Selbstmordaktion abzubringen. Ras Mutterinstinkt arbeitete auf Hochtouren. Hatte sie die vier Welpen nicht als ihre Jungen erkannt? Sie machte Djizeh klar, was sie tun wollte, indem sie ihm den Weg zu den Überresten des Rehs wies. Das

Sich als Proviant zu verstecken, schien Djizeh das Beste zu sein, was er in dieser Nacht tun konnte. Doch Ra hatte ganz andere Pläne, und Djizeh konnte oder wollte sie nicht aufhalten. Nachdem sie sich noch einmal an dem frischen Fleisch gütlich getan hatte, riss sie ein Stück davon ab, das sie gerade noch im Schnabel tragen konnte, während sie flog. Bevor sie sich anschickte, ihre Mission zu beginnen, sah Djizeh ihr in die Augen und tat etwas, was ein Wolf nur für einen Ranghöheren tut. Er legte sich vor ihr auf den Rücken. Sie kratzte leise einen letzten Gruß, erhob sich und flog zu Siba's Nest.
Die vier Wölfe waren beruhigt. Sie lagen nicht vor dem Eingang der Höhle, sondern in sicherer Entfernung, sodass Siba keinen nächtlichen Blitzangriff ausführen konnte. Außerdem würde keine Wölfin ihre Jungen im Stich lassen. Für Ra war es ein Kinderspiel, mit einem schönen Gleitflug perfekt in der Öffnung der Höhle zu landen. Die Wölfe blickten desinteressiert auf und machten sich keine Gedanken darüber.
Ra kratzte kurz, damit Siba wusste, dass sie es war. Und wie froh war Siba über ihre Gesellschaft! Das bisschen Fleisch war willkommen, aber noch wichtiger war ihre Anwesenheit, eine enorme Stütze in dieser hoffnungslosen Situation. Ra dachte nicht daran, Siba noch länger allein zu lassen. Sie würde Siba helfen, so lange wie möglich durchzuhalten, und den Zugang zur Höhle bewachen, damit Siba sich ganz den Welpen

widmen konnte. Die Wächter würden schnell erfahren, dass es nicht klug gewesen war, sie hereinzulassen. Den ersten, der am Morgen vorsichtig seinen Kopf in die Höhle steckte, tippte sie fest mit ihrem Schnabel auf die Nase, sodass er in den ersten Tagen wegen des Blutes und der Schmerzen nicht mehr auf die Jagd gehen konnte. Er konnte schon froh sein, dass es nicht sein Auge getroffen hatte. Die drei anderen Wölfe waren davon ziemlich beeindruckt und beschlossen, alles mit Geduld, viel Geduld, zu lösen. Die Jungen würden Siba schon zu Tode saugen.
Drei lange Tage vergingen. Djizeh blieb stets in der Nähe, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu bekommen, Siba zu versorgen. Die Wächter wurden regelmäßig abgelöst, und die Leitwölfin des Rudels kam einmal selbst, um nach dem Rechten zu sehen. Sie ließ ihre Stimme laut vor Siba's Nest erklingen, um sie herauszufordern. Und ja, Siba geriet in Schwierigkeiten. Die Welpen saugten hartnäckig an ihren Zitzen, doch die Milch kam nur noch tropfenweise. Der Durst schwächte sie und ihre Welpen langsam. Ra konnte nicht mehr tun, als sie ohnehin schon tat, doch auch sie wurde zusehends schwächer. Am nächsten Tag starb der erste Welpe. In der Nacht schleppte Ra den toten Welpen, der kaum noch etwas wog, zum Ausgang. Die Wächter waren außer sich vor Freude, als sie das erste Opfer sahen, und spielten damit. Djizehs Herz blutete und weinte um Siba. Der Tag

Es folgte ein zweiter Welpe. Am nächsten Tag schleppte eine geschwächte Ra den dritten Welpen mit großer Mühe nach draußen, in der vergeblichen Hoffnung, dass die Wächter nicht wüssten, dass noch ein vierter Welpe übrig war. Die Wölfe feierten jedes Mal ein Fest und wussten von Kleiner Schwarzer Wolf, dass noch ein Welpe am Leben war. Siba setzte alles daran, ihren letzten Welpen zu retten, doch auch die letzte Zitze versagte, und ihre ausgetrocknete Zunge konnte nichts mehr bieten. Sie spürte, wie das Herzchen immer langsamer schlug, bis es zögernd nachließ und kaum noch zu spüren war, als hätte der Tod Mitleid und gönne ihr ihren Welpen so lange wie möglich. So sehr ihr eigenes Herz auch hoffte, gemeinsam mit ihrem letzten Welpen zu sterben, es gelang ihr nicht. Einen Tag später regneten alle Tränen der Welt, und der letzte kleine Wolf von Siba und Djizeh starb. Ra schleppte es mit ihren letzten Kräften aus dem Bau und wandte sich sofort Siba zu, damit das Rudel nicht denken würde, sie gäbe die Verteidigung von Siba auf. Aber auch Ra konnte nicht mehr. Sie starb völlig erschöpft außerhalb der Sichtweite der Wölfe, während sie hörte, wie diese draußen die letzte Beute in Empfang nahmen.
An diesem Tag regnete es in Strömen. Die Wächter waren durchnässt und froh, dass die Arbeit getan war. Sie brachen bei Einbruch der Dunkelheit auf und nahmen den letzten Welpen als Beweis für ihre Leitwölfin mit, dass alle Jungen tot waren und sie keine

Konkurrenz mehr zu fürchten brauchte. Die Leitwölfin

reagierte euphorisch und ließ ihre Einjährigen mit dem fremden Welpen spielen, denn Fleisch war nicht mehr daran. Es war ebenso grausam wie gnadenlos.

Man kann sich zu Recht fragen, ob sich die Engel nur um die Menschen kümmern, wo doch auch die Tiere einst in Frieden und Harmonie im Garten Eden zusammenlebten. Dafür kann es nur eine Erklärung geben: Durch das, was der Mann und die Frau taten, wurde die gesamte Schöpfung, vom Größten bis zum Kleinsten, in ihren Fall hineingezogen.

Djizeh hatte das Geschehen mit ansehen und eilte sofort zur Höhle. Zögernd ließ er beim Eintreten seine Stimme hören, doch es kam keine Antwort. Der Gestank war unerträglich. Am Eingang traf er auf Ra. Er nahm sie vorsichtig in sein Maul und trug sie weiter nach draußen. Er kehrte sofort mit einem bösen Vorahnung zurück. Der Geruch, der dort herrschte, verhieß nichts Gutes. Wie ein blinder Wolf stieß er schon auf halbem Weg unerwartet gegen Sibas Kopf und tastete mit seiner feuchten Zunge ihre Nase und Augen ab. Sie fühlte sich warm an. Mit seiner Zunge suchte er einen Weg zu ihrer Zunge, um sie zu befeuchten. Alles fühlte sich knochentrocken an, aber er hörte nicht auf. Plötzlich hörte er ein leises Stöhnen. Siba lebte noch und musste so schnell wie möglich aus dem Nest. Vorsichtig schleppte er sie am

Nacken zum Ausgang. Sie wog fast nichts mehr. Er zog sie bis kurz vor eine große Regenpfütze und befeuchtete seine Zunge, um ihr die Feuchtigkeit in den Mund zu lecken. Es waren jedes Mal nur kleine Mengen, aber nach einer Stunde bemerkte er, dass sie zum ersten Mal schlucken konnte. Djizeh hielt durch, und nach einigen Stunden öffnete sie sanft die Augen, auch wenn er sie kaum sehen konnte. Djizeh winselte und jubelte zugleich. Er half ihr, ihren Kopf am Nackenfell über die Pfütze zu halten, damit sie das Wasser mit langsamen Zungenhieben zu sich nehmen konnte. Nach drei Versuchen war sie schon wieder erschöpft, aber es war ein hoffnungsvoller Anfang. Es regnete wieder, und Blitze kündigten ein heftigeres Unwetter an. Djizeh zog Siba zurück zum Eingang der Höhle und legte Ra respektvoll an einen Ort mit Felsbrocken, um sie vor Aasfressern zu schützen. Das Unwetter kam gelegen, kein Wolf oder Bär war mehr unterwegs.
Die ganze Nacht über brachte er Siba Wasser. Außerdem holte er frisches Fleisch aus seinem Vorrat für den Morgen. Drei Tage lang regnete es in Strömen, was Siba Zeit gab, sich langsam zu erholen. Doch so langsam Siba sich auch erholte, ihr Mutterinstinkt meldete sich sofort. Das Erste, was sie überkam, war das Wiedererleben des Schmerzes, ihre Kleinen nacheinander verloren zu haben. Sie vermisste sie schrecklich. Das wenige Wasser, das sie zu sich nahm, wurde

von der Natur gnadenlos in Milch umgewandelt. Die von den verzweifelten, hungrigen Welpen furchtbar zerfressenen Zitzen flehten um Erlösung, die ihr Körper und die Natur ihnen nicht geben konnten. Sibas Augen hatten ihre Frische verloren. Trüb schienen sie immer wieder die Bilder der Schatten ihrer Welpen zu wiederholen, die hoffnungslos zappelten und an den schmerzhaft verwitterten, ledrigen Zitzen zogen, bis sie bluteten. Damals hatte sie deswegen nicht schlafen können, und jetzt auch nicht. Sie war elend. Sie vermisste ihre Kleinen, aber sie erinnerte sich auch daran, wie dankbar sie für Ras Anwesenheit war: Ohne sie wäre alles noch schwieriger gewesen. Jedes Mal, wenn ein Kleines starb, war Ra da, um es nach dem nötigen Gedulde beim Abschied mitzunehmen, in der Hoffnung, dass das Rudel die Belagerung aufgeben würde.

Am vierten Tag schien das Ende des stärksten Regens anzukündigen, und das machte Djizeh nervös. Sie mussten schnell aufbrechen, bevor das Rudel sie suchen würde. Jetzt war der ideale Moment gekommen. Es regnete noch, und ihre schlammigen Pfoten und Geruchsspuren würden auf den harten Felsen, Gräsern oder Blättern schnell weggewaschen werden. Djizeh sparte das Futter aus seinem Maul für sie auf und kaute es vor. Siba gab ihr Bestes, es fiel ihr schwer, aber sie schaffte es. Sie folgte ihrem Gefährten blindlings. Sie wurden klatschnass, aber das spürte Siba nicht. Sie

konnte nicht einmal

mehr nachdenken. So schwach Siba auch war, so stark musste Djizeh sein, um im Überlebensmodus für zwei zu bestehen.
Schwer beladene Wolken lasteten auf den Ausläufern des Djebel Akhbar und kamen selbst kaum noch einen Meter voran. Sie liefen über oder brachen gleichzeitig auf, um schließlich in dem einen oder anderen Fluss zu verschwinden und in einem feinen Nebel weiter zu spuken. Es war dieser Nebel, den Djizeh aufsuchte, um den Blicken eines wütenden Rudels zu entkommen. Sie waren noch immer nicht in Sicherheit. Er folgte den Flanken des Djebel Akhbar nach Norden, in der Hoffnung, einen Zufluchtsort für seine Familie zu finden.
Siba folgte und folgte und folgte, doch nur mühsam. Mindestens alle halbe Stunde musste Djizeh anhalten, wo sich auch immer ein gutes Versteck bot. Dann versuchte er, ihr Fell trocken zu lecken oder ihr etwas zu trinken zu geben. Ihr Kopf brummte immer noch und ihre Zunge blieb knochentrocken, während ihre Brüste weiterhin die gesamte Feuchtigkeit beanspruchten. Jede Anstrengung wog dreifach schwer. Die Sehnsucht nach ihren Welpen raubte ihr jeden Drang zu fliehen, zu leben. Es schien keine Zukunft mehr zu geben, kein Ziel, keinen Lichtblick. Alles war ausgelöscht. Da war nur noch dieser Partner, der sie am Leben hielt, aber wozu noch?

Es wurde Abend, und immer noch strömte der Regen aus den überquellenden Wolkenmeeren herab. Djizeh hielt an der ersten trockenen Raststätte, die er fand, um dort die Nacht zu verbringen. Er würgte und erbrach das letzte bisschen Essen, das er kurz vor ihrem Aufbruch gesucht hatte, und drängte Siba sanft, etwas zu essen. Sie gehorchte fügsam und legte sich hin, wagte es aber nicht, die Augen zu schließen. Ihre Augen hatten schon zu viel Nacht gesehen. Der Tod ihres vierten und letzten Jungen war für sie ein schwerer Schlag, der ihr auch den letzten Lebenswillen nahm. Als sie kaum noch spürte, wie Ra ihr den letzten Jungen unter ihr wegzog, war sie nicht mehr in der Lage, sich zu wehren. Der Tod ereilte sie, ging jedoch nicht an ihrer Liebe zu Djizeh vorbei. Es war, als spürte Djizeh, wie sie sich fühlte. Er schmiegte sich eng an sie und sah mit offenen oder geschlossenen Augen immer wieder, wie die Wölfe mit jedem toten Jungen spielten, bevor sie es als Beweis zur Leitwölfin brachten. Allein der Blick in die Augen des anderen nahm ihnen ihren schlimmsten Schmerz und schuf die Grundlage für einen neuen Bund der Treue, geschmiedet im heißesten Feuer, in gemeinsam getragenem Leid und unermesslicher Sehnsucht. Sie konnten dies selbst nur ertragen, indem sie es gemeinsam zu einem Stück Schmiedeeisen verschmolzen, das die Form von etwas annahm, das beide für immer in ihren Herzen trugen. Sie hatten

selbst nicht die geringste Ahnung, was sie mit dieser glühenden Mischung aus Schmerz und Trauer anfangen konnten. Es war letztlich ihre selbstlose Liebe zueinander, die die Form bestimmen würde. Es schien unmöglich, ein Symbol dafür zu schaffen. Keine Erinnerung und keine Zukunftsvision konnte es für sie in eine Form gießen. Sie hatten beide überlebt, was sie beide nicht hätten überleben dürfen, und so blieb ihnen nur noch einander. Ihr gemeinsames Schuldgefühl führte sie zur Demut und wurde von beiden gleichermaßen und gerecht geteilt. Es war ein teurer Lehrgang, auf einen Schlag die Weisheit von Jahren zu erlangen.
Der Schmelztiegel gab schließlich sein Schmiedewerk preis: einen Ring, der beide für immer verbinden sollte.

Die Schönheit der untergehenden Sonne inmitten eines Regenbogens ging an beiden völlig unbeeindruckt vorbei.

7. SHIRA

Sie war die Adoptivtochter des Rudelführers Djizeh und der Leitwölfin Siba.
Nicht, dass sie ihre Tochter war, sie war in allem mehr als ihre Tochter. Als Djizeh und Siba starben, bestritt niemand aus der Rudelfamilie Shira die neue Führung, denn sie war nicht nur anders, sie war in allem mehr.

Jahweh dachte zu Djibril: „Das menschliche Leben außerhalb Edens muss sich weiter fortpflanzen können. Nimm dieses kleine Mädchen und lass es in einem Weidenkorb vom Oberlauf des Nahr Hadi treiben."
Der Nahr Hadi oder der Stille Fluss entspringt hoch im Norden des Djebel Akhbar, wo die Trägen Wolken, die Alsahb Albatiya, ihre Wasserlast nur Tropfen für Tropfen dem zurückhaltenden, stillen Fluss auf seiner Reise opfern. Danach rütteln die tiefen Schluchten der Hochländer östlich des Djebel Akhbar den Nahr Hadi abrupt aus seinem trägen Schneckentempo wach.
Djibril tat, was von ihm verlangt wurde, und stellte keine Fragen. Er nahm das Mädchen, legte es in einen Korb an der Quelle des Nahr Hadi und ließ es den Fluss hinuntertreiben.

Der Hohe Norden war gnadenlos mit ihr umgegangen und trieb Kjéreh vom Polareis in den unbekannten Süden. Auf ihren Geliebten konnte die Polarwölfin nicht mehr zählen. Sie hatte mit ansehen müssen, wie ihr Gefährte von weitem vom rivalisierenden Clan in Stücke gerissen wurde, der danach auch ihre Welpen gnadenlos tötete. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihre Heimat zu verlassen. Kein Rudelführer würde ihr nach dem gewagten Abenteuer, das sie und ihr Partner gewagt hatten, noch Vertrauen schenken.
Ganz allein machte sie sich auf den Weg nach Süden. Das schnelle Laufen betäubte ihren Schmerz über den Verlust ihres Partners und ihrer Welpen. Sie war in perfekter Verfassung und kam schnell voran. Doch ihr schneeweißes Fell machte es ihr immer schwerer, Beute zu überlisten. Schließlich erreichte sie den Nahr Hadi. Als sie ihre ersten Schritte ins seichte Wasser setzte, hörte sie im Schilf ein Geräusch, das sie nirgends zuordnen konnte. Auf der Hut schlich sie näher heran, zwischen den Schilfhalmen hindurch, und erschrak, als sie auf ein ihr fremdes Tier stieß. Es zappelte mit seltsamen Beinchen in der Luft. Der Kopf des Tierchens schüttelte sich manchmal suchend hin und her und gab ein seltsames Geräusch von sich, das klang, als hätte es irgendwo Schmerzen. Kjérehs Mutterinstinkt erwachte sofort und ihre Brüste und Brustwarzen reagierten ebenso schnell. Sie kroch leise näher heran und

schnüffelte an dem Tierchen. Es schien das zu mögen und hörte auf zu weinen. Kjéreh schaute dem Baby in die Augen und war sofort hin und weg. Sie leckte das Kind zärtlich und bot ihm schnell ihre Brustwarzen an. Das Baby saugte gierig daran und genoss es.

Djizeh und Siba zogen immer weiter nach Norden. Der Djebel Akhbar lag weit hinter ihnen. Djizeh war schon lange nicht mehr auf der Hut vor dem Rudel. Er hatte aufgegeben. Er hatte gegen keinen Angriff mehr etwas in der Hand. Er konnte selbst kaum noch einen Schritt tun und war nun mindestens genauso schwach wie Siba, da er ihr das gesamte Futter gab. Wenn sie beide vor Erschöpfung sterben mussten, dann wollte er als Erster gehen; er wollte ohne Siba nicht mehr weiterleben. Er wollte ihr noch alles geben können. Sie stand für ihn über allem. Alle kleinen Tiere oder Beeren, die er noch pflücken konnte, waren für sie. Sie erreichten einen langsam fließenden, seichten Fluss und tranken dankbar vom Wasser.
Plötzlich hörten sie einen Schrei. Djizeh spitzte sofort die Ohren, es kam von weiter oben. Sie sahen sich an. Was sie beide nicht sofort einordnen konnten, war das, woran sie intuitiv gemeinsam dachten oder wonach sie suchten, als würden sie gemeinsam einen Geruch erkennen, der noch nicht allzu lange zurücklag. Aber es blieb seltsam. Djizeh ging vorsichtig darauf zu. Siba folgte ihm mühsam. Sie sahen sich

erneut an. Das Geschrei hatte etwas Vertrautes. Nicht die Tonlage, aber die Unbefangenheit, die Hilflosigkeit, die darin mitschwang.
Djizeh machte ein paar Schritte vorwärts zwischen dem verdeckten Schilf. Siba folgte neugierig. Djizeh erschrak, als sich ein schneeweißer Wolfskopf kaum drei Meter entfernt aufrichtete. Kjéreh fletschte die Zähne. Djizeh wich zurück, während Siba sich keiner Gefahr bewusst war und an Djizeh vorbei schlurfte. Kjéreh erkannte sofort, dass beide ihr nicht gewachsen waren, und sah an Sibas Zitzen, dass sie, genau wie sie selbst, trächtig gewesen war und Junge gesäugt hatte.
Sofort fühlte sie sich mit dem Schicksal verbunden, das dieses unglückliche Pärchen zweifellos getroffen hatte. Sie änderte ihre Haltung, trat einen Schritt zurück und lud sie ein, sich das seltsame Tierchen anzusehen. Das Baby kicherte vor Vergnügen, als es mit sanften Zungenschlägen überschüttet wurde. Auch Sibas Mutterinstinkt setzte sofort ein. Obwohl ihre Brustwarzen noch schmerzten, bot auch sie ihre Brustwarze an. Das kleine Mädchen nahm sie dankbar an, obwohl kaum Milch herauskam.
Djizeh sah sofort, wie die Lebenslust in Sibas Augen zurückkehrte. Sie leckte das Kind sanft, als wäre es auch ihr Welpe, und sie wusste sofort, dass sie es nicht mehr hergeben wollte. Die wenige Milch, die sie hatte, diente

wieder dem, wozu sie bestimmt war: dem Leben zu dienen. Djizeh sah Kjéreh an, und Kjéreh sah ihn an. Ihr beider Leid stand in ihren Augen geschrieben wie ein Teich aus Tränen, der, so tief er auch sein mag, seinen Grund nicht vor Augen verbergen kann, die einst selbst einen Teich füllten.
Kjéreh gingen viele Gedanken durch den Kopf. Sie begriff sofort, dass sie niemals allein in der Lage sein würde, das Kind großzuziehen. Ihr schneeweißes Fell spielte ihr bei der Jagd im Süden einen Streich. Dieses kleine Tier musste beschützt werden, es musste für Nahrung gesorgt werden, und es musste erzogen werden. Das Schicksal kann sich zum Guten wenden, sagte eine Stimme in ihr. Obwohl der stark geschwächte Djizeh ihr nicht gewachsen war, legte sie sich mit dem Rücken zu ihm hin, ihre schwächste Seite, den weichen Bauch, nach oben gewandt. Djizeh beeilte sich, der starken Wölfin klarzumachen, dass sie sich schnell wieder aufrichten müsse. Er brauchte sie mehr als alles andere.
Die Aufgabenverteilung innerhalb des kleinen Rudels lag auf der Hand: Kjéreh und Siba säugten gemeinsam das Kleine, und Siba blieb bei ihm, wenn Djizeh und Kjéreh auf die Jagd zogen.
Kjérehs überraschend weißes Fell erwies sich schnell als Vorteil, um die überraschte Beute von Djizeh überlisten zu lassen. Einstimmig nannten sie das Kleine Shira, was in der Wolfssprache „Schrei“ bedeutet.

Der Frühling bot ihnen großzügig alles, was sie brauchten, um wieder zu Kräften zu kommen, obwohl Siba schwach blieb und ihr Körper immer mehr aufzugeben schien. Sibas Fell gewann nie wieder seinen früheren Glanz zurück, während Kjéreh und Djizeh immer stärker wurden. Der Sommer verging ereignislos, der Herbst ebenfalls, wäre da nicht gewesen, dass Siba immer öfter einen Zahn verlor und kaum noch kräftige Nahrung zu sich nehmen konnte. Djizeh sorgte vor allem für Nahrung für Siba, die schon sehr bald keine Milch mehr für Shira produzieren konnte. Kjéreh übernahm dies unbemerkt von ihr und kaute auch das Futter für Shira vor.
Während des Winters bedeckten die drei Wölfe Shira mit ihrem Fell wie mit einer Flickendecke.
Im folgenden Frühling paarte sich Djizeh sowohl mit Siba als auch mit Kjéreh. Die Natur beschützte die schwache Siba und schenkte ihr nach drei Monaten nur einen einzigen Welpen. Sie bündelte ihre letzten Kräfte in einem männlichen Wolf, der schnell zu Shiras bestem Freund heranwachsen sollte. Graülv nannte Siba ihn, weil er grauer wurde als das reinste Grau.
Kjéreh brachte wenig später fünf Welpen zur Welt. Siba freute sich für Kjéreh und Djizeh und tat mit immer größerer Anstrengung, was sie noch tun konnte. Sie spürte, wie sie zur Last für das junge Rudel wurde. Djizeh musste nun viele Mäuler stopfen. Sibas Anteil wurde eher zu viel für das, was

sie dem Rudel dafür zurückgeben konnte, besonders mit dem bevorstehenden Winter. Ihre letzte Milch war schon lange versiegt. In einer späten Herbstnacht watete sie mucksmäuschenstill bei Vollmond zur Mitte des Nahr Hadi und ließ sich treiben.
Bei Tagesanbruch erwachte Djizeh als Erster und blickte auf Sibas leeren Schlafplatz. Er stand auf, folgte ihrer Spur bis zum Nahr Hadi und wusste sofort, was geschehen war. All seine Trauer legte er in sein Heulen. Stundenlang klagte er und jagte sein Weh in langen, traurigen Tönen in den Kosmos hinaus, im Vertrauen darauf, dass der Wind es tief in die Täler und Schluchten des Nahr Hadi tragen würde. Dort konnte sich seine Lebensgefährtin friedlich an irgendeinem Ufer zur Ruhe betten.
Kjéreh gesellte sich schon bald mit dem ganzen Rudel zu ihm. Sie heulten alle aus vollem Herzen. Vor allem Shira und Graülv versuchten, das Heulen mit hoher Stimme nachzuahmen. Auch die anderen Welpen gaben ihr Bestes, gaben aber schnell auf. Shira heulte mit Djizeh und Graülv bis zum Mittag weiter. Djizeh hörte erst auf, als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, und nahm dann Shira und Graülv mit zurück zum Schlafplatz. Kjéreh warf sich sofort vor Djizeh auf den Rücken, doch er ermahnte seine neue Leitwölfin sanft, sich wieder umzudrehen. Es lag viel Arbeit vor ihnen.

Kjéreh konnte Djizeh oder Graülv in dieser Nacht keinen Moment trösten. Djizeh lag da und starrte mit leblosen Augen auf einen ebenso leblosen Vollmond. Er wusste nicht, wie er die Welpen im kommenden Winter ohne Sibas Unterstützung großziehen sollte. Wie konnte er die Welpen beschützen, ohne dass Siba auf sie aufpasste?

Am nächsten Morgen geschah etwas Wunderbares, es war, als würde Siba sich aus der Ferne immer noch um sie kümmern. Eine ganze Rabenfamilie ließ sich bei ihrem Unterschlupf nieder, entfernte Verwandte von Ra. Djizeh und Kjéreh fanden neuen Mut, und Jahre vergingen.

Shira, als ältestes „Jungtier“ ihrer Eltern, verdiente sich den Respekt aller im Rudel. Keiner der direkten Nachkommen von Kjéreh und Djizeh stellte ihre Führungsrolle in Frage, als die beiden Rudelführer eines Morgens gemeinsam aufgebrochen waren, aber in den folgenden Tagen nicht mehr auftauchten. Die Suche unter der Leitung von Graülv blieb erfolglos, bis einer der Raben Kjéreh und Djizeh tot in einer tiefen Schlucht gefunden hatte. Vor dem gesamten Rudel warf sich Shira vor Graülv auf den Rücken und wartete ab. Graülv wartete demütig ab und sah jedem Tier des Rudels in die Augen. Jedes Mitglied verneigte sich vor ihnen, ohne jeglichen Widerstand, woraufhin Graülv seine Aufgabe

und stellte sich sofort neben Shira. Die neuen Rudelführer waren gewählt.
Shira fühlte sich durch den Respekt ihrer Brüder und Schwestern geehrt, erkannte jedoch, dass dies letztlich nicht zum Fortbestand der Nachkommen ihrer Wolfseltern beitrug. Dennoch hatte sie Vertrauen.
Djizeh hatte ihr von der Belagerung erzählt, bei der die vier Welpen von Siba und ihm gestorben waren. Und davon, wie Kjéreh und Siba sie gefunden hatten, wie sie, Shira, Sibas Lebenswillen gerettet hatte. Er hatte seiner Menschentochter versichert, immer Vertrauen zu haben und niemals den Mut zu verlieren, woraufhin Djizeh ehrfürchtig an Shiras Zitzen geleckt und nichts mehr gesagt hatte.
Es war die höchste Ehre und das tiefste Vertrauen, das ein Wolf einer zukünftigen Leitwölfin schenken konnte. Auch sie würde eines Tages Nachkommen bekommen, davon war Djizeh überzeugt.

8. BLINDES ERWACHEN

So wie der Winter früh Einzug gehalten hatte, so löste der Frühling den strengen Winter ebenso früh ab.
Es kitzelte unter Kaïns Nase. Genog hatte genug vom Winter und drängte seinen Herrchen, etwas zu unternehmen; er konnte sich in dessen Bart nicht mehr ruhig halten. Erst eine Stunde später gelang es Genog, den Schlafmützen aufzuwecken. Kaïn, der zwischen Elons Vorderpfoten lag, sah einen Lichtschimmer in der Grube. Das ganze Eis schien verschwunden zu sein, auch wenn er mit seinen kranken Augen kaum etwas sah. Er war so mager geworden wie ein Regenwurm. Vorsichtig kroch er zwischen den Fellen hindurch, in der Hoffnung, Elon nicht zu wecken. Kaïn war enorm geschwächt, aber er lebte! Sein Körper war all die Monate ohne Nahrung geblieben und verlangte nun auch nicht sofort danach. Die bittere Kälte hatte seinen Stoffwechsel quasi zum Stillstand gebracht, doch dafür zahlte er einen hohen Preis: Sein Blick war völlig trüb und verschwommen geworden. Mit aller Mühe der Welt gelang es ihm, im Dunkeln ein Feuer zu entfachen. Er war erschöpft. Langsam ordnete er seine Gedanken. Würde er sich noch aus dieser Falle befreien können? Seine Augen? Er rieb sie mit den Fingerknöcheln, aber es

half nichts. Er sah nur vage Umrisse zwischen Schwarz und Weiß, Dunkel und Hell, und verfehlte jedes Detail. Kain zerbrach sich den Kopf darüber, wie er sich in der Dämmerung orientieren sollte. Er tastete nach Genogs Beutel und suchte bei ihm Halt. „Jetzt verstehe ich erst, was du durchmachst.“ Und wie sollte er den Bären Elon da herausbekommen, wenn er selbst kaum etwas sehen konnte? Zunächst musste er erst einmal selbst aus der Grube herauskommen. Unbeholfen tastete er nach dem Seil. Er versuchte es, begriff aber schnell, dass er aus schrägen Baumstämmen eine Art Treppe bauen musste, um mit seinen geschwächten Armen höher zu klettern. Er streckte den Kopf über den Brunnen, atmete tief durch und suchte nach der Stelle, an der die Bärin gestorben war, doch er nahm nur ein graues Zwielicht wahr. Er tastete mit den Händen nach einem Halt, um sich aus dem Brunnen zu ziehen, spürte aber plötzlich zwei Füße, die sich hastig zurückzogen. „Djibril?“, rief er, angenehm überrascht. Seine Stimme hatte noch nicht viel Kraft.
Er krabbelte mühsam aus dem Brunnen, um auf Händen und Knien erneut nach den Füßen zu suchen. „Djibril!“, rief er erneut, viel lauter, doch er hörte nur seltsame Geräusche und das Scharren eines Tieres.

Shira erschrak und trat schnell ein paar Schritte vom Rand der Grube zurück. Zusammen mit dem ganzen Rudel sah sie zu, wie der Fremde auf Händen und Füßen

wie ein Blinder

Wolf im Kreis lief. Shira stand wie angewurzelt da. Zum zweiten Mal sah sie eine Tierart, die ihr sehr ähnlich war. Vor dem Winter hatte sie diese seltsame Gestalt schon einmal aus der Ferne bemerkt, als sie ihre Erzfeinde, die Säbelzahnkatzen, unweit dieses Brunnens überfallen hatten.
Shira überkam ein seltsames Gefühl. Der Fremde schien zwar ihrer Art anzugehören, doch sein Bart verwirrte sie, und außerdem hatte er etwas zwischen den Beinen, wie ihr Vater Djizeh und viele andere Wölfe in ihrem Rudel. Auch sah sie keine Brüste. Das machte sie neugierig und faszinierte sie ungemein. Sie war verwirrt und zog sich still mit dem Rudel zurück, um sich mit allen zu beraten.

Kain war nicht allein und stieg wenig später erschöpft wieder in die Grube hinab und versuchte erneut, ein Feuer zu entfachen. Es kostete ihn viel Kraft. Er erinnerte sich nicht, jemals so schwach gewesen zu sein, und sank neben dem Feuer zusammen. Elon erwachte allmählich. Der Rauch berauschte Kain und er dachte an die spiralförmigen Visionen während seines langen Winterschlafs. Sein Geist erinnerte sich an die königlichen Gaben, die aus dem Meer auftauchten. Sofort fühlten sich diese Einsichten sehr schmerzhaft an. Wie konnte er das noch wiedergutmachen? Was konnte er tun, wo er doch nichts mehr sah? Wieder war es die Erinnerung an

Abel, die ihm die Antwort gab: Abel kümmerte sich nicht um sein gebrochenes Bein, es wog nicht auf gegen all das Gute, das er in der Grube erfahren durfte. Nur wusste Kain nicht, wie er sich noch um Elon und Genog kümmern und ihnen helfen sollte, während er selbst vielleicht mehr Hilfe brauchte. Er tastete eher als dass er mit den Augen suchte, ob noch trockene, essbare Beeren übrig waren, doch es stellte sich schnell als Enttäuschung heraus. Er fürchtete, zu sterben, ohne sein Versprechen gegenüber der Bärin gehalten zu haben.
Mühsam band er einige Baumstämme zusammen, die einem erwachsenen Bären als Treppe dienen konnten. Das Anheben der Stämme kostete ihn seine letzten Kräfte, und er fiel in Ohnmacht. Wie sehr Genog auch versuchte, ihn unter der Nase zu reizen, es half nichts. Kain verharrte im Niemandsland, als würde er einen neuen Winterschlaf beginnen.
Elon erwachte und schüttelte sich wach. Er blickte zur Treppe hinüber und sah Kaïn bewusstlos daliegen. Er ging sofort zu ihm hin und begann, ihm das Gesicht zu lecken. Durch die Wärme der Bärenzunge kam Kaïn kurz zu sich. Mit seinen ausgemergelten, steifen Fingern streichelte Kaïn dankbar den Bärenkopf, froh, dass Elon seine Pfote offenbar wieder benutzen konnte. „Elon, hilf Genog und mir. Ich schaffe es selbst nicht mehr nach oben. Ich werde ein Seil um deinen Hals binden, zieh uns aus dem Schacht, wenn du oben bist.“ Der Bär ließ

sich bereitwillig ein einfaches Geschirr anlegen und hakte sich mit seinen großen Klauen in die Baumstämme ein, die einen Ausweg aus dem Brunnen boten. Oben angekommen spürte er, wie sich das Seil spannte, und zog mit aller Kraft den ausgemergelten Kain und Genog aus dem Brunnen.
Kain war erschöpft von dem Wenigen, das er noch selbst tun musste. Er spürte, wie sein Ende nahte, bis er in der Dämmerung erneut die seltsame Gestalt sah. Jede Hilfe schien ihm nun zu spät zu kommen. Er schleppte sich tastend auf Elons Rücken, hielt sich so gut es ging am Rüstungsgürtel fest und zeigte Elon, wem er folgen sollte. Seine Augen ließen ihn nun völlig im Stich, sodass er glaubte, er sei bereits tot. „Djibril“, murmelte er immer wieder in seinem Kampf mit dem Tod. Kain verlor jegliches Gefühl für Zeit und Raum. Genog hielt sich an Kains Bart fest, während Elon sich vorsichtig auf den Fluss zubewegte, dem Fremden hinterher.
Shira beobachtete das Geschehen zusammen mit ihren Wölfen. Jeden Tag, wenn das Wetter es zuließ, war sie mit ihrem Rudel neugierig zum Brunnen gekommen, um zuzuschauen. Nach nicht einmal zehn Metern bemerkte sie, wie Kain sofort von Elons Rücken zu rutschen drohte, und befahl ihren Wölfen, anzuhalten und Abstand zu halten, während sie sich Elon und Kain näherte. Sie behielt vor allem Elon im Auge, doch dieser zeigte keinerlei Anzeichen von Böswilligkeit. Sie

kniete sich vor seinem Kopf nieder. Die Wölfe hinter ihr beobachteten die Szene angespannt und würden sofort eingreifen, sollte Elon auch nur eine falsche Bewegung machen. Shira legte ihre Hand auf Elons Kopf. Dieser rührte sich nicht. Dann berührte sie vorsichtig Kaïn. Er fühlte sich eiskalt an. Sie ließ ihre Wölfe ruhig näherkommen. Elon verhielt sich still. Genog verstand überhaupt nicht, was vor sich ging. Die Wölfe legten sich gehorsam in einem Kreis um sie herum, während Shira einen Blick in den Brunnen warf. Sie fand dort noch einige alte Felle und Lederriemen und war beeindruckt von Kains Provianttasche. Sie nahm alles mit. Oben angekommen, verstärkte sie Elons Rüstung. Sie wickelte Kains Beine mit Fell ein und bedeckte seinen Rücken und seine Arme mit den besten Stücken.
Kains Geist blickte unterdessen in einen tiefen Abgrund, der nichts anderes sein konnte als der vom Gipfel des höchsten Berges, dem Djebel Akhbar selbst, von ganz oben bis tief hinunter zu seinem Fuß. Es war, als fiele er von dort und fiel weiter. Seine Lippen konnten schon lange nicht mehr murmeln oder stammeln, doch sein unterbewusstes Bewusstsein blieb auf Abels Geschichten über Djibril fokussiert.
Und Djibril war da: Shira schnallte Kain so gut es ging an die Rüstung fest. Elons Rücken würde für Kain eine Quelle der Wärme sein. Sie gab ihren Wölfen ein Zeichen, die Reise zum Nahr

Hadi, dem Fluss, an dem sie von ihren Eltern Djizeh, Siba und Kjéreh aufgezogen worden war. Shira lief dicht neben Elon und legte eine Hand auf Kaïn. Ihr ältester und auch liebster Bruder kam sofort neben sie. In Wolfssprache berieten sie sich laut.
„Was denkst du, Graülv, was würden unsere Eltern jetzt tun?“ Der graue Wolf hatte seinen Namen nicht gestohlen und war grauer, als ein Wolf nur sein konnte.
„Sie würden tun, was sie damals mit dir getan haben: ihn füttern, ihn warm halten, ihm helfen und mit ihm leben.“ Er schwieg einen Moment: „Ich habe noch etwas vergessen: und von dir lernen.“ Er blickte sie liebevoll an. Sie dankte ihm mit einem Lächeln. „Haben wir noch Fleisch für ihn?“, fragte sich Shira. „Oder Milch?“, schlug Graülv vor.
Plötzlich schreckten beide auf. Sie hörten, wie Kaïn das Wort „Milch“ in reinem Wolfssprache wiederholte. Das sanfte Schaukeln und die Wärme von Elons Rücken hatten ihn leise zurück ins Leben geholt. Das Wort „Milch“ war genau das Wort, das Kaïn in seiner Kindheit mit Abel und Loep so eifrig geübt hatte. Shira und Graülv trauten sich nicht sofort, noch etwas zu sagen, aber beide empfanden es als Zeichen, dass sie das Richtige für diesen Fremden taten, der vertrauenswürdig schien. Es gab Graülv auch zu denken: Shira hatte einen ähnlichen gefunden. Die fremde Karawane hatte an jenem ersten Abend an dem Ort Halt gemacht

, an dem die Meute den Abend zuvor verbracht hatte. Shira befreite Elon von seiner Last und legte Kaïn auf die Felle, auf denen sie immer schlief. Sie bat ihre Neffen und Nichten, sich so nah wie möglich an ihn zu legen, während sie ein Stück Leber aus dem Kadaver eines Tieres nahm, dessen Herkunft kaum noch zu erkennen war. Als Leitwölfin genoss sie das Vorrecht der ersten Wahl. Ihre Amme Siba hatte ihren Kindern von klein auf eingetrichtert, dass Shira unmöglich von sehnigen Fleischstücken überleben könne.
Kains letzter Bewusstseinsverlust hatte ihm das wenige Licht geraubt, das er noch sehen konnte. Beim ersten Kontakt mit einem Wolf, der dicht an ihm lag, streichelte er hoffnungsvoll seinen Retter: „Loep! Bist du es?“ Shira reichte ihm sofort ein Stück Leber, und er schreckte vor der Hand zurück. „Abel?“ Er verstand nichts mehr. „Djibril?“, versuchte er, in der Annahme, dass es nur Djibril sein konnte. Er begann langsam auf dem Fleisch zu kauen. Nach einem ersten mühsamen Schluck sagte er: „Danke, Djibril.“
Shira reichte ihm sofort ein weiteres Stück. Sie war völlig aus der Fassung. Seltsame Gefühle von Traurigkeit und Freude vermischten sich zu einem Knäuel, von dem sie nicht wusste, welches der beiden die Oberhand gewinnen würde. Traurigkeit, weil sie sich plötzlich wie eine Fremde in ihrem Geburtsstamm fühlte? Freude, weil sie einen Verwandten hatte

gefunden, das ihr sehr ähnlich sah? Auch wenn es Unterschiede gab, die viel mit dem Geschlecht zu tun hatten, so wie sich auch ein Wolf zu einer Wölfin verhält. Intuitiv hatte sie sich selbst immer mehr mit einer Wölfin mit Brüsten und Spalte verbunden gefühlt. Und plötzlich lag da ein Wesen mit vielen Ähnlichkeiten, aber auch mit Merkmalen des anderen Geschlechts, wie ihr Bruder Graülv, der ihren Zwiespalt perfekt spürte.
Er winkte sie zu sich, um etwas Abstand zu gewinnen: „Ich mache mir Sorgen, aus welchem Rudel er stammt. Er kennt das Wort ‚Milch', er ist ein Wolfskind. Vielleicht wurde er bei den Schwarzwölfen aufgezogen, den Feinden unserer Eltern. Es könnte eine List sein. Sei vorsichtig!" Die Geschichten ihrer Eltern über das Rudel des Schwarzen Wolfes waren von Djizeh eingetrichtert worden, um ihre Wachsamkeit aufrechtzuerhalten. Andererseits zeigten sich Djizeh, Siba und Kjéreh immer überraschend tolerant gegenüber fremden, einsamen Wölfen, die sich anboten, sich ihrem Rudel anzuschließen. Oftmals stärkten diese Wölfe das Rudel sogar, indem sie für Nachkommen sorgten, die über mehr Kraft oder eine bessere Ausdauer und Gesundheit verfügten.
„Ich glaube, er ist alt, Graülv. Schwach und blind, genau wie Djizeh, bevor er starb und so in die Schlucht stürzte."

„Ich glaube eher, dass er krank ist. Wir müssen Geduld haben“, sagte der schneller alternde Wolf, der mehr Verständnis aufbrachte als Shira.
Shira selbst schmiegte sich in dieser Nacht eng an Kaïn, wie es Wölfe immer tun, wenn ein kranker Wolf der kalten Nacht trotzen muss. Ihr Körper zitterte vor Hitze, so wie Kaïns Körper vor Kälte zitterte. „Milch“, wiederholte sie ein paar Mal, bis sie ihn plötzlich deutlich „Milch“ in der reinsten Wolfssprache murmeln hörte. Es versetzte ihr erneut einen Schock. Dieser Fremde war kein Fremder. Graülv hörte ihr Flüstern und konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Er ahnte genau, was einmal kommen würde, und nahm sich in dieser Nacht bereits mit den zärtlichsten Gefühlen ein wenig Abschied von seiner geliebten Leitwölfin.
„Genug! Elon!“, rief Kaïn aus dem Nichts, unmittelbar gefolgt von „Djibril!“ Dann fiel er sofort zurück in eine Tiefe ohne Ende.
Auch Shira schreckte aus dem Schlaf hoch und sah erstaunt, wie das ganze Rudel um die beiden herumstand. Sie hatten gewartet. Sie hatten lange gewartet. Graülv hatte ihnen bereits in der Stille alles klargemacht. Graülv ging auf sie zu und winkte sie zu sich. Sie stand sofort auf und folgte ihm, bis sie allein waren.
Der reinste graue Wolf unter den Wölfen drehte sich zunächst auf den Rücken, richtete sich wieder auf und sprach:

„Schwester…“, doch er kam nicht dazu, weiterzusprechen. Auch sie warf sich blitzschnell vor ihm auf den Boden, drehte sich auf den Rücken und blieb so vor ihm liegen. Sie schloss die Augen. Graülv kam zu ihr und leckte ihr Gesicht, und auch sie drehte sich um und leckte seine Augen, woraufhin sie sich in die Augen sahen. Das eine Paar das andere.
Graülv sprach als Erster: „Unsere Stammesvorfahren waren immer gastfreundlich, aber das hier ist anders. Das ist mehr. Das ist so, wie du einst warst und auch bist. Mehr.“ Er neigte den Kopf und blickte nach unten, was für einen Wolf sehr ungewöhnlich ist. Graülv hatte das von ihr gelernt, immer wenn sie demütig einen Fehler eingestehen musste. Auch wenn er überhaupt keinen Fehler gemacht hatte, blickte er nun doch nach unten. Es hatte auch nichts mit Fehlern zu tun, es war eher aus Liebe und aus Trauer über ihren bevorstehenden Abschied aus dem Rudel.
Shira wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie war kaum zwei Jahre älter als Graülv. Er war der älteste Bruder und der einzige Überlebende aus dem zweiten und allerletzten Wurf von Djizeh und Siba, die sich immer am meisten um sie gekümmert hatten. Djizeh hatte Graülv immer ans Herz gelegt, dass es ohne Shiras Ankunft niemals einen Graülv gegeben hätte, noch ein neues Rudel.

Zehn Frühlinge lang hatte Graülv sprachlos zugesehen, wie lange Shira ein Kind geblieben war, um sich in den letzten Jahren plötzlich sehr schnell zu entwickeln, als wäre er selbst im Vergleich zu ihr nun eher ein Kind. Sie erwies sich als mehr, nein, sie war mehr. Die Intuition ihrer beider Mutter hatte recht gehabt: Sie musste gestillt werden.
Graülv sprach zu ihr: „Schwester Wölfin, du musst mit diesem Fremden fortgehen. Kümmere dich nicht länger um uns. Djizah wird deinen Platz einnehmen. Wir werden nie weit weg sein. Ruf uns. Wir werden immer da sein. Wir gehen, sobald du glaubst, bereit zu sein.“
Sie sah ihren Bruder an. Wölfe kennen keine Tränen, wie Menschen sie kennen, aber sie haben sie. Sie verbergen die Tränen hinter ihren Augen und verwandeln sie in Heulen. Bei Shira musste Graülv sie nicht spüren: Sie liefen trostlos und zugleich dankbar über ihre Wangen. Es wurde Graülv zu viel, und er stimmte leise, fast unhörbar, für sie und nur für sie, ein klagendes Heulen an. Doch die Jüngste des ganzen Rudels, Shiras Liebling, folgte der Hommage an Shira, klagend, mit gebrochenen und unreifen Stimmbändern, die sich stufenweise hoffnungslos ihren Weg zu einer unerreichbaren Tonleiter suchten. Sofort begannen auch die übrigen Jungen zu weinen, doch auch ihre Stimmbänder versagten vor Kummer, und schließlich verkrampften sich ihre jungen Nackenmuskeln.

Djizah kam ihnen zu Hilfe und leckte all die Trauer hinter ihren Augen weg.

Der Winter wich dem Frühling. Elon war zum Fluss aufgebrochen, um Lachs für das Rudel zu fangen, wobei sich die Wölfe als Boten abwechselten, um den Fang zu Kain und Shira zu bringen. Genog blieb in der Tasche um Kaïns Hals in der Nähe; er wusste immer noch nicht, wie er mit dem Geruch der Wölfe in seiner Nähe umgehen sollte, und traute sich kaum, die Tasche zu verlassen.
Kains Bewusstsein wurde durch eine sanfte Hand geweckt, die versuchte, ihm Lachseier in den Mund zu stecken. Er glaubte, eine Stimme in einer ihm fremden Sprache zu hören, und verlor immer wieder das Bewusstsein. „Danke, Djibril“, wiederholte er immer wieder. Mit Geduld, unendlicher Geduld, wurde Kains Geist langsam in die Gegenwart zurückgerufen, doch das Licht in seinen Augen kehrte nicht zurück. Die freundliche Hand brachte ihn oft dazu, vor Dankbarkeit zu weinen, aber auch vor Schmerz über die Erinnerungen an die Streitigkeiten mit Abel. Diese drängten sich ihm mit all seinem Spott und der Lächerlichmachung von Abels Geschichte stark auf. Es war gut, dass er nun wirklich blind war, so urteilte er in seinem Unterbewusstsein streng über sich selbst. „Ich habe einst Eden gesehen und ich war es nicht wert. Ich sah das Schönste, was es gibt, und ich war es

nicht wert. Ich war es zu Recht nicht wert, hereingelassen zu werden. Ich bin es nicht wert, noch etwas zu sehen mit Augen, die schon seit Jahren blind waren, während ich noch sah. Der Cherub hätte mich töten müssen. Vergib mir, Djibril!“ Er hielt die Hand des Fremden fest, aber Shira verstand ihn nicht und war verblüfft über die Vielfalt der Sprachklänge.
Kain erholte sich langsam, aber sicher. Genog lenkte ihn ab, und der andere Fremde tat alles, um ihn zu versorgen: ihm Essen geben, ihn waschen, seine Haare und seinen Bart kürzen, sehr zum Protest von Genog, der sich nun wieder mit dem Beutel abfinden musste. Eines Morgens, nachdem der Fremde ihn gewaschen hatte, vermischte Kain etwas Wasser und etwas Erde und zeichnete den zerfetzten Apfel auf seine Stirn. Der Fremde berührte das Zeichen sanft und begann, es ganz vorsichtig mit einem Stück Fell zu entfernen. Sofort berührte Kain respektvoll die Hand und schnappte nach Luft. „Mutter?“, rief er verwirrt. „Ash’adu an la ilaha illa-llah“, fügte er in einem Atemzug hinzu. Shira erschrak und wusste nicht, was sie antworten sollte.
Es wurde auch etwas wärmer und Kain kam allmählich wieder zu Kräften. Shira wich keinen Moment von seiner Seite. Alles, was sie von den Wölfen verlangte, taten sie für sie. Kain begann mehr zu sprechen, und Shira fiel auf, dass der Name „Loep“

immer öfter, wenn ihr Lieblingswelpe von Djizah und Graülv zu Besuch kam. Deshalb begann sie, den Namen „Loep“ in der Sprache von Kaïn nachzuahmen, wenn der Kleine da war. Kaïn begann es zu verstehen und versuchte manchmal, nach „Loep“ zu fragen. Nach und nach nannten alle Wölfe, einschließlich seiner Mutter Djizah, den kleinen Knirps „Loep“, auch wenn es zu „oe“ verkürzt wurde. Nur Shira gelang es, es perfekt als „loep“ auszusprechen.
Der blinde Kaïn sprach Shira weiterhin als Djibril an. Das hatte eine enorme Wirkung auf Kaïns Seelenleben. Es zwang ihn, sich vor Djibril zu verantworten und zu begreifen, wie falsch er einst gehandelt hatte. Er hatte keine Ahnung von der gegenwärtigen Realität, die ihn nun ereilte. Er liebte die Hand, die ihn wusch, die sanfte Sätze in einer summenden, singenden Sprache sprach, wie es auch der verstorbene Loep manchmal vermochte. Djibril war ihm nahe, so viel war sicher. Er dankte ihm immer wieder. Er dankte ihm, weil er seinem Bruder geholfen hatte, den Apfel seinen Eltern zu überbringen. Shira verstand nicht, warum das Wort „Djibril“ immer wieder auftauchte, war aber froh, weil sie die Dankbarkeit in den fremden Worten spüren konnte, die an sie gerichtet waren. Die Worte mussten keine Bedeutung haben, auch wenn sie ihr viel erzählten und ihre Liebe zu Kaïn entfachten.

Am nächsten Tag kam Graülv gegen Abend in die Unterkunft des Rudels gelaufen und eilte zu Shira: „Oe ist in eine Höhle gefallen und kommt nicht mehr heraus. Nur du kannst ihn da herausholen.“ Sie machte sich sofort auf den Weg, ohne Kaïn etwas sagen zu können. Sie wusste auch nicht, wie sie etwas sagen sollte, damit er es verstand. Der kleine Loep war jetzt wichtiger. Kain blieb allein zurück, ganz allein, aber er sah es nicht.
Es wurde spät. Den Einbruch der Nacht nahm Kaïn schon lange nicht mehr wahr, aber das Abkühlen der Erde war für ihn wie ein Zeitmesser.
„Djibril?“, rief er plötzlich, als wäre es selbstverständlich, dass er da war.
„Ich bin hier, Kaïn“, antwortete Djibril.
Kain reagierte überrascht: „Wo ist dein singender Ton plötzlich geblieben, und warum verstehe ich dich jetzt so gut? Warum sprichst du mit Worten, die ich jetzt verstehe, gestern aber nicht?“ „Hast du mich denn nicht verstanden? Ich spreche doch dieselbe Sprache. Jemand anderes sprach an meiner Stelle. Du hast mich so genannt, wie ich nicht war, aber wie ich dich liebe. Behalte diese Worte im Gedächtnis. Ihr Name ist Shira, was bedeutet: ‚Schrei‘.“ Djibril legte die Hand von Shira, die nicht anwesend war, für eine Sekunde auf die Hand von Kain und ging.

„Djibril? Shira? Shira? Djibril?“ Er wusste nicht, was er davon halten sollte. „Shira“, prägte er sich ein. Er schlief ein, wachte aber bald wieder auf. Er wiederholte immer wieder die Worte: „Du hast mich so genannt, wie ich nicht war, aber wie ich dich liebe.“
Es war die Hand, die Kain verwirrte.

Djibril konnte sich vorerst nicht deutlicher zeigen. Das Schilf war zwar geknickt, aber noch nicht gebrochen.

Das Rudel kehrte spät am Abend zurück. Der kleine Loep sprang vor Freude auf den schlafenden Kain. „Wo warst du so lange?“, fragte Kaïn und streichelte ihm dankbar über den Kopf. Shira kam zu ihnen, er spürte ihre Hand. „Shira?“, fragte er.
Sie erschrak. Sie nahm seine Hand und drückte sie an ihre Brust. „Shira“, betonte sie und legte seine Hand auf seine eigene Brust. Kaïn verstand nicht, was sie wollte. Sie drückte seine Hand erneut an ihre Brust und wiederholte: „Shira“. Sofort ging sie wieder zu seiner Brust über. Kain verstand es, er übernahm die Initiative und drückte ihre Hand auf seine Brust: „Kain.“ Sie wiederholte diesen seltsamen Laut, aber mehr als „aïiiiin“ brachte sie vorerst nicht zustande.

Es war der Beginn vieler Stunden Sprachunterricht zwischen Shira und Kain. Schnell verlagerten sich die Lektionen in eine Richtung: Shira lernte die Sprache von Kain. Es fühlte sich an, als käme sie in der Welt der Menschen nach Hause. Natürlich lernte Shira Kains Sprache schneller als Kain die Wolfssprache, da er oft nicht spüren oder sehen konnte, was sie zu zeigen oder zu benennen versuchte. Sobald sie die Laute beherrschte, ging es schneller.

Die erste Stunde begann schon lustig, als Kaïn sie seinen Freunden vorstellte: „Das ist Elon.“ Shira wiederholte es fehlerfrei. Es war auch nicht so schwer zu verstehen, denn jedes Wesen trägt eine ferne Erinnerung an das schönste Wort aus Eden in sich.

„Und dieser kleine Freund heißt Genog.“ Das war eine ganz andere Sache. Shira antwortete „Henoch“, sie konnte das „g“ nicht aussprechen und machte daraus ein „h“ oder ein „ch“. Je öfter Kaïn es versuchte, desto schwieriger wurde es, weil keiner von beiden sich mehr ernst halten konnte. „Ich gebe auf, von nun an heißt mein lieber Freund Henoch.“

Shira nahm Genog in die Hand, küsste seine Schnauze und sagte: „Henoch.“ Schade, dass weder der brandneue „Henoch“ noch Kaïn Shiras liebevolle Augen sehen konnten.

Gerührt nahm Kaïn Henoch von ihr entgegen und erzählte ihm, dass sein Name leicht geändert worden war, dass sie beide

blind seien und dass sie sich weiterhin so gut wie möglich gegenseitig helfen müssten.
Der weise Graülv, der schon seit einiger Zeit nicht mehr an den Jagdausflügen teilnahm, sah, was er schon vor langer Zeit vorausgesehen hatte, und konnte darüber nicht traurig sein. „Frag ihn, aus welchem Rudel er stammt“, war für ihn die wichtigste Frage, die gestellt werden musste. Shira übermittelte die Frage, und sofort war dies der Anfang einer Geschichte, für deren Erzählung an Shira Kain Stunden benötigte. Viele Details davon konnte er nicht erzählen, da Shiras Wortschatz noch zu begrenzt war.
Gefühle zu beschreiben war so gut wie unmöglich. Zu Beginn legte er den Schwerpunkt auf seine Eltern, die Höhle, Loep, schwieg aber in allen Sprachen über Abel. Der kleine Loep war immer dabei, und jedes Mal, wenn Kain etwas über seinen großen Bruder Loep erzählte, übersetzte Shira es für den kleinen Loep, der strahlte und stolz auf einen solchen Namensvetter war. Auch Graülv hörte zu. Shira genoss es, aber für Graülv fühlte es sich nicht ganz richtig an. Graülv wollte Shiras Glück nicht im Weg stehen und schwieg, um Shira nicht zu beunruhigen.
Kain erlebte die schönste Zeit seines Lebens mit Shira an seiner Seite. Beide wussten nur wenig über das frühere Leben des anderen, da sie noch nicht über genügend Worte verfügten, um sich frei und offen mitzuteilen. Um die schmerzhaftesten

Erfahrungen in Worte zu fassen, braucht es nun einmal mehr Worte, während Verliebtheit kaum Worte erfordert. Ihre Körpersprache, frei und ungezwungen, verriet Graülv am meisten. Es war die Liebe zwischen den beiden, die siegte. Es war reines Elon. Für Kain hatte sich eine Grenze verschoben: Er konnte sein Leben in die Hände eines anderen legen und musste sich nicht mehr nur auf sich selbst verlassen. Er schenkte Shira sein vollstes Vertrauen. Konnte er Gott früher – und auch jetzt noch – nicht vertrauen, so gelang es ihm nun, einem Menschen zu vertrauen. Seine ganze Zeit widmete er Shiras Sprachunterricht, und Shira war eine gute Schülerin. Er brachte ihr alle Wörter bei. Alle? Nur Wörter, die sich auf Abel und Eden bezogen, wagte er ihr nicht beizubringen. Er schämte sich gegenüber diesem liebevollen Wesen immer noch zutiefst für das, was er einst getan hatte. Sein Mal konnte er nicht verbergen, aber er erzählte ihr nur, dass Jahwe ihn verstoßen hatte. Allein der Gedanke daran ließ seinen Geist verkrampfen und hinderte ihn daran, die beschämende, traurige Geschichte zu übersetzen.

9. VOLLMOND

Wenn der Mond der Sonne den Rang ablaufen will, ihr Licht stiehlt und ihr der Erde am nächsten ist, gerät alles Leben plötzlich in Aufruhr.
Eva saß noch immer unter dem Apfelbaum am Rande des Blutfeldes, und ihr Gesicht spiegelte das Licht des ersten Vollmondes des Frühlings wider. Sie erinnerte sich daran, wie der Mond in jener ersten Nacht außerhalb Edens genauso voll stand wie jetzt. In den ersten Jahren flößte es ihr Angst ein, die lieblose Gewalt des Mannes im Innersten ihres Körpers und ihrer Seele, sein Stolz und seine Lust, das unbekannte Geschehen, der Schmerz, die Abneigung, der Ekel vor ihm. Eva fragte sich im Nachhinein oft, ob dies nicht einer der Gründe gewesen sei, warum Kain zum Mörder seines Bruders wurde. Kain, so spürte sie, war nicht aus Liebe geschaffen.
„Kommst du nicht schlafen?“, fragte Adam Eva erneut voller Liebe. Sie sah ihn an. Ihre Augen glühten. Sie stand auf und folgte Adam zu ihrem Bett.
Wie hatte sich alles so verändert? Nun ging Adam als der Mann äußerst liebevoll mit ihr um, küsste sie sanft, streichelte sie respektvoll und wartete ehrfürchtig, bis sie ihre Schenkel für ihn öffnete, nur wenn es ihr recht war. Auch für ihn war alles gut. So wie er sie in jener ersten Nacht beansprucht und ihr Schmerzen zugefügt hatte, so

zurückhaltend war Adam nun. Sie war auf seine Bitte hin und mit ihrer Zustimmung seine Vorgesetzte geworden. Gleichberechtigung zählte für ihn nicht mehr. Sie war die Vorgesetzte in Elon, und dadurch war sie mehr. Er gab es offen zu und gönnte es ihr von ganzem Herzen. Eva erinnerte sich nur zu gut daran, dass sie aus einer Rippe von ihm geschaffen worden war. Ihre Liebe zu ihm fiel ihr leichter. Sie empfand ihre Liebe zu ihm als selbstverständlich, was auch immer geschah. Aus ihrer Sicht gab Adam nun doppelt so viel Liebe, und das konnte sie niemals erreichen. Dennoch gaben sie einander genauso viel, wie sie voneinander erhielten. Das Weibliche und das Männliche waren in beiden stets gleichermaßen vorhanden. Dadurch wurden beide ohne Vorbedacht und unbeabsichtigt doch von ihrem frühesten Ursprung an einander gleichwertig. Gleichwertigkeit entsteht nur aus dem menschlichen Geringeren, aber zugleich aus dem göttlichen Höheren. So gelang es ihnen nach und nach, gemeinsam in Liebe und gegenseitiger Freude den Wert des anderen gleichmäßig zu vermehren. Es machte sie eins, um aus ihrem beiderseitigen Eins ein Neues entstehen zu lassen.

*

Noch in derselben Nacht fragte Shira Kaïn: „Darf ich schlafen?“, denn sie beherrschte die Sprache noch nicht gut genug, um zu fragen, ob sie bei ihm schlafen dürfe. Doch Kaïns Körper sehnte sich schon

lange nach ihrem Körper, fand er doch, dass er kein Recht auf noch mehr Liebe hatte, als er ohnehin schon jeden Tag von dieser Frau erhielt. Shira wollte seine Frau sein, das hatte er schon öfter erfahren dürfen, doch er wies sie immer wieder zurück. „Es tut mir leid, aber ich verdiene das nicht: Schau dir mein Mal an!“ Und dann nahm Shira jedes Mal ehrfürchtig, doch traurig, wieder Abstand. Bei diesem Vollmond war es plötzlich anders, denn auch der Tag war anders verlaufen.
Shira hatte zum ersten Mal genug Worte, um ihm zu sagen, was ihr schon lange auf dem Herzen lag. So wie Kain ihr früher an diesem Tag spontan erzählt hatte, wie sehr er Henoch und Elon mochte, so benutzte sie nun diese neuen Worte: „Ich mag Kain.“
Das überwältigte Kains Herz völlig. Stotternd antwortete er: „Ich mag Shira gern.“ Der blinde Kain fand mit seinen Fingern mühelos den Weg zu ihren Lippen. Er berührte sie sanft, er tastete ehrfürchtig und zärtlich ihre Wangenknochen, ihre Augen, ihre Nase, ihre Ohren ab und konnte sich nun ein perfektes Bild von ihrem Gesicht machen. „Ich liebe Shira“, wiederholte er. Und sie schloss ihre Augen, die er nicht sehen konnte, und sie tastete ebenso und mit gleicher Blindheit sein Gesicht, seine Brust und seine Arme ab, die vielen harten Narbenstreifen, die Spuren des Schmerzes, den er erlitten haben musste. Immer noch mit geschlossenen Augen küsste sie sie sanft, so wie auch er ihre Augen

küsste. Sie drängte ihn, sich hinzulegen, und setzte sich auf ihn. Kain ergab sich weinend, und in dieser Nacht liebten sie sich in Tränen des Glücks, weil sie so viel Liebe empfanden.

*

Jahwe trug ihre Tränen des Glücks zum Apfelbaum am Blutfeld.

Djibril wandte sich nicht um, denn er musste bei dem, was geschah, nichts empfinden. Die Vernunft und die Gefühle des guten Engels sind so rein und bestehen einzig aus Elon, wodurch sie verschmelzen und zu Elon selbst werden. Das körperliche Liebesspiel der Menschen war etwas, das er nicht kannte oder kennen musste, doch das geistige Liebesspiel der Menschen erschien Djibril genauso identisch wie der liebevolle Umgang zwischen liebenden Engeln. Beim Engel gibt es nur eine Abstufung der Liebe: alles oder nichts. Die einzige Vernunft des guten Engels, sofern man überhaupt noch von Vernunft sprechen kann, besteht im Akzeptieren, nicht im Durchschauen, denn es ist nicht nötig und es kostet ihn auch keinerlei Mühe, es nicht zu tun. Er verweilt in einem Zustand, und dieser Zustand heißt Elon. Die Liebe übertrifft jede rationale Handlung oder Kraft. Die Liebe ist per Definition naiv, und genau darin liegt ihre Stärke.

Liebe brauchte zur Zeit von Eden weder ein Wort noch eine Identität. Jahwe war per Definition gleichbedeutend

mit allem, was Liebe war, benötigte aber keinerlei Anerkennung als solche, solange die Liebe herrschte und die Nicht-Liebe nicht da war. Und doch wurde elon beiläufig zu einem Wort während der langen Spaziergänge mit Jahweh, weil der Mann und die Mannin nicht immer wussten, wie sie mit diesen gewaltigen Gefühlen umgehen sollten. Es war die Frau, die am häufigsten mit Jahweh darüber sprach: „Jedes Mal, wenn Du uns verlässt, Herr, verspüre ich eine große Leere. Ist es in Ordnung, wenn ich mich schon wieder auf unser nächstes Treffen freue? Denn ich sehe auch, wie Du mit den Tieren sprichst. Fehlt ihnen etwas, wenn Du mit uns wanderst und nicht mit ihnen?“
Jahweh antwortete: „Es ist elon. Aber esst niemals von der Frucht des Baumes von Gut und Böse!“ Er klang zu Recht besorgt um Sein geliebtes Geschöpf. Auch diese Warnung war absolut elon. Wäre Jahweh damals selbst ein Mensch gewesen, hätte Er Sein eigenes Leben dafür riskiert, um sie davon abzuhalten. Die Frage der Frau zeugte nämlich von Verletzlichkeit und war an sich reines elon, aber der Zusammenhang, den sie zu Seinem Gespräch mit den Tieren herstellte, die ebenfalls ein Recht auf elon hatten und denen sie nicht zugunsten ihrer selbst etwas vorenthalten wollte – also reines elon –, zeugte davon, wie zerbrechlich und subtil elon selbst zur Zeit von Eden war. Die Spannung zwischen Liebe und Verlust war eine Kraft, die sich zum Guten, aber auch, ja: zum Bösen wenden konnte. Ein einziger Funke

konnte

ausreichen. Jahwe, in all Seiner Allmacht und als Elon, konnte nichts anderes tun, als darauf zu vertrauen, dass Seine Schöpfung Ihm vertrauen würde, so wie Er den Menschen Sein Vertrauen schenkte: Er hatte sie nach Seinem Ebenbild geschaffen. Totale Allmacht in der Liebe kann nur in der Annahme totaler Ohnmacht aus Liebe bestehen.
Von der Spitze des Djebel Akhbar aus schauten Djibril und Michael zu. Ihr Blick schien erstarrt, reichte aber meilenweit über das hinaus, was ein menschlicher Blick zu erfassen vermochte. Ihre Ernsthaftigkeit war unergründlich, doch eine Gefühlsregung war ganz offensichtlich zu erkennen: Ehrfurcht vor Jahwes Größe. Auch Belial schaute zu. Es schien ihm leichter zu werden. Je stärker die Liebe, desto verletzlicher würde sich der Mensch erweisen, sodass er umso schmerzhafter zuschlagen konnte.

10. DIE LAST

Kain hatte inzwischen mit Hilfe von Shiras Rudel wieder zu Kräften gekommen und unternahm gemeinsam mit Shira bereits einige Spaziergänge in Begleitung von Henoch und Kleine Loep. Die Sprache stellte für Shira kaum noch ein Problem dar, wodurch sich die Gespräche auch schneller um tiefgründigere Themen drehten, vor allem als Shira die frohe Nachricht überbrachte, dass sie schwanger sei und Leben in ihrem Bauch spüre. Kain war überglücklich, umso mehr, als er spürte, wie glücklich und dankbar Shira über diese große Erwartung war. Andererseits wurde seine Blindheit plötzlich viel schwerer zu ertragen. Er sehnte sich danach, diese wunderschöne Frau, ihren Bauch, ihr Kind eines Tages sehen zu können. Elon war inzwischen zusammen mit einigen jüngeren Wölfen zum Fluss aufgebrochen, um Lachs für das Rudel zu fangen, und Kaïn vermisste Elon sehr.
Nun, da ein Kind unterwegs war, fühlte sich Kaïn mehr denn je als Versager und immer mehr zu einer Last.
Er konnte nur noch mit Henoch darüber sprechen, seinem einzigen Freund, der wusste, was Blindheit und völlige Abhängigkeit bedeuteten. Eines Tages hörte Shira, wie Kaïn leise mit Henoch sprach. Sie näherte sich leise und lauschte ihrem Gespräch. „Ich bin traurig, Henoch. Ich werde mein Kind niemals so sehen können, wie ich dich einst gesehen habe.

Ich werde ihm niemals etwas beibringen können. Ich wäre besser tot. Das ist viel schwerer zu ertragen als das Mal. Jahwe hat Recht, dass er mich so bestraft hat; schlimmer hätte er mich nicht treffen können. Der Einzige, der mich trösten und verstehen kann, bist du. Hätte ich dich nicht gehabt, für den ich leben konnte, wäre ich nicht am Leben geblieben. Es wäre besser gewesen, wenn ich mir all diesen Schmerz erspart hätte, indem ich mich sofort von einem Felsen gestürzt hätte. Aber das kann ich jetzt nicht mehr tun. Ich kann euch nicht im Stich lassen, lieber Freund. Wie soll es nun weitergehen? Mein einziger Beitrag ist, dass ich das Mal trage, mit dem ich euch beschützen kann. Wie zynisch ist das!
Dass ich euch beschütze, indem ich meinen Bruder getötet habe! Ist das das Spiel, das Jahwe mit mir spielt? Dass mein Bruder euch beschützt, indem er sein Leben gegeben hat? Und Djibril ist nirgends mehr zu finden. Ich bin nur eine Last für euch!“ Er brach in Tränen aus, den kleinen Henoch regungslos in seiner Handfläche. Shira bekam einen Kloß im Hals, doch sofort machte sie sich große Sorgen wegen dem, was sie gehört hatte – wegen eines Bruders, den er angeblich getötet hatte. Er hatte ihr nie von einem Bruder erzählt. Sie wagte es nicht, ihn darauf anzusprechen, aus Angst, er würde sich seinem Freund Henoch nie wieder anvertrauen. Sie stand auf, entfernte sich lautlos und rief dann aus der Ferne zu Kain: „Mein Elon, was ist passiert?“

„Nichts Schlimmes, es fällt mir schwer, dass ich dir nicht helfen kann.“ Und gleichzeitig ließ er Henoch wieder in seinen Beutel kriechen. Sie legte ihren Arm um ihn und küsste ihn. „Du machst mich glücklich! Ich liebe Kain. Ich bin froh, dass ich ein Kind tragen darf.“ Sie nahm seine Hand. „Spürst du? Spürst du, wie es sich bewegt? Dieses Leben. Unser Leben.“ So liebevoll es auch gemeint war, es konnte seinen Schmerz nur für eine Sekunde lindern. „Ich verdiene euch nicht“, sprach er. Er drehte sich um und schloss seine blinden, trockenen Augen.

11. LA MARÉE HAUTE

„Ich kann nicht mehr weinen“, sagte Kaïn.
„Will Kaïn weinen?“, fragte Shira besorgt.
„Schau mir in die Augen! Kannst du meine Tränen sehen? Denn mein Herz weint … Ich fürchte Augen, die nicht so sprechen wie das Herz. Schau! Schau doch hin!“, klang es verzweifelt.
Shira schaute ihn an. „Deine Augen sind trocken, aber ich sehe, ich sehe … dein Herz weint.“
Sie küsste sanft seine trockenen Augen, bis sie nass wurden von ihrer Trauer über seine Trauer. „Was ist geschehen, mein Elon?“, fragte sie, während sie seinen Kopf an ihr Herz drückte und ihre Trauer mit ihren Tränen in seine Augen schüttete. Doch Kain blieb fern. Shira ließ ihn langsam los und ließ ihn allein.
Kain saß auf einer Insel gefangen und spürte, dass er keinen Ausweg hatte. Eine traurige Erinnerung aus längst vergangenen Zeiten drängte sich ihm gnadenlos auf. So sehr er sich auch bemühte, sie zu verdrängen, es gelang ihm nicht. Er sah seinen Vater wieder unter dem Maulbeerbaum liegen, mit nur einem Wunsch: zu sterben. Glich er seinem Vater denn so sehr? Damals hatte er seinem Vater Bequemlichkeit vorgeworfen. Die Mutter, die alles tun musste, während er dort im Sterben lag. Und der geliebte Sohn, der auf dem Feld versuchen musste, die Ernte zu retten. So ein Vater wollte er niemals sein! Jetzt verstand

diesen Vater plötzlich doch. Seine Vorwürfe an den Vater hatten einen gewissen Wahrheitsgehalt und waren vielleicht berechtigt, zeugten aber von wenig Mitgefühl. Erst jetzt verstand er, dass die Belastbarkeit eines Menschen offenbar Grenzen hat und dass man die Rechnung eines anderen nie wirklich begleichen kann. Ein Vorwurf blieb am längsten bestehen: Warum hatte sein Vater ihm nicht selbst von dem Drama von Eden erzählt? Wie konnte er seinen Vater verstehen, ohne dass dieser ihn in den Grund seiner Schwermut eingeweiht hatte? Er war damals jung gewesen, aber doch auch nicht mehr so jung?

Er beschloss, es besser zu machen als sein Vater, doch er wagte nicht, sich einzugestehen, dass er es im Moment besser machte als sein Vater damals. Auch er „vergass“ nun völlig, Shira an seinem Leiden und Scheitern teilhaben zu lassen. Henoch war nicht der richtige Gesprächspartner, den er sich ausgesucht hatte, sondern der einfachste. Noch Tage später lag er zurückgezogen da und kämpfte mit sich selbst. Henoch saß niedergeschlagen da, und Shira wusste nicht mehr, was sie tun sollte. Nur mit Henoch sprach Kaïn leise. Er empfand so viel Wut gegenüber dem Leben und spürte angesichts der bevorstehenden Vaterschaft sofort, dass das falsch war, aber er fand einfach keinen Ausweg aus diesem Teufelskreis.

Die Wende kam eines Morgens scheinbar zufällig, doch dramatisch. Graülv lag nicht weit von Kain entfernt in der Sonne. Er hatte viele der Sprachstunden zwischen dem Paar schweigend verfolgt und verstand mehr, als Kain für möglich gehalten hätte.
Shira ging gut gelaunt auf Kaïn zu: „Mein Elon, fühl! Gefunden, nicht weit!“ Neugierig tastete er nach dem Kleinod. Ein Apfel! „Viel!“, reagierte Shira begeistert, als sie Kaïns aufkeimende Hoffnung sah: „Nicht weit.“ Kain erschrak. Wie konnte das sein? Mitten im Sommer? Sein Zeitgefühl hatte völlig versagt! Der Winter war nicht mehr fern! Der Winter flößte ihm große Ehrfurcht ein. Ihr Kind würde geboren werden, und weder Kain noch Shira wussten, wie lange die Schwangerschaft eines Menschen dauerte. Kain erwachte aus einem bösen Traum. Er suchte ihren Bauch. „Ist alles in Ordnung mit euch?“, fragte er. Seine Gedanken rasten sofort auf Hochtouren. „Diese Äpfel sind lebenswichtig, um den Winter zu überstehen! Wir müssen so schnell wie möglich eine Höhle für den Winter finden.“ Er sprang wild auf, als wolle er sich sofort auf den Weg machen, doch er stolperte sofort und landete unglücklich auf Henochs Beutel. Benommen und erschrocken tastete er danach. „Henoch? Henoch?“ Er suchte mit seinen Fingern nach Henoch, doch das Mäuschen reagierte nicht mehr. Es lag leblos in seiner Hand, und wie

er auch versuchte, es mit Küssen wieder zum Leben zu erwecken, es gelang ihm nicht.
Shira wollte ihn trösten. „Geh weg von mir, Shira! Alles, was mir lieb ist, töte ich! Geh weg von mir, bevor ich dich und unser Kind in den Fluch hineinziehe, der auf mir lastet! Ich habe einst meinen Bruder getötet, meinen geliebten Bruder. Abel war sein Name, und nun töte ich dieses kleine Wesen, mit dem ich meine Blindheit teilen konnte! Alles, was ich liebe, töte ich. Mein Name ist ‚Der, der Menschen tötet'. Und ich liebe dich, Shira! Also geh weg von mir, bevor es zu spät ist! Mein Vater heißt Adam und meine Mutter Eva. Ihr Heimatland hieß Eden. Aber sie leben in einer Höhle südlich des Djebel Akhbar. Ich konnte die Geschichte von Eden nicht glauben. Aber Abel, mein geliebter jüngerer Bruder, wies mir den Weg. Nur er durfte Eden betreten, ich nicht, und deshalb tötete ich ihn aus Eifersucht mit einem Speer am Tor von Eden! Ich bin zu Recht von Jahwe verflucht! Auch jetzt töte ich, was ich liebe. Verlasse mich und kümmere dich gut um unser Kind."
Er drehte sich sofort um und lief einfach in eine beliebige Richtung, ohne zu wissen, wohin. Er stieß gegen einen Baumstamm, versuchte es sofort in eine andere Richtung, stolperte über einen Felsbrocken und rappelte sich wieder auf, nur um sofort hart in einem flachen Graben zu landen, mit dem Gesicht direkt auf

einen flachen Stein. Der körperliche Schmerz tat ihm nichts an, der seelische Schmerz nach jedem Sturz war um ein Vielfaches schlimmer.
Unerwartet, aber dankbar begegnete er Shiras helfender Hand. „Ich kann wieder weinen“, rief er schluchzend aus und weinte deshalb noch mehr. Kain suchte mit seinen Händen ihre Augen. „Deine Augen sind trocken, aber … ich spüre, wie dein Herz weint.“ Er küsste sanft ihre trockenen Augen, bis sie nass wurden von seiner Trauer über ihre Trauer.

Tränen sind Vorboten der Demut.
Das Meer spricht zur Ebbe: „Sei demütig, dann wirst du der Höhe der Flut würdig sein.“
Und auch zur Flut spricht das Meer: „Sei demütig, dann wirst du der Tiefe der Ebbe würdig sein.“
Je größer der Unterschied zwischen Ebbe und Flut, desto demütiger muss sich der eine gegenüber dem anderen verhalten, um des Meeres würdig zu sein.
So ergeht es auch unseren Tränen, wenn wir demütig sind. Es erfordert einen Lernprozess mit Höhen und Tiefen, mit Tiefpunkten und Höhepunkten, um mit Tränen der Tränen würdig zu sein. La marée haute.
Genau wie die Liebe im Menschen sich von hoch nach tief und umgekehrt bewegt und stets die Liebe demütig vor Augen behalten muss. L’amour haute.

Djibril sah aufmerksam zu. Das Schilf war endlich gebrochen. Die Rohrkolbenblüte hing herab, mit einer letzten Faser noch am Stiel befestigt. Nun, da sie wusste, wofür sie starb, nahm sie ihr Sterben als ein sinnvolles Geschenk an.

Ganz früh am Morgen kehrte Elon von seiner langen Abwesenheit am Fluss nach Hause zurück. Nicht nur seine Intuition, sondern auch sein Heimweh und seine Sehnsucht nach Kaïn, Shira und Loep sagten ihm, dass er zurückkehren müsse. Shira hatte es vorausgeahnt und das Rudel bereits gewarnt, dass Elon nach Hause kommen würde. Und doch erschraken alle, als sie Elon kaum wiedererkannten, so schwer, groß und stark war er geworden.
Die Lachse hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Elon stürzte sich auf Kaïn, der von seiner Ankunft angenehm überrascht war. Er überrumpelte Kaïn im Spiel und sie wälzten sich vor Glück gemeinsam auf dem Boden.
Kaïn konnte für einen Moment seine Trauer um Henoch vergessen.

12. DER APFELBAUM

„Bring mich zum Apfelbaum und gib mir, wenn du willst, den Apfel, den du gefunden hast“, sprach Kaïn, während er den Beutel mit Henoch fest an sich drückte. Elon, Shira und Kain kamen am Baum an. Die ganze Meute folgte ihnen, mit Graülv und Kleine Loep an der Spitze. Kain tastete zunächst nach den Ästen mit den prallen Äpfeln und suchte den Stamm. Seine Hände glitten nach unten, und unten fragte er Shira: „Mein Elon, möchtest du ein paar Steine suchen?“
Es war nicht das erste Mal, dass Elon durch „meinen Elon“ verwirrt wurde. Auch er zeigte, dass er die Sprache beherrschte, und ging sofort mit Shira zu den Felsbrocken. Shira korrigierte ihn nicht, im Gegenteil, sie reichte ihm einen schönen Stein. Mit seinem Maul legte er diesen vorsichtig neben Henochs Grab. Loep versuchte dasselbe mit einem kleinen Steinchen, woraufhin alle Mitglieder des Rudels einen Stein herbeibrachten.
Unten am Apfelbaum wurde Henoch in seinem Beutel begraben, zusammen mit dem Apfel. Kain wandte sich mit hoch erhobenem Apfel an alle: „Mein Bruder Abel erzählte mir von dem Apfel, den er von Djibril, einem Engel Jahwes, als Geschenk für unsere Eltern erhalten hatte. Aber ich glaubte ihm nicht. Es stellte sich heraus, dass es

beschädigte Apfel meiner Eltern aus der Zeit von Eden, der nun von Jahwe geheilt worden war. Aber ich glaubte ihm nicht. Abel hatte Eden vom Gipfel des Djebel Akhbar aus gesehen. Doch ich glaubte ihm nicht. Dennoch ging ich mit, und selbst als ich Eden selbst sehen durfte, glaubte ich ihm nicht. Doch nun, da ich das Zeichen Jahwes mit dem beschädigten Apfel trage, glaube ich, dass dieser geheilte Apfel nicht ohne Bedeutung ist. Ich gebe diesen unversehrten Apfel dir, Henoch.“ Er legte den Apfel tastend neben den Beutel und stapelte alle gereichten Steine auf Henochs Grab. Danach machten sich alle wieder auf den Weg zum Rudelnest.
„Mein Elon, dieser Baum ist unsere Rettung. Abel erzählte mir, dass er am Westhang des Djebel Akhbar eine Höhle gefunden habe, wo er von einem alten Mann freundlich empfangen wurde, der sich als Djibril herausstellte. Mit diesen Äpfeln können wir diese Höhle noch vor dem Winter finden.“ Und er rief laut: „Djibril, hilf uns!“

Es ist für keinen Menschen möglich, einen Engel Gottes anzurufen, ohne dass dieser anwesend ist. Djibril stand neben dem Apfelbaum und legte ebenfalls ehrfürchtig einen kaum sichtbaren Kieselstein auf das Grab Henochs. Was er auf Kains Hilferuf antworten konnte, lag tief in Shiras Bauch verborgen. Ein Engel antwortet

immer wieder, aber meistens nicht so, wie wir es erwarten.

Shira ging auf Graülv zu. Sie legte sich vor ihm auf den Rücken, doch er weigerte sich, ihre Geste anzunehmen, und drehte sich noch schneller auf den Rücken vor ihr. Beide drehten sich wieder um und sahen sich in die Augen. „Ich kann euch nicht länger zur Last fallen, Bruder. Drei unserer Nichten werden Junge zur Welt bringen, und ich weiß nicht, wann ich mein Junges zur Welt bringen werde. Bitte Djizah, meinen Platz einzunehmen. Ich gehe in eine Höhle westlich des Djebel Akhbar. Wenn ich euch brauche, weiß ich, wo ich euch finden kann. Wenn ihr mich braucht, werde ich immer für euch da sein.“
Graülv hörte aufmerksam zu. Er verstand nur wenig der Sprache der Menschen, aber die Wolfssprache von Shira verstand er umso besser, sowohl die Worte als auch das Verhalten. Er sah, wie die Unterschiede zwischen Menschen und Wölfen immer größer wurden. Seine Leitwölfin, seine Schwester, würde ihn verlassen.
Aber ein wahrer Herzensfreund kann keine Trauer empfinden über das wahre Glück einer Herzensfreundin.
„Der kleine Loep muss mit euch kommen. Er kann nicht ohne euch sein, und er wird uns immer finden können.“
„Weißt du etwas über Djibril?“, wollte Shira noch wissen, bevor sie ging.

„Djizeh erzählte mir, wie sie dich am Nahr Hadi gefunden haben und wie er dort eine seltsame Gestalt stehen sah.
Während Siba dich stillte, so erzählte Djizeh, kam diese Gestalt näher und bat sie, sich um dich zu kümmern. Bevor er sich umdrehte und ging, sagte er Djizeh noch hastig: ‚Ich bin Djibril.‘ Aber warum diese Frage?“
Sie winkte ab und nickte verwirrt. Siba hatte ihr erzählt, wie sie sie gefunden hatten, aber von Djibril hatte sie nie gesprochen. Für sie war es wichtig zu wissen, dass Djibril auch sie, Shira, persönlich kannte. Das machte Kains Aussage für sie vollkommen glaubwürdig. Es weckte auch ihren Wunsch, Djibril zu treffen.
Am nächsten Morgen würden sie aufbrechen.

13. HERBST

„Wie geht es wohl Kaïn?“, flüsterte Adam leise in Evas Ohr, während die frühe Herbstsonne langsam unterging und der letzte Sonnenstrahl noch kurz in die Höhle schien. Adam erwartete keine Antwort, doch seine Hand auf ihrem schwangeren Bauch spürte sofort ein Lebenszeichen.
„Jahwe sei Kain gnädig“, sagte sie knapp und legte ihre sanfte Hand auf seine. Eva war äußerst sparsam mit Antworten – selbst stellte sie nie Fragen –, aber wenn sie etwas sagte, wusste Adam, dass es von Jahwe kam. Ihre Antwort beruhigte ihn vollkommen. Das neue Leben in Evas Bauch war Balsam auf die Wunde des Verlusts ihrer beiden Söhne. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis Eva wieder gebären würde. Nicht mehr lange bis zum nächsten Vollmond.
„Ist es in Ordnung, wenn ich ab morgen mit der Kalebasse zum Fluss gehe?“, fragte er halb flehend, halb fordernd. Eva wandte ihren Kopf ihm zu und lächelte bestätigend. „Was machen wir später mit den Äpfeln?“, fragte sich Adam wenig später.
Eva musste nicht lange darüber nachdenken: „Wir opfern sie Jahwe, damit Er sie nach Belieben

, wer ihrer würdig ist.“ Eva sah in einem Blitz, was kommen würde, und griff schnell nach seiner Hand.

14. ELON

So machten sie sich auf den Weg zur Höhle am Fuße des Djebel Akhbar.
Kain hatte mit Shiras Hilfe aus einjährigen Eschenzweigen Körbe geflochten. Mit ein paar Lederriemen hatten sie die mit Äpfeln gefüllten Körbe an Elons alter Rüstung festgeschnallt. Für den starken Elon war es kein Problem, sie zu tragen. Der schüchterne Elon verstand viel von der Sprache der Menschen, sprach aber selbst nicht. Im Brunnen hatte er aus den unzähligen Gesprächen zwischen Kain und Genog einiges aufgeschnappt. Shira verstand er gut, da Shiras vereinfachte Menschensprache leichter zu verstehen war. Shira und Kain waren sich dessen nicht bewusst, denn Elon selbst schwieg stets, sowohl in der Sprache als auch mit seinen Augen.
Dennoch hatte er Kains Erzählung über die Höhle am westlichen Ausläufer am Fuße des Djebel Akhbar aufmerksam zugehört, und er kannte diese Höhle. In seinen ersten beiden Welpenjahren hatte er dort den Winterschlaf mit seiner Mutter verbracht, die damals noch immer um seinen kleinen Bruder trauerte. Und auch dort hatten die Bärin und er eines Tages Djibril getroffen. Djibril hatte dort lange Zeit allein mit seiner Mutter gesprochen. Er wollte daher gerne dorthin gehen und hoffte, dort noch den Geruch seiner Mutter riechen zu können.

Elons Rücken wurde auf beiden Seiten mit einem überfüllten Korb voller Äpfel beladen. Kaïn sollte links von Elon laufen, mit einer kurzen Leine am Hals von Elon befestigt, um besser zu spüren, wo er hintreten konnte. Shira sollte, ebenfalls an einer Leine befestigt, dicht hinter ihnen laufen, um einen guten Überblick über die Äpfel zu behalten und Kaïn rechtzeitig bei den zu überwindenden Hindernissen zu korrigieren.
Loep lief stolz voraus, um den Weg zu erkunden.
Am frühen Morgen brachen sie auf. Das ganze Rudel begleitete sie, bis sie außer Sichtweite waren.
„In welcher Richtung liegt der Westen des Djebel Akhbar?“, fragte sich Kaïn.
Shira sah sich um, ob sie den Djebel Akhbar schon sehen konnte, aber Elon war ihr zuvorgekommen. Er machte instinktiv einen Schritt in Richtung des Berges und ließ sich von Shira nicht beirren.
„Elon, weißt du, wo der Berg und die Höhle sind?“ Shira blickte überrascht, und Elon machte noch einen Schritt.
„Du Schleicher!“, neckte Shira und umarmte ihn zärtlich. Ihre Blicke trafen sich für einen dankbaren Augenblick.
„Pass gut auf unser Kind auf!“
Elon führte sie einfühlsam an. Er verlangsamte das Tempo, wo es für Kain nötig war, und beschleunigte es, wo es möglich war. Kain hatte es schwer, Shira aber noch viel

schwieriger. Schnell musste sie den Gurt lösen und beide Hände benutzen, um ihren Bauch zu stützen. Elon machte seinem Namen alle Ehre. Er hielt sofort an und wartete ab. Shira hielt es nur einen Tag lang durch.
Am zweiten Tag stieß sie einen Schrei aus! Mit ängstlichen Augen blickte sie zu Elon, der sofort anhielt. Kain erschrak: „Was ist los, mein Elon!“, besorgt darüber, was Shira widerfahren war.
Vor Schmerz stöhnend brachte sie es kaum über die Lippen. „Mein Bauch!“
Kain suchte seinen Weg zu ihr und stützte sie. „Setz dich kurz hin, wir ruhen uns aus.“ Er musste einen Moment warten, bis Shira einen Platz sah, an dem sie sich kurz erholen konnte.
„Ich habe Angst, mein Elon, Angst, dass dem Kind etwas Schlimmes zustoßen könnte. Ich habe starke Bauchschmerzen. Aber dem Kind geht es gut.“ Sie nahm seine Hand, um sie auf ihren Bauch zu drücken. Kain war beruhigt, vermisste aber seine Augen verzweifelt. Er fragte sie: „Sag mir, was du auf dem Weg vor uns siehst. Erzähl mir alles, was du siehst!“
„Ich sehe den Djebel Akhbar nicht weit entfernt, der Weg führt immer bergauf. Viele große Felsbrocken, an denen wir vorbeikommen.“ Sie brach in Tränen aus: „Ich gebe auf! Das schaffe ich niemals!“
Elon lief auf sie zu. Er gab Kaïn keine Chance, ihn aufzuhalten, und leckte ihre Tränen weg. Mit seinem mächtigen Körper begann er, seine Last abzuschütteln.

Kain verstand nicht, was geschah, doch Shira hielt Elon sofort zurück: „Halt, Elon! Halt!“ Sie schlang ihre Arme um seinen Hals: „Was willst du sagen? Was willst du sagen, mein Elon?“ Sie sah ihm zärtlich in die Augen. Elon schüttelte noch einmal sanft seinen Rücken und sah sie an. Shira verstand, was er sagen wollte.
„Was ist los?“, fragte Kain ungeduldig.
„Elon will Shira tragen. Was soll’s?“ Sie zuckte mit den Schultern, aber Kain sah es nicht.
Kain ging zu dem Bruder des Jungtieres, das er einst getötet hatte, und sprach: „Danke, mein Elon.“ Der Sohn der Bärin kam dem Bärenjäger und seinem ungeborenen Kind zu Hilfe. In dieser Nacht wurde es merklich kälter. Kain drängte Shira, sich ganz nah an Elon zu kuscheln, so wie er es einst in einem Winter erlebt hatte. So lagen sie in einem Häufchen so nah wie möglich beieinander. Kain konnte jedoch keinen Schlaf finden. In Momenten wie diesen vermisste er Henoch. Wie sollte es nun weitergehen? Könnte er doch nur sehen!
Der kleine Loep lag dicht an ihm. Er stellte sich vor, es sei der große Loep, der ihm wieder in die Augen blickte, wie damals auf dem Floß. „Worüber machst du dir Sorgen?
Djibril ist nahe“, schienen seine Augen zu sagen. Kain nahm die Botschaft an und schlief beruhigt ein. Ein regnerischer Morgen weckte sie alle früh. Sie aßen schnell einen Apfel. Sogar Loep aß einen Apfel, um sein

knurrenden Magen zum Schweigen zu bringen. Sie gaben Elon so viele Äpfel, wie er brauchte, um durchzuhalten. Alles hing von ihm ab. Es gab keine Wahl. Kaïn half Shira, alle Riemen des Rüstungsgurts auf Shiras Maße einzustellen. Kaïn würde den vollsten Korb übernehmen. Shira würde versuchen, den am wenigsten gefüllten Korb im Gleichgewicht zu halten, während sie auf Elons Rücken saß. Es bedurfte vieler Anproben und Anpassungen, bis das System hielt. Elon merkte schnell, dass er viel langsamer gehen musste, sonst lösten sich die Riemen zu leicht und es würde auch für Shira zu schwer werden.
Die vier machten sich auf den Weg: eine hochschwangere Frau auf dem Rücken eines urstarken Bären, dahinter ein blinder Mann an einer Leine. Und ganz hinten ein Wolf, der sich überflüssig fühlte. Er hatte geglaubt, alt genug zu sein, wusste nun aber, dass er viel zu jung war, um von Nutzen zu sein. Seine Aufgabe bestand darin, den anderen auf keinen Fall zur Last zu fallen. Es war eine wichtige Lektion in Demut, die er dankbar zu akzeptieren lernte.
Erst jetzt wurde Kain klar, welche Kraft und Ausdauer ein Bär besitzt. Elon kannte den Weg und folgte den ausgetretenen Pfaden, bergauf oder bergab, es schien ihm keinen Unterschied zu machen. Seine Krallen kamen ihm dabei sehr zugute. Es war Elon, die Liebe in Person, die ihn antrieb.

Wenn sie schon einmal anhalten mussten, dann war es wegen Kain. Er keuchte so schwer, dass Shira Elon zum Anhalten brachte. Elon sah es und griff erneut ein. Er warf entschlossen beide Körbe von sich. Kain konnte nichts tun, er war völlig erschöpft. Shira beruhigte Elon und fragte ihn, was er wolle. Elon zuckte leicht mit dem Rücken und sah erst auffällig zu Kaïn und dann in Shiras Augen. „Kaïn? Shira? Elon?“, fragte Shira. Elon nickte. Shira erklärte es Kaïn, und er erhielt sofort dieselbe Lektion fürs Leben wie Kleine Loep.
Es war schon fast Abend, am nächsten Morgen wollten sie weiterziehen. Sie aßen so viele Äpfel, wie sie konnten, um danach nur noch Proviant für die schwangere Shira aufzuheben. Kain beschloss, dass er selbst erst als Letzter darauf zurückgreifen durfte. Dass ihr Leben nun von einem Apfel abhing, ließ ihn daran zurückdenken, wie er auf dem Weg nach Eden oft über diese Äpfel und über Abel gespottet hatte. Früher wäre er bei diesem Gedanken vor Scham im Boden versunken, aber das hatte er inzwischen gelernt: Er konnte Abel nicht besser ehren, als zu versuchen, das nachzuahmen, was sein Bruder damals tat: den spöttenden Kain liebevoll anzusehen. Und so verpflichtete er sich, nun ebenso liebevoll den Kain von damals anzusehen. Abel nahm es ihm damals nicht übel, also nahm Kain es Kain jetzt nicht übel. Seine Abhängigkeit von

allen um ihn herum machte ihn rasch demütig: die Erinnerung an Große Lupe und Abel, die Abhängigkeit von Elon, Shira und Kleine Lupe und ein beginnender Kontakt zu Djibril selbst, der damals wie heute das Ruder in der Hand hielt.
Kain passte die Rüstung erneut tastend an. Er tröstete sich damit, dass er nicht mehr so schwer war wie in seinen stärksten Jahren. Die Gruppe machte sich früh am Morgen wieder auf den Weg, nachdem sie alle mit großer Mühe so viele der übrig gebliebenen Äpfel wie möglich gegessen hatten. Shira saß vorne auf Elons Rücken, dahinter Kaïn, der sofort spürte, wie er Shira und das Kind stützen konnte, indem er Shira half, ihr Gleichgewicht zu halten.
Obwohl Elon viel schwerer beladen war, kam er nun viel schneller voran. Unermüdlich trotzte er Berg und Tal. Shira gab Kaïn ständig Anweisungen, damit er auf Elons manchmal abrupte Bewegungen reagieren konnte. Elons Klauen hatten es schwer zu ertragen, wenn er kleine Sprünge machen oder einen etwas steileren Hang erklimmen musste. Elon legte an einem Tag zurück, was sie zu Fuß sonst erst in zwei Tagen hätten bewältigen können.
Manchmal hielten sie an einem kleinen Gebirgsbach an, um zu trinken und Elon ein paar Äpfel zu geben. Nur Elon wusste, wie weit es noch war, und er schien voll und ganz darauf zu vertrauen, dass sie es rechtzeitig schaffen würden.

Kain machte sich natürlich Sorgen um Shira und das Kind und war völlig auf Elon angewiesen. Er fand es schade, dass niemand mit Elon sprechen konnte. Das dachte er zumindest, doch Shira konnte Elons Augen sehr wohl lesen. Elon war auch der Einzige in der Gruppe, der Djibril bereits begegnet war. Damals war er zu jung gewesen, um etwas davon zu verstehen, aber er erinnerte sich noch lebhaft daran, wie sich seine Mutter nach ihrem Gespräch mit Djibril verändert hatte. Seine Mutter war schon immer sehr lieb zu ihm gewesen, aber danach noch viel lieber. Elon musste nicht mehr an etwas glauben, an das man glauben konnte. Djibril hatte sich ihm als ein Elon par excellence gezeigt. Elon verspürte daher kaum noch das Bedürfnis zu sprechen.

Bei so viel Vertrauen und Glauben von Elon in Djibril konnte Djibril nicht fernbleiben, und Belial hatte keine Chance. Djibril ging ihnen stets voraus und machte den Weg und die Hindernisse für Elon erträglich. Stets balancierte er zwischen zu viel Einmischung und zu wenig. Vertrauen darf nicht überwältigend oder zu explizit unterstützt werden, sonst verliert es auf Dauer seine heilende Kraft.

Am nächsten Tag zog die bizarre Gesellschaft weiter, Kain mit einem Arm um Shira gelegt und mit der anderen Hand ständig am Bauchgurt um Elon ziehend. Shira spürte

Sie fühlte sich sicher und gab sich Elon und Kaïn hin. Sie sagte kein Wort mehr und schloss die Augen. Sie vertraute Elon so, wie Elon selbst Djibril vertraute, und Djibril übernahm die Hälfte von Elons Kräften. Auch Loep wusste nicht, was mit ihm geschah; er spürte nicht die geringste Müdigkeit und merkte nicht einmal, dass er von Anfang an die Augen geschlossen gehalten hatte. Als Letzter schloss auch Elon selbst voller Vertrauen die Augen, und Djibril übernahm alles. Keiner von ihnen hatte noch ein Gefühl für Zeit oder Ort. Vor allem für Kain bedeutete es eine zweite Chance: Er ließ sich, genau wie Abel damals, vom Floß aus in den reißenden Fluss gleiten, mit Djibril am Ruder.

Sie erreichten die Höhle.

15. EIN VOLLMOND, ZWEI GEBURTEN

Wenn der Vollmond nach zehn vollständigen Mondzyklen wieder erscheint, ist Erntezeit.
Adam war gerade mit dem Kürbis zurückgekommen, um den Apfelbaum zu gießen, als er einen Schrei aus der Höhle hörte. Evas Wehen hatten begonnen. Sie kannten das, doch er konnte sich trotzdem nicht daran gewöhnen. Er leerte die Kalebasse schnell am Fuße des Apfelbaums aus und eilte in die Höhle. Eine keuchende Eva versuchte, die Schmerzen zu ertragen. Er stützte sie, wo immer sie es verlangte. Bei Kain war er davongelaufen, aber bei Abel hatte er gelernt, dass er bei diesem Ereignis helfen konnte. Es war ein Ereignis von Elon, vielleicht sogar die höchste Form von Elon nach Eden. Eva saß vornübergebeugt in der Hocke, spreizte ihre Beine und presste mit aller Kraft. Adam kniete vor ihr und stützte sie, Kinn an Kinn. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, er hielt seine Hand zwischen ihren Beinen und spürte, wie der Kopf des Kindes langsam herabsank. Ein Schrei! Schmerz oder Freude? Beides?
Adam legte das Kind sanft auf den Boden und half Eva, sich hinzulegen. Er legte den kleinen Jungen auf ihren Bauch, die Nachgeburt folgte sofort. Der kleine Junge weinte laut und sah Kain wie aus dem Gesicht geschnitten an. Adam und

Eva war überglücklich. Sie lobten Jahwe für dieses Geschenk, das sie nicht als verdient empfanden. „Wie sollen wir ihn nennen?“, fragte Adam; diese Entscheidung überließ er gerne seiner Geliebten.
Eva dachte kurz nach. „Wie haben wir in Eden noch mal ‚glücklich‘ gesagt? ‚Seth‘?“ Sie war sich nicht mehr ganz sicher.
„Seth“, stimmte Adam glücklich zu, „willkommen, Seth!“

*

Shira und Kain waren gerade noch rechtzeitig an der Höhle angekommen. Der Vollmond schien in die Höhle, und Kain hatte keine Zeit mehr, für Shira ein Feuer zu machen. Shira war von der Reise auf Elons Rücken völlig erschöpft, und während der letzten Etappe waren die Wehen immer heftiger geworden. Sie rutschte von Elons Rücken, der erschöpft und schäumend zu Boden sank. Kain stützte sie, und sie taumelte mit ihm zur Höhle. „Das Kind kommt, mein Elon.“ „Sag mir, was ich tun kann, mein Elon.“
„Bring die Felle und leg sie hier hin. Ich warte.“ Sofort überkam sie eine Wehe, die sie zusammenzucken ließ. Sie begann schneller zu atmen. Kain war schnell mit dem Gewünschten zurück. Nie hatte sich Kain so machtlos gefühlt und seine Augen vermisst. Shira zog ihn an sich und spreizte ihre Knie. Sie hockte und presste mit aller Kraft. Kain hielt sie im Gleichgewicht, Kinn an Kinn. Sie schlang einen Arm um ihn

Hals, und mit dem anderen Arm führte sie seine rechte Hand zu ihrer Scheide, damit er helfen konnte, das Kind aufzufangen. Sie legte ihren Arm wieder um seinen Hals, um sich abzustützen. Er spürte den Kopf. Sie schrie auf, als der Kopf durch die engste Stelle glitt. Wie ein erfahrener Vater ließ der geschickte Kain den Kopf nur langsam zur Welt kommen, damit Shira nicht riss. Und plötzlich lag das Kind auf dem Fell und weinte laut.
Shira, die bereits die Geburt ihrer Schwestern und Nichten miterlebt hatte, wusste, was zu tun war. Sie übernahm nun von Kain. Sie legte sich mit dem weinenden Kind auf den Bauch. „Mann, Kain. Fühl mal! Mann!“ Das Wort für „Junge“ kannte sie noch nicht.
Kain wusste vor lauter Glück und Liebe nicht, wohin mit sich.
„Gürtel?“, fragte Shira und band die Nabelschnur mit einem kleinen Stück ab. Sie befahl ihm: „Messer“, und schnitt die Nabelschnur selbst durch, woraufhin die Nachgeburt schnell folgte.
Der blinde Kain war völlig überwältigt. Ein Sohn!
„Wie möchtest du ihn nennen?“, fragte er.
„Henoch, mein Elon.“ Shira sah Kaïn aufmerksam an.
Am Grab von Henoch hatte sie das bereits beschlossen.

Auch jetzt war es Flut.

Die tiefste Ebbe und die höchste Flut, die sich niemals berühren konnten, fanden zueinander in einem neuen Menschen. In etwas, das weder der Mensch noch das Meer selbst erschaffen konnten und das nur geschenkt werden konnte. Keine der beiden Tränen war fähig, das Wunder dieses neuen Lebens zu erschaffen.
Nur so berührten sich Ebbe und Flut zärtlich, ohne sich zu berühren. Überflüssig schienen sie, ihre beiden Namen verschmolzen zu etwas Unfassbarem, das den Grund des tiefsten Meeres und den Gipfel des höchsten Berges berührte, nur von ihnen beiden bekannt und vor allem nicht bekannt, denn das Wissen war gar nicht nötig. Nur „Sein“ war nötig. Und sie waren eins. Eins in dreien.

Vor der Höhle streichelte Djibril Elons Kopf. Elons Glück kannte bei diesem Wiedersehen keine Grenzen. Kleine Loep verstand nicht viel davon, außer diesem einen: Für alles gab es eine Zeit. Er bestieg den höchsten Hügel in der Umgebung und verkündete die frohe Botschaft lautstark in die Nacht hinein. Graülfur, der älteste Sohn von Graülv, empfing als Erster der Kette die Nachricht aus der Ferne. Auf Befehl von Graülv war er ihnen stets aus der Ferne gefolgt, und nun eilte er beruhigt zu seinem Vater, um der Meute die frohe Botschaft zu überbringen. Graülv war gerührt und verging eine Träne über seine Wangen. Djizah stimmte sofort ein Heulkonzert an, gefolgt vom ganzen Rudel,

von klein

bis groß, in allen Tonlagen, von falsch bis rein. Die ganze Meute teilte das Glück von Shira und Kaïn.

Sowohl für Belial als auch für Djibril war die Geburt von Henoch in einer Hinsicht besonderer als die Geburt von Seth. Für Belial war das Liebeserlebnis in der jungen Familie eines Mörders schließlich eine bittere Niederlage, während die Liebe zu Seth offensichtlicher und normaler verlief. Für Djibril und alle Engel im Allerheiligsten war die Geburt von Henoch etwas Besonderes, doch kein Engel konnte ihre Tragweite abschätzen. Nur der Herr der Heerscharen auf Seinem Thronwagen wusste, was kommen könnte und kommen würde. Die Räder des Thronwagens drehten die Zeit gnädig weiter. So wie Belial sich in Freiheit vom Allerheiligsten abgespalten hatte und sich fortan nur noch dem Herzen der Menschen in seinem irdischen Dasein widmen konnte, weit entfernt von Eden, konnte Belial in keiner Weise abschätzen, welche Kräfte Jahwe einsetzen könnte, um Sein kostbarstes Geschöpf in Freiheit außerhalb von Eden zu retten. In Freiheit.

16. DER ALTE MANN UND DER ENGEL (TEIL 1)

In Eden gab und gibt es noch immer keine Zeit. Nach dem Sündenfall wurde der Mensch sterblich, so wie alles sterblich ist: Tiere, Pflanzen, Insekten, Luft, Wasser. Das Sterben erwies sich als ein begnadetes Mittel, um den Sündenfall innerhalb eines realistischen Zeitrahmens mehr oder weniger wieder gutzumachen. Andernfalls wäre ein Mensch, wären alle anderen dazu verdammt, ewig gegen das Tier zu kämpfen, das Belial heißt.
So viel Tod und Zerstörung hatte Kain gesät, so tief war Kain nun davon beeindruckt, dass er selbst neues Leben geschenkt hatte, zusammen mit einer lieben Frau, die er in seinen Augen nicht verdient hatte. Und sofort wurde er mühelos von der Liebe zu diesem kleinen, schreienden Wesen überwältigt. Kain wurde mehr denn je bewusst, dass sie dank Elon, einem Bären, in letzter Sekunde die Höhle erreicht hatten, auch wenn er nicht wusste, wie es kam, dass Elon das tat und konnte. Kains Verständnis war noch nicht so weit gereift, dass er Zufälle und Ereignisse von Geschenken unterscheiden konnte, für die man manchmal Dankbarkeit zeigen kann. Für Shira bedeuteten die Geburt und das Stillen ihres Kindes eine Offenbarung in ihrer Gefühlswelt. Sie wunderte sich darüber, wie sie, obwohl sie einst von zwei Wölfinnen gesäugt und aufgezogen worden war, sowohl die Liebe von Siba als auch die von Kjéreh als dieselbe

Liebe erkannte, die

sie nun als Mutter für Henoch empfinden konnte. Das bot Shira den großen Vorteil, dass sie sich nicht mehr wundern musste, dass Liebe von einem Wolf, einer Pflanze oder einem Tier getragen werden konnte, oder sogar vom Träger des schlimmsten Zeichens, wie ihrem Mann. Sie schloss daraus intuitiv, dass Liebe einen Stempel, ein unsichtbares Zeichen von etwas anderem trägt, von etwas viel Höherem, das einen Menschen oder ein Tier weit übersteigt.

Für Kain hingegen war das Geschenk dieses neuen Lebens weitaus schwieriger. Er empfand seine Blindheit nun wirklich als Strafe, die ihm um ein Vielfaches schwerer erschien als das Tragen des Zeichens. Nie seinen Sohn sehen zu können, fand er schrecklich, aber er nahm sich vor, auch dies würdevoll zu tragen und trotzdem ein guter Vater für den kleinen Henoch zu werden.

Er handelte sofort, dachte praktisch, erkannte, dass sie zu wenige Felle hatten, um den Winter zu überstehen, und besprach dies sogleich mit Shira. „Mein Elon, könntest du vielleicht Loep bitten, in der Umgebung nach toten Kadavern zu suchen, deren Felle wir verwenden können? Wenn er einen gefunden hat, kann ich gemeinsam mit ihm das Fell abziehen.“ Der kleine Loep, der längst nicht mehr klein war, freute sich sehr über den wichtigen Auftrag und machte sich sofort auf die Jagd nach Fellen. Auch Kain versuchte, sich nützlich zu machen. Sein Tag begann

immer damit, den aufgerissenen Apfel auf seine Stirn zu zeichnen, und danach machte er sich zusammen mit Elon auf die Suche nach Nahrung oder Holz.
Loep blieb einen Tag weg, zwei Tage, drei Tage. Kain war besorgt. „Mein Elon, ich mache mir Sorgen um Kleine Loep."
Shira blickte kurz auf, während sie Henoch stillte. Sie stand auf und legte Henoch in Kains Hände. „Keine Angst, mein Elon." Sie ging sofort nach draußen. Sie suchte sich einen guten Platz, machte sich bereit und begann zu heulen, wie es nur Wölfe können. Sie wandte sich in alle Himmelsrichtungen und wartete geduldig auf eine Antwort. Nicht viel später hörte sie: „Loep kommt."
Sie nahm Kaïn das Baby wieder ab und gab Kaïn einen Kuss auf sein Mal. Sie mochte das Mal nicht und alle Mittel, auch ein Kuss, waren ihr recht, um es bei Kaïn unsichtbar zu machen. Sie fand, dass sie auch so etwas tragen sollte. Sie fühlte sich oft unzulänglich und hatte das Gefühl, dass sie insgeheim ebenfalls ein solches Mal trug.
Warum durfte Kaïn es dann nicht auch unsichtbar tragen? Vor allem machte sie sich Sorgen um den Winter. In der vergangenen Nacht hatte sich ein roter Mond angekündigt, und die Nacht war bereits sehr kalt gewesen. Es wurde immer schwieriger, genügend Nahrung zu finden. Sie fragte sich, ob sie Graülv nicht doch besser um Hilfe bitten sollte.

Der blinde Kaïn lag neben ihr mit offenen, blinden Augen. Manchmal dachte sie, er liege wach, doch wenn sie ihn sanft anstupste, stellte sich heraus, dass er tatsächlich mit weit geöffneten Augen schlief. Aber jetzt lag auch er da und grübelte.
„Graülv, kommst du uns helfen, mein Elon?“ Sie fragte es mit der leisesten Stimme, die sie hatte, um zu verhindern, dass Kaïn ihre Angst hören würde.
Doch Kaïn hörte sie sehr wohl. Auch er hatte Angst vor dem Winter. „Ich glaube, nur Djibril kann uns helfen. Abel hat ihn hier getroffen. Wenn ich mit Loep und dem Fell zurück bin, werde ich ihn suchen, mein Elon. Schlaf jetzt!“
Sie schmiegte sich eng an ihn und flüsterte: „Ich mag Kain.“
Diese Worte lagen auch oft auf Kains Lippen, doch seit dem Tod Abels und Genogs durch seine Hand wagte er es kaum noch, sie auszusprechen. Ja, er musste und würde Djibril finden, er spürte bereits, wie dessen Frieden über ihn kam.

Es war kein Gefühl. Es war Djibril in einer höchst demütigen Gestalt, der sich über sie beide beugte und für einen Moment ihre Last übernahm. Djibril, je näher er den Menschen kam und je mehr er ihre Gefühle, Gedanken, ihren Schmerz und ihre Freude unterscheiden konnte, desto mehr erkannte er all diese

kleinen Teile als noch immer mit dem Mann und der Frau aus Eden verbunden erkannte. Djibril nahm sich daraufhin auch von Elon Abschied und verließ den Djebel Akhbar in jener Nacht nur für einen Augenblick, um gemeinsam mit Michael und all den anderen Engeln im göttlichen Licht zu verweilen, so wie das Licht einst, viel später, Nahrung für den Menschen werden könnte.

Am nächsten Morgen kam ein stolzer und fröhlicher Loep in die Höhle. Er stürzte sofort auf Shira zu und erzählte ihr in großen, heroischen Worten, was er gefunden hatte. Kaïn verstand kein Wort davon, wurde aber sehr neugierig. „Loep hat tot …“ Ihr fehlten die Worte, sie versuchte, das Tier nachzuahmen, und vergaß dabei für einen Moment, dass Kaïn blind war. Elon sah amüsiert zu. Kain schaute sogar in die falsche Richtung. Erst dann verstand Shira es und packte ihn am Arm: „Totes Tier, groß!“ Mehr gelang ihr nicht. Sie zog noch kurz an seinem Ärmel: „Loep, Elon, Kain, geht jetzt!“ Kain freute sich sehr über ihre strahlende Begeisterung. Shira suchte sofort Elons Rüstung zusammen. Da wurde Kain ganz neugierig, um was für ein Tier es sich wohl handeln könnte. Loep wiederholte den Namen des Tieres für ihn, aber als Kain jedes Mal so etwas wie „Milch“ antwortete, gab er es auf. Kain nahm sein Messer mit, band

Sie band sich mit einem Gurt an Elon, und das Trio machte sich zügig auf den Weg.
Shira und Henoch blieben allein in der Höhle zurück. So freudig der Abschied auch war, eigentlich war die Lage eher katastrophal, ja sogar hoffnungslos. Sie ging mit dem hungrigen Henoch an der Brust zu dem Bächlein, das das klarste Wasser des Djebel Akhbar hervorzauberte. Als sie sich bückte, um Wasser zu trinken, hörte sie ein Rascheln und blickte überrascht zurück. Ein alter Mann stand mit gebeugtem Rücken hinter ihr. Er war sehr schäbig gekleidet und trug eine schwere Last auf den Schultern.
„Kann ich helfen?“, fragte Shira freundlich und fügte sofort hinzu: „Ich nicht helfen, ich nicht viel essen.“ Sie ließ ihre Schultern mutlos sinken.
„Sprich ruhig in Wolfssprache“, antwortete der alte Mann überraschenderweise in Wolfssprache mit dem reinsten Akzent. „Wie gekommen?“ Sie war für einen Moment aus der Fassung gebracht und wiederholte in Wolfssprache: „Wie ist das gekommen? Wie kannst du die Wolfssprache denn so gut?“
„Jahrelang war ein schwarzer Wolf mein Gefährte. Einen besseren Freund kann man sich nicht wünschen.“ Damit unterzog der alte Mann sie sofort einer ersten Prüfung.
„In jedem Rudel gibt es gute und weniger gute Wölfe, weise und weniger weise.“ Shira wusste, wovon sie sprach.

Nicht alle Wölfe in ihrem Rudel waren eines Graülv würdig.
Der alte Mann war sichtlich bewegt von dieser ehrlichen und differenzierten Antwort. Eine zweite Prüfung erwies sich als nicht mehr nötig.
„Was für eine schwere Last! Kann ich dir helfen, sie zu tragen? Wohin gehst du?“
„Ich gehe zum Meer“, sprach der alte Mann und blickte bereits in die Ferne, als wäre das Meer ganz nah. Gleichzeitig fiel sein Blick auf ihr Säugling, das verzweifelt versuchte zu trinken. „Wie heißt dein Kind?“, fragte der alte Mann, obwohl er die Antwort kannte. Er wollte gerne aus ihrem Mund erfahren, wie sie dazu gekommen waren, ihm einen so bedeutungsvollen Namen zu geben, obwohl sie nie die Sprache von Eden gelernt hatte. „Henoch“, antwortete sie stolz.
„Was bedeutet Henoch?“, fragte er, ohne zu zeigen, dass er die Bedeutung kannte.
„Nichts, glaube ich“, antwortete sie ehrlich, „er ist einfach schön, und es war der Name des Freundes meines Mannes. Wenn er überhaupt etwas bedeuten sollte, dann hat es etwas mit Tränen zu tun.“ Ihre Gedanken schweiften ab zu la marée haute, kurz nach der Geburt von Henoch. Kein Engel, kein Seraph im ganzen Allerheiligsten konnte Jahwes Größe höher ehren.

Auch Djibril erschrak zutiefst und wischte sich eine Träne aus dem Auge, denn wenn ein Engel menschliche Gestalt annimmt, unterliegt auch er teilweise menschlichen Gefühlen.
Djibril wurde daher sofort als Engel und als Mensch von Jahwes Größe überwältigt. „He Noch“ bedeutete im Garten Eden tatsächlich etwas mit Tränen. Es bewies, wie Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hatte und wie der Mensch dieses Ebenbild nach dem Sündenfall noch tief in sich trug. Djibril neigte noch kurz den Kopf, bevor er zu Shira aufblickte. „Es ist in der Tat ein großes Geschenk, dein Kind so zu nennen. Darf ich das Kind kurz halten?“ Shira legte es stolz in seine Arme.
Henoch sah Djibril direkt in die Augen, und Djibril erschrak noch heftiger. Ein seltsames Gefühl durchfuhr ihn. Das Kind fühlte sich nicht ganz wie ein anderer Mensch an. Er fasste sich wieder und gab Henoch an Shira zurück. „Wo ist dein Mann?“
„Er ist mit Loep und Elon unterwegs, um ein Fell für den Winter zu holen. Es tut mir leid, ich kann dir nicht viel zu essen anbieten“, fügte sie unbehaglich hinzu.
„Ich habe etwas zu essen in meiner Tasche. Stört es dich, wenn ich heute Nacht hier bleibe, um morgen weiterzureisen?“ Es war eine überflüssige Frage, auf die Shira selbstverständlich mit „Ja“ antwortete.

Kurz darauf saßen sie um das Feuer in der Höhle herum. Dem alten Mann fiel es schwer, seine Vorräte nicht sofort hervorzuholen, als er sah, wie verzweifelt ihr Kind versuchte zu saugen und die ganze Zeit weinte.
„Ich hole kurz etwas.“ Shira nahm ihr schreiendes, hungriges Baby verlegen mit hinaus in die kalte Nacht. Djibril zauberte sofort einen Beerenkuchen aus seiner Tasche und wartete geduldig, bis Shira zurückkam. Sie erschien wieder in der Höhle, nachdem sie Henoch beruhigt hatte. Sie schämte sich.
„Hier! Probier mal!“ Der alte Mann reichte ihr den Kuchen, als wüsste er nicht, dass sie vor Hunger und völliger Verzweiflung fast starb.
Sie probierte und ihre Augen weiteten sich vor Genuss. Als er ihr einen zweiten Kuchen reichte, rief sie in der rauesten Wolfssprache: „Da kann selbst die Leber des kleinsten Rehkitzes nicht mithalten.“ Sie vergaß für einen Moment den Menschen und benahm sich gierig wie ein Wolf, der lange Zeit nichts mehr gegessen hatte. Der alte Mann wartete geduldig, bis sie sich erholt hatte. „Ich kann dir beibringen, wie man das macht“, sagte er ganz vorsichtig.
„Wer bist du?“, fragte Shira, noch viel, viel vorsichtiger. Der alte Mann dachte einen Moment nach. „Ich war einst der Bergführer auf diesem Berg. Vor langer, langer Zeit habe ich zusammen mit einem jungen

Mann den Gipfel bestiegen. Meine Aufgabe ist nun erfüllt. Ich gehe zum Meer."

Djibril log keineswegs. Ein Engel Gottes wusste, was er sagen durfte und was nicht, um den zerbrechlichen Menschen nicht in Gefahr zu bringen. Das Meer auf der Erde kam dem Allerheiligsten am nächsten. Die Spannung zwischen Wahrheit und Liebe beherrschten Engel wie kein anderer. Das war ihre Aufgabe. Am unteren Ende der Leiter im Allerheiligsten genossen sie den größten Respekt aller anderen höheren Hierarchen bis zu sieben Ebenen höher, die ihnen, den Niedrigsten auf der Leiter, diese von Gott auferlegte Aufgabe in aller Demut und Größe zugestanden. Die Hierarchie im Allerheiligsten bestand einzig und allein aus dem Grad der Demut. Die am höchsten Stehenden unter ihnen waren die Demütigsten. Es war kein Wettbewerb, es war einfach eine Tatsache. Um wie die Seraphim auf der höchsten Ebene noch demütig zu sein, musste man viel demütiger sein als auf der Ebene der Cherubim direkt darunter. Djibril verstand seinen Platz vollkommen: Er erhielt einst den vorletzten Platz im Allerheiligsten bei den Erzengeln, weil es einfacher war, nicht schwieriger. Nur Belial und die Seinen, ganz allein ganz unten nach dem Fall, die es eigentlich am besten verstehen müssten, sahen das nicht so. Sie verwechselten Demut hoffnungslos mit Macht und Stolz.

Der alte Mann ließ Shira keine Gelegenheit, Fragen zu stellen. „Ich breche morgen auf, aber etwas weiter oben auf dem Berg habe ich alles aus meiner Höhle zurückgelassen. Ich glaube, vieles davon könnt ihr für den Winter gut gebrauchen. Ist es in Ordnung, wenn ich euch diese Höhle morgen früh zeige? Es wäre ein viel besserer Ort für euch und ganz sicher für euren guten Freund Henoch.“ Shira hatte nichts zu verlieren und schöpfte wieder Hoffnung. „Geh ruhig schlafen, ich bleibe noch ein bisschen am Feuer.“ Sie legte sich hin, mit einem zufriedenen Henoch an ihrer Brust, der endlich wieder etwas Milch bekam.

Der alte Mann setzte sich wieder ans Feuer und summte das Lied vom Berg. Mutter und Sohn schliefen friedlich ein.

Am nächsten Morgen hatte der alte Mann ein leckeres Frühstück für Shira bereitgestellt. Henoch war gut gelaunt und lächelte den alten Mann ständig an, der sich immer noch nicht sicher war, was seine Vorahnung bezüglich dieses Kindes anging.

„Lass uns gehen“, sagte er und stand auf, „du brauchst vorerst nichts mitzunehmen, denn es ist nicht sehr weit.“ Sie brachen auf und nach einer Stunde Aufstieg gelangten sie auf eine offene Ebene, die bis zur steilen Bergwand reichte. Eine kleine Höhlenöffnung führte zu einem geräumigeren Seitenbereich im hinteren Teil. Der Wind konnte dort nicht direkt hineinwehen. Der alte

Mann bat sie, noch kurz draußen zu warten, bis er

ein Feuer gemacht hatte. Sie wartete geduldig am Eingang und blickte auf die Ebene hinunter. Ein kleiner Bach floss direkt neben der Höhle hinunter und teilte die Ebene in zwei Teile. Auf der einen Seite befand sich Grasland und auf der anderen Seite, in der Sonne, eine Art Acker mit einer hohen Grasart, die sie nicht kannte. Das Feuer brannte und erhellte die ganze Höhle, und der alte Mann rief sie herein. Ihr Mund stand offen. Alles, aber auch wirklich alles war vorhanden.
Vorratskörbe voller Getreide und Mais, ein Bettkasten, Kalebassen, eine zusätzliche Feuerstelle, Tierfelle, ein großer Vorrat an Heu. Shira traute ihren Augen nicht. „Ich habe noch eine kleine Überraschung, lass Henoch ruhig kurz allein am Feuer, es wird nichts passieren“, sagte der alte Mann und ging ihr vor aus der Höhle hinaus. Er ging zunächst an der Parzelle mit der hohen Grasart vorbei und zeigte ihr, wie wichtig diese war. Er nahm eine Ähre und ließ die unreifen Getreidekörner in seiner Handfläche rollen. „Ich erkläre dir später, was du damit machst.“ Er ging weiter über den kleinen Pfad, bis sie zu einem großen Holzvorrat kamen, der zwischen den Stämmen einiger Ulmen aufgestapelt war, mit kunstvoll darin eingebautem Stall, in dem drei zahme Bergziegen saßen, und in einer etwas höher gelegenen Nische saßen fünf Hühner auf einer Stange und gackerten, die den alten Mann begeistert begrüßten. Er ging zu ihnen hin, nannte die Ziegen und Hühner alle beim Namen, streichelte sie

und nahm gleich zwei Eier mit. Auch Shira streichelte sie nacheinander und stolperte herrlich über die Aussprache ihrer Namen, doch ihr intensiver Blickkontakt und ihr Lächeln machten alles wett.
Djibril sah das gerührt an. Er dachte sofort an das immense Werk der Seraphim, denn ohne sie hätte das Licht niemals bis in diesen Winkel der Welt vordringen können, wo gefallene Menschen und Tiere einen flüchtigen Blick auf das Allerheiligste erhaschen konnten. Er war allen im Allerheiligsten dankbar, dass er für würdig befunden worden war, dieses kleinste und letzte Glied zu sein und diesen Moment erleben zu dürfen.
In solchen Momenten war Belial völlig machtlos. Aber auch er war da.
Der alte Mann wurde abrupt aus seinen Gedanken gerissen durch eine dankbare Umarmung und einen festen Kuss von Shira auf seine Wange. Er reagierte menschlich, blieb aber in seiner Rolle: „Ich werde dir beibringen, wie man Brot backt." Er drehte sich um, und Shira folgte ihm bis in die Höhle. Er nahm Feuer vom Eingang der Höhle mit, um es in eine überdachte Feuerstelle in der Höhle zu bringen, wo der Rauch hoch hinaus in die Höhle in einen mit Lehm abgedichteten Abzug aus Felssteinen abgeleitet wurde.
„Zuerst schürst du das Feuer richtig heiß und legst diesen flachen Stein zum Vorwärmen auf die Holzkohle." Shira

schaute zu und hörte aufmerksam zu. „Danach nimmst du Getreidekörner aus diesem großen Korb, nicht aus dem kleineren, denn das ist euer Saatgut für das nächste Jahr.“ Er trug das Getreide zu einem großen, flachen Stein auf dem Boden und zeigte ihr, wie sie es mahlen musste, bis das weiße Innere zum Vorschein kam. „Verwende alles davon und nicht nur das Weiße. Die Schale ist für Kain äußerst wichtig.“ Er fügte das Eigelb eines Hühnereis mit etwas Ziegenmilch hinzu und begann, es zu kneten, bis es zu einem festen Brei wurde. „Warte!“ Er suchte den kleinsten Korb, in dem noch trockene schwarze Beeren lagen, und fügte eine Handvoll davon zum Teig hinzu. Er knetete ihn vorsichtig weiter, damit die Beeren nicht zerquetscht wurden, und legte das ganze Brot auf den heißen Stein, um es zu backen. „Fleisch müsst ihr nicht mehr essen.“ Er stand auf, während Shira fasziniert weiter beobachtete, was mit dem Teig geschah. Djibril ging kurz zu Henoch, lief kurz nach draußen, ging wieder kurz zu Henoch und lief sofort wieder nach draußen. Shira starrte wie hypnotisiert auf den Teig, bis sie, jegliches Zeitgefühl verloren, von einem hungrigen Henoch geweckt wurde. „Mein liebes kleines Elon“, sagte sie und nahm ihn sanft in die Arme, während sie ihre Brust freilegte. Sie erschrak, als sie um seinen Hals ein Bändchen sah, an dem eine weiße Feder befestigt war.

Sie lief sofort aus der Höhle hinaus. In Wolfssprache heulte sie: „Djibril!“ Plötzlich war sie sich sicher, dass er es war. „Djizeh und Kaïn haben mir von dir erzählt!“, rief sie und hob Henoch sofort mit beiden Armen ganz hoch. Es war eine Art Opfergeste, deren Tragweite sie nicht kannte, Djibril jedoch schon. Von der Scheune aus, wo er sich von den Ziegen und Hühnern verabschiedete, sah er zu.
Er ging in strahlend weißer Engelskleidung zum Rand der offenen Ebene und drehte sich um. Eine der Federn in seinen Flügeln fehlte. Shira sah verwirrt zu und hörte noch, wie er in lauter Wolfssprache sang:

Von einem Berg aus kann man
weit sehen. Auf einem Berg wirkt
man groß.
In einem Berg kann man
schlafen, aber der Berg
verändert sich nicht.
Der Regentropfen
schon, der herabstürzt,
ohne zu wissen, wo,
wann oder wie
er das Meer trifft,
zum Meer wird.
Der Berg kennt die Leidenschaft des
Regentropfens, zum Meer zu werden, nicht.

Shira weinte vor Glück und Rührung. Henoch ließ ihr nicht viel Zeit, sich zu erholen. Das Brot im Steinofen schien fertig zu sein, und sie probierte es mit sichtbarer Freude.

Belial hatte jede Bewegung und jede Mimik des alten Mannes in sich aufgenommen.

17. KLEINER ABEL

„Wer das Unvollkommene nicht lieben kann, kann das Vollkommene nicht sehen.“[2] *Lucius Rufus Varus*

Shira wollte eine Willkommensparty für ihren Elon veranstalten. In den Tagen zuvor hatte sie fleißig gebacken. Am nächsten Morgen hatte Kleine Loep bereits Bescheid gegeben, dass sie unterwegs seien und es nicht mehr lange dauern würde, bis sie zu Hause wären. Einen Tag später kam sie ihnen mit strahlenden Augen entgegen. Elon trug ein dickes Fell, und ja, Loep war die Erste, die sie begrüßte, dahinter Elon, und ganz hinten baumelte noch etwas, das sich als ihr liebster Elon herausstellte, dem es nichts ausmachte, dass er der Letzte war, um ihr Glück und ihre Liebe ausgiebig zu teilen. Sie führte ihn in ihr neues Zuhause, während sie unverblümt von dem alten Mann Djibril erzählte, der all dies für sie vorbereitet hatte. Sie ließ ihn stolz von den Kuchen kosten, die sie gebacken hatte, und erzählte, wie Djibril ihr gezeigt hatte, wie man sie zubereitet, und dass sie von nun an kein Fleisch mehr essen müssten. Als allerletzte Überraschung ließ sie ihn das Bändchen mit der weißen Feder um Henochs Hals spüren.

[2] *„Wer das Unvollkommene nicht lieben kann, kann das Vollkommene nicht sehen.“*

„Meine liebe Elon“, sagte er. Er hielt sie fest und weinte unaufhörlich. Er zitterte und drohte, nach der langen Reise in die Knie zu sinken. Sie legte ihn auf das Bettgestell, mit Henoch neben ihm. Nie zuvor so sorglos wie in diesem Moment fiel er in einen tiefen Schlaf, wobei seine Finger zärtlich die Feder von Djibril berührten. Er musste Djibril nicht mehr suchen, Djibril war nie mehr weit weg.

Der Winter brach herein. Elon hatte sich bereits seit einem Monat in der Höhle unten auf seinen Winterschlaf vorbereitet. Beim ersten kräftigen Wintereinbruch war Shira in die Höhle gegangen, um nach dem Rechten zu sehen, wo sie sah, dass Elon bereits eingeschlafen war. Als sie vom ersten Schnee zu ihrer Wohnhöhle zurückkehrte, erwartete sie noch viel bessere Nachrichten: Sie sah Kaïn im Schnee stehen: „Weiß! Ich sehe Weiß!“ Er fing an, darin herumzuwühlen, um kurz darauf lachend gegen einen Baumstamm zu laufen.
Sie ging auf ihn zu: „Siehst du mich? Siehst du mich?“
Er schaute in ihre Richtung und rief: „Ich sehe dich! Ich sehe!“[3] Sie küssten sich leidenschaftlich. Seit er das Brot aß, wie Djibril es von Shira gelernt hatte, und sie aufgehört hatte
Als er Fleisch aß, erholten sich seine trockenen Augen Tag für Tag. Wenn sein Herz weinte, tränten auch seine Augen plötzlich wieder.

[3] *Kain litt an trockenem Beriberi, einem Vitamin-B-Mangel. Der Verzehr von ungeschältem Getreide wurde ihm zur Rettung.*

Oft wirkte das auch umgekehrt. Eines Nachts flüsterte er ihr ins Ohr: „Spüre meine Tränen, mein Elon, sie erzählen, wie sehr ich Shira liebe.“ An jenem Morgen hätte er sein Kind zum ersten Mal sehen können. Die schwarzen Schatten waren verschwunden und hatten einem Lächeln, einer Grimasse, einem ernsten Blick Platz gemacht. Als er seine Frau sah, war er überrascht, wie viel schöner sie war, als er sie sich in seiner blinden Fantasie vorgestellt hatte. Er verliebte sich augenblicklich ein zweites Mal.

Doch das Wichtigste für ihn war, dass er nun mit eigenen Augen das Geschenk von Djibril um Henochs Hals betrachten konnte. Es erinnerte ihn an die Zeit geistiger Blindheit in seinem Leben, als er das Privileg gehabt hatte, das unvergleichliche Eden zu sehen. Das Zeichen war das Einzige, was ihm davon geblieben war. Jeden Morgen war es seine erste Aufgabe, es sich auf die Stirn zu malen. Shira drängte ihn eines Morgens, damit aufzuhören. „Elon vergibt? Berin vergibt? Eva vergibt? Adam vergibt? Abel vergibt? Verzeiht Henoch? Verzeiht Shira? Und Kain?“ Da stand nun „Der, der Menschen tötet“, der bereit war, jedem zu vergeben, außer sich selbst. Zögernd akzeptierte er ihre Bitte, auch weil das Zeichen auf seiner linken Wange allmählich von selbst verblasste.

Auch Jahwe vergibt.

Glückliche Jahre sind Jahre, die zu schnell vergehen, weshalb die Zeit freundlich gebeten wird, langsamer zu vergehen. Wenn jedoch das Leid zuschlägt, wird sie aus Mitgefühl angefleht, schneller zu vergehen, und diese Bitte des Menschen wird immer häufiger und dringlicher empfunden. Doch die Zeit ist unparteiisch wie keine andere. So wie die Zeit im Garten Eden zeitlos war, so wurde sie außerhalb des Gartens Eden zeitbeständig. Dennoch flogen die Jahre dahin, ohne dass Belial viel zu sagen hatte.

Als Henoch fünf Jahre alt war, Loep „alt“ geworden war und Elon stärker als stark geworden war, kam Shira eines Morgens freudig auf Kain zu: „Fühl mein Elon!“ Sie drückte seine Hand auf ihren Bauch. Sie war wieder schwanger. Sie hatte schon eine Weile gezweifelt, aber an diesem Morgen hatte sie das Kind zum ersten Mal schlagen gespürt. „Henoch, fühl!“ Etwas schüchtern berührte er ihren Bauch und spürte plötzlich einen Tritt gegen seine Hand. Er schrie mehr vor Schreck als vor Lachen.
Sie verbrachten glückliche Tage und waren Jahwe für jede Minute dankbar. Kains scharfe Augen waren durch das wundersame Brot vollständig geheilt. Jahr für Jahr baute er Getreide und Mais auf den Feldern an. Während sein Kind wuchs, nutzte er auch das Grasland auf der anderen Seite

, um dort zusätzliches Getreide anzubauen. Der kleine Fluss des unerschöpflichen Djebel Akhbar war ein Geschenk Gottes, um die Trockenheit auf dem Land im Hochsommer auszugleichen. Durch seine Streifzüge in der wunderschönen Natur hatte er seltsame Früchte kennengelernt, mit denen er experimentierte, um Bäume zu züchten.

Henoch war ein Goldjunge, er half seiner Mutter unbeholfen und seinem Vater noch unbeholfener. Er erinnerte Kain oft an Abel. Der Spielvogel, der alles andere als ein Spielvogel war. Abel! Könnte er seinen Bruder doch nur hierher an den Tisch einladen.

Loep war Henochs bester Freund, und Henoch kam regelmäßig zu seinem Vater, um ihm provokativ zu zeigen, dass er die Wolfssprache besser beherrschte als Kains legendäres „Milch“. Shira deutete an, dass sie nichts damit zu tun habe, und warf Kain einen Kuss zu. Er zeigte mit den Händen auf seinen Bauch: „Bauch: gut?“ Und sie tastete ihren Bauch ab und zählte mit den Fingern: eins, zwei, drei … vier. Und er deutete sofort mit beiden Händen auf seinen Kopf: „Oje, oje, oje!“ Lachend beendeten sie das Ganze mit einem Kusshandzeichen zueinander und nahmen ihre Arbeit mit noch mehr Freude und Eifer wieder auf.

Und doch ging Abel ihm keine Minute aus dem Kopf. Er würde Shira fragen, ob er das Kind, falls es ein Junge würde, Abel nennen dürfe.

Belial war es egal, wie lange das alles noch dauern würde. Engel leben schließlich in einem Zustand, und entsprechend dieser Tatsache ist „Leben“ für sie nicht bestimmt. Sie existieren. Sie leben nicht und sterben nicht. Kein Mensch kann wie ein Engel auf einen Engel blicken. Zu behaupten, dass sich Belial angesichts des großen Glücks von Kain, Shira und Henoch nur schwer durchsetzen konnte, ist folglich eine falsche Sichtweise. Weniger falsch ist die Annahme, dass Belial das Glück von Kain, Shira und Henoch erkannte und dass dies nicht mit seiner Mission vereinbar war. Und wie es dann wirklich richtig formuliert werden müsste, weiß kein Mensch. Der Inbegriff jedes neugeborenen Kindes ist und bleibt von Anfang an ein Geheimnis, das nur Gott kennt. Das Geheimnis des Engels ist, wenn möglich, noch viel größer. Nur ein einziger Mensch würde es jemals schaffen, selbst zu diesem Geheimnis des Engels zu werden.

Henoch war schon früh auf den Beinen und saß mit Loep da, um die Morgensonne zu genießen, während er auf seinen Sprachunterricht wartete. Shira kam vorbei und gab sofort vor, worum es in der nächsten Lektion gehen sollte. „Sonne“, sprach sie zu Henoch, dann wandte sie sich an Loep und sprach „Sonne“ in der Wolfssprache, woraufhin sie wie üblich Wasser

aus dem kleinen Fluss holen. Shira liebte die Sonne, so wie die Sonne ihr Lachen und ihre Dankbarkeit leidenschaftlich liebte.
Kain war schon ein Stück weiter dabei, Holz für diesen Tag vorzubereiten, und rief aus der Ferne: „Meine Elon!“ Sie blickte sich um, rutschte jedoch auf einem glatten Stein aus und fiel klatscheflach auf ihren dicken Bauch. Keine fünf Sekunden später stand Kain bei ihr. „Hast du dir wehgetan?“, fragte er, doch er sah sofort, wie Wasser und Blut an ihren Beinen herunterliefen. Shira war nicht in der Lage, mehr als „Mein Elon“ herauszubringen, als ob sie sich schuldig fühlte wegen dem, was kommen würde. Sie wusste, was dieses Wasser und Blut bedeuteten. Jahrelang war sie im Rudel die Zuflucht für die Wölfinnen gewesen, wenn etwas schiefzulaufen drohte. Das machte sie sehr beliebt und unentbehrlich, aber jetzt gab es niemanden, der ihr helfen konnte. „Djibril!“, rief Kaïn.

Doch Djibril kämpfte bereits gegen Belial. „Das ist eine schwierigere Geschichte, nicht wahr, Djibril, als ein Abel mit einem gebrochenen Bein im Brunnen“, dachte ein triumphierender Belial spöttisch bei sich. „Wie willst du das dem klugen Menschen noch erklären? Wie stark ist die Liebe jetzt? Sie bleiben frei, oder? Wenn du jetzt eingreifst, verlierst du! Dann beweist du genau das, was du nicht beweisen willst: dass der Mensch in der Not schwach ist und Gott nicht mehr anerkennt. Sie bleiben

frei“, erinnerte er sich an den Kern des Arguments.

„Die Liebe siegt“, dachte Djibril bei sich.
„Es sind nicht alle die Mannin oder der Mann aus Eden“, dachte Belial selbstbewusst.
„Es bleiben Kinder des Mannes und der Mannin, die Kinder des allmächtigen, machtlosen Gottes, der Liebe ist“, war Djibrils letzter Gedanke an Belial. Ende.
Belial lachte laut auf und zog sich zurück. Auch Belial war kurz nach dem Sündenfall des Menschen streng an dessen Freiheit gebunden. Wenn er zu großes Unheil anrichtete – und was war groß? Auch das musste er erst einschätzen lernen –, dann gab es keinen Sündenfall des Menschen in Freiheit mehr, dann war es nur ein Scheinsieg.
Nein, die Menschen sollten nicht nur leiden, sondern auch seine Anhänger werden, seine Handlanger, seine Anbeter. Der Sklave, der sich als Sklave fühlt und dies auch weiterhin tut, ist für seinen Herrn unzuverlässig und daher wertlos. Der Sklave muss seinen Herrn daher leidenschaftlich lieben. Die ultimative Verkleidung. Er versuchte, vom Menschen Liebe für die Nicht-Liebe zu erlangen. Es würde die ultimative und endgültige Niederlage Gottes bedeuten.
Belial würde die Nicht-Liebe vollständig in eine illusorische Liebesverpackung hüllen, bei der kein Mensch mehr den Unterschied zum Original bemerken oder spüren oder auch nur ahnen könnte. Ein bedeutender Teil der Engel war

er bereits so weit gebracht, doch nun musste jeder Mensch noch mit dem Zeichen des zerbrochenen Apfels neu geprägt werden, bis an den Apfel keine Erinnerung mehr übrig blieb, damit er niemals wieder, niemals wieder von einem Gott der Liebe geheilt werden könnte. Der Kampf im Herzen jedes Menschen zwischen dem guten und dem bösen Engel war entscheidend. Am Anfang hatte der gute Engel den Vorteil, dass die Geschichte von Eden noch frisch im Gedächtnis der ersten Menschengenerationen weitergegeben wurde. Doch mit jeder neuen Generation gewann der böse Engel an Überhand, da dieses Wissen und diese Erinnerung an Eden im Menschen langsam verschwanden. Je weiter sich der Mensch vom Mann und der Mannin aus Eden entfernte, desto mehr vermehrte sich das Gift, Generation für Generation, in minimalen Mengen, bis es plötzlich tödliche Ausmaße annehmen und in einer unumkehrbaren Spirale zu Tod und Verderben führen würde.
Kein Mensch und kein Engel schien das noch aufhalten zu können.

Shira lag auf dem Bettgestell, instinktiv mit gespreizten Beinen, bereit für eine Geburt, die kein Leben mehr hervorbringen konnte. Die ersten Wehen setzten ein. Die Hand auf ihrem Bauch, verzweifelt auf ein Lebenszeichen hoffend. Der sich senkende Kopf drückte die Blutgefäße der abgerissenen Plazenta zu. Die

Blutung schien

gestoppt, doch auch das Leben des Kindes kam zum Stillstand. Das Kind hatte keine Chance mehr. Die Wehen wurden stärker, und Kain tat, was er konnte.
Plötzlich rief Shira weinend: „Lieb mich!“ Sie krümmte sich, instinktiv pressend, um den Kopf herauszudrücken. Kain sah alles geschehen und fing das Kind auf. Tot. Henoch sah aus der Ferne still zu, ohne ganz zu begreifen, was geschah. Die Nachgeburt folgte, und Shira erledigte alles fachmännisch, so wie sie es von den Wölfinnen gelernt hatte. Es schadete nicht, dass Plazenta und Kind eine Einheit blieben. Es spendete ihr Trost, als könne das Kind doch noch mit etwas von ihr verbunden bleiben. Ein weiterer Schnitt war nicht mehr nötig, der Schnitt war beim Sturz geschehen. Sie war gefallen.

Belial hätte kein besseres Bild verwenden können: Der Mensch, der fällt, muss leiden. Fallen ist Leiden. In all seinen Variationen und Abstufungen. Doch Belials frühere Euphorie und sein Triumph wichen schnell einer völligen Ernüchterung. So wie Shira Kain bat, sie zu lieben, und Kain tausendmal mit Tränen, Küssen und Zärtlichkeiten antwortete, und wie er ihr das Kind reichte und es in ihre Arme legte, wie sie seine Tränen mit Tränen erwiderte und sich die Tränen beider vermischten in

die bitterste gemeinsame Trauer, wie er in dem Kind seinen Bruder Abel erkannte und ihr unter Tränen anvertraute, dass er das Kind gerne Abel genannt hätte, wie sie unter Tränen zustimmte, wie Henoch sich zu ihnen setzte und seinen kleinen Bruder sanft auf die Stirn küsste, wie Kain darum bat, den kleinen Abel bei dem großen Abel begraben zu dürfen, wie Shira dem voller Vertrauen zustimmte, dann, ja dann musste Belial widerwillig anerkennen und feststellen, dass es nicht wirklich der Erfolg war, auf den er gehofft hatte. Der Sturm Belial hatte mit aller Kraft versucht, die Eiche von ihren Wurzeln zu trennen, aber es war ihm nicht gelungen. Er hatte höchstens einen nicht unbedeutenden Ast abreißen können.
Djibril brauchte Belial keine Antwort zu geben. Die Antwort von Shira, Kain und Henoch entsprach in allem der Liebe, die Gott für den Menschen im Sinn hatte. Sie liebten den unvollkommenen kleinen Abel unermesslich. Die sechsflügeligen Seraphim schlugen umso schneller mit ihren Flügeln. Alle Kräfte und Mächte im Allerheiligsten priesen den Herrn und leiteten so viel göttliches Licht wie möglich zu den Engeln unten weiter, um ihnen bei ihrer Arbeit außerhalb des Allerheiligsten zu helfen.
Was geschah, war ein kleiner Vorgeschmack auf das, was einst kommen musste, auch wenn es nicht in der Macht der Engelsflügel oder der Menschenhand lag, dass gerade durch das Leiden und durch keine andere Kraft

die Liebe die Nicht-Liebe

letztendlich überwinden könnte. Jeder Mensch trägt per Definition diese Kraft in sich, doch es galt, auf einen Menschen zu warten, der dies für jeden Menschen überall auf der Welt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufbringen konnte.

Kain wickelte das Kind sorgfältig in ein Stück Leder, während Henoch traurig zusah. Er wollte es mit einem Lederfaden zunähen, doch Henoch nahm sein Amulett mit der Feder, das ihm Djibril geschenkt hatte, ab und band es seinem kleinen Bruder um den Kopf. „Abel“, sagte er und küsste Abel ein letztes Mal auf die Stirn. Kain wagte es einfach nicht, sich zu weigern; er wollte sich nicht über die Liebe stellen, die Henoch nun zeigte. Er nähte das Leder sorgfältig zu, damit weder Ungeziefer den kleinen Abel noch die Feder verletzen konnte.

Djibril sah, wie Henoch seine Feder dem kleinen Abel übergab, und war tief beeindruckt von diesem Kind. Henoch war noch so jung, und doch sprach er bereits mit Taten, die Worte niemals hätten aussprechen können.

Auch Belial erkannte viel von Abel in Henoch. Abel war ihm entglitten, und das durfte nicht noch einmal geschehen. Er wusste, was ihm zu tun stand.

Die folgenden Monate wurden zu den intensivsten Monaten ihres Lebens. Kain hatte Shira noch nie so sehr geliebt wie jetzt. Henoch, Shira und Kain verbanden sich zu einer Kette fürs Leben. Seit dem Tod des kleinen Abel dachte Kain oft an seine Begegnung mit Eden zurück, daran, wie hochmütig er seinen Platz bei dem Cherub beansprucht hatte, der ihn – wie sich nun zu Recht herausstellte – nicht zulassen konnte. Erst jetzt verstand er, dass Eden gegeben und nicht genommen wird. Der kleine Abel konnte Kain nun verständlich machen, was dem großen Abel nie gelungen war.
Djibril hatte Abel Eden auf dem Gipfel des Djebel Akhbar geschenkt, und Abel wollte es Kain geben. Doch Kain nahm es ihm nicht ab. So wie er damals nicht bekam, was er wollte, so konnte er sich nun nicht mehr vorstellen, dass er es jemals noch bekommen könnte. Er war dessen unwürdig. Und doch war es die einzige Bedingung, ohne die Eden nicht erlangt werden kann. Der Mensch, der seine Unwürdigkeit aufrichtig erkennt, kann ebenso aufrichtig nicht glauben, dass es ihm jemals noch gegeben wird. Und doch muss er diese Barriere mit der einzigen Kraft durchbrechen, die diese Rüstung durchdringen kann: der Liebe.
Shira hatte ein Kind verloren, doch sie erhielt das Kind in Liebe zurück von Kain, Henoch, Elon und Kleine Loep. Nun, da Shira ihre Sprachkenntnisse durch die vielen Gespräche vor und nach der Geburt rund um Kleine Abel verfeinert hatte und viel

nuancierter über Gefühle und Gedanken zu sprechen gelernt hatte, brachte auch das sie Kain näher.
Kain lernte seinerseits, ihr sein Herz auszuschütten. Er lernte, dass er nichts mehr vor ihr verheimlichen durfte, und lernte, das Schwierigste zuerst zu sagen. Das Schwierigste hatte immer mit Hochmut und Stolz zu tun. Zu seiner großen Überraschung lernte er, dass genau das der Grund war, warum Shira ihn so sehr liebte und warum er Shira so sehr liebte. Am schwierigsten fiel es ihm, von seinen Eltern zu erzählen, davon, wie er seinen Vater auf dem Feld enttäuscht hatte, weil er es besser wusste, und wie er seine Mutter enttäuscht hatte, indem er Tiere tötete, ganz zu schweigen von Abel.
Shira bereute nun auch, dass sie damals mit dem Rudel von Fleisch gelebt hatten, und schloss sich Kains Entschluss an, nie wieder Fleisch zu essen. „Wir können nur versuchen, ein Vorbild zu sein und nicht über Elon oder Loep zu urteilen."
So erkannte Kain sich plötzlich in der Haltung seiner Mutter wieder. Sofort spürte er, wie sehr seine frühere besserwisserische Haltung gegenüber seinen Eltern ihnen wehgetan haben musste, und er sank kurz in sich zusammen.
Shira las seine Gedanken. „Du darfst nicht streng mit dir selbst sein. Auch ich habe Fehler gemacht, mein Elon."

So fühlten sie sich nun sicher miteinander. Gemeinsam erkannten sie, welchen Schatz der kleine Abel ihnen hinterlassen hatte, wie ein Samenkorn, das im besten Boden wächst und sich bereits jetzt in ihrer Familie ernten ließ. Der kleine Abel war nicht tot.
Elon, Henoch und Loep zogen immer öfter gemeinsam los und verschwanden manchmal einen ganzen Tag lang auf der Suche nach Leckereien. Und Loep fehlte vielleicht eine gründliche Ausbildung in der Wolfsjagd, aber er konnte geschickt von Elons imposanter Erscheinung profitieren, die alle anderen Aasfresser jedes Mal verscheuchte, wenn sie einen Kadaver fanden. Manchmal brachten sie Honig für Shira mit, nachdem Elon seinen höllischen Kampf mit den Bienen gewonnen hatte, während Henoch und Loep aus der Ferne gespannt zuschauten. Danach belohnte Shira Elon mit einem Honigkuchen mit Heidelbeeren darin. Es waren glückliche Momente in der Höhle, und der junge Henoch genoss die Liebe von Mensch und Tier in vollen Zügen.

Der Sommer brach an und das Getreide wuchs prächtig. Kain und Shira führten ein langes Gespräch. Der kleine Abel war bisher in einer kühlen Öffnung einer kleinen Höhle aufbewahrt worden, die mit Steinen abgedeckt war. Kain fragte sich, ob sie den kleinen Abel jemals zum Grab Abels mitnehmen wollten und ob sie ihren kleinen Sohn dann nicht am besten in der

Sonntag. Shira wusste wie keine andere, was ein ausgetrockneter Kadaver war, und hielt das für eine gute Idee.
Der kleine Abel musste nur tagsüber bewacht werden. Meistens war das kein Problem, denn Shira oder Kaïn waren immer in der Höhle oder auf dem Feld bei der Arbeit. Und ansonsten war Loep der perfekte Leibwächter. Shira erklärte ihm ausführlich, was der Plan war und was sie von ihm erwartete. Nach ihrer Erklärung konnte Kaïn es sich nicht verkneifen, „Milch“ in der Wolfssprache zu sagen. Shira und Loep lachten sich kaputt und stürzten sich auf ihn, leckten ihn, als wäre er Milch, und sagten ihm, er solle mit seinem lustigen Unsinn besser den Mund halten. Es waren solche Abende zwischen Shira und Kaïn, die sich in ihrem Bettchen verlängerten, wo sie sich liebten.
Am nächsten Tag zeigte sich die Sonne strahlend. Kaïn legte ihren kleinen Sohn nicht weit von der Höhle entfernt in die strahlende Sonne, vom Morgen bis zum frühen Abend. Wenn es regnen sollte oder sie unsicher waren, brachten sie ihn in Sicherheit. Vor allem Shira tat es gut, diese Aufgabe zu übernehmen und ihren Kleinen in ihrer Nähe zu wissen.
Kain schaute oft von weitem liebevoll zu und rief: „Djibril!“, als Dank für das, was er für sie getan hatte. Sein Ruf prallte hoch an der Wand des Djebel Akhbar ab und hallte immer höher, über Djibril selbst hinweg, bis ins Allerheiligste. Dort ganz unten empfing Michael

die Botschaft und trug den Schrei empor, von den Kräften zu den Mächten, bis weit über die Räder und die Cherubim hinaus, bis noch höher als selbst die Seraphim, sodass Jahwe den Schrei des zerbrochenen Apfels im reinsten Licht empfing.
Er sandte das Licht gnädig und in Demut zurück, so wie Er einst den Menschen als Sein demütigstes Ebenbild erschaffen hatte, in Vielfachheit den ganzen Weg hinab. Liebe kommt von Ihm, und die Liebe, die zu Ihm kommt, vermehrt sich, wie ein einziges Korn hundert Körner hervorbringt. Die größte Katastrophe bestünde darin, dass kein Engel mehr die Liebe vom Menschen zum Allerheiligsten überbringen könnte. In all Seiner Ohnmacht behielt Gott jedoch das letzte Wort. Dort, und nur dort, lag Seine absolute Macht. An einem bestimmten Wendepunkt in der Geschichte würde Er eingreifen, nicht aus eigenem Willen, sondern aus der Liebe heraus, doch dafür musste man Jahrhunderte auf die richtige Frau warten.
Belial und die Seinen saugten das Licht weg, Djibril und Michael und die Ihren trugen es stetig empor. So wurde es nach dem Sündenfall, und so würde der Kampf zwischen Gut und Böse geführt werden. Alle Kräfte kamen in diesem Kampf zum Einsatz, von der äußersten Gier und dem Hochmut bis zur äußersten Großzügigkeit und Demut. Niemals kann man behaupten

, dass Gott nicht existiert, sonst wäre alles von Anfang an nur Böses und Verderben gewesen. Das geringste Gute im schlimmsten Menschen der Welt entsprang einst jener ursprünglichen Quelle der Liebe, die man Gott nennt. So wie auch Belial nicht leugnen kann, dass der allgeringste Rest des Guten in seinem besten Sklaven nicht von ihm stammt und dass das Beseitigen des letzten Fünkchens des Guten ein fast unmögliches Unterfangen ist und er gezwungen ist, bis zum allerletzten Atemzug seines Sklaven diesen daran zu hindern, in extremis zur Umkehr zu gelangen.
Dieses Phänomen lieferte sogleich den ultimativen Beweis dafür, dass das Böse nicht als solches erschaffen wurde. Das Böse ist lediglich eine Verneinung des Guten, und das ist eine Herausforderung bis zum allerletzten Atemzug des Menschen.
Belial war nach Gott und würde immer nach Gott bleiben. Das war Belials unmöglicher, ultimativer Hochmut, der zugleich deutlich machte, wie der Tod des Menschen oft eher einen gesegneten Moment bot, um der umgebenden Familie Liebe und Vergebung zu erweisen und umgekehrt der Familie dem Sterbenden.

Shira war trotz des schmerzhaften Verlusts von Kleinem Abel glücklich, doch eine einzige Lücke nagte an ihrem Herzen. Bevor sie alles zurücklassen würden, um Kleinen Abel im Grab von Großem Abel zu bestatten, wollte sie sich zunächst endgültig

von ihrem Familienrudel verabschieden. Sie sprach ihren Elon darauf an.
„Natürlich, mein Elon“, zögerte Kaïn keine Sekunde.

Doch nichts sollte so sein, wie es schien.

18. DAS HAUS DES KLEINEN ABEL

„Der Mensch ist im Grunde genommen das Verlangen nach Sein, doch das Licht fehlt.“

Lucius Rufus Varus

Ich sehe Licht.

Du siehst mich.

Ich bin.

19. DER ALTE MANN UND DER ENGEL (TEIL 2)

„Natürlich, mein Elon.“ Kain musste nicht nachdenken. Was hätte die Liebe sonst antworten können? Loep wurde sofort ausgesandt, um Graülv und sein Rudel zu suchen. Es war mittlerweile Spätherbst. Elon machte sich bereits daran, seinen Winterschlaf vorzubereiten. Er war kein kleiner Bär mehr, sein Hunger war entsprechend groß. Er suchte unermüdlich nach Beeren, Eicheln und Bucheckern, um sein Fettpolster aufzubessern, bevor der Winter ihn auf die Probe stellen konnte. Nun, da Loep fort war, fühlte sich Elon sofort verloren und machte sich deutlich daran, zu seiner Winterhöhle aufzubrechen. Henoch kam herbei. „Ich gehe mit Elon mit“, sagte er, denn ohne Loep oder Elon fühlte auch er sich verloren, und Henoch wollte seinen großen Freund zum Schlafen bringen. Er ging zunächst noch zu dem kleinen Abel, erzählte ihm, was er vorhatte, und küsste seinen kleinen Bruder. Es war, als ob Abel schon sein ganzes Leben lang im Winterschlaf lag und nur noch einmal aufwachen musste … Es verblüffte Kain und Shira immer wieder, wie Henoch so überzeugt sein konnte, dass der kleine Abel ganz sicher nicht tot war.
Shira und Kain waren zuversichtlich. „Wir holen dich morgen früh ab, sei vorsichtig und bleib bei Elon!“ Henoch war nirgendwo sicherer als bei Elon, kein einziges

feindliches Wolfsrudel oder Säbelzahnkatze konnte einen Bären wie Elon besiegen, wenn es darauf ankam. Henoch genoss die Verantwortung, die ihm übertragen wurde; es fühlte sich an, als dürfe er auf Elon aufpassen. Kain sah ihnen nach und dachte einen Moment lang mit bitteren Gefühlen daran zurück, wie er früher furchtslos riesige Bären angegriffen und sie mit Vergnügen getötet hatte. Er schüttelte den Kopf, um diese Gedanken zu vertreiben, und machte sich schnell wieder an die Arbeit.
Henoch und Elon erreichten Elons Schlafplatz ganz unten am Fuße des Djebel Akhbar. Gemeinsam richteten sie sein Bett her, und als die Nacht hereinbrach, legte sich Elon zufrieden hin. Henoch kuschelte sich wie immer dicht an seinen Bauch, umarmt von Elons Vorderpfoten, um so in die kalte Nacht zu gehen. Henoch war begeistert von der Freundschaft dieses mächtigen Tieres. Als Elon eingeschlafen war, verspürte er noch mehr Aufregung, denn nun würde er über seinen Freund wachen.
Es wurde Abend, doch Henoch konnte keinen Schlaf finden. Plötzlich sah er im Gegenlicht eines fahlen Mondes eine Gestalt am Eingang der Höhle. „Papa?“, flüsterte er, um Elon nicht zu wecken.
„Hab keine Angst!“, versuchte der Fremde Henoch zu beruhigen. „Ich habe ein neues Geschenk für dich.“ Der Fremde näherte sich vorsichtig bis ganz nah an Henoch heran,

der einen alten Mann vor sich sah. „Erinnerst du dich noch daran, dass ich dir bei deiner Geburt einen Flügel geschenkt habe?“
„Du bist Djibril!“ Henochs Tonfall wechselte von Misstrauen zu Freude. Er kroch zwischen Elons Beinen hindurch, um den alten Mann zu begrüßen.
„Ich war so beeindruckt, dass du meine weiße Feder sofort deinem kleinen Bruder Abel geschenkt hast, dass ich dir nun meine andere Feder geben möchte“, sagte Djibril und reichte Henoch sofort sein Geschenk.
Henoch nahm sie vorsichtig entgegen und betrachtete sie begierig. „Wow!“, rief er spontan aus. „Aber diese ist schwarz?“, erschrak er überrascht, während er den Flügel ins Mondlicht hielt.
„Jeder Engel hat einen weißen und einen schwarzen Flügel mit weißen und schwarzen Federn. Meine weiße Feder hast du bereits bekommen, und jetzt gebe ich dir meine allerletzte schwarze Feder.“ Er drehte sich sofort um, um zu beweisen, dass er nicht einmal mehr Flügel hatte. Die hatte er schon lange nicht mehr, aber das konnte Henoch unmöglich wissen.
„Danke, Djibril“, antwortete Henoch strahlend, „aber darf ich das erst einmal mit meinen Eltern besprechen?“
„Schlaf jetzt schön, Henoch. Du bist ein lieber Junge. Ich bewahre die Feder noch eine Weile auf und schenke sie dir später, wenn du alt genug bist. Aber

sprich mit niemandem darüber. Das ist unser Geheimnis!“ Gerade bevor er „sprich“ und „unser“ sagte, verlor er plötzlich einen Vorderzahn. Er floh wie ein Dieb in der Nacht. Belial war sich überhaupt nicht mehr sicher, da war etwas mit diesem nervigen Jungen.

Henoch starrte regungslos auf das Mondlicht, das durch den Eingang der Höhle fiel. Elon schlief, doch Henoch konnte keinen Schlaf finden. Seine noch junge Intuition schlug Alarm. Das Beunruhigende daran war, dass er diese Intuition bis dahin noch nie zuvor gespürt hatte. Bei seinen Eltern war alles von Liebe durchdrungen, über die keine Fragen gestellt werden mussten. Sein Kontakt zu Elon, zu Loep, alles war transparent und selbstverständlich, und man konnte es genauso gut als Ehrlichkeit zusammenfassen. Doch bei diesem seltsamen Ereignis fühlte sich Henoch so unbehaglich wie eine Blume, die in der strahlenden Frühlingssonne erblüht und sich beim ersten Regen unwohl fühlt, ohne auf den ersten Blick zu wissen, was sie davon halten soll. Er wurde gebeten, etwas vor seinen Eltern geheim zu halten. Das war für ihn kein Nieselregen, sondern ein Regensturm. Es brachte alles in seiner geordneten Welt durcheinander. Unbewusst vermisste er den Halt seines Amuletts mit der weißen Feder, das er Abel mitgegeben hatte.

Er kroch wieder sicher zwischen Elons Vorderbeine und fiel schließlich in einen Schlaf, der, gnadenlos, nicht der

ihm zumindest Erlösung schenkte. Er träumte, dass er über einer tiefen Schlucht stand, in die Elon hineingefallen war. Er war hin- und hergerissen zwischen dem Versuch, Elon zu retten, und der Angst, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Er sprang Elon nicht hinterher, er war feige. So erwachte er verwirrt aus seinem ersten Schlaf und war plötzlich kein Kind mehr. Er wartete nicht bis zum Morgen auf seinen Vater, sondern ging selbst zu seinen Eltern. Der Weg war rutschig, aber er kannte ihn wie seine Westentasche. Es setzte heftiger Regen ein, und klatschnass erreichte er die Höhle seiner überraschten Eltern. „Schon zurück? Ist alles in Ordnung mit Elon?“, so begrüßte Shira ihn in ihrer warmen Höhle, während Kain noch das Holz im Ofen nachlegte. In der Höhle roch es herrlich nach frischem Brot. Henoch reagierte niedergeschlagen. „Was ist los, Junge?“, fragte Kain, sofort besorgt über Henochs Schweigen. „Ist etwas mit Elon passiert? Ist alles in Ordnung mit Elon?“ Kain war plötzlich sehr besorgt. „Ist etwas mit Elon?“, wiederholte er, immer noch nicht beruhigt. Henoch zögerte: „Ich habe mit Djibril gesprochen.“ Für Henoch fühlte es sich so an, als würde er Djibril damit doch noch verraten. Shira kam schnell zu ihnen. „Was hat er denn gesagt?“, fragte sie und erinnerte sich an ihren freudigen Kontakt mit Djibril. Die strahlenden Augen seiner Mama machten Henoch Mut. „Er hat mir seine zweite Feder gegeben!“ Seine kindliche Naivität bewahrte ihn vor Fehlern, die seiner noch jungen

Intuition zuwiderliefen.

Shira reagierte, wie jede Mutter reagieren würde. „Das ist fantastisch, mein Kind, darf ich die Feder sehen?“
„Er hat mir die Feder gezeigt, wird sie mir aber erst später geben.“ „Das ist doch fantastisch! Warum schaust du dann so traurig?“ „Er hat mich gebeten, mit euch nicht darüber zu sprechen.“ Kain und Shira sahen sich mit unverständigen, ungläubigen Augen an. Das musste erst einmal sacken. Kain drehte die Kekse im Ofen um, Shira wandte sich intuitiv der Nische zu, in der der kleine Abel aufbewahrt wurde, und suchte Halt bei der weißen Feder. Sie drehte sich um. „Nun ja, es könnte sein, dass das besser ist. Ein Engel weiß, was er tut“, antwortete sie. Ihre Begegnung mit dem alten Mann Djibril hatte einen tiefen Eindruck hinterlassen.
Es folgte eine noch längere und tiefere Stille. Weder Shira noch Kain hatten noch einen Ausweg. Es war einen Moment lang still. Henoch versuchte, sich klarer auszudrücken. „Diese Feder war schwarz“, sagte er, ohne sich bewusst zu sein, dass er damit seinem Vater und seiner Mutter eine Lektion in kritischem Denken erteilte, „mein Amulett war weiß. Djibril sagte mir, dass jeder Engel einen weißen und einen schwarzen Flügel hat. Die weiße Feder hatte ich bereits erhalten. Aber als er ging, sah ich überhaupt keinen Flügel.“
„Wie sah der alte Mann aus?“, fragte Shira nun noch besorgter.
„Ich konnte ihn nicht gut sehen. Es war dunkel in der Höhle und der Mond gab …“

„Aber konntest du die Feder denn gut sehen? Schwarz, hast du gesagt? Es war doch stockdunkel?“, unterbrach Shira ihn ängstlich. Kain verstand nicht, warum sie plötzlich so viele Fragen stellte. Auch Henoch war perplex und verstand nicht, worauf seine Mutter mit ihren Fragen hinauswollte. „Macht nichts, mein Elon“, fasste sie sich blitzschnell wieder, „hast du keinen Hunger? Ein Gebäck? Frisch gebacken, mit Heidelbeeren?“ Henoch vergaß sofort alle Sorgen und schlief nach dem köstlichen Gebäck, erschöpft von einem elenden Abend mit seinem schrecklichen Traum, ein.

Kain und Shira schwiegen den Rest des Abends, bis sie sicher waren, dass er tief schlief. Beide waren in einer seltsamen Stimmung. Kain verstand nicht, was los war. Shira wagte nichts zu sagen und räumte die Reste des Abendessens weg. Auch sie gingen nun schlafen. Eine letzte Öllampe blieb brennen. Kain hatte sich sanft an Shiras Rücken geschmiegt, während er ihre Hände suchte und leise ihr Ohr berührte. Auch Shira war offenbar noch wach. „Was ist denn los, mein Elon?“, flüsterte sie leise: „Ich habe Djibril gesehen, als er mich verließ. Er hatte tatsächlich zwei weiße Flügel, an denen jeweils eine Feder fehlte. Weiß. Was Henoch sagt, stimmt nicht. Was geschieht denn, mein Elon?“

Kain wusste nicht, was er tun sollte. Es folgte eine lange Stille. Beide schienen wie versteinert und trauten sich kaum noch,

atmen. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Ihnen wurde klar, dass etwas vor sich ging, das nichts Gutes verhieß. Shira schlief schließlich ein, aber Kain blieb hellwach wegen des Chaos in seinem Geist, oder besser gesagt, wegen eines Kampfes. All das Gute, das er in den letzten Monaten erfahren hatte, weckte nun all das Schlechte aus der Vergangenheit wieder auf. Er hatte geglaubt, er hätte es überwunden und das Böse würde ihn nun in Ruhe lassen. Konnte es noch schlimmer werden? Ja, es konnte vielleicht noch schlimmer werden. Er hätte in dieser Nacht an allem Guten gezweifelt, hätte er sich nicht an die Antwort seiner Mutter erinnert, als der Granit barst: „Vergib mir, mein Sohn.“ Kain kroch leise aus dem Bettkasten, ging leise zu Henoch und flüsterte ihm ins Ohr: „Vergib mir, mein Sohn.“ Auch wenn er nicht genau wusste, was er falsch gemacht hatte, wirkten die Worte doch erlösend, und auch er schlief schließlich ein. Allerdings nicht für lange. Es war immer noch unheimlich still in der Höhle.

Nur die glimmenden Kohlen im Ofen spendeten einen schwachen Lichtschein. Kain dachte an die Nächte in der Falle zurück, zusammen mit Abel. Das Leuchten der Kohlen war dort ebenso spärlich. Die Höhle, die er nun sah, erinnerte ihn an die Bärenfalle von damals. Er saß in der Falle. Wieder.

Aber war es jetzt genauso sinnlos, wie es ihm damals erschien? Loep lag damals nicht so weit von ihm entfernt, genau wie jetzt. Auch wenn er Loep damals

nicht sehen konnte. Genau wie

Jetzt. Für Abel war Djibril immer in seiner Nähe. Auch wenn er ihn nicht sehen konnte. Würde Djibril jetzt auch hier sein? Auch wenn er ihn nicht sehen konnte? Shira hatte Djibril einmal gesehen, Abel hatte ihn gesehen, Henoch hatte ihn vielleicht gesehen, nur er selbst hatte ihn nicht gesehen. Warum er nicht? Er war einst blind gewesen und hatte Djibril dennoch einmal als nah empfunden. Konnte es also sein, dass Djibril in der Nähe war, ohne dass er ihn sah? Er schloss die Augen und musste zugeben, dass er jetzt nicht mit Sicherheit behaupten konnte, dass Djibril definitiv nicht da war oder sein konnte. Mit geschlossenen Augen stand er auf und suchte seinen Weg zur Nische des kleinen Abel, wo die weiße Feder auf ihn wartete. Sofort bereute er, dass er Djibril nicht mit offenen Augen vertraut hatte.

Vor der Höhle wartete Djibril geduldig. Denn es ist der Mensch, der dem guten Engel ausweicht, und nicht der gute Engel, der dem Menschen ausweicht. Kain war von sich selbst enttäuscht und todmüde von all den Emotionen. Er gab sich geschlagen und fiel erschöpft in einen zweiten Schlaf. Der Mensch denkt viel zu sehr in menschlichen Begriffen über einen Engel. Kain konnte Djibril als Engel niemals zu kurz kommen lassen. Djibril dient nur und verlangt keine persönliche Wertschätzung. Djibril wusste, warum er dort stand. Sollte Belial noch etwas im Schilde führen, müsste auch er an Djibril vorbei. Er versperrte Belial nicht den Weg, er sorgte

lediglich dafür, dass Belial

würde wissen, dass er da war. Belial fühlte sich in dieser Situation weniger durch Djibril als vielmehr durch alle Kräfte innerhalb der Höhle selbst behindert. So verläuft der Kampf des bösen Engels mit dem guten Engel im Herzen jedes Menschen. Der böse Engel will jede Freiheit des Menschen, seine Liebe zu erlangen, außer Kraft setzen. Er erobert mit Wort und Tat die Liebe des Menschen für sich selbst. Der gute Engel hingegen wacht über die Freiheit des Menschen, auch wenn der Mensch sich dessen nicht bewusst ist. Der Mensch erlebt es in seiner Freiheit leider manchmal so, als würde er vom guten Engel im Stich gelassen. Der gute Engel bittet demütig darum, die Liebe des Herzens auf Gott zu richten und nicht auf den Engel. Dem bösen Engel glaubt der Mensch leicht. Dem guten Engel glaubt man nur schwer. Der unversehrte Apfel wird jeden Tag leichter in Freiheit genommen und genossen. Es scheint einfacher zu sein, jeden Tag Gott sein zu wollen, anstatt jeden Tag demütig Gottes Gegenwart zu suchen und zu erfahren. Auch wenn die Liebe zuerst da war. Denn wäre die Nicht-Liebe zuerst da gewesen, hätte sie die Liebe niemals zugelassen. Sie hätte der Liebe keine Überlebenschance gewährt. Während die Liebe gar nicht anders kann, als die Nicht-Liebe zuzulassen. Es scheint, als sei das eine Schwäche der Liebe, aber eigentlich ist es in ihrem Wesen ihr stärkster Trumpf. Ohne Gott, der die Liebe ist und somit das Gegenteil von Belial, wäre der Mensch nicht einmal Beute von

Belial. Er war nur Belials Sklave, auf ewig und ohne jede andere Perspektive. Der Mensch würde darunter schlimmer denn je leiden, ohne jede Aussicht auf Erlösung aus einem ewigen Leiden. Denn die Nicht-Liebe lässt der Liebe keinen Funken Hoffnung, während die Liebe den Menschen in keiner Weise zu ihrem Gefangenen machen will. Die Liebe ist daher verletzlich, die Nicht-Liebe hingegen verteidigt sich gegen jede Zurückweisung, in einer Dialektik, in der alle Mittel recht sind und logisch erscheinen. Die Hartnäckigkeit, mit der die Nicht-Liebe gegen die Liebe kämpft, die zuerst da war, ist so stark, dass sie damit nur beweist, wie schwer einzunehmen und stark die Liebe sein kann. Die Liebe besiegt die Nicht-Liebe oft, indem sie selbst leidet. Der Apfelbaum bei der Höhle von Adam und Eva wuchs nur durch die Tränen des Menschen. Freiheit impliziert immer die freie Wahl zwischen Gut und Böse. Der Mensch wählt. Liebe ohne Freiheit kann man gar nicht als Liebe bezeichnen. Doch wer es schafft, die Freiheit zu täuschen, täuscht die Liebe. Wenn die Nicht-Liebe die Liebe täuscht, ist es noch lange keine Liebe. Doch wenn die Liebe glaubt, die Nicht-Liebe täuschen zu können, ist sie doppelt so wenig Liebe wie die Nicht-Liebe. Die Liebe, die täuschen will, ist keine Liebe, sondern nur die Nicht-Liebe im Schafspelz. Mit Wasser kann man niemals Feuer machen.

Liebe ist ein Zustand, eine völlige Hingabe, die den Menschen in seiner absolutesten Freiheit selbstlos zu seiner Hauptquelle erhebt. Nicht-Liebe ist ein Kampf des Menschen mit sich selbst, der sich die Liebe zu sich selbst erzwingen will, wobei alle Mittel recht sind und das einzige Ergebnis alles andere als Liebe ist.

Die einzig mögliche Rettung wäre, dass eine Kraft käme, die das durch die Nicht-Liebe verursachte Leiden zu Liebe in vollkommener Harmonie und unter Achtung der Freiheit jedes Menschen erheben könnte. Jemand, der mit Wasser doch Feuer machen konnte. Kein Mensch und kein guter Engel konnte dem Menschen diese Lösung bieten.

Am Morgen wachte Kain früh auf. Er fühlte sich befreit, denn er wusste, was ihm zu tun stand. Ohne lange nachzudenken ging er zu Kleinen Abels Mumie, nahm die Lederhülle ab, nahm die weiße Feder von Henoch, wickelte Abel wieder ein und legte die weiße Feder dann leise neben Henochs Kopf.
Henoch erwachte sehr früh und stieß einen Schrei aus. „Mama!“, rief er entzückt. „Djibril hat mir seine Feder zurückgebracht!“
Shira sah ungläubig zu, und Kain eilte herbei, um es zu erklären. „Du hast diesen Flügel von Djibril bekommen, denn es ist

dieser Flügel, den du einst bekommen hast und den du deinem kleinen Bruder gegeben hast. Ich habe heute Nacht diese Feder, die du von Djibril bekommen hast, kurz deinem kleinen Bruder weggenommen. Und schau jetzt genau hin, Henoch.“ Kain entblößte seine beiden Arme. „Welche Farbe hat mein linker Arm?“
„Braun!“, rief Henoch triumphierend.
„Gut, und welche Farbe hat mein rechter Arm?“
„Braun!“, rief Henoch erneut.
„Und schau dir jetzt deine Arme an, denn deine Arme sind wie die Flügel eines Engels.“ Kain hatte nicht die geringste Ahnung, wie viel Wahrheit darin lag. Die Räder im Allerheiligsten ruckelten heftig, während er das sagte, und Kain fuhr fort: „Meine Arme sind genauso braun wie deine und …“ Shira beeilte sich, auch ihre Arme zu zeigen. „Und Mamas Arme auch.“
„Und welche Farbe haben die Flügel von Djibril?“,
und Kain legte die weiße Feder auf Henochs Arm.
„Weiß!“, rief Henoch ohne den geringsten Zweifel.
Als drei in einem legten sie ihre Arme zusammen und lachten vor großer Erleichterung. Shira war so stolz auf ihren Mann, dass sie sich um Hals ihres Mannes und ihres Sohnes warf.

Belial hätte seine Unterschätzung der elterlichen Liebe durch Eva schon oft revidieren müssen, doch was ihn nun völlig überraschte, war, wie ein Vater und ein einst willenloses Opfer

früherer Zeiten seinen ganzen Plan durchkreuzen konnten, indem sie noch zu so viel Gutem fähig waren. Belial führt dies allein auf die Elternschaft zurück. „Wartet, bis die Eltern aus dem Spiel sind“, lehrte er fortan seine Jünger, „ausgehend von der Bruder- oder Schwesterliebe wird es leichter gelingen.“

Djibril sah gedankenverloren zu. Bei der Liebe geht es nicht um Zwang oder Manipulation. Der gute Engel zeigt sich höchstens nach etwas, nicht für etwas. Liebe will nur sein, nicht etwas bewirken, das nicht schon da war. Zur Zeit von Eden war es nicht einmal nötig, darüber zu sprechen oder nachzudenken.

Belial wurde sich immer mehr bewusst, dass er durch den Versuch, den Verstand des Menschen zu missbrauchen, seine eigene Einsicht und seinen eigenen Verstand schwächte, sodass er die ursprüngliche Kraft der Liebe selbst immer weniger ergründen konnte. In seiner Überheblichkeit hatte er seine von Gott gegebenen Flügel gegen Einsicht und Zugang zum menschlichen Verstand eingetauscht. Er sah darin das Mittel schlechthin, um den Menschen von Gottes Liebe zu entfremden, doch im Gegenteil entfernte es ihn selbst immer weiter von der Erkenntnis der Liebe. Er, der die Liebe vernichten wollte, verlor selbst immer mehr Einsicht und Erkenntnis in die Liebe. Es wurde für Belial mehr und mehr zu einem abstrakten Kampf. Er

kämpfte gegen etwas, das er selbst nicht mehr kannte. Wie sehr er auch wüten mochte, die Liebe wartete immer gleich um die Ecke. Der Kampf zwischen Gut und Böse im Herzen des Menschen war zu einem ewigen Kampf verdammt, und kein Mensch und kein Engel konnte ihn entscheiden. Das Geschenk Gottes, dem Menschen die göttliche Liebe außerhalb des Allerheiligsten zu schenken, zeugte von einem unergründlichen Vertrauen Gottes in seine geschaffene menschliche Gestalt. Um die Liebe in jedem Menschen dieser Gestalt zu retten, ohne die Freiheit in der Liebe selbst zu verletzen, konnte nur die Liebe selbst in Person dies wieder in Ordnung bringen.

Einst.

Nicht lange danach wurde Shira erneut schwanger.

20. GRAÜLV

So wie seine Schwester und seine frühere Rudelführerin ihn sehr vermissten, so vermisste Graülv nach zehn Wintern seine Schwester. Er wurde alt, und für einen Wolf war er uralt. Auch wenn er nicht so alt aussah, spürte Graülv, dass seine Kräfte rasch nachließen. Er konnte erst sterben, wenn er sie wiedergesehen hatte. Liebe kann manchmal nicht warten, und die Liebe hat immer Recht.
Aber da war noch mehr. Graülvs Instinkt warnte ihn, und das machte ihn nervös.
Graülv sprach darüber mit seinem ersten Thronfolger, dem acht Jahre jüngeren Graülfur, dem besten Läufer des ganzen Rudels und unglaublich stark. Graülv bat ihn, Kontakt zu Kleine Loep aufzunehmen, Graülfurs bestem Spielkameraden von früher. „Du kannst schon jetzt aufbrechen, während ich mit dem ganzen Rudel in den Nordwesten des Djebel Akhbar ziehe, bis zur Grenze zu den Schwarzwölfen. Dort warte ich auf Nachrichten von dir. Sei vorsichtig! Es könnte durchaus sein, dass Shira und Kaïn sogar westlich des Djebel Akhbar im Gebiet der Schwarzwölfe gelandet sind.“ Graülfur brach sofort auf.

21. TRAUER

Henoch legte nur allzu gerne sein Ohr an Shiras schwangeren Bauch und jubelte vor Aufregung, als er spürte, wie sich der Bauch bewegte. „Wie lange noch, Mama?“
Da zeigte Shira zwei Finger. „Noch zweimal Vollmond, dann ist das Baby da.“
„Ein Brüderchen oder ein Schwesterchen?“, fragte Henoch schlagfertig.
Shira erschrak kurz über seine Scharfsinnigkeit. Henoch hatte bei den Tieren gelernt, zwischen Männchen und Weibchen zu unterscheiden, aber sie kannte den Namen für ein menschliches Weibchen nicht. Sie sah zu Kain hinüber, der ebenfalls nicht wusste, wie sie ein Weibchen in ihrer eigenen Familie bezeichnen sollten.
„Ich dachte so ...“ Er überlegte. „... so ... so ... so ...“
Sein Gestammel wirkte lächerlich, und Shira drängte ihn zu einer Entscheidung: „Also? Also, mein Elon?“
„So … so … Also … Schwester!“, rief Kain erleichtert aus, als ob das Wort schon seit Jahren existierte.
Nun konnte Shira Henochs Frage beantworten. „Eine Schwester oder ein Bruder? Es ist nicht wichtig, solange sie nur … leben“, sagte sie und streichelte Henochs Haar mit einer Träne im Auge. Der kleine Abel war nie weit weg.

Wegen der bevorstehenden Geburt musste Kain seine Pläne, zum Grab Abels zu gehen, aufschieben, bis das neue Kind stark genug für die Reise sein würde. Er freute sich sehr darauf, aber seine Frau und die Kinder hatten Vorrang.
Elon war inzwischen schon ein alter Bär, „Kleiner“ Loep wurde langsam so grau wie sein Vater, und Henoch überraschte Kain jeden Tag aufs Neue. Er erkannte viele Eigenschaften seiner Mutter in ihm wieder und fragte sich, welche Eigenschaften Shiras unbekannte Eltern wohl zu Henochs Charakter beigetragen haben könnten. Das weckte seine Neugier auf das neue Kind.
Er schätzte sich glücklich. Die Ernte war in diesem Jahr gut ausgefallen, die Ziegen gaben mehr als genug Milch, die Hühner gackerten um die Wette, um möglichst viele Eier zu legen. Loep war in Topform und schon seit einiger Zeit auf dem Weg zu Shiras Rudel. Elon lag gemütlich da und war der beste Begleiter für dein Kind, den man sich nur erträumen konnte. So viel Glück hatte er nicht verdient, meinte er aufrichtig. Das hielt ihn auf der Hut. War er nicht einst selbst der Sohn Belials gewesen? Das Mal auf seiner Wange war verschwunden, doch manchmal spürte er es noch in seinem Geist aufleben. Selbst Er, der Menschen tötet, vergaß manchmal, dass er einst die Tore Edens hatte sehen dürfen. Sich dabei zu ertappen, flößte ihm Angst ein. „Wann werde ich denn jemals Ruhe finden?“, schwirrte es dann in seinem Kopf.

„Könnte ich meinem Vater und meiner Mutter doch nur erzählen, wie sehr ich mich verändert habe, könnte ich ihnen doch nur erzählen, wie falsch ich gehandelt habe, wie glücklich ich werden könnte. Wie sehr ich Abel vermisse. Könnte ich ihnen doch nur meinen Sohn und meine Frau zeigen.
Könnte ich ihnen doch nur sagen, dass ich meinen totgeborenen Sohn nach Abel benannt habe. Ash'hadu an la ilaha illa-llha." Seine Gedanken sanken auf den Grund eines Meeres, in das kein Licht drang. Sein Glück fühlte sich immer gedämpft an. Da war immer dieses „aber ich habe meinen Bruder getötet".
Es gab noch ein anderes „aber", das „aber", das ihm die Gewissheit gab, dass das andere „aber" vergeben werden konnte, sogar von seinen Eltern und trotz all des Schmerzes. Manchmal stellte er sich vor, was er tun würde, wenn er erneut vor dem Cherub am Tor von Eden stünde. Er stellte sich vor, dass er sich dann nackt vor dem Cherub abwenden würde, so unwürdig würde er sich fühlen, Eden überhaupt noch zu sehen. Er würde den Cherub laut fragen, ob seine Frau und seine Kinder nicht an seiner Stelle in die Stadt dürfen würden. Dann würde er weggehen und sich in Abels Grab legen. Er hoffte, dass er in diesem Moment wieder blind sein dürfe, um nur noch mit dem Herzen sehen zu können. Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während er auf einem Felsbrocken am Eingang ihrer Höhle saß. Und Steine sind Steine, wie Brüder Brüder.

*

Henoch besuchte den kleinen Abel oft. Manchmal nur kurz, meistens länger. Er vermisste einen kleinen Bruder. Kain und Shira sahen dann aus der Ferne zu. Es schien, als würde Henoch die ganze Zeit mit Abel reden. Sie fragten sich, worüber sie sprachen.
Shira sprach ihn darauf an. „Bist du ein guter Freund von Abel?“, fragte sie.
Henoch kuschelte sich eng an sie und strich mit seiner Hand über ihren runden Bauch. „Brüderchen-Schwesterchen, ich werde dich lieb haben“, sagte er und gab ihr einen Kuss auf den Bauch.
„Vermisst du den kleinen Abel sehr?“, ließ Shira nicht locker.
„Abel ist nicht tot“, antwortete er, während er mit dem Ohr an ihrem Bauch dem Herzschlag des Kindes lauschte. „Woher weißt du das?“, fragte Shira hoffnungsvoll.
„Djibril“, lautete die einfache Antwort.
Shira wurde noch neugieriger. „Hast du Djibril getroffen?“
Henoch wirkte einen Moment lang abwesend, sagte dann aber plötzlich: „Ich spreche ohne Worte mit Djibril.“ Er stand auf, um zu Elon zu gehen. „Wann kommt Loep zurück? Elon vermisst ihn auch“, fragte er und wartete nicht auf eine Antwort.
Shira blieb verwundert zurück. Auch sie sehnte sich nach

Loep, aber noch mehr nach Graülv. Sie wusste, wie alt Wölfe

werden konnten, und für Graülv war eine solche Reise möglicherweise schon zu anstrengend. Sie wollte ihn so gerne Henoch und dem neuen Baby vorstellen. Etwas sagte ihr, dass sie unterwegs waren.

Einen Monat später war Shira hochschwanger, arbeitete aber immer noch auf dem Feld. Als sie sich vorsichtig bückte, verlor sie plötzlich einen großen Blutklumpen. „Mein Elon!“, schrie sie Kaïn an. Er eilte zu ihr, um sie zu stützen. „Ich habe nichts Falsches getan. Ich bin nicht gestürzt. Nicht schon wieder, mein Elon!“, jammerte sie. Kain trug sie in seinen Armen ins Haus, während Shira vor Angst um das Kind weinte. Er legte sie hin und untersuchte sie. Die Blutung schien aufgehört zu haben, und es setzten auch keine Wehen ein. „Du bleibst hier liegen, mein Elon. Henoch und ich werden dir bei allem helfen. Aber du darfst nicht mehr arbeiten.“
Shira lag tagelang mucksmäuschenstill da, denn sie merkte schnell, dass sie bei hartem Bauch oder beim Husten immer wieder etwas Blut verlor. Sie fühlte sich von Tag zu Tag schwächer werden.
Kain machte sich Sorgen. Er versuchte, es zu verbergen, aber es gelang ihm nicht. „Ich hab dich lieb, Kain“, sagte Shira, als würde sie sich verabschieden. Henoch ergriff ihre Hand. Shira

wusste genau, warum sie das plötzlich sagte. „Mein Elon, die Wehen setzen ein. Ich liebe dich, Henoch.“ Eine neue Wehe hinderte sie daran, weiter zu sprechen. Das Bett verwandelte sich schnell in ein Blutbad. Bei jeder Wehe verlor sie eine Menge Blut. Es ging kurz besser, als der Kopf zum Vorschein kam, aber als der Körper geboren wurde und Kain das Kind an den Beinen packte, gab es kein Halten mehr. Kain geriet in Panik und schnitt mit zitternden Händen die Nabelschnur durch. Er wickelte das Kind in ein warmes Fell und kümmerte sich sofort um Shira. Doch jede Hilfe kam zu spät. Sie verblutete in seinen Armen.
Ihre Augen weit geöffnet, ihr Gesicht kreidebleich.
Ihr sanfter Blick schien ihm zu sagen, dass sie an einem sicheren Ort angekommen war, an dem
Ruhe und Frieden
herrschten, dass er sich keine Sorgen um sie machen müsse und dass sie darauf vertraute, dass er gut für die Kinder sorgen würde. Die Tränen in Kains Augen zauberten mit ihren Kristallen ein friedliches Lächeln auf ihre Lippen. Es schien, als würden sie sich bewegen. „Ich liebe dich, Shira.“ Er hoffte noch auf eine Antwort von diesen Lippen, doch sie antworteten nicht mehr. Henoch kam, um seinen Vater zu trösten. Er nahm dessen Kopf in seine Arme und wiederholte, was er in seinen Gedanken hörte: „Shira ist nicht tot.“

Kain fühlte sich augenblicklich getröstet, und Henochs Gelassenheit brachte ihn zur Ruhe. „Shira?“, fragte er Henoch. „Ja, Shira“, bestätigte Henoch. Kain fand es seltsam, dass er nicht „Mama“ sagte.
Das kleine Baby begann zu weinen. Henoch nahm seinen kleinen Bruder in die Arme und reichte ihn seinem Vater. Das Kind beanspruchte sofort seine ganze Aufmerksamkeit, während sein Herz zwischen Trauer und Glück hin- und hergerissen war. Er wusste nicht, welches der beiden Gefühle das richtige war; keine der beiden Entscheidungen konnte richtig sein. „Vergib mir, Herr. Vergib mir.“ Und in diesem selben Augenblick wusste er: „Warst du die ganze Zeit so nah, Herr?“ Und Jahwe war Kain ganz nah. Kain beruhigte das Weinen, indem er die Wange des Babys an Shiras Wange legte. Henoch wählte die andere Wange, und Kain küsste Shira sanft auf den Mund.

Die Flut kann niemals breiter sein, Ebbe und Flut niemals weiter voneinander entfernt und einander in Demut niemals näher. So wie Kain und Shira einander so fern schienen, so spürten sie einander, ja: einander nahe in Trauer, aber nicht im Verlust.
Tränen sind gnädig und überbrücken mühelos Entfernung und Zeit. Bewahre das Vertrauen.

„Wie sollen wir den Kleinen nennen, Henoch?“

Henoch schien nicht wirklich zuzuhören. „Lamech“, antwortete er dann.
„Was bedeutet Lamech[4] ?“, fragte Kain, der dieses Wort noch nie gehört hatte.
Henoch sah ihn mit einem seltsam abwesenden Blick an, lächelte nur und sagte nichts.
„Lamech ist gut“, sagte Kain und eilte zu den Ziegen, um sie zu melken.
So wie seine Frau alles gegeben hatte, bis hin zu ihrem Leben, so musste er nun mehr als sein Bestes tun, um diesem jungen Leben zu helfen, zu überleben. Shiras Gegenwart schwand sanft dahin. Die Sekunden weigerten sich hartnäckig, die Zeit zurückzudrehen. Kain musste weitermachen.
Auch Elon ertrug die Nachricht von Shiras Tod nicht. Sie war seine zweite Mutter. In der Höhle blieb er fastend direkt neben ihr und dem Baby liegen. Seine wichtige Aufgabe bestand darin, dass nur sein sanftes Lecken auf die Wange Lamech für einen Moment beruhigen konnte. Elon fühlte sich als Mitvater von Lamech.
Henoch fand das bewegend und richtete seine Aufmerksamkeit daher mehr auf seinen Vater. Kain brauchte das. Er hatte noch nie einen Menschen mehr geliebt als Shira. Er blieb allein zurück mit Henoch, dem kleinen Abel und einem Neugeborenen.

[4] Lamech bedeutet „Träne“

Es schien, als sei diese traurige Zeit die schlimmste in seinem Leben. Es kam ihm sogar so vor, als sei diese Situation schlimmer als der Moment, als er seinen Bruder tötete, oder als seine Mutter ihn um Vergebung anflehte, während sein Herz noch eiskalt schien. Dieser letzte Gedanke riss ihn aus seinem seelischen Winterschlaf. Er musste erwachen und die Sonne für seine Kinder Elon und Loep werden, so wie Shira immer die Sonne in der Familie gewesen war und selbst von der Sonne sehr geliebt wurde. Er konnte Shira nicht besser ehren, als zu leben. Sein Leben! Er würde seine Trauer opfern, bis daraus neues Leben wurde.
Für Kain war es eine Aufgabe, doch für die frühreife Henoch war es schon in diesem jungen Alter eine Selbstverständlichkeit, die ihresgleichen suchte.

22. SONNENUNTERGANG

Lamech mochte die Ziegenmilch nicht. Das trieb Kain zur Verzweiflung. Lamech war schon bei seiner Geburt zu klein gewesen, und sein Zustand wurde prekär. Elon tat mit bärengleicher Geduld sein Bestes, um das Kind zu beruhigen. Er wich keine Sekunde von Lamechs Seite, doch es gelang ihm kaum, das Kind zu trösten. Kain streichelte Elon jedes Mal über seinen geduldigen Kopf, wenn er es selbst nicht mehr aushielt und nach draußen lief, um den Scheiterhaufen für Shira aufzufüllen.
Er würde Shira niemals zu Abels Grab mitnehmen können, also hatte er beschlossen, Shira mit dem kleinen Abel in ihren Armen zu verbrennen. Kain schuftete sich ab. Je härter er arbeitete, desto weniger Trauer konnte er empfinden. Gegen Abend war der Scheiterhaufen fertig. Die darauf folgende Nacht mit Lamech war erneut eine Katastrophe. Kain fand es schlimm, dass es ihm nicht gelang, dieses Kind lieb zu haben. Die Sehnsucht nach Shira wurde durch das schrille Geschrei nur noch verstärkt. Er schlief kein Auge und machte sich bei den ersten Sonnenstrahlen auf die Suche nach Wildblumen, um daraus ein Blumenbett auf dem Scheiterhaufen zu gestalten. Henoch suchte alle Vergissmeinnicht und Wildrosen zusammen. Das Bett war fertig. Kain hielt sich stark, um Henoch zu verschonen, doch als er mit Shira in seinen Armen aus der Höhle trat und die Sonne den Frieden von

Als das schönste Licht ihr Gesicht zum Leben erweckte, konnte er seine Tränen nicht mehr zurückhalten. Er legte sie sanft nieder und legte den kleinen Abel in ihre Arme. Henoch zog die weiße Feder aus seinem Amulett und steckte sie zwischen ihre Hände. Kain legte die beiden hoch oben auf den Scheiterhaufen in der Mittagssonne, in der Erwartung, dass die Sonne sie in die Ewigkeit begleiten würde. Erst im allerletzten Licht würde er den Scheiterhaufen anzünden. Keine Sekunde früher. Die Sonne würde es ihm übel nehmen.
Lamech ließ Kain jedoch kaum Zeit zum Trauern. Das Kind bettelte weiter um Milch. Manchmal versuchte es, etwas von der Ziegenmilch zu trinken, erbrach sie jedoch sofort wieder. Kain wusste nicht mehr, was er tun sollte. Er konnte nicht abschätzen, wie lange Lamech das noch durchhalten würde.
Er vermisste Shira leidenschaftlich. Eine Frau verlieren und dann noch ein Kind? Unten am Scheiterhaufen weinte er wie ein Wolf seine Trauer heraus, doch immer wieder fiel er auf „Mein Elon! Djibril! Hilf mir doch!“ zurück. Er rief es in allen Tonlagen, bis Henoch zu ihm ging, Kains Kopf in seine Arme nahm und ihm leise ins Ohr flüsterte: „Djibril hört dich.“
Kain blickte überrascht auf und dankte ihm schweigend für seinen Trost und seine Liebe. Er fühlte sich dadurch getröstet. Die Sonne stand inzwischen im Zenit, und Kain fiel todmüde

am Scheiterhaufen eingeschlafen. So sehr Lamech auch in der Höhle weinte, Kain konnte nicht mehr und hörte es auch nicht mehr. Elon kümmerte sich geduldig um das Kind. Elon machte seinem Namen alle Ehre. Es könnte den Anschein haben, als fühlte sich Elon Kain gegenüber verpflichtet, weil dieser ihn aus der Falle gerettet hatte, doch nichts war weniger wahr. Dank Kain und Shira wurde er ein vollwertiges Mitglied einer Familie, die ihn von Anfang an sehr liebte und schätzte. Sich um Lamech zu kümmern, etwas, das weder Kain noch Henoch in diesen Momenten gelang, war für ihn Gold wert. Die Kraft dafür schöpfte er nicht nur aus der Familie, sondern vielleicht noch mehr aus seinen persönlichen Kontakten mit Djibril, vor allem aus seinem letzten Kontakt mit Djibril, als er todmüde, aber gerade noch rechtzeitig zur Geburt von Henoch mit Shira und Kain auf dem Rücken ankam.

Djibril hatte ihm anvertraut, dass seine Mutter Berin in Eden auf ihn wartete und dass sie stolz auf den Namen war, den er erhalten hatte. Allein der Gedanke an Djibril und an seine Mutter gab ihm die Kraft und die dringend benötigte Geduld, Lamech seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Sonne kroch langsam weiter nach Westen. Die Sonne und Shira waren schon immer die besten Freunde gewesen. Jeden Morgen grüßte Shira dankbar die Sonne, sowohl in guten als auch in schlechten Tagen, sowohl bei Regen als auch bei klarem Himmel. Wann immer die

Sonne auch nur einen Spalt

zwischen den Wolken, war sie da, um Shira für ihre Dankbarkeit und Wertschätzung zu belohnen. Für die Sonne war Shira ihre Sonne.
Es kommt selten vor, dass es der Sonne schwerfällt, sich vom Tag zu verabschieden. Dann scheint es, als wolle sie innehalten, doch die Erde unter ihr weigert sich hartnäckig, ihre Drehung für einen Moment zu unterbrechen und sich ihrem Willen zu fügen. Heute war so ein schrecklicher Tag für die Sonne. Shira ein letztes Mal sehen zu können, bedeutete auch für die Sonne einen Verlust. Es war immer eine Freude gewesen, sie zu wärmen.
Hinzu kam, dass die Sonne an diesem Tag sah, wie Graülv sein Rudel unermüdlich antrieb, um seine Herzensfreundin vor Einbruch der Nacht noch ein letztes Mal treffen zu können. Er war nicht mehr sehr weit entfernt, doch jeder Strahl längeres Licht brachte ihn seiner geliebten Schwester näher. Shira verlangte nach ihm, dessen war er sich sicher. Wie alt Graülv auch war, jetzt bekam er Flügel. Er flog wie ein junger Rudelführer an der Spitze, als hinge sein Leben davon ab. Die letzte Kraft in ihm war nun am Werk. Morgen schien ihm nicht mehr wichtig. Selbst Graülfur staunte darüber, wozu sein Vater noch fähig war.
Das Rudel hatte sich bereits in zwei Gruppen geteilt, damit die jüngeren Tiere unter der Führung von Djizah kleinere Schritte machen konnten und Zeit gewannen, um sich später wieder der Hauptgruppe

. Djizah erkannte ihren Gefährten nicht mehr wieder. Unermüdlich liefen sie über Berg und Tal in feindlichem Gebiet, doch kein rivalisierendes Rudel würde ihnen noch das Wasser reichen können. Selbst wenn sie sie riechen könnten, würden sie schnell beschließen, sie nicht zu verfolgen. Das Rudel von Graülv und Djizah war als mächtiges Rudel bekannt: urstark, aber gerecht. Ihre Feinde konnten nur hoffen, dass sie schnell genug weitergingen, weiter weg aus ihrem Gebiet.
Die Sonne schien unterzugehen, tat es aber nicht. Kain zündete die Fackel mit schwerem Herzen an und wartete. Er hatte es schon lange hinausgezögert, fand er, aber die Sonne würde den Moment bestimmen. Er würde seine Fackel erst auf das Zeichen ihres letzten Sonnenstrahls hin senken. Er wartete geduldig auf ihr Zeichen. Die erste Fackel war schneller heruntergebrannt, als es ihm der Rhythmus der Sonne fälschlicherweise vorgab. So schätzte er auch die zweite Fackel falsch ein. Beim Anzünden der dritten Fackel hörte er plötzlich Wolfsgeheul. Ganz in der Nähe. Henoch rief laut: „Loep kommt!“
Da stürmte die erste Gruppe des Rudels mit keuchenden Mäulern heran, und ihre Zungen konnten sich in den ersten Minuten nicht in ihre Mäuler zurückziehen. Graülv blickte sofort zum Scheiterhaufen.

Er sah Kaïn mit der Fackel in der Hand. Er sah, wie Henoch Loep umarmte und wie Loep ihm dabei von weitem in die Augen blickte. Er begriff sofort, was vor sich ging. Auch Graülv ließ kurz den Kopf hängen und blickte dann ungläubig zum Scheiterhaufen hinauf.
Kaïn suchte Graülv und warf sich sofort unterwürfig vor ihm nieder. Graülv ertrug so viel Ehre nicht und folgte ihm, bis sie sich beide umdrehten und einander vom Boden aus in die Augen sahen. Sie ergründeten gegenseitig ihre Trauer. Kaïn versuchte, das dramatische Geschehen in gebrochener Wolfssprache zu erzählen, wechselte aber schnell zur Menschensprache. Graülv brauchte keine Erklärung. Der Scheiterhaufen und das weinende Baby sprachen Bände. Aus Respekt vor Kains Trauer wartete er, bis dieser zu Ende gesprochen hatte, und stand auf.
Die zweite Gruppe mit Djizah war inzwischen eingetroffen. Graülv suchte nach Graülfur und Djizah. „Ich bleibe hier, Graülfur. Du bist ab sofort Rudelführer und Djizah, du bist seine Leitwölfin. Djizah, möchtest du jetzt sofort das neugeborene Kind von Shira und Kaïn säugen? Das jüngste Jungtier unseres Rudels, das du heute noch gesäugt hast, kann morgen problemlos entwöhnt werden.“ Er wartete einen Moment. „Das Baby von Shira und Kaïn heißt Lamech.“ Graülv zeigte sich sehr beeindruckt von der edenischen Bedeutung

dieses Namens. Dann wandte er seinen Blick dem Scheiterhaufen zu und stieg langsam den Turm hinauf.
Unten blickten Henoch, Kaïn mit Lamech, Elon, Loep und das ganze Rudel andächtig auf das Schauspiel auf der Spitze.
Graülv legte sich auf Shiras Bauch und drehte sich auf den Rücken, um ihr unter leisem Winseln seine Ehrerbietung zu erweisen. Er drehte sich wieder um und leckte ihr Gesicht. Es wurde mucksmäuschenstill. Graülv kam langsam wieder herunter und sah Graülfur und Djizah liebevoll in die Augen. Er stellte sich neben Kain zu dessen rechter Hand.
Der kleine Loep folgte sofort seinem Beispiel und winselte ehrfürchtig und zurückhaltend vor seiner besten Freundin, woraufhin auch er ihr verzweifelt zum Abschied die Wange leckte. Er stieg wieder hinab und stellte sich links neben Henoch. Henoch stand links von Kaïn und trug Lamech. Elon stand links von Loep. Alle standen still und warteten.
Kain nahm die vierte Fackel in die Hand. Die Sonne verabschiedete sich von Shira und trug das letzte Licht dieses Tages voller Wehmut mit sich fort. Kain ließ die Fackel fallen. Die Flammen zögerten, als schämten sie sich, eine Freundin der Sonne zur Beute zu machen. Sie warteten geduldig, bis ihr Urbild ihnen mit ihrem letzten Glanz vollständig den Rücken zudrehte. Sie stiegen in den höheren Bereich empor. Die Flammen verspürten

einen unwiderstehlichen

Drang, mit Shira zu verschmelzen, um gemeinsam mit ihr zu Asche zu vergehen. Alle, die zuschauten, Menschen und Tiere, waren von ihrer Harmonie überwältigt. Selbst Lamech schien beeindruckt und schwieg.
Plötzlich erklomm Graülv in drei Sprüngen den flammenden Turm, bis hinauf zu Shiras Körper. Sein Fell hatte bereits Feuer gefangen, noch bevor die Flammen Shira erfasst hatten. Keine Sekunde später stand Graülv in loderndem Feuer und heulte seinen letzten Kummer um seine Seelenverwandte heraus. Dann stürzte er plötzlich zu Boden, um so gemeinsam mit Shira und dem kleinen Abel zu Asche zu werden. Henoch musste Loep zurückhalten, damit er nicht doch Graülvs Beispiel folgte. Es schien verwirrend, doch es war vielmehr herzzerreißend. Alle Kräfte nahmen harmonisch Abschied. Es war ein Hochfest der Liebe in größter Trauer. Auch der Mond hüllte sich demütig in Trauer und wusste nicht, wie er sich drehen sollte, um dem Licht der flüchtenden Sonne zu entkommen.
Wolken schlossen sich zusammen, um sich gegenseitig zu trösten, anstatt gegeneinander zu kämpfen. Auf der ganz anderen Seite der Erde unterdrückte die Sonne ihren Kummer und ließ schließlich ihre Tränen in Strömen herabfallen.
Angesichts all dieser Kräfte öffnete Kaïn sein Herz für die Trauer aller Anwesenden. Die jüngsten Wölfe des Rudels reagierten entsetzt und heulten klagend um ihren

Vater, Großvater und Urgroßmutter. Graülfur und Djizah heulten mit ihnen mit, aus Ehrfurcht und Trauer um ihren Anführer und ihre ehemalige Leitwölfin, vor allem aber aus Dankbarkeit für ihre Herkunft. Graülv gab, indem er gemeinsam mit Shira starb, einen letzten Beweis für ihre hohe Abstammung, lehrte sie jedoch, sich nicht als solche zu verhalten oder zu fühlen. Sie waren zwar Kinder der Flut, doch er hatte ihnen gezeigt, sich wie Kinder der Ebbe zu verhalten.

Eine demütige Flut wiegt in ihren Erwartungen und ihrer schweren Verantwortung genauso viel wie die viel leichtere Ebbe. Und die demütige Ebbe fühlt sich in ihrer Demut genauso respektiert und wichtig wie das schwere Gewicht, das die Flut zu tragen hat. Ebbe und Flut waren wie Mann und Frau, und in Gleichheit wechselten sie sich ab, und da sie eins waren, konnte niemand den Unterschied zwischen beiden erkennen.

Der neue Rudelführer Graülfur und die Leitwölfin Djizah erkannten sofort den vollen Wert des Abschiedsgeschenks: Es ermöglichte ihnen von Anfang an, leichter und damit auch mehr zu tragen.
Die Flammen, das Holz, Shira, der kleine Abel und Graülv ließen sich bereitwillig in himmlischen Rauch und irdische Asche

verwandeln. Kain war Graülv unendlich dankbar für so viel Respekt und Liebe für ihre gemeinsame Herzensfreundin. Henoch und Lamech betraten gemeinsam mit Elon die Höhle. Djizah folgte ihnen und bot Lamech in der Höhle ihre reichhaltige Milch an. Djizah fühlte sich wie Siba, die einst ihre Großmutter gestillt hatte. Das kam Djizah überhaupt nicht seltsam vor. Dass Lamech, der Sohn einer Mutter, die ebenfalls mit der Milch von Wölfinnen aufgezogen worden war, nun auch Wolfsmilch begehrte, war nicht verwunderlich. Die Wärme ihrer Milch und ihrer warmen Zitzen waren ein Geschenk des Himmels für Lamech, aber nicht weniger auch für Kain, Henoch und Elon.
Henoch suchte freudig seinen Vater auf, um ihm die gute Nachricht zu überbringen, doch Kain war zu traurig, um Freude darüber zu zeigen. Mehr als ein gequältes Lächeln brachte er nicht zustande.
Kain wachte die ganze Nacht zusammen mit dem Rudel am Feuer, während Henoch sich von Loep trösten ließ. „Leben tut man nach dem Sterben.“ Dieser Gedanke dämmerte Henoch plötzlich. Allein das Wissen, dass Djibril ihm sehr nahe war, tröstete ihn und schenkte ihm den Schlaf. Loep wich keinen Meter von seiner Seite. Elon schloss sich Henoch und Loep an und konnte sich endlich seiner Erschöpfung von Tagen und Nächten hingeben. Graülfur und seine Familie hielten abwechselnd Wache um die Feuerstelle, während

Djizah kümmerte sich die ganze Nacht in der Höhle um den ausgehungerten Lamech. Nur Kain konnte keinen Schlaf finden. Die schreckliche Sehnsucht nach Shira eröffnete ihm neue Einsichten. Im spärlichen Licht der erlöschenden Glut blickte er auf seinen schlafenden Sohn Henoch, an den sich Loep eng schmiegte, so wie einst Abel mit Loep im Winter und Sommer schlief. Sein ganzes jugendliches Leben offenbarte sich ihm nun durch die Augen seiner Eltern und lehrte ihn, wie das Leben in Zyklen verlief. Und wie jede Rolle vom Sohn zum Vater und vom Vater zum Sohn verläuft und Antworten bietet, die zuvor nicht akzeptabel waren.
Kain musste früher seinem Vater Adam zwingend Fragen stellen, der einfach nicht verstehen konnte, woher solche Fragen kamen. Adam, der selbst niemals einem menschlichen Vater Fragen hätte stellen können und noch weniger Antworten von einem menschlichen Vater hätte erhalten können. Es war zu neu für Adam, während auch die Mutter schwieg. Kain vergötterte seine Mutter, verstand nun aber, dass es der Vater war, der oft, mit Liebe, die Kastanien für sie aus dem Feuer holen musste. Bis… Bis der Moment kam, in dem Vater und Sohn sich auf dem Feld begegnen würden.
Genau dieser Moment zwischen Kain und Adam kam Kain gerade jetzt wieder in den Sinn. Kain erschrak und suchte in seinem Gedächtnis nach all den Antworten seines Vaters, die er spöttisch beiseitegeschoben hatte

sich niedergelassen hatte. In seinem Geist tobte ein Sturm. Auch die Nacht, die auf die Sonne folgte, hielt sich zurück und gab ihm Zeit, in eine ferne Vergangenheit abzutauchen. Eine Vergangenheit, die einen Schleier von einem Aspekt der Liebe hob, von dem er sich stets abgewandt hatte. Die Flammen des Scheiterhaufens waren inzwischen erloschen, und die Glut zeigte ihm die Schädel von Shira, dem kleinen Abel und Graülv. Sie lagen da, als würden sie einander in die Augen blicken. Er hätte sich zu ihnen legen wollen wie ein Adam, der aufgeben wollte, doch es war eine Eva in ihm, die ihn davon abhielt. Kain verstand nun jenen Teil Adams in sich, den er damals als junger Mann nicht verstehen wollte. „Anscheinend braucht man im Leben sowohl einen Adam als auch eine Eva, um das Leben mit Mitgefühl annehmen und tragen zu können“, lautete das Ergebnis seiner todmüden, doch äußerst klaren Überlegung. Was sich zuvor als widersprüchlich dargeboten hatte, erwies sich nun als harmonisch. Zum ersten Mal empfand er Verständnis für Adam, weil dieser selbst nie ein heranwachsendes Kind gewesen war und nie einen menschlichen Vater gehabt hatte. Wie viel leichter war es nun für ihn, der ein Vorbild hatte, sich in Henoch oder Lamech hineinzuversetzen! Bei diesem Gedanken blickte er ganz automatisch zu Henoch, was ihm eine Träne der Rührung entlockte. Es schien fast so, als sei es Shiras Abschiedsgeschenk, ihn endgültig mit seinem Vater zu versöhnen, indem sie seiner

Vergangenheit diese neue Dimension hinzufügte

. Doch es war ein Paradoxon des Schmerzes: Das Bewusstsein des Leids, das er seinen Eltern zugefügt hatte, als er ihren Sohn tötete, wurde dadurch noch größer. Der Schmerz, den er schon früher nach Abels Tod zu spüren gelernt hatte, war bis dato nur der Schmerz eines Bruders um seinen Bruder gewesen, doch nun wurde ihm zum ersten Mal der tiefe, ungerechte Schmerz bewusst, den er seiner Mutter und vielleicht noch mehr seinem Vater zugefügt hatte. Vor allem Letzteres war neu. Es tat weh, doch diese Erkenntnis würde ihm wunderbar zugutekommen.

Erst beim Anblick des friedlich schlafenden Henoch konnte Kain endlich einschlafen. Das war nicht verwunderlich. Djibril war in der Nähe. Belial brauchte nicht in der Nähe zu sein, denn Schmerz ist Schmerz. Was hätte Belial dem noch hinzufügen können?

23. SHIRAS HAUS

„Der Mensch ist im Grunde genommen das Verlangen nach Sein, doch der Elternteil ist das Fehlen.“

Lucius Rufus Varus

Mutter?

Das bin ich.

Vater?

Das bin ich.

Ich bin.

24. SONNENAUFGANG

Das Feuer war erloschen. Am nächsten Morgen ging die Sonne widerwillig auf und versteckte sich hinter mitfühlenden Wolken. Warum sollte sie sich aufdrängen, jetzt, wo ihre Freundin nicht mehr da war, um sie strahlend zu begrüßen?
Niemand schien mehr auf sie zu warten oder ihr zu danken. Doch sie irrte sich gewaltig. Eva blickte an jenem Morgen in aller Frühe am Fluss hinauf und dankte Gott für die tägliche Wärme der Sonne und für die Geduld, die Er mit Mensch und Natur hatte. Die Sonne blickte überrascht auf, neugierig, wer ihr dankte, und weckte so zugleich Henochs Augen. Henoch spürte sofort, dass Graülfur ihn stundenlang beobachtet hatte.
Er kroch leise von Kleine Loep weg und wollte zu Graülfur gehen. Er kam an der Verbrennungsstätte vorbei und sah sofort die Schädel liegen.
Er blieb abrupt stehen, blickte darauf, runzelte die Stirn und ging hinüber. Vorsichtig nahm er Shiras Schädel in die Hände, schaute sofort unter Abels Schädel und fand die weiße Feder unversehrt vor. Er streckte seine Hand mit der Feder hoch in die Luft. Die Sonne antwortete freudig und ließ die Feder wie einen Diamanten glänzen. Graülfurs aufmerksamer Blick sah jedoch mehr. Er sah Henoch im Gegenlicht selbst glänzen. Seine Intuition vom Vorabend hatte ihn nicht getäuscht. Shiras ältester

Sohn war nicht wie Shira und war nicht wie Kain, Henoch war anders. Graülfur richtete sich auf und suchte Djizah in der Höhle bei Lamech auf.
Henoch eilte zu seinem Vater: „Papa, komm und schau! Djibril hat mir meine Feder zurückgegeben."
Kain war sofort hellwach und eilte mit zum Feuerstelle. „Das ist fantastisch, mein Junge!", sagte er und umarmte Henoch fest.
„Ich werde sie später meinem neuen kleinen Bruder geben", sagte Henoch und steckte die Feder ganz vorsichtig wieder in sein Amulett von einst.
Kain sah ihn gerührt an. „Darf ich dich noch etwas fragen, mein lieber Sohn? Gestern, kurz bevor die Sonne ihren höchsten Stand erreichte, hast du mir plötzlich ins Ohr geflüstert: ‚Djibril hört dich.' Hörst du … hörst du denn Djibril?"
Henoch antwortete leise: „Ja." Er senkte schüchtern den Blick.
„Hat Djibril dir noch mehr gesagt?", fragte Kain, noch leiser als Henoch.
Henoch sah seinem Vater einen Moment lang zärtlich in die Augen und sagte: „Leben tut man nach dem Sterben."
Er wusste nicht mehr, wo er sich verstecken sollte, wandte sich abrupt um und suchte sofort Loep auf.
Kain blieb verwundert zurück und nahm dankbar die Schädel von Shira, Abel und Graülv in seine Arme, umarmte sie und

küsste sie innig und dankte Djibril für die große Hoffnung, sie wiederzusehen: Shira, Graülv, den kleinen Abel und … den großen Abel. Kain spürte sofort, dass er wieder Platz hatte, um Lamech zu lieben, und eilte sogleich zur Höhle. Das Feuer in der Höhle war schon lange erloschen, aber Djizah war es gewohnt, in dunklen Höhlen für ihren Nachwuchs zu sorgen. Lamech lag ruhig an Djizahs Seite. Als Kaïn hereinkam, verabschiedete sich Graülfur gerade von Djizah, um mit dem Rudel auf die Jagd nach Nahrung zu gehen. Kaïn entfachte ein Feuer, um den Ofen aufzuheizen. Danach würde er wieder zur Feuerstelle gehen, um die Bestattung der Schädel und aller Knochen unter den Felsen vorzubereiten. Er wollte bereit sein, wenn das ganze Rudel heute Abend von der Jagd zurückkehrte.

Henoch machte sich zusammen mit Loep und Elon auf den Weg, um alles für eine Weile hinter sich zu lassen. Gemeinsam stiegen sie hinab zur Höhle am Fuße des Djebel Akhbar. So jung Henoch auch war, geistig war er erwachsen geworden. Körperlich war ihm das nicht anzusehen. Er war nicht stark. Er hatte überhaupt keine Muskeln wie sein Vater. Er schien sich körperlich nicht zu entwickeln, aber da er auch kein Vorbild in Form eines Jungen seines Alters hatte, machte er sich darüber keine Gedanken. Loep und Elon erzählte er, wie sehr er seine Mutter vermisste. Er erzählte Loep in einer dürftigen und

schwer verständlicher Wolfssprache von der Wolfssprache, die er noch von seiner Mutter während ihrer langen Abwesenheit gelernt hatte, wie oft sie von Loep sprach und dass sie hoffte, ihn bald wiederzusehen. Er erzählte auch, wie schade er es fand, dass er die Sprache noch nicht besser beherrschte.
Loep drehte sich angesichts so viel Demut auf den Rücken, und Henoch tat es ihm sofort gleich. Elon schien ein Außenseiter zu sein, aber das war er nicht. Er verstand alle Sprachen – Mensch, Wolf, Bär –, aber selbst konnte er keine andere Sprache sprechen. Sie waren drei Blutsbrüder und hatten alle drei den Hunger und Durst dieses Tages vergessen.
Vor allem für Loep war das seltsam. Während er sonst der Erste im Rudel war, der seinen Hunger zeigte, war er nun von etwas ganz anderem vollkommen gesättigt.
Das Amulett mit der weißen Feder um Henochs Hals machte sie alle ungewöhnlich ruhig. So sehr Henoch ihnen auch vorschlug, die Feder mit ihm zu teilen und sie ebenfalls kurz um ihren Hals zu hängen, weigerten sie sich hartnäckig. Elon und Loep kannten ihre Position in der Hierarchie innerhalb ihres Dreiergespanns besser als Henoch.
Vor allem für Elon war diese Höhle wichtig. Es war der Ort, an dem er mit seinem Zwillingsbruder und seiner Mutter zweimal den Winterschlaf verbracht hatte und wo er zweimal Djibril begegnet war. Nur konnte er es seinen Freunden nicht erzählen. Viel musste auch nicht mehr

darüber gesagt werden. Sie alle hatten ihre Mutter verloren und verstanden einander ohne Worte.
Gegen Abend stiegen sie wieder den Berg hinauf und kamen gerade rechtzeitig zur Beerdigung von Shira, Graülf und Abel in einem gemeinsamen Grab. Auch Lamech war da, und die Milch von Djizah wirkte Wunder. Kain legte Lamech in Henochs Arme. Kain nahm Shiras Schädel in seine Hände und küsste sie zum Abschied. Dann nahm er den Schädel des kleinen Abel und bat Shira, gut auf den kleinen Abel aufzupassen und den großen Abel um Vergebung für ihn zu bitten. Danach nahm er Graülfs Schädel und dankte ihm für die Liebe zu Shira und für seine Unterstützung. Dann legte er die Felssteine einen nach dem anderen auf die Überreste ihrer Lieben. Vor dem Tor von Eden vibrierten die Steine auf dem Grab des Großen Abel in vollkommener Harmonie mit dem Abschiedsgeschehen am Djebel Akhbar.
Brüder sind Brüder, Steine sind Steine.

*

Eva war am selben Abend spät zusammen mit Seth mit der leeren Kalebasse zum Fluss gegangen. Als sie sich bückte, bemerkte sie, dass der Felsbrocken – der Felsbrocken von Kains Neugeburt vor so vielen Jahren, der Felsbrocken, der ihr sehr am Herzen lag – seinen Platz gewechselt hatte. Sie ging vorsichtig darauf zu

und holte ihn aus dem Wasser, um ihn an ihr Herz zu drücken und zu küssen. „Liebes Kind“, sagte Eva und sprach unaufhörlich Kains edenischen Namen zu dem Stein.
Weiter oben in der Schlucht hörte und sah sie einen einsamen Wolf auf dem Gipfel und hörte ihn eine Klagelied anstimmen. Sie küsste den Stein erneut und legte ihn genau an denselben Ort zurück, an dem sie ihn aufgehoben hatte. Es stand ihr nicht zu, Jahwes Eingreifen zu verbessern. Sie ließ ihre Tränen um ihre beiden Söhne in den Fluss fließen, während sie tief gebeugt mühsam die Kalebasse füllte.
Seth übernahm die Last und verstand nicht, was geschah, und noch weniger, als Adam auf sie wartete und sie sich wortlos in die Arme fielen. Mann und Mannin.
Seth konnte es nicht begreifen und würde später um eine Erklärung bitten.

Wölfe begannen zu heulen.

Von Rudel zu Rudel.

25. ENTFESSELT

Lamech hatte es in seiner Jugend sehr schwer.
Er hatte einst eine Mutter gehabt, was er sich nur schwer vorstellen konnte, denn er hatte – auch später nicht – noch nie eine Frau gesehen. Er hatte einen Vater, den er zwar jeden Tag sehen konnte, aber sein Vater war ständig beschäftigt. Und er hatte einen Bruder, den er nicht verstand. Auch wenn Henoch sich noch so sehr bemühte, die Kluft zwischen den beiden war tief.
Kurz gesagt, Lamech fehlte so ziemlich alles. Das Kind wusste nicht, wie es damit umgehen sollte. Das Schlimmste war noch, dass sich auch die Tiere von ihm abwandten. Sie waren alle lieber bei Henoch. Zu Recht, lautete sein schreckliches Urteil über sich selbst. Er hatte es schon früh aufgegeben, noch zum Grab seiner Mutter zu gehen. Es war nur ein Haufen Steine. Er versuchte, Henoch am Grab ein wenig nachzuahmen, aber das machte es nur noch schlimmer. Sie antwortete auch nie auf seine schmerzhaften Fragen. Die unzähligen Geschichten seines Vaters oder Bruders darüber, wie lieb sie doch war, konnten seine Sehnsucht nicht stillen.
Stillen?
Womit? Lamech hatte kein Gespür für dieses Wort. „Liebe“, was war das? Er fühlte, erkannte und lernte sie nicht.

Lamechs Lebensanfang war die Chronik eines

Lebensweges, den niemand beschreiten wollte. Belial hatte lange darauf

gewartet. Djibril, der Unerschütterliche, sah erneut unerschütterlich zu. Kein Mensch konnte begreifen oder verstehen, warum Djibril nicht eingriff. Die Karten lagen offenbar zu Belials Gunsten. Es handelte sich um ein Zusammenspiel von Faktoren. So wie Belial Henoch nur schwer von Djibril wegziehen konnte, so konnte Djibril nur versuchen, den Schaden bei Lamech zu begrenzen. Der Mensch war schließlich nach Gottes Ebenbild geschaffen worden, bis der Mensch in Eden den verhängnisvollen Gedanken äußerte, dass Gott nach dem Bild des Menschen geschaffen schien. Die Folgen ließen nicht auf sich warten. Was einst eins war im Bild, wurde voneinander getrennt.

*

Djizah war schon lange zu Graülfurs Rudel zurückgekehrt, als Henoch Lamech plötzlich dabei erwischte, wie er sich mit einem Messer in die Unterarme ritzte.
„Loep will nichts von mir wissen."
„Du musst davon ausgehen, dass Loep alt ist, es ist schon ein Wunder, dass er noch lebt. Er kann wirklich nicht mehr spielen", sagte Henoch, um zu helfen.
„Er ist immer viel lieber bei dir als bei mir", jammerte Lamech.

„Tja, ich kenne seine Sprache ein bisschen, aber als ich dir vorschlug, dir die Wolfssprache beizubringen, hattest du keine Lust. Loep ist wirklich alt für einen Wolf.“
Henoch versuchte noch einmal, Balsam auf die Wunde zu geben, aber er fühlte sich als Bruder gegenüber Lamech als Versager.
„Ich will hier weg.“ Lamech war erst dreizehn Frühlinge alt und wollte weg. Das bedeutete so viel wie „Ich bin lieber tot als lebendig“, denn so jung allein zu überleben war unmöglich. Lamech griff nach seinem Messer und begann erneut zu ritzen. „Ich bin der Grund, warum Mama gestorben ist.“ Henoch stürzte sich auf ihn und hielt ihn in einem Schwitzkasten fest. „Wer sagt das? Hat Papa oder habe ich dir das jemals so gesagt?“
„Nein, gesagt nicht, aber ich spüre es.“ Und Lamech fügte hinzu: „Und was ich spüre, ist!“
„Nimm meine weiße Feder!“, sagte Henoch, der, völlig überwältigt von Lamechs blutenden Armen, ihm sofort das Kostbarste geben wollte, was er besaß. „Ich will nichts von dir. Ich weiß nicht, wer du bist.“ Das traf ihn hart.
„Ich bin dein Bruder, Lamech. Dein Bruder!“, rief Henoch aufrichtig. „Dein Bruder!“ Und dann, völlig verzweifelt: „Doch?
… Doch?“ Er war in Tränen aufgelöst.

Djibril konnte nicht eingreifen, sonst würde auch Belial in Lamech stärker werden. Henochs großzügiges Angebot bezüglich des weißen Amuletts bereitete Belial Sorgen.

Lamech warf seinem Bruder vor: „Du wolltest auch nie mit mir spielen. Deine Freunde waren immer wichtiger.“ Er weinte: „Ich habe keine Freunde.“ Er lief weg zu der Höhle am Fuße des Djebel Akhbar, dort fühlte er sich noch einigermaßen zu Hause.
Henoch wusste nicht, was er tun sollte. Er suchte seinen Vater auf. „Papa, ich mache mir Sorgen um Lamech“, sagte er und erzählte ihm, wie Lamech sich die Unterarme verletzt hatte. „Ich werde morgen mit ihm reden“, sagte Kain, während er den Ofen anfachte.
Aber morgen war es zu spät. Belial war ihm bereits zuvorgekommen.

*

„Wie froh bin ich, dich hier zu treffen! Ich warte schon eine Weile auf dich. So viel Leid kann ich nicht länger mit ansehen“, sprach der alte Mann Lamech an, während Lamech seinen festen Platz in der Höhle aufsuchte, um die Nacht zu verbringen.
„Bist du Djibril? Elons Freund?“ Lamech sah erfreut überrascht aus.

„Natürlich bin ich Djibril. Ich bin alt, wie du siehst, und ich war schon alt, als ich Elon hier mit seinem kleinen Bruder und seiner Mutter traf. Ich habe ihnen in jenem schrecklichen Winter meinen Winterplatz überlassen, um ihnen zu helfen."
„Das ist sehr nett von dir. Aber ich glaube, Elon mag mich nicht besonders."
Der alte Mann reagierte nicht und wartete geduldig, als wüsste er nicht, welche Flut von Beschwerden noch folgen würde.
„Elon liebt Henoch, aber nicht mich", sagte Lamech, erleichtert, dass sich endlich jemand wirklich die Zeit nahm, ihm zuzuhören.
„Ssoms", sagte er, und sein zweiter Vorderzahn schoss nach vorne und flog zwischen zwei großen Felsbrocken in die Höhle. Der Buchstabe s war für diesen alten Mann schon immer ein Problem gewesen, und leider gelang es ihm nicht, den Buchstaben s oder z zu vermeiden. „Es tut mir leid", sagte er, „aber du tust mir wirklich leid. Henoch, dein anderer kleiner Bruder, ist nicht wirklich ein Bruder für dich. Ich finde es sehr schade, dass er immer mit seinen Freunden unterwegs ist und dich nicht mitnimmt." „Woher weißt du das?", antwortete Lamech gar nicht so dumm. „Ich bin Djibril. Einer der Lieblingsengel Jahwes. Ich bin hierher gesandt worden, um den Menschen zu helfen. Ich kann Ungerechtigkeit nicht ertragen."

„Es muss nicht leicht sein, so mit deiner Sprache zu kämpfen“, äußerte sich Lamech aufrichtig mitfühlend.
Das war Wasser auf die Mühlen des alten Mannes: „Manchmal ist es gar nicht so schlecht, Menschen zu unterstützen, auch wenn so etwas wirklich peinlich ist und man mich manchmal für verrückt hält.“
Lamech sah ihn nun sehr mitfühlend an. Dieser Mann hatte es offenbar schwerer als er. Der alte Mann witterte eine Chance und fuhr fort: „Ich habe es schon oft bereut, dass ich Henoch einst meine weiße Feder gegeben habe. Ich bin froh, dass ich ihm damals meinen schwarzen Flügel, meinen letzten und wichtigsten Flügel, nicht gegeben habe. Er wäre es nicht wert gewesen, wenn ich wüsste, wie wenig er sich um dich kümmert. Der schwarze Flügel ist die Feder, die uns in der Nacht den Weg weist, die weiße tagsüber. Du verstehst, dass es in der Nacht schwieriger ist, den Weg zu finden, als tagsüber, und deshalb ist diese Feder viel mächtiger.“
Lamech blickte hoffnungsvoll auf. Endlich jemand, der ihn vollkommen verstand.
Der alte Mann zögerte keine Sekunde. „Sieh mal, ich habe großes Mitleid mit dir. Du hast keine Mutter, keinen Vater, der sich um dich kümmert, und einen Bruder, der nur so tut, als ob er sich um dich kümmert. Du hast niemanden. Aber ich sage dir, mein Sohn …“
Die Beute war längst sicher. „… ich sorge mich um dich, und als Beweis gebe ich dir meine letzte Feder, die

wichtigste von allen.“ Und er gab Lamech seine pechschwarze Feder.
Lamech traute seinen Augen nicht: „Danke, Djibril.“ Das Kind Lamech war erfüllt von, von… Er wusste nicht wovon, aber er fühlte so etwas wie Anerkennung, wie Verständnis. So wie er sich noch nie zuvor als Freund von jemandem gefühlt hatte, so schien es nun, als hätte er jetzt einen Freund nur für sich allein. Lamech war noch so jung, und als er dann persönlich mit einem getarnten Geist wie Belial in Kontakt kam, wurde er zu einer leichten Beute. Doch Henoch war damals genauso alt wie Lamech jetzt, als er den schwarzen Flügel nicht annahm. War Henoch dazu bestimmt, zu widerstehen? War Lamech dazu bestimmt, nicht zu widerstehen? Woher kam dieser Unterschied? Wie kann in so kurzer Zeit ein Unterschied zwischen zwei Brüdern entstehen? Die Untersuchung und die Antwort lehren uns die Bedeutung des Fundaments unseres Lebens. Der Sündenfall veränderte zutiefst die Grundlagen, auf denen die Liebe nur bestehen kann. Genau deshalb würde die gesamte Menschheit immer weiter von der Liebe abirren: Der Kontext des Lebens wurde immer unheilvoller, schwieriger, komplizierter. „Rückschlag“ auf „Rückschlag“ schuf in rasendem Tempo immer mehr Nicht-Liebe. Ihre Bestandteile wurden immer subtiler, schienen oft

sich unschuldig darzubieten. „Liebe“ auf „Liebe“ hielt die Liebe höchstens in einem vorübergehenden Status quo. Die Nicht-Liebe würde sich wie ein Phönix erheben, während die Liebe immer mehr Mühe hatte, das zu bewahren, was sie noch nicht verloren hatte. Die Nicht-Liebe bezog ihren Treibstoff aus „sich selbst“. Der Liebe fiel es immer schwerer, in der liebevollen Reaktion eines anderen Halt zu finden. Liebe war sehr abhängig von der Liebe eines anderen, während Nicht-Liebe leicht aus sich selbst heraus agieren konnte. So veränderte sich der Grundkontext des Lebens hin zu immer größerer Schwierigkeit und Schmerz, auch wenn Jahwe ihn einst ganz anders geschaffen hatte. Freiheit und Liebe schuf Er in Seiner Stadt. Gleichzeitig. Gott schuf das Risiko von Anfang an. Er schuf den Menschen in Freiheit, um die Liebe miteinander zu teilen. Glas und Spiegel, so hatte Er die Liebe geschaffen, so wie Er auch das Auge des Menschen in Freiheit geschaffen hatte, um sich entweder auf das Glas zu richten, das zeigt, wer man in Wirklichkeit ist, oder auf den Spiegel, der zeigt, wer man zu sein glaubt. Der Sieg des Menschen über das Böse würde für das Allerheiligste erst dann den Sieg bedeuten, wenn das Licht, das das Allerheiligste herabsandte, nicht vollständig vom Bösen, das der Mensch außerhalb Edens angerichtet hatte, verschlungen und verdunkelt werden konnte. Die Worte zu diesem Moment des Sieges durch das Gute waren noch nicht gesprochen worden.

Die Taten dazu waren ebenso wenig vollbracht. Denn nur ein freier Mensch mit unerschütterlichem Fokus auf die Liebe konnte schließlich das überwinden, was ihn zuvor überwältigt hatte. Doch der Mensch erwies sich bis zu jenem heiligen Moment oft als dazu unfähig.
Der leidende Mensch hatte dafür weder Worte noch Taten noch Vorbilder. Belial war keineswegs zu unterschätzen. Und Lamech war nach seinem Vater das zweite Opfer außerhalb Edens, gegen das kein guter Engel oder guter Mensch sofort etwas ausrichten konnte. Es galt abzuwarten.

*

Nachdem der alte Mann Lamech das Amulett mit der schwarzen Feder um den Hals gehängt hatte, verabschiedete er sich von ihm. „Das gibt dir die nötige Kraft und ist um ein Vielfaches stärker als das weiße Amulett deines Bruders. Es wird dir helfen, denn jetzt hast du einen Freund für immer ganz nah bei dir. Er wird dich niemals im Stich lassen. Pass gut darauf auf und grüße vor allem deinen Papa und deinen Bruder von Djibril. Ich werde immer für euch da sein.“ Dem alten Mann tropfte Speichel vom Kinn, und er war froh, gehen zu können, in der Hoffnung, dass Lamech nichts über seinen Sprachfehler verraten würde.
Lamech war überglücklich und sehr gerührt von so viel Liebe. Erst jetzt verstand er das Wort „Liebe“. In sieben

Eile eilte er stolz nach Hause, um Kain und Henoch die frohe Botschaft zu überbringen.

*

„Papa, schau! Von Djibril bekommen!“, sagte ein überglücklicher Lamech und reckte die schwarze Feder schon von weitem in die Höhe.
Kain hatte gerade das Brot aus dem Ofen geholt und erschrak, als er das pechschwarze Ding sah. Er ließ sein Brot fallen und eilte hin, um Lamechs das Amulett vom Hals zu reißen. Er rannte sofort damit nach draußen, während Lamech ihm schreiend hinterherlief. Das jagte Kain eine Heidenangst ein: Er würde seinen Sohn retten. Er wusste wie kein anderer, wie Belial mit einem Menschen umgehen konnte.
Es wurde ein höllischer Kampf. Lamech schrie: „Ich habe es von Djibril bekommen und sollte dir Grüße ausrichten! Lass mich los! Nein, tu das nicht! Es ist mein Amulett! Lass mich los! Ich hasse dich! Ich hasse dich!“
Kain hielt das Amulett in der Hand und ließ Lamech los. Lamech weinte unaufhörlich und war rot vor Wut und Ohnmacht: „Ich hasse dich!“
Als Henoch hereinkam, wandte er sich ebenfalls an seinen Bruder: „Ich hasse euch!“
Henoch erkannte die schwarze Feder und verstand sofort, was geschehen war. „Nimm mein Amulett, ich nehme deins“,

sagte er und wollte Lamech sofort seinen liebsten Besitz im Tausch geben.
„Ich will deinen Plunder nicht. Der Schwarze ist viel stärker als der Weiße, du bist einfach nur neidisch! Du wolltest mir den Weißen nie geben, so wie du es bei meinem kleinen Bruder Abel getan hast. Ich hasse euch!“ Lamechs Blick verwandelte sich in ein bösartiges Grinsen, das keinen Raum für Interpretationen ließ. Er flößte sowohl Kain als auch Henoch Furcht ein.
Kain versuchte zu retten, was zu retten war. „Lass uns erst einmal in Ruhe darüber reden, damit wir dich verstehen können, denn Henoch hat auch …“, begann er, doch Lamech ließ ihn den Satz nicht zu Ende bringen.
„Henoch, Henoch, immer nur Henoch. Ihr hättet nie auf mich hören sollen. Ich bin der Grund für Mamas Tod. Was würdet ihr mir jetzt schon glauben?“ Er ging auf einen völlig gelähmten und fassungslosen Kain zu und riss ihm das schwarze Amulett aus den Händen. Er lief in den Wald. Noch einmal drehte er sich um. „Ihr habt Grüße von Djibril.“ Es klang nicht wirklich freundlich.
Kain und Henoch standen einen Moment lang wie angewurzelt da. Beide fühlten sich schuldig. „Haben wir jemals gesagt, dass er an Mamas Tod schuld ist?“, fragte Kain Henoch.

Henoch schüttelte den Kopf und hielt seine weiße Feder krampfhaft fest. Seine Gedanken waren woanders.

Auch im Allerheiligsten herrschte großes Aufruhr. Belial feierte eine Hochmesse in den Tiefen der Erde, wo all seine Jünger vor Hass auf den gefallenen Menschen und Gott außer sich waren. „Schon jetzt?“, dachten alle wie im Rausch. Sie hätten sich gegenseitig umbringen wollen, um selbst als Erste über der Erde an die Arbeit gehen zu können. Belial erkannte sofort die fantastische Chance, die ihm sein Konkurrent bot, dass Engel nicht sterben können; sonst hätte er nach diesem ersten großen Erfolg selbst keine Gefährten mehr übrig gehabt.

*

Kain begab sich mit zurückgehaltenen Tränen zum Grab von Shira. „Es tut mir leid, Shira, dass ich mich nicht gut um Lamech gekümmert habe. Es stimmt, dass ich im ersten Jahr viel abwesend war und alles nur Djizah überließ, und danach überließ ich vieles Elon, Loep und Henoch. Der Altersunterschied zu Henoch war auch so groß. Lamech hatte nicht viel an uns. Ich dachte, er sei glücklich, aber offenbar hat er viel vermisst. Es tut mir unendlich leid, mein Elon.“ Er schluchzte, wie er selbst bei ihrem Tod nicht geweint hatte. Schuldige Nachlässigkeit, so nagte es nun an ihm,

und damit musste er wieder lernen zu leben. Hatte er denn nichts aus seinem alten Mal gelernt? Er wollte es sich sofort auf die Stirn zeichnen, doch der Gedanke an Shira, die das nicht für richtig hielt, hielt ihn davon ab. Henoch saß bei Loep, der wegen seiner abgenutzten Hüften kaum noch laufen konnte. Auch Elon gehörte nicht mehr zu den Jüngsten, war aber noch gut zu Fuß, doch alle fürchteten sich vor der Zukunft. Henoch stand auf und legte seine Hand auf die Schulter seines Vaters: „Ich werde Lamech suchen."
Kain dachte an seinen Vater zurück, fasste sich mit einer Träne wieder und machte sich erneut an die Arbeit.

Henoch ahnte bereits, dass Lamech wieder in die Höhle gezogen war. Elon ging aus eigenem Antrieb mit, um als Blitzableiter dienen zu können. Der alte und grau gewordene Elon kam nur langsam voran. Das gab Henoch einen Moment Zeit, um alles zu ordnen. Alles fühlte sich sehr bedrohlich an, und er war sich noch nicht sicher, ob sein Bruder Opfer oder Täter war.

Djibril hielt es für wichtig, sich eine Weile von Henoch zurückzuziehen. Es war eine gute Übung für Henoch.

Henoch war froh, dass seine Mutter das nicht miterleben musste und dass es der Vater war, der die größten Schläge abbekam. Das weiße Amulett hatte ihn bisher nie getäuscht, und er konnte nicht glauben, dass ein Engel eine schwarze Feder tragen würde. Vater hatte ihm vor nicht allzu langer Zeit zum hundertsten Mal erzählt, wie seine Mutter, Shira, die weiße Feder in seinem Bettchen gefunden hatte und gesehen hatte, wie er sich danach vom Engel Djibril verabschiedete und wie Djibril sich umdrehte, um ihr seine weißen Flügel zu zeigen, strahlend weiß, daran bestand kein Zweifel. Und diese Flügel sollten nun plötzlich schwarz geworden sein? „Hilf mir, Djibril!“ Mehr konnte er nicht sagen. Es kam ihm sehr seltsam vor, dass Djibril sich schon eine Weile nicht mehr gemeldet hatte.

Elon und Henoch kamen an der Höhle an. Lamech machte sich nicht die geringste Mühe, sich zu verstecken. Die schwarze Feder hing auffällig um seinen Hals. „Danke, dass ihr mich besucht, ich komme gleich mit euch nach Hause“, sagte er, als wäre nichts geschehen.

„Alles in Ordnung, kleiner Bruder?“ Henoch versuchte, seine Verwunderung zu verbergen. Er setzte sich, um ein Gespräch zu beginnen, und sah seinem Bruder dabei kurz in die Augen. „Natürlich“, sagte Lamech. Er streichelte Elons Kopf und umarmte ihn übertrieben liebevoll. Elon schauderte. Henoch schwieg mühsam, während Lamech fröhlich weiterredete und lachte, als wäre nie etwas geschehen.

„Wir haben dich gern, kleiner Bruder“, sagte Henoch, während ihm eine Träne in die Augen stieg. Es war keine Lüge. „Natürlich!“, sagte Lamech. Er sprang wie eine Feder auf, und sein sarkastischer Blick verriet seine Verachtung.

Bei ihrer Rückkehr in die Höhle spielte Lamech sein fröhliches Spiel weiter. Henoch sah, wie sein Vater an der Aufrichtigkeit von Lamechs Freundlichkeit zweifelte, aber auch Kain wagte es nicht, den Bösewicht zu spielen. Kain wählte intuitiv den richtigen Weg, den Weg der Liebe. So schlecht und falsch er seinen jüngsten Sohn auch vermutete, Lamech hätte niemals schlimmer handeln können als er selbst, als er seinen Bruder tötete, und seine Mutter und sein Vater hatten ihm liebevoll vergeben. Wie konnte er nun nicht seinem Sohn gegenüber vergebungsbereit sein?

Jeden Abend, wenn alle schliefen, begab er sich zum Grab von Shira, um ihr vom Tag zu erzählen und um Rat zu bitten. Er konnte ihr all sein Elend schütten: „War dein Tod denn nicht schon schlimm genug, dass ich dann noch einen falschen Sohn bekam …“ Er wagte es nicht, den Satz zu beenden, denn dann stieg schon das Schuldgefühl in ihm auf, und er wusste, dass er es am nächsten Tag furchtbar bereuen und sich noch schlechter fühlen würde. Kain hielt daran fest, Lamech weiterhin treu zu bleiben, solange er nur jede Nacht immer wieder dieselbe

dieselbe Frage an Shira stellen konnte und den Satz nie zu Ende bringen musste.
Eines Nachts war er jedoch nicht allein. Henoch war ihm gefolgt und hörte seinen Vater: „War dein Tod denn nicht schon schlimm genug, um dann noch einen falschen Sohn zu bekommen, …“ Henoch legte ihm die Hand auf die Schulter: „Hab Vertrauen, Papa. Ich werde dir helfen.“
Kain blickte auf, und der blasse Mond war Zeuge, wie der Vater die Hand des Sohnes ergriff und sie küsste. Henoch strich mit seiner linken Hand über das Haar seines verzweifelten Vaters. Er wiederholte: „Hab Vertrauen. Ich werde dir helfen.“
Kain blickte, von der Hand Gottes getroffen, auf und antwortete verwirrt: „Danke, Djibril.“
Henoch ließ ihn sanft los und drehte sich schnell um, überrascht von der Antwort seines Vaters. Das Erstaunen über Kains Versprecher, der gar nicht wusste, dass er sich versprochen hatte, war für Kain deutlich geringer als das, was es für Henoch in diesem Moment bedeutete. Sein Vater, der ihn unerwartet mit Djibril gleichsetzte? Wie kam er darauf? Dennoch gab es etwas tief in ihm, das es verstand.

Djibril sah zu. Es war eine gute Übung, und bis jetzt hatte Henoch sie bestanden.

Belial fühlte sich keineswegs bedroht, solange Lamech weiterhin so perfekt handelte, wie er es gerade tat.

26. DAS OPFER

Kain wusste nicht mehr, was er tun sollte. Seine Angst, Lamech zu verärgern, wurde trotz der beruhigenden Worte, die er in der Nacht zuvor von Djibril zu hören geglaubt hatte, nur noch größer. Er atmete erleichtert auf, als Lamech sich schon etwas weniger falsch verhielt. Kain nahm sich vor, Lamech nicht mehr auf sein schwarzes Amulett anzusprechen. Die folgenden Tage verliefen in der Stille vor dem Sturm.
Lamech stürmte auf Kain zu. „Papa, ich werde Mäuse züchten, wenn du nichts dagegen hast! Ich finde, das sind so süße Tierchen.“ Kain konnte dem nur zustimmen und erzählte Lamech gerne, wie Genog lange Zeit sein einziger Freund gewesen war. Lamech interessierte das nicht, aber er tat so, als ob, und genoss die Begeisterung seines Vaters für den Plan. Kain nahm sich an diesem Tag sofort Zeit, einen Käfig aus Flechtwerk zu bauen, während Lamech auf Mäusejagd ging und schnell und geschickt ein Pärchen fing. Je begeisterter Kain wurde, desto besser gefiel es Lamech.
Lamech genoss es. Kain genoss es. Alles war eitel Sonnenschein. Die Anwesenheit des schwarzen Amuletts fiel Kain nicht mehr auf. Nicht auffallen war nicht das richtige Wort, er schob seine Gefühle darüber beiseite und versuchte, sie zu leugnen.

Die Mäuse bekamen schon bald einen Wurf Junge. Kain war überaus begeistert, feuerte seinen Sohn an und gratulierte ihm, weil er sich so gut um sie kümmerte. Jeden Tag etwas Getreide zu Mehl mahlen, Wasser bereitstellen, das Heu wechseln – Lamech tat dies mit großem Eifer. Die jungen Mäuse brachten schnell Leben in ihre Unterkunft, und zusammen mit Lamech beobachtete Kain jeden Tag eine Weile das fröhliche Treiben. Kain fühlte sich glücklich, weil er endlich etwas mit Lamech hatte, das sie beide glücklich zu machen schien. Kain begann sogar zu zweifeln, ob Shira sich vielleicht geirrt hatte und ob diese schwarze Feder doch nicht von Djibril stammen könnte, aber er wollte auf keinen Fall mehr darüber sprechen.
Henoch erledigte unterdessen die Arbeit auf dem Feld oder fütterte die Ziegen und beobachtete das Treiben ein wenig misstrauisch. Lamech verschwand manchmal für ein oder zwei Stunden ganz allein in den Wald und kam dann mit Blumen zurück. Stolz zeigte er seinen Strauß dann Kain, der sich über Lamechs Aufmerksamkeit freute.
„Was ist das für eine Pflanze?“, fragte Lamech seinen Vater.
„Wisteria, eine wunderschöne
Pflanze! Die Lieblingsblume deiner
Mutter!“
Die Mäuse wuchsen schnell heran und waren eine lustige, verspielte Bande. Die Tage vergingen.

Eines Morgens kam Lamech in die Höhle. „Papa, komm schnell!“ Gemeinsam rannten sie zum Mäusehäuschen: Alle Mäuse lagen tot im Stall. Keine einzige Maus lebte noch. Kain jammerte sich die Seele aus dem Leib, aber Lamech genoss es still, er tat nur so, als fände er es schrecklich. „Trottel“, dachte Lamech.
Henoch kam auf Kains Ruf hin herbei und schaute eher zu Lamech als zu den Mäusen. Er sah Lamechs genüssliches Grinsen und seinen falschen Blick. Er sah, wie Lamech heimlich seine schwarze Feder streichelte. Lamech spürte, dass Henoch ihn durchschaut hatte. Er sah ihm unerschrocken und herausfordernd in die Augen und strich noch einmal demonstrativ über sein schwarzes Amulett. Dann warf er sich seinem Vater um den Hals und weinte und schniefte besonders laut, damit sein Vater ihn trösten konnte. Lamech blickte über Kains Schulter hinweg in Henochs Augen und genoss dessen Verwirrung. Henoch drehte sich sofort um und eilte zur Arbeit auf dem Feld.
Lamech genoss seinen Triumph. Alles verlief wie geplant. Das Experiment war geglückt: Die Samen der Blauregenblüte zerkleinern und unter das Mehl für die Mäuse mischen, und die Mäuse starben. Sein schwarzes Amulett hatte ihm den richtigen Weg gewiesen. Sobald der Vater wieder in der Höhle war, warf er die toten Mäuse eine nach der anderen so weit wie möglich in den Wald, während er sie mit teuflischem

Spaß „Genug 1, Genug 2, Genug 3 …“ nannte. Begeistert zerschlug er den Käfig, den sein Vater mit großer Sorgfalt angefertigt hatte, in Stücke und erklärte dies seinem Vater, als sei es aus Trauer geschehen. „Der Trottel!“ Lamech redete seinem Vater auch ein, dass er nach dem immensen Verlust eine Verschnaufpause brauchte.
Henoch konnte nichts dagegen tun. Er wagte es nicht, das intensive Glück seines Vaters über die gute Beziehung zu Lamech zu zerstören. Es war schrecklich mitanzusehen, wie Lamech die Liebe seines Vaters ausnutzte, um Rache für den Verlust seiner Mutter zu nehmen, an dem sein Vater keinerlei Schuld trug. Dem Vater das Herz zu brechen, bereitete Lamech offenbar noch mehr Befriedigung, als sich selbst die Arme zu zerkratzen.
Und doch war es Lamech noch nicht genug. Er zog in den Wald, suchte jeden wilden Blauregen auf und sammelte alle Samen, die er finden konnte. Er begann, sie zwischen zwei Felsbrocken zu zermalmen, und bewahrte eine ordentliche Portion des giftigen Zeugs in einem Beutel auf. Am Abend in der Höhle, beim Abendessen, erzählte er zu Tränen gerührt, wie leid ihm die Mäuschen taten, und entschuldigte sich noch einmal. Er konnte gar nicht genug davon bekommen, in Henochs Gegenwart seine „Traurigkeit“ auszuleben. Dann lief er aus der Höhle davon, angeblich ohne gegessen zu haben, doch hatte er heimlich irgendwo einen kleinen Vorrat an

Essen angelegt. Kain

hatte großes Mitleid mit ihm und versuchte, ihm zu folgen, kam aber untröstlich allein zurück.
Henoch fiel es äußerst schwer, Lamechs verderbliches Spiel mit dem Vater nicht zu durchschauen, und zog sich so schnell und diskret wie möglich auf seinen Schlafplatz bei Elon zurück.
Am nächsten Abend beim Abendessen lockte Lamech Kain mit der Frage, wie er früher Kleinwild gejagt habe. Kain antwortete gerne ausführlich und erzählte ihm bewegt, wie sehr er Lamech schätze und wie viel Gutes von seiner Mutter er in ihm wiedererkenne. Lamech triumphierte. „Dreifacher Trottel“, dachte er. Der Plan lief wie geschmiert.
Lamechs Zielobjekt ahnte nichts, und auch Kain war sich nicht bewusst, wie sehr er Lamech auf die Sprünge half, indem er leidenschaftlich schilderte, wie er früher Kaninchen gefangen hatte.
Henoch wartete nicht, bis sein Vater seine Erklärung beendet hatte; er konnte es nicht länger ertragen, Lamech bei der Arbeit zuzusehen.
Am nächsten Tag zog Lamech in den Wald und stellte seine Fallen auf. Am Tag darauf machte er sich erneut auf den Weg und stellte zu seiner großen Freude fest, dass ein Kaninchen eine Falle nicht überlebt hatte. Er häutete das Tier nicht besonders geschickt, entnahm jedoch Leber und Nieren, um sie

zu zermahlen und mit dem Gift der Blauregenblüte aus dem Beutel zu vermischen. Er kehrte zur Höhle zurück und wartete auf den richtigen Moment. Henoch, der die Ziegen hütete und sie nicht allein lassen konnte, Vater, der in der Höhle Brot backte. Elon, der Henoch im Schneckentempo immer folgte. Lamech hatte den Weg völlig frei für den kleinen Loep, den alten Loep, den Wolf ohne Zähne, den Wolf, dessen Hüften so abgenutzt waren, dass er kaum noch laufen konnte, der aber vor allem Henochs bester Freund war.
Lamech versteckte seinen schwarzen Flügel geschickt und ging zu Loep hinüber: „Hey, Loep, ich habe etwas Leckeres für dich.“ Er streichelte ihn scheinbar liebevoll über den mageren Körper. Er holte sein Geschenk hervor, Loep schnüffelte daran und verschlang genüsslich das zarte Stück Fleisch. „Schmeckt’s? Ich komme morgen wieder“, sagte Lamech und eilte schnell davon. „Noch so ein Trottel“, dachte er. Er holte sein schwarzes Amulett wieder hervor und küsste das kostbare Kleinod. Am Abend wollte Henoch Loep füttern, erschrak jedoch, als er den kranken Loep sah. Er hatte Darmkrämpfe und fühlte sich zu elend, um noch einen Laut von sich zu geben. Alle kamen herbei, um nachzuschauen. „Loep ist viel zu schwach geworden, Vater.
Wenn wir ihm nichts Stärkeres zu essen geben, wird er sterben“, sagte Lamech, während er sein Spiel spielte. Kain stimmte zu,

Doch Lamech wagte es nicht, Henoch anzusehen, um den Plan nicht in letzter Minute zum Scheitern zu bringen.
Henoch wusste nicht, was er tun sollte. Er verdächtigte seinen Bruder stark, Loep vergiftet zu haben, aber er hatte nicht den geringsten Beweis. Er wollte seinem Vater nicht noch mehr Probleme bereiten, er hatte schon genug gelitten. Henoch hoffte, dass sein Verdacht nicht stimmte, und wachte zusammen mit einem traurigen Elon die ganze Nacht an Loeps Seite.
Lamech spielte die perfekte Unschuld, und seine Sorge um Loep schien aufrichtig. Kain begann bereits, ihn zu trösten: „Vielleicht ist es besser, dass er nicht leiden muss.“ Das war Musik in Lamechs Ohren, während Henoch völlig aus der Bahn geworfen war.
Henoch machte die ganze Nacht kein Auge zu. Kein Wolf wurde jemals so alt wie Loep, und dafür musste er dankbar sein, aber es fühlte sich umso schmerzhafter an. Was hatten sie nicht alles zusammen durchgemacht! Henoch hielt das Feuer am Brennen, damit Loep nicht frieren musste. Seine Augen waren eindringlich auf seinen Freund gerichtet. „Hat Lamech das getan?“, fragte er in gebrochener Wolfssprache. Loep blinzelte bestätigend mit den Augen. Vor sieben Tagen waren die Mäuse gestorben, und nun lag Loep im Sterben. Elon verstand alles und sah traurig zu. „Hilf mir, Djibril“, war das Einzige, was Henoch einfallen konnte, und er streichelte seine weiße Feder.

Am nächsten Morgen kam Kain mit einem besorgten Lamech im Schlepptau, um nach Loep zu sehen. Lamech war unmissverständlich: „Er liegt im Sterben, Papa! Hilf ihm bitte! Er leidet! Erlöse ihn!“
Elon wurde es zu viel. Er überraschte alle und stellte sich mit seinem Kopf direkt vor Lamech. Lamech erschrak. Elons Augen sagten Lamech klar und deutlich, dass er sein Spiel durchschaut hatte und dass er besser aufpassen sollte. Er öffnete sein Maul und zeigte seine beeindruckenden Zähne.
Henoch schritt schnell ein und blickte seinerseits in Lamechs erschrockene Augen. „Lass Loep einen Moment in Ruhe, kleiner Bruder, Elon und ich werden schon für ihn sorgen.“
Elon wich nicht zurück. Kain zog Lamech sanft beiseite. Er fand, dass er Lamech unterstützen musste, und tröstend begleitete er seinen jüngsten Sohn zur Höhle.
Elon hatte einst nicht nur Loep gerettet, mehr noch, er hatte dafür gesorgt, dass „Der, der Bären tötet“ und „Der, der Menschen tötet“ nicht auch noch „Der, der Wölfe tötet“ wurde. Es war eine kleine Niederlage für Lamech mit seiner schwarzen Feder und ein großer Trost für Henoch.
An jenem Nachmittag schlief Loep friedlich ein. Elon und Henoch waren bei ihm.
Elon postierte sich am Ausgang der Höhle und wartete, bis Kain herauskam. Er stieß einen Laut aus, den Kain nicht

, den er aber verstand: Loep! Er eilte zu Loep. Elon versperrte sofort den Ausgang der Höhle, um Lamech eine Weile auf Distanz zu halten, damit diejenigen, die Loep wirklich liebten, ihren Tränen freien Lauf lassen konnten. Wenig später gesellte sich Elon zu Kain und Henoch und gestattete einem vorsichtigen Lamech, heranzukommen, wobei er jedoch auf Distanz bleiben musste. Lamech war gewarnt worden und wagte es nicht mehr, eine Szene zu machen. Kain rief Lamech zu sich und legte liebevoll seinen Arm um ihn, doch seine tränenfeuchten Augen konnten den falschen, genüsslichen Blick in Lamechs Augen nicht erkennen. Henoch hielt sein weißes Amulett fest und suchte entschlossen die Tiefe von Lamechs schwarzer Feder. Die schwarze Feder antwortete nicht, aus Angst, sich vor Kain zu offenbaren. Kain tröstete auch Henoch und Elon und fand es seltsam, dass sich keiner von beiden um Lamech kümmerte. Lamech drehte sich demonstrativ um und ging voller Trauer zur Höhle. Der arme Kain lief ihm sofort hinterher, um ihn zu stützen, und warf seinem Bruder und Elon einen vorwurfsvollen Blick zu.
Henoch war sehr beeindruckt von Elon. Er wusste, wie sehr er Kain liebte, obwohl er einst Zeuge des Mordes an seinem Bruder durch Kain gewesen war. Elon hatte eine Stärke und Einsicht gezeigt, die man niemals erwarten würde

eines Bären, und das rührte Henoch umso mehr. Er fragte sich, ob er all die Zeit das falsche Spiel Lamechs ohne die stützende Gegenwart Elons hätte ertragen können. Elon war immer die stille Kraft gewesen, die sich nur in entscheidenden Momenten wie diesem in den Vordergrund drängte. „Danke, Djibril“, dachte er. Elon reagierte zufällig im selben Moment. Henoch wunderte sich nicht darüber: „Nochmals vielen Dank, Djibril!“ Elon neigte seinen Kopf vor Henoch und Henoch neigte seinen Kopf vor Elon.

Djibrils Vermutung bestätigte sich einmal mehr: „Auch die Weisheit der Tiere ist für Henoch nicht zu gering, um daraus zu lernen.“

Am nächsten Tag sollte Loep neben dem Grab von Shira, Kleiner Abel und Graülv beigesetzt werden. An diesem Abend und in dieser Nacht hielten Henoch und Elon abwechselnd Wache neben dem toten Körper. Henoch stieg auf den höchsten Hügel und begann wie ein einsamer Wolf zu heulen, so wie er es von Loep gelernt hatte. Es dauerte nicht lange, bis Wölfe in der Umgebung die Nachricht weiterheulten, als ultimative Ehrerbietung an den Ältesten aller Wölfe.
Henoch konnte in dieser Nacht keinen Schlaf finden und begab sich erneut auf den höchsten Hügel. Die letzten Sonnenstrahlen ließen den Gipfel des Djebel Akhbar wie einen Smaragd glänzen

, wie er es noch nie zuvor gesehen hatte. „Abel war einmal dort“, schoss es ihm durch den Kopf. Es erinnerte ihn an Abels Geschichte, wie er Djibril auf dem Berg getroffen hatte. Ein aufgehender Vollmond verwandelte langsam den brennenden, purpurroten Schein der Sonne in eine heilende, sanfte Wundsalbe. Er tastete nach seiner weißen Feder. „Ich komme, Djibril“, sagte er. Seine Entscheidung stand fest. Er spürte nun, wie er seinen Vater retten und vielleicht sogar Lamech befreien konnte.

Der Herbst stand vor der Tür.

27. SETH

„Seth, lass die Äpfel in Ruhe!“, rief Adam sofort drohend mit einer Strafe, da er nicht mehr wusste, wie er es seinem Sohn sonst klar machen sollte.
Zur Erntezeit wurde es immer schwieriger, den jungen Teenager davon zu überzeugen, diese besonderen Äpfel nicht zu essen.
„Warum?“, fragte Seth jedes Jahr aufs Neue.
„Du musst uns vertrauen, mein Junge“, lautete ihre schmerzhafte Antwort, besonders schmerzhaft, weil sie selbst Gott nicht auf sein Wort vertraut hatten. Die Liebe seiner Eltern musste es für den jungen Seth richten, während selbst die intensivste Gegenwart Gottes sie zuvor nicht zum Zuhören gebracht hatte. Woher nahmen sie dann das Recht, auf ein Kind außerhalb Edens wütend zu sein? Die Erziehung ihrer Kinder wirkte wie ein Spiegel, der nicht viel Schönes zeigte. Adam und Eva waren oft hoffnungslos gefangen zwischen der Strenge gegenüber ihrem Kind und dem Flehen zu Gott um Gnade für denselben Fehler, den sie begangen hatten – als die privilegiertesten Menschen aller Zeiten, als Menschen, die gemeinsam mit Gott im Garten Eden wandeln durften.

Das Leben von Seth war das Gegenteil des früheren Lebens von Abel und Kain. Man konnte es als eintönig, ja sogar langweilig bezeichnen, aber man konnte es genauso gut als glücklich, heiter oder selig beschreiben. Ein wichtiger Unterschied war, dass Seth ein Einzelkind war, ohne auch nur ein Tier als Freund, und dass er sich von klein auf nur darauf konzentrieren konnte, seinen Eltern zu helfen. Adam und Eva hatten wiederum aus ihrem früheren Familienleben gelernt, sich mehr um Seth zu kümmern

sprechen. Vor allem Eva nahm sich diese Aufgabe zu Herzen. Es tat Adam gut, nicht als Einziger von den großen Fragen des Lebens überwältigt zu werden. Das hohe Alter von Adam und Eva hatte neben Nachteilen auch Vorteile. Sie wurden besonnener, weiser und nahmen sich mehr Zeit zum Zuhören. Seth bekam von klein auf mehr Verantwortung, was wiederum seinem Selbstwertgefühl zugutekam. Er übernahm ohne Murren Aufgaben, die die Alten selbst kaum noch bewältigen konnten. Zunächst half er seiner Mutter, indem sie gemeinsam täglich die Kalebasse im Fluss füllten, später tat er es oft allein, wenn es ihr zu schwer fiel. Auf dem Feld saß Adam oft am Rand und sah zu, wie Seth ohne Murren schuftete, während er selbst die Ziegen hütete.

Ihr ganzes Leben drehte sich um den Apfelbaum. Jedes Jahr wurde nach der Apfelernte ein Fest gefeiert. Bevor die Äpfel auf einem Scheiterhaufen mit ihrem süßen Duft das Allerheiligste weihrauchten, schlug Adam in einem Ritual mit seinem Stiefelabsatz auf den Boden, zum Gedenken an das blutgetränkte Feld. Beide Eltern wollten ihrer Mitverantwortung am Fall Kains gedenken. Sie hofften inständig, Kains Fluch gemeinsam mit ihm tragen zu können, doch kein einziges Mal wurde das Ritual durch das Erscheinen von Abels Blut beantwortet. Es verstärkte Adams Schuldgefühl Jahr für Jahr durch den Gedanken, dass Kain allein das tragen musste, was Adam als ungerecht erschien. Er hatte seinen Sohn nicht

gut erzogen, und das nagte jeden Tag aufs Neue an seinem Gemüt. Und Belial legte nur allzu gerne noch eins drauf, indem er jemandem zu Unrecht Schuldgefühle einredete. Der Mensch, der Gottes Liebe immer wieder als eine ferne Quelle wahrnimmt, oft sogar unbewusst, fühlt sich leichter und stärker unzulänglich als Belial, auf den dies nicht den geringsten Einfluss hat. Der Mensch wurde schließlich nach Gottes Ebenbild geschaffen, die Engel nicht. Die Zeit existierte nur für Menschen und Tiere außerhalb Edens, die sterben konnten, nicht aber für Engel. Für Gott existierte die Zeit und existierte sie doch nicht. Zwischen seinem Alpha und Omega gab es keinen Unterschied, dazwischen standen keine Buchstaben, oder zumindest keine, die die Menschen damals kannten. Die Zeit nach dem Sündenfall schien für den Menschen eher zu verlangsamen, als ob die Zeit selbst auf Wiedergutmachung wartete, bevor sie weitergehen wollte. Die Kontroverse, ob dies eine Gnade oder eine Strafe war, sollte jede Generation beschäftigen und war ein Kampf an sich in jedem Menschen, jeder für sich.
Im Grunde genommen war es der Kampf zwischen Spiegel und Glas. Wer mit seinem Verstand in den Spiegel schaut, sieht sich selbst nur als Abbild, mehr nicht. Die Zeit vergeht dort und hält es für sinnlos, sich zu verlangsamen. Wer hingegen mit seinem Herzen durch den Spiegel blickt, erkennt seine Verletzlichkeit und seine Fehler und wird demütig. Und gerade diese Demut ist es, die heilen kann, wodurch sich die

Geschwindigkeit der Zeit gnädig verlangsamt. Allein durch das Erleben des Gefühls der Unbedeutendheit und Nichtigkeit verlangsamt sich die Zeit, indem sie den Wert jeder Sekunde in ihrer Dauer vervielfacht, festhält und dem menschlichen Gedächtnis so die größtmögliche Chance bietet, sich lange daran zu erinnern.

Seth war inzwischen ein junger Mann geworden. Seine Stimme klang tiefer und sanfter. Er arbeitete gerne mit Adam auf dem Feld und unterhielt sich ebenso gerne mit seiner Mutter, wenn sie denn einmal sprach.

So sehr Belial Seth auch verführen wollte, es war nicht mehr möglich. Seths tiefgründige Gespräche mit seiner Mutter ließen Belials Einfluss schwinden, und Belial konnte die Beziehung zwischen Eva und Seth unmöglich über den unbeugsamen Adam negativ beeinflussen. Der Apfelbaum wurde mit ihrem Leben bewacht. Was Belial auch versuchte – mit Insekten, Krankheit, Dürre oder extremer Kälte –, sie hatten ihr Leben dafür eingesetzt. Belial gab einfach auf. Eines Tages würde Seth ohne seine Eltern auskommen müssen; bis dahin wartete er ab, und Belial hatte Geduld.

*

Es war wieder Apfelerntefest. Seth hatte alle Äpfel sorgfältig auf dem Scheiterhaufen gesammelt.
„Du siehst auf den Äpfeln oben eine feine Linie [5] und eine unten – dürfte man da nicht hineinbeißen?“ Der doch so schlaue Seth war überrascht, dass ihm das erst jetzt, nach so vielen Jahren, auffiel. Eva hatte schon lange darauf gewartet und sah Adam an. Dieser nickte, und Eva nahm Seth mit in die Höhle, während Adam das Feuer anzündete. Er blieb danach draußen wachen, bis alle Äpfel verbrannt waren.

„Hör gut zu, mein lieber Junge. Es waren einmal zwei Brüder …“ Sie erzählte stundenlang die ganze Geschichte der beiden Brüder. Es dauerte bis tief in die Nacht hinein.
Adam blieb draußen auf einem Felsbrocken am glimmenden Feuer des Scheiterhaufens sitzen. Einen Apfel hatte er unversehrt aufbewahrt. Adam würde mit Eva darüber sprechen. Auch Djibril war am Abend des Apfelerntefestes nie weit weg.
Eva schloss mit den Worten: „Und diese beiden Brüder sind deine Brüder.“ Seth sah sie mit den Augen des kleinen Jungen an, der auf einen Schlag und ohne gefragt worden zu sein erwachsen geworden war. Seine ganze Kindheit schien ihm plötzlich wie eine Scheinwelt oder eine Lüge. Er konnte den Unterschied nicht erkennen.

[5] Die Linien oben und unten verweisen auf den Biss in den zerbrochenen Apfel durch Adam und Eva im Garten Eden

„Ein Bruder, dieser Kain, der Mörder meines anderen Bruders Abel, lebt also noch?“ Er senkte niedergeschlagen den Kopf. Adam gesellte sich zu ihnen. Es wurde unheimlich still in der Höhle. Seth kämpfte gegen seine Tränen an.
„Ich verstehe euch wirklich nicht“, sagte er. Er lehnte sich sofort gegen seine Eltern auf. „Ihr seid der Grund dafür, was mein Bruder meinem anderen Bruder angetan hat?“ Er schien es gerade erst verstanden zu haben.
Eva nahm Adams Hand in ihre und sagte mutig: „Ja, wir sind Ursache und Wirkung.“
Mit unterdrückter Wut forderte Seth: „Ich will morgen bei Tagesanbruch die Höhle von Kain, meinem Bruder und Mörder,“ er schluchzte hörbar, „besuchen. Hätte ich doch nur einen Wolf als Freund bei mir.“ Er floh aus der Höhle hinaus in die Nacht. Instinktiv suchte er Trost am Fluss.
Adam und Eva verbrachten die Nacht schweigend weinend am glimmenden Feuer der Äpfel, die saurer waren als Zitrusfrüchte.
Vor allem Eva hatte es schwer. Auch ihr Reden war nicht mehr zu bremsen. „Ich habe dir, meinem lieben Mann, das in Eden angetan. Könnte ich es doch nur ungeschehen machen! Ich fürchte, Seth wird dasselbe widerfahren wie Kain.“ Adam versuchte, sie zu trösten. „Ich habe dich auch nicht aufgehalten. Ich habe den Apfel von dir angenommen, so wie du ihn von Belial angenommen hast. Ich wollte nicht

dir nachstehen. Ich trage genauso viel Verantwortung. Schlimmer noch, ich machte Jahwe selbst verantwortlich, indem ich behauptete, Er hätte dich nicht aus meiner Rippe erschaffen sollen. Das ist viel schlimmer als das, was du getan hast. Du hast deine Verantwortung von Anfang an übernommen. Ich tat es erst viel später, mit großem Schaden und Schande. Ich wurde augenblicklich zu Adam, aber du bliebst viel länger die Mannin.“ Ein größeres Kompliment konnte er Eva nicht machen, aber Eva war untröstlich.

Adam versuchte, einen Lichtblick zu schaffen, indem er den einzigen verbliebenen Apfel hervorholte. „Es kann kaum anders sein, als dass er seinen Bruder treffen will. Es wäre ein großes Geschenk für Kain, wenn er sehen würde, wie der beschädigte Apfel geheilt werden kann. Wir wissen, wovon wir sprechen. Oder vielleicht ist es besser, dass Seth zuerst Djibril auf dem Djebel Akhbar aufsucht, so wie es Abel tat“, sagte er und drückte Evas Hand, um seine Tränen zurückzuhalten. Eva küsste seine Hand und wischte sich damit die Augen trocken.

Aber schlafen konnten beide nicht.

Am frühen Morgen machte sich Adam auf die Suche nach Seth und fand ihn am Fluss. Adam weckte Seth, und ohne viele Worte zogen sie gemeinsam flussaufwärts bis in die Schlucht. Dort zeigte Adam Seth die Höhle Kains. Er gab ihm einen kleinen Beutel mit Proviant mit, den

Eva vorbereitet hatte. „Nimm dir Zeit, mein Sohn“, sagte er und küsste ihn auf die Stirn. Die schweren Lederriemen, die Kain einst angefertigt hatte, hingen noch immer dort.
Adam hatte die Höhle selbst nie besucht. Er wartete, bis Seth sicher in die Höhle eingetreten war, und stieg dann, von Erinnerungen überwältigt, den Fluss wieder hinab, um Eva Bericht zu erstatten. Eva war gerade dabei, den Kürbis zu füllen. Adam nahm ihr den vollen Kürbis ab, und sich gegenseitig stützend kletterten sie hinauf. „Das Einzige, was wir tun können“, keuchte Eva, „ist, auf Jahwe zu vertrauen.“

Eva war wieder die Frau. Das beruhigte den Mann.

28. STEINE SIND STEINE, WIE BRÜDER BRÜDER

Seth wurde von Emotionen überwältigt, als er die Höhle betrat, in der seine beiden Brüder früher oft Zeit miteinander verbracht hatten. Er durchsuchte die Höhle sorgfältig und versuchte sich so ein Bild von seinen Brüdern zu machen.
Welchen Anteil Abel an der Höhle des großen Bruders Kain gehabt haben könnte, konnte er nicht ausmachen. Er ging daher davon aus, dass alles dem bösen Bruder gehören würde. Es war schrecklich, sich bewusst zu machen, dass er einen Brudermörder hatte, der in dieser Höhle viel Zeit mit seinem Opfer und seinem jüngeren Bruder verbracht hatte. Sein Urteil über seinen ältesten Bruder war unerbittlich. Hatte er etwas von diesem ältesten Bruder oder ähnelte er eher dem jüngeren Opfer? Er hatte so viele Fragen und suchte nach Antworten. Was seine Mutter ihm erzählt hatte, reichte nicht aus. Er fühlte sich einsam. Er vermisste etwas, das er noch nie zuvor vermisst hatte. Die Geschichte von Eden, Jahwe, der Schlange, dem Verlust von Eden, Loep und nun den beiden Brüdern. Er brauchte einen Bruder statt eines Elternteils, der es ihm erzählte. Jemanden, der im selben Boot saß, nicht jemanden auf einem alten, leckenden Boot. Ein Reisebegleiter fehlte ihm. Sein Leben hatte sich bis dahin auf zwei Elternteile beschränkt, selbst ein Tier wie Loep war ihm vom Schicksal nicht

gewährt. Es war, als wäre er in einer neuen, doch kahlen Welt gelandet, mit so vielen unbekannten Facetten, dass ihm die alte Welt, die alles geboten hatte und perfekt erschienen war, plötzlich völlig unzureichend, ja sogar trügerisch erschien. Er fühlte sich zutiefst betrogen. Warum hatten sie ihm das nicht schon früher erzählt? Er war doch schon lange erwachsen? Oh ja, Seth war wütend.

Belial genoss das Schauspiel. Djibril war weit weg. Er hielt sich auf dem Gipfel des Djebel Akhbar auf. So weit weg schien es, und doch so nah.

Seth war innerlich etwas aufgewühlt und setzte sich, ohne es zu merken, auf Abels Stein. Er nahm den Proviantbeutel seiner Mutter und begann zu essen. Die vergangene Nacht mit wenig Schlaf machte sich bemerkbar, und wenig später schlief er erschöpft auf Abels Stein ein. Abel zitterte. Der Stein zitterte. „Wer bist du, Seth?“ Der Stein selbst kannte die Antwort, denn er erkannte in Seths Zittern ganz genau seinen Bruder Abel, der oft auf genau dieselbe Weise zu Gast bei seinem Nachbarn Kain gewesen war. So sehr der Stein ihre hohe Abstammung auch als gleichwertig empfand, so war ihm der Unterschied doch sofort klar. Der Stein schwieg einen Moment, er trug die Geschichte beider in sich und salbte und verband Seths Wunden mit spürbaren Schwingungen. Seth konnte in diesem

Augenblick seinem Bruder nicht näher kommen, so wie auch die entferntesten Steine untereinander ferne Brüder sind. Zittern und gezittert werden ist ihre Sprache und ihr Tasten.
Tragen ist ihr Sein. Das unaufhörliche Zittern von Seth ließ den Stein vibrieren, so wie die Steine auf dem Grab Abels noch immer nachvibrieren und ihre Geschichte von Stein zu Stein erzählen, wo auch immer auf der Erde ein Mensch Kontakt zu einem Menschen sucht. Was ein Stein weiß, wissen sie daher alle. Erschöpft legte Seth seine Wange auf den Stein und schloss die Augen. Mit leiser Stimme leistete der Stein Widerstand gegen den Aufstand von Seths Geist gegen seine Eltern, leitete aber gnädig Abels demütiges Gebet vor dem Tor von Eden, Wort für Wort, tief in Seths Gehörgang und Unterbewusstsein, sodass es sich anfühlte, als spräche Seth selbst die Worte Abels. „Ich bin es nicht wert, Eden zu betreten, Herr. Mein Bruder ist es mehr
.“ Die Worte wirkten wie die Liebkosung der Hand seiner Mutter auf seiner Wange, ihre Unterwürfigkeit und Gehorsamkeit fühlten sich an wie das Lächeln seines Vaters. Eine heilige Stille ließ seinen Geist erstarren, so wie auch die Steine auf Abels Grab für einen Moment ihr Zittern einstellten und der gesamte Kosmos von der unergründlichen Liebe Jahwes selbst erfüllt wurde. Daraufhin ließ der Stein in der Höhle, wie auf Befehl von oben, Seths Vision vollständig los,

wodurch das gesamte Bild verblasste. Er schlief. Endlich. Steine sind Steine, so wie Brüder Brüder sind.

Seth schlief durch, bis die Sonne über dem Djebel Akhbar unterging. Er erwachte. Der rötliche Schimmer um den Gipfel aus Schnee und Eis zog Seths ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er verließ seinen Felsen und setzte sich an den Rand der Höhle, unter ihm der tosende Fluss. Er verspürte keinen Zorn mehr. Er war noch zu schläfrig, um klar zu denken, und genoss den Anblick des mächtigen Gipfels des Djebel Akhbar. Abel hätte dort sein sollen, wie war das möglich? Langsam wachte er auf und begann, kleine Fetzen seines Traums aneinanderzureihen. Es fühlte sich immer weniger wie ein Traum an. Es fühlte sich an, als spräche sein Herz. Draußen wurde es stockfinster, doch in seinem Herzen leuchtete ein Licht.
Jedes Mal, wenn die Erde der Sonne den Rücken zukehrt und mit dem Pinsel der Nacht ihre Hemisphäre schwarz färbt, bietet das intuitive Auge unserem Geist einen Ausblick, der weiter ist als das Meer. Seths Pupille nahm den ganzen Raum seines Geistes ein und richtete seinen Blick nach innen. Er sah, dass es auch für seine Eltern nicht immer leicht mit ihm war. Wie sein Vater gezwungen war, Tag und Nacht auf der Lauer zu liegen, damit er nur nicht an die Äpfel des Apfelbaums herankäme. Wie oft hatte er seine Mutter

Er hatte die geduldigen Erklärungen einfach ignoriert. Er bewunderte die Stärke seiner Eltern, die trotz des unvorstellbaren Verlusts der Brüder weitergelebt hatten und einander sowie ihm gegenüber weiterhin freundlich geblieben waren. Er konnte nicht leugnen, dass er seine Eltern liebte und dass er jeden Tag spüren durfte, wie sehr sie ihn liebten.
Er verstand, wie seine Eltern den Verlust zweier Söhne jahrelang ertragen hatten, ohne ihn damit zu belasten. Sie hatten getan, was sie konnten. Er hatte so liebevolle Eltern, dass er einfach nicht begreifen konnte, dass sie die Ursache für das Unglück sein konnten, das über sie hereingebrochen war. Kain zu treffen, um auch seine Geschichte zu hören, war zu einer Notwendigkeit geworden. Dass Kain selbst auch sehr litt und dass er es immer gut gemeint hatte, ging aus der Erzählung seiner Mutter klar hervor, aber was war dann letztendlich zwischen den beiden Brüdern schiefgelaufen? Darauf konnte nur Kain eine Antwort geben. „Ich werde morgen Mutter um Rat fragen“, dachte Seth, stand auf, legte seinen Kopf erneut auf Abels Stein und schlief wieder ein.

Eva war an diesem Morgen früh zum Fluss hinabgestiegen, um alte Tierfelle einzuweichen. Ihre Gemütsverfassung war am Vortag schwer auf die Probe gestellt worden. So sehr sie Jahwe auch um Kraft bat, einen dritten Sohn zu verlieren, schien

ihr nicht mehr zu schaffen. Nie hatte sie sich so schwach gefühlt. Sie hatte Angst, wie sie noch nie zuvor Angst gehabt hatte.

Belial sah spöttisch zu. „Sieh mal, Djibril, ich muss nicht einmal etwas tun!“ Doch Djibril brauchte nicht zu antworten. Eva war ihm zuvorgekommen. Sie kniete am Ufer nieder und rief aus vollem Herzen: „Ich bringe Dir meine Schwäche dar, Herr, in
Vertrauen auf Dich.“

Seth war bereits in den Fluss hinabgestiegen und erschrak, als er ihren Ruf hörte, der gar nicht so weit entfernt war. In der nächsten Biegung sah er seine Mutter mit gesenktem Kopf knien. Er eilte zu ihr, umarmte sie zärtlich und
flüsterte: „Du bist nicht schwach, Mutter, ich bin viel schwächer. Vergib mir meinen Zorn.“
Eva dachte sofort: „Bist du immer so nah bei mir, Herr?“ Sie sah Seth in die Augen und sagte: „Vergib deinem Vater und mir, was wir angerichtet haben. Verstehst du jetzt, warum der Apfelbaum mit seinen Äpfeln so wichtig ist? Jedes Jahr zeigt uns Jahwe, dass Er uns Vergebung schenkt. Und jedes Jahr zeigen wir unsere Dankbarkeit für Seine Vergebung und Liebe, indem wir gerade nicht von den Äpfeln essen und sie Ihm zurückgeben, damit Er und nur Er darüber verfügen kann, um sie anderen Menschen zu geben.“

Seth stieß einen Schrei aus: „Oh nein! Ich habe einmal davon gegessen, als Vater kurz nicht aufgepasst hat ! Ich wusste, dass es nicht erlaubt war, und doch…“ Er war entsetzt. „Es tut mir leid, Mutter.“
Eva antwortete: „Sollte ich dir nicht vergeben, wie Jahwe uns vergibt, auch wenn das Unheil bereits geschehen ist?“
Seth wurde schlagartig erwachsen. Plötzlich begriff er, dass er – wenn auch in viel geringerem Maße – genau denselben Fehler begangen hatte wie sie. Er begriff, dass auch er immer wieder gegen seine Selbstliebe ankämpfen musste.
Es half, den Menschen, die einen lieben, einfach zu vertrauen und nicht immer alles besser wissen zu wollen. Er setzte die Lektion sofort in die Praxis um und fragte:
„Mutter, was meinst du: Ich würde Kain gerne treffen. Nur wenn ihr damit einverstanden seid …“ Er blickte auch sofort zu einem besorgten Adam, der sich zu ihnen gesetzt hatte.
Eva und Adam tauschten einen kurzen Blick aus. Adam antwortete: „Es überrascht mich nicht, dass du deinen Bruder gerne treffen würdest, und ich glaube, ich spreche auch für deine Mutter, wenn ich sage, dass wir das selbst auch sehr gerne hätten. Sag ihm, dass wir jeden Tag an ihn denken und dass wir ihn vermissen, und bitte ihn, uns zu vergeben.“ Adam suchte die Hand seiner Frau.

„Wo kann ich meinen Bruder finden?“ Seth begann sofort, Pläne zu schmieden. Eine rasche Abreise lag auf der Hand, da der Herbst sich dem Ende zuneigte.
„Ich habe wirklich keine Ahnung, wohin er gegangen ist oder wo er sich aufhält. Ich hoffe nur, dass es ihm gut geht“, sagte Adam.
Eva stand schnell auf und verschwand in der Höhle, um kurz darauf mit einem Päckchen wieder herauszukommen. „Das ist der erste und zugleich der letzte Apfel, den wir jemals aufbewahren werden. Dein Vater hat ihn beiseite gelegt.“ Sie schwieg einen Moment, denn sie glaubte nicht an Zufälle. „Ich habe dir schon erzählt, dass Abel einst mit dieser Verpackung vom Djebel Akhbar zurückkehrte. Darin befand sich der Apfel, aus dem später dieser Apfelbaum hervorging. Abel hatte dort Djibril, den Engel Jahwes, getroffen, der uns
diesen Apfel der Vergebung im Auftrag Jahwes schenken durfte. Suche Djibril, und du wirst Kain finden. Zweifle nicht.“
Seth nahm das Päckchen mit dem zarten Geschenkpapier ehrfürchtig entgegen und hielt den Apfel nun mit viel mehr Respekt in seiner Hand. „Wo kann ich Djibril finden? Und was soll ich mit diesem Geschenk tun?“, fragte er.
Adam ergänzte Eva. „Ich erinnere mich, wie Abel erzählte, dass er den Apfel auf dem ersten Plateau des Djebel Akhbar erhielt, an einem großen See, aus dem

ein mächtiger Wasserfall bis zum Fuß des Berges in einen noch

größeren See. Folge dem Fluss bis zum Wasserfall und versuche, über einen Weg nach oben den höher gelegenen See zu
zu gelangen."
Eva sagte leise: „Frag Djibril, ob es in Ordnung ist, dieses Geschenk an Kain zu geben. Djibril wird nichts zulassen, was Jahwe nicht erlaubt."
Seth war überglücklich über ihre Unterstützung und ihr Verständnis. Er beschloss, früh schlafen zu gehen. Adam und Eva würden seine Ausrüstung schon vorbereiten. Eva begann sofort, einen Vorrat an Keksen zu backen, Adam holte zusätzliches Wasser nach oben, und während der Nacht wachen sie sehr intensiv und unterhielten sich miteinander.
„Ich habe dich noch nie so viel reden hören wie heute", sagte Adam erstaunt zu Eva.
„Ich brauche schon lange keine Angst mehr vor dir zu haben. Du bist ein guter Mann und Vater für uns. Belial hat seinen Kampf gegen uns verloren. Wir müssen unseren Kindern jetzt so gut wir können helfen. Ich habe Kain viel Unrecht getan. Ich bin so glücklich, dass Seth unsere Botschaft überbringen will", sagte Eva. Nach einer kurzen Stille, während sie unergründlich ins Feuer blickte, sagte sie: „Wir können Jahwe nicht ergründen, aber es fühlt sich an, als sei Seth uns genau aus diesem Grund gegeben worden." Die violetten Flammen färbten ihre tiefen Falten mit dem Rot des Blutes eines Märtyrers, während ihre grauen Haarsträhnen

dunkelblau

wie das Meer. „Verzeih mir, wenn ich wieder in Schweigen verfalle, aber wisse, dass ich dich liebe. Ich war lange Zeit verzweifelt, aber ich konnte die Verzweiflung nur überwinden, indem ich meine Aufmerksamkeit ganz auf all die Liebe richtete, die Jahweh mir einst schenkte. Meine Spaziergänge im Garten Eden mit Jahweh waren ein einziger Spaziergang in höchster Liebe. Ich fand Kraft in dem, was wir verloren haben, aber auch in dir.“
Adam blickte überrascht auf. „In mir? Du, der mir immer wieder auf die Beine geholfen hat?“
„Dein Leiden war um ein Vielfaches größer als meines. Genauso wie das Leiden Kains größer war als das Leiden Abels.
Auch Abel litt, aber nicht in der dunklen Leere.“ „Ich verstehe dich nicht.“
„Glas und Spiegel. Wer in den Spiegel schauen kann und sein Gesicht nicht abwenden muss, weil das, was er sieht, wie Glas ist, ist mit seinem Herzen im Reinen. Abel konnte in den Spiegel schauen. Kain war fassungslos, als er hineinschaute, und das zu Recht. Doch Jahwe gab Kain ein äußerst kostbares Geschenk, ein Zeichen; sein Fluchtweg wurde versperrt. Das Zeichen ist ein Anfang der Heilung. Ich fürchte, dass unsere gesamte Nachkommenschaft mit einem Zeichen geboren wird. Zunächst unsichtbar, doch je mehr Belial die Oberhand gewinnt, desto sichtbarer wird dieses Zeichen in kleinen Schritten

sichtbarer.“

„Ich trug das Zeichen doch nicht, obwohl ich mindestens genauso schuldig bin wie Kain?“ Adam konnte ihrer Argumentation noch nicht ganz folgen.
„Vielleicht bin ich dein Zeichen und du bist mein Zeichen, mein lieber Schatz. Wie oft war ich nicht die ideale Frau für dich? Jedes Mal, wenn ich dich sehe, wird mir bewusst, dass ich mich mehr anstrengen muss. Vielleicht wird jeder Mensch ein Zeichen für seinen Mitmenschen sein oder werden. Wer weiß das schon? Im Garten Eden war ein Zeichen völlig überflüssig.“
„Ich verstehe dich. Jedes Mal, wenn ich dich sehe, denke ich an jene erste Nacht außerhalb von Eden. Ich kann sagen, dass ich nicht wusste, was mit mir geschah, welches seltsame Feuer mich so sehr ergriff, nachdem ich Jahwe verleugnet hatte. Ich bitte dich um Vergebung dafür. Und ich würde gerne Kain um Vergebung dafür bitten.“ Adams Stimme stockte.
Eva kam zu ihm und legte ihren Arm um seinen Hals. Sie sah ihn aus nächster Nähe an. „Es ist ganz richtig, dass wir, wir beide, dafür um Vergebung bitten müssen. Aber wir dürfen die Hoffnung auf Heilung nicht aufgeben. Warum sonst kehrte der Apfel in unsere Mitte zurück? Als ich gerade sagte, dass ich jedes Mal, wenn ich dich sehe, denke, ich müsse mich mehr anstrengen, dann ist das nicht ganz richtig. Etwas so Absolutes wie ‚jedes Mal oder immer‘ zu behaupten, tut der Liebe, die wir gekannt haben, Unrecht. So siehst du, dass auch ich Fehler

. Es kommt nur selten vor, dass ich es noch so empfinde, denn ich spüre deine Liebe und meine Liebe zu dir viel öfter spontan, als dass ich sie nicht spüre. Deshalb möchte ich dies klarstellen: Ich empfinde dich nur dann als Zeichen, wenn ich spüre, dass meine Liebe zu dir – und nicht deine Liebe zu mir – nachlässt. Und nur dann wirst du zu meinem Zeichen. Das Zeichen, das du trägst, trägst du dann für mich. Und ich trage mein Zeichen für dich. Das Deine ist mein und das Meine ist dein. Und so helfen wir einander, uns selbst zu korrigieren. Seit Eden läuft alles verkehrt herum."

De Mannin, Eva, verstand nun, warum es manchmal besser war, weniger zu sprechen. Sie war es auch nicht mehr gewohnt, während alles so viel komplizierter geworden war und es so schwer war, alles zu ordnen. Adam ergriff ihre Hand und konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten. „Dann werde ich es gerne für dich tragen, meine Liebe", sagte er und streichelte ihre linke Wange.

Eva weinte ebenso und flüsterte ihm ins Ohr: „Stört es dich, dass ich nach Seths Weggang wieder viel weniger , mein Liebster?"

„Du hast alles gesagt, meine Liebe."

*

Alle Seraphim im Allerheiligsten wichen abrupt dem Licht aus, das die Engel von unten nach oben brachten, während der Thronwagen vor

Freude bebte und die Kräfte und Mächte jubelten:
„Heilig, heilig, heilig."

Die Zeichen von Adam und Eva verloren in dieser Nacht für sie plötzlich jeden Sinn, denn sie waren füreinander wieder der Mann und die Frau aus Eden. Sie hielten einander an den Händen. Sie schliefen Geschlechts an Geschlechts und Jahwe
nannte sie „Uns". Sie spürten erneut, was das einst bedeutet hatte, wussten jedoch und akzeptierten demütig, dass es nur von kurzer Dauer war. Vor allem für den Mann Adam sollte diese Erinnerung am nächsten Tag von außerordentlicher Bedeutung sein.

*

Der nächste Morgen schien ihnen viel zu früh zu kommen. Seth hatte jedoch noch eine wichtige Frage, sowohl an seine Mutter als auch an seinen Vater, jeden für sich. Adam und Eva waren nicht überrascht. Adam ging, um den Kürbis im Fluss zu füllen, während Seth und Eva auf den beiden Steinen unter dem Apfelbaum Platz nahmen.
„Soll ich dir helfen, Mama?", fragte Seth, als er sah, wie mühsam sie sich bewegte.
„Es ist schon gut, mein Junge, setz dich nur, ich bleibe hier sitzen."
„Es fällt mir schwer, euch so zurückzulassen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das wirklich tun soll …"

Sie unterbrach ihn sehr entschieden: „Nein, du musst Kain suchen. Kain braucht den Apfel, so wie auch dein Vater und ich ihn gebraucht haben. Mach dir keine Sorgen um uns. Man wird sich gut um uns kümmern.“ Und sie deutete auf den Apfelbaum.
„Erzähl mir noch etwas über die Liebe, Mama, bevor ich gehe. Ich kenne niemanden, der liebevoller ist als du …“
Eva, die Mannin, sagte streng, als hätte sie erkannt, dass sie sich nicht klar genug ausgedrückt hatte: „Jahwe, mein lieber Sohn, Jahwe ist tausendmal liebevoller als jeder andere. Auch die nicht gefallenen Engel sind hundertmal liebevoller als wir. Wenn du mich bittest, dir von der Liebe zu erzählen, ist meine Geschichte zweideutig. So wie die Schlange uns aus Eden vertrieb, so spaltete sie auch die Liebe in zwei völlig unterschiedliche Begriffe: Die Liebe außerhalb von Eden wäre in nichts mehr mit der Liebe innerhalb von Eden zu vergleichen. Von welcher Liebe möchtest du denn, dass ich spreche?“
„Wart ihr damals im Garten Eden so anders als hier? Ich wäre schon froh, eurer Liebe von hier gleichzukommen. Was ist der Unterschied? Hätte ich von euch mehr Liebe bekommen können, als ihr mir bereits gegeben habt?“
„Denk an vor zwei Abenden zurück. Wie verzweifelt du warst, wie zu Recht du schockiert warst. Wie du mehr als zu Recht schmerzlich kritisch uns gegenüber warst. Du musstest, mehr als zu Recht, erst einmal durchatmen und deinem Kummer einen Platz

in der Höhle deines Bruders Kain einen Platz geben, während dein Vater und ich hier kein Auge zudrückten und erneut unter der Geschichte unserer beiden ältesten Söhne litten. Ich sage dir, mein lieber Sohn, das ist nicht Eden. Liebe und Schmerz passen im Eden nicht zusammen. Schmerz gibt es dort nicht. Schmerz hat dort keinen Nutzen, keine Bedeutung und nicht einmal ein Wort."

„Kann ich diese Liebe aus Eden noch zurückgewinnen?" Es war eine naheliegende Frage. Seth war voll und ganz bei ihrer Geschichte.

„Wenn Jahwe uns damals so sehr geliebt hat, kann es gar nicht anders sein, als dass Er jetzt mit uns leidet und dass Er versuchen wird, uns zu helfen. Aber so wie wir damals frei waren, zwischen Jahwe und der Schlange zu wählen, so muss auch die Heilung in Freiheit geschehen. Liebe verträgt keinen Zwang. Das Geschenk des geheilten Apfels, das wir erhielten, ist ein erster Schritt. Aber es muss etwas Größeres kommen, das mindestens von derselben Größenordnung sein muss wie die Schöpfung selbst. Ein völlig neuer Anfang.

Verstehst du, welche schreckliche Verwüstung dein Vater und ich angerichtet haben?"

Seth verstand es ein wenig und empfand großes Mitleid mit ihnen. Seine eigenen Probleme und Nöte erschienen ihm nun ziemlich nebensächlich. Er spürte sofort, dass er das Leiden seiner Mutter und seines Vaters lindern konnte, indem er Kain aufsuchte. Das gab ihm ein gutes

Gefühl.

„Danke, Mutter, für alles, was du mir beigebracht hast, und vergib mir, dass ich so wütend war. Ich freue mich darauf, meinen Bruder zu treffen."
Eva sah ihn mit den Augen der Mannin an, Augen, die keiner weiteren Worte bedurften. „Dein Vater kommt! Ich lasse euch kurz allein. Bis später", sagte Eva und streichelte sein üppiges Haar.
Adam leerte die Kalebasse zunächst am Fuße des Apfelbaums aus und setzte sich auf den Stein. Er atmete kurz von der Anstrengung aus und sprach: „Ich höre zu, mein Sohn." Seth hatte seine Frage parat, fand es aber schwer, sie zu stellen: „Was ist die Frau, Vater?"
Adam dachte nach. Er versuchte, die Frage zu durchschauen, sich in seinen Sohn hineinzuversetzen, und begann ganz behutsam, etwas zu erklären, das kaum zu erklären war.
Er versuchte, keineswegs besserwisserisch zu wirken, und sprach äußerst leise, liebevoll, zögernd, respektvoll, suchte aber gleichzeitig noch nach einer Antwort auf dieses Rätsel: „Weißt du denn, was ein Mann ist?" Er wartete nicht auf eine Antwort, um es Seth nicht schwer zu machen, und stellte sofort klar: „Du bist eine Frau, Seth, genauso wie du ein Mann bist." Seths Augen blickten wohlwollend und hungrig, und Adam fühlte sich befreit, weiterzusprechen: „Die Frau ist das, was der Mann ist, aber außerhalb von Eden nicht sieht. Der Mann ist das, was die Frau ist, aber

außerhalb von Eden nicht sieht. In Eden waren deine Mutter und ich zusammen eins. Jahwe schuf die Frau aus mir, nicht neben mir. Jahwe schuf sie aus meiner Rippe. Es war auch völlig unwichtig, ob sie aus meiner Rippe oder ich aus ihrer Rippe geschaffen worden wäre. Keiner von uns stellte sich selbst an die erste Stelle. Unsere Liebe zueinander war von Anfang an eins, und unser unterschiedliches Geschlecht spielte keinen Moment lang eine Rolle. Wir waren so eins, dass wir den Unterschied in unserem Geschlecht gar nicht bemerkten und uns keine einzige Frage stellen mussten, wozu das dienen sollte. Liebe, die eins ist, kann sich niemals in zwei Teile spalten, genauso wie man die Eigenschaften von Wasser oder Feuer nicht spalten kann. Die Flammen in einem Feuer sind eins mit dem Feuer, genauso wie die Tropfen eins mit dem Wasser sind. Wir mussten auch nicht über die Existenz von Kindern nachdenken, denn wir waren wie ein und dasselbe Kind Jahwes, und ein Kind denkt nicht daran, sich fortzupflanzen. Körperliche Lust war unwichtig, weil die geistige Lust an der Allgegenwart der Liebe alles übertraf.

Gott schuf deine Mutter und mich als eins, aber leider waren wir es, die daraus zwei machten. Wir waren Sein Ebenbild und genauso eins, wie Er es war. Nur das äußere Bild des Mannes und das der Frau unterschieden sich voneinander, nicht aber das Bild dessen, als wer wir beide persönlich nach Seinem vollkommenen Ebenbild geschaffen waren

. Es gab zwischen uns kein Mehr oder Weniger von irgendetwas. Wir machten einander nicht zu mehr, als wir jeder für sich waren, nein: Wir waren so geschaffen, es wurde uns gegeben. Schönheit und Liebe waren im Garten Eden genauso stark miteinander verbunden, wie wir, der Mann und die Mannin, es in unserer vollkommensten Form waren. Ich sah im Garten Eden nicht, wie viel schöner die Mannin war als ich. Darum ging es dort nicht. Belial sah das, wir nicht. Als wir Eden verlassen hatten, wurde ich in der ersten Nacht plötzlich von diesem großen Unterschied in der Schönheit überwältigt, von ihrer Pracht, die ich selbst nicht besaß und die ich kompensieren wollte, indem ich ihren Körper besaß, indem ich ihn mit Kraft beherrschte. Es geschah keine Liebe."

Adam suchte bewusst Seths Blick, damit Seth sich an seine Träne der Reue alle Tage seines Lebens erinnern würde, in der Hoffnung, dass er daraus lernen würde. Seths Blick ließ ihn wissen, dass er es sah, und er senkte ehrfürchtig den Blick. Adam konnte nun fortfahren: „Es scheint mir daher jetzt, außerhalb von Eden, dass der Mann, der sich außerhalb von Eden auch als Frau versteht, mehr über diese verlorene Einheit erzählen kann als jeder Mann, der sich nur als Mann versteht. Und vielleicht noch mehr der Mann, der außerhalb von Eden einen Mann lieben kann, so wie auch ein Mann eine Frau außerhalb von Eden lieben kann, mehr über die verlorene Einheit erzählen kann, die in Eden

herrschte

zwischen Mann und Frau herrschte. Dasselbe gilt für die Frau, die die Frau außerhalb von Eden liebt. Sie liefern außerhalb von Eden den Beweis für das Unbegreifliche dessen, wie es damals im göttlichen Eden war, so unfassbar diese Antwort für dich jetzt auch klingen mag. Es wird auch für unsere gesamte Nachkommenschaft ein Geheimnis bleiben und, schlimmer noch, es wird Anlass zu Gewalt und ungerechtfertigtem Hass gegenüber zwei Menschen geben, die sich lieben, egal welchen Geschlechts sie sind. Der Kampf außerhalb von Eden, den ich selbst mit meinem Geschlecht gegen das Geschlecht Evas führen musste, erforderte noch Jahre später oft so viel Mühe, um unsere Unterschiede zu überwinden.

Für den guten Engel ist Geschlecht oder Fortpflanzung nicht im Geringsten von Bedeutung. Warum sollte es auch innerhalb von Eden oder im Allerheiligsten notwendig sein? Nur für Belial war es wichtig, er wollte sich als Engel des Bösen fortpflanzen können, so wie es ein Mensch könnte. Belial ging uns in die Falle voraus, er forderte uns heraus und gewann. Und wir, der Mann und die Mannin, folgten ihm in diese Falle. Belial missbraucht nun unsere Fortpflanzung, die er selbst nicht besitzt, um sich im gefallenen Menschen außerhalb von Eden fortpflanzen zu können.

Als Gott mit uns im Garten Eden wandelte, diskutierten wir nicht mit ihm. Er zeigte und schenkte uns reine Liebe. Wir verspürten nicht das geringste Bedürfnis,

neben der Fülle

der Liebe noch Fragen zu stellen. Wir wurden im Garten Eden als Samen und Blume zugleich erschaffen. Als die Schlange zu uns sprach, dachten wir, dass wir mit unserer Denkfähigkeit selbst etwas zur Liebe beitragen könnten. Die Schlange ließ uns glauben, dass unser Denken unverzichtbar sei, um der Liebe zu dienen. Unser Verstand fragte sich plötzlich, ob die Blume schöner sei als der Samen der Blume. Von einem Moment auf den anderen spürten wir es auch nicht mehr und sahen noch weniger, wie stark sie einst verbunden waren: Samen und Blume bilden eine Einheit.
Das eine kann nicht, was das andere kann. Die Schönheit wurde plötzlich der Seele oder der Lebensquelle der Schönheit entrissen. Schau deine Mutter und mich an! Unsere Schönheit von einst ist kaum noch zu finden. Uns selbst diese Frage zu stellen, bedeutete sofort, die Liebe in Frage zu stellen und ihr Abbruch zu tun. Samen und Blume zeigen sich äußerlich unterschiedlich, tragen aber beide alle Eigenschaften des anderen in sich. Samen und Blume sind gleich und eins: Der Samen stirbt, um als Blume zu leben, und die Blume stirbt, um als neuer Samen zu leben. Nichts kann ihre ursprüngliche Verbundenheit zerbrechen, nicht einmal außerhalb von Eden. Bei uns verlief es anders, unsere Verbundenheit wurde zerbrochen. Damals kam es uns unerwartet vor, doch später verstanden wir, dass wir es selbst gesucht hatten. Nicht, dass die Fortpflanzung des Menschen

außerhalb von Eden schlecht ist, aber es wurde zu einer Herausforderung, sie in Liebe zu vollbringen. Unser Verstand stand uns plötzlich im Weg. Die einst so großzügige Liebe zwischen unserer Blüte und unserem Samen wurde zu einer schwierigen Aufgabe voller Zweifel, des Suchens und des Scheiterns, zu einem Unbehagen, das es zu überwinden galt. Was hat uns der Verstand nun gebracht? Die Blüte und der Samen der Pflanze leben sowohl in als auch außerhalb von Eden noch immer in höchster Liebe miteinander, während wir mit viel Auf und Ab unseren Weg zurück
zu dieser verlorenen Liebe."
Adam blickte Seth mit Tränen in den Augen an. „Kannst du dir vorstellen, dass dein ältester Bruder, Kain, das erste Kind der einzigen beiden Menschen aus Eden war …" Adam zeigte Seth, so tief beschämt er auch war, erneut seine Tränen und fuhr fort: „… dass dein ältester Bruder, Kain, durch den Geschlechtsverkehr der einzigen beiden Menschen aus Eden in jener allerersten Nacht außerhalb Edens entstanden ist, völlig verzweifelt und gänzlich losgelöst von der Liebe, die Jahwe war? Ich gab deiner Mutter in jener Nacht nichts, aber ich nahm ihr alles. Mit welch einer Last musste Kain danach sein Leben beginnen! Deine Mutter und vor allem ich selbst lernten erst lange danach, in Liebe sexuell miteinander umzugehen. Aber was wir Kain angetan haben…" Es wurde Adam zu viel. Er schluchzte es heraus. „Es tut mir leid, mein Sohn, aber du wärst besser

, wenn du aus einer Rippe, einem Arm oder einem Zeh der Frau oder des Mannes in Eden erschaffen worden wärst. Es tut uns sehr leid, dass ihr dieses Glück nie gekannt habt. Wärst du damals aus unserer Rippe geboren worden, wärst du jetzt ein Kind Jahwes und nicht unser. Du wärst genau wie wir ein Kind Jahwes und nicht unser, sondern neben uns, die nicht im Geringsten danach verlangten, innerhalb Edens nach einem Vater oder einer Mutter zu suchen. Dein Vater und deine Mutter hießen Jahweh. Doch ein Kind außerhalb von Eden kann das nicht mehr verstehen und sucht Geborgenheit und seinen Daseinsgrund anderswo. Was außerhalb von Eden entsteht, kann niemals das Maß dessen erreichen, was innerhalb von Eden entsteht. Gib daher dein Bestes außerhalb von Eden, und verleugne deine göttliche Herkunft nicht, verleugne die Liebe unter keinen Umständen: Wie viel du auch verloren hast, es gibt immer einen Weg zurück. Umfange jede Liebe, die dir auf deinem Weg begegnet
„kommt: von Frau, Mann, Tier, Pflanze, Insekt.“
Seth schwieg ehrfürchtig, nun da er die Bedeutung seiner Mission zu Kain voll und ganz begriff.
Adam ließ alles einen Moment auf sich wirken und wunderte sich darüber, dass seine Tränen bereits versiegt waren, als ob es ihm mit den Jahren weniger zusetzte. Er verstand nicht, wie das sein konnte, und fuhr verwirrt fort: „Seit Eden ist alles in unserem Denken auf den Kopf gestellt worden. Auch das Denken von Eva und

mir, aber nur wir können uns an den Unterschied erinnern, das Wissen in unserem Denken von damals und heute. Es ist das Geheimnis der

Schlange. Es ist die Sprache der Gabelung. Die Spaltung. Das Auseinanderreißen von links und rechts dessen, was gerade ist. Das Verdrehen. Das scheinbare Verdoppeln dessen, was von Anbeginn an als Eins geschaffen wurde und immer noch eins ist, aber mit dem Verstand nicht mehr als eins erklärt werden kann. Außerhalb Edens wurde der Verstand zur einzigen Quelle, um einander verstehen zu können. So wie ich jetzt kaum noch mit dir denken oder fühlen kann, wie es die Engel zur Zeit Edens mit uns konnten und taten. Unsere Gedanken und Gefühle waren wie ein einziges laut und klar gesprochenes Wort, das nicht ausgesprochen werden musste…… Ich könnte so weitermachen, es tut mir leid."

Adam verstummte. Alle Geräusche um ihn herum verstummten. Sein Tastsinn und sein Geruchssinn verstummten. Er hörte nur noch ferne Klänge aus Eden, unerkennbar, aber verbunden mit einer Erfahrung aus einem Garten, in dem er die Mannin mit Jahweh sprechen sah, während er eifrig mit einem wundersamen Insekt beschäftigt war, dem er mit tausendfacher Ehrfurcht einen Namen gab.

Seth verstummte und stellte zögernd seine Gegenfrage. „Es ist in der Tat schwer, Papa, sich das überhaupt vorzustellen, und noch schwerer, es zu verstehen, wenn man es nicht selbst erlebt hat." Er schüttelte verzweifelt den Kopf und stellte erst jetzt die Frage: „Angenommen … angenommen … ich bekäme Kinder und ihr seid nicht

mehr da, wie könnte ich dann das, was Mutter und du mir jetzt erzählt, weitergeben?

Wie schwer wird es dann wohl für meine Kinder sein, ihren Kindern zu erzählen, was ich schon nicht weitergeben kann. Ich, der ich zwar glauben konnte, was ich aus eurem Mund hörte, aber nichts davon selbst erlebt habe? Wie viele Probleme wird das wohl mit sich bringen? Kann ich dann nicht besser gar keine Kinder bekommen? Ist es nicht besser, wenn jetzt alles aufhört?“ Adam verstand sofort, woher diese allererste, vorsichtige Frage kam. Seth machte sich große Sorgen um die Zukunft und darum, was er tun sollte, wenn er eine Frau kennenlernen dürfte. Adam musste nicht lange über die Antwort nachdenken und sagte: „Mein lieber Sohn, hab Vertrauen! Schau dir diesen Baum an. Sieh, wie stark der Stamm im Laufe der Jahre geworden ist. Und er wird noch viel stärker werden! Richte deine ganze Aufmerksamkeit auf die nicht gefallenen Engel wie Djibril und Michael, die jetzt, ohne dass du es merkst, darum kämpfen, dass dein Herz über Belial triumphiert. Sie helfen uns durch dieses ganze Gewirr hindurch. Woher haben wir diesen Baum? Dschibril gab ihn Abel für uns im Auftrag Jahwes. Rufe die Engel nur in Einsamkeit, in Gefahr, in Trauer oder Dankbarkeit an, aber niemals aus Gier oder in Lüge, und danke ihnen bei jedem Glück oder sogar Unglück, das dir widerfährt. Unglück widerfährt dir manchmal, um dir etwas beizubringen. Das Unglück hätte ohne den Einfluss des guten Engels auch viel schlimmer sein können. Deine Mutter und

ich haben uns erst nach all unserem Unglück wieder dem Mann und der Mannin zugewandt. Wir brauchten offenbar dieses schreckliche Unglück mit unseren beiden ältesten Söhnen, um etwas vom Überleben außerhalb Edens zu verstehen, oder vielleicht gerade, um dir in diesem Moment etwas über das Leben außerhalb Edens in Gegenwart eines Belial, der immer auf der Lauer liegt, klarzumachen.“ Adam verlor sich in einer Argumentation, die Seths Verständnis weit überstieg, doch irgendwie beruhigte es Seth, und er spürte, wie sich der Himmel sichtbar aufhellte. Er stand auf und nahm seine Reisetasche. Es war Nachmittag.
Eva kam noch schnell herbei, mit dem Päckchen mit dem unversehrten Apfel, das so schön und sicher verpackt war, dass Seth nicht sofort wusste, wie er es sicher aufbewahren sollte. „Such Djibril und gib es Kain“, waren ihre letzten Worte, und sie küsste ihn auf die Stirn. Adam war sehr gerührt und sah seinem Sohn liebevoll in die Augen. „Grüß Kaïn von uns, sag ihm, dass er immer willkommen ist und dass wir ihn immer lieben, und bitte ihn, uns noch einmal zu vergeben, so wie wir ihm vergeben.“
Seth wandte schnell den Blick ab und ging.

Ihr dritter Sohn ging fort, und auch diesmal wussten sie nicht, ob sie ihn jemals wiedersehen würden.

Kein Mensch wünscht sich Schmerz. Und doch war dieser menschliche Schmerz in nichts zu vergleichen mit dem, wie Jahweh sich vom Mann und der Frau verabschieden musste, als sie Seine Stadt des Lichts und der Liebe verließen. So groß Seine Liebe zu den Menschen war, so unermesslich leer wurde Seine Stadt. So wie Gottes Liebe zu Seiner Stadt mit nichts zu vergleichen war, so litt Gott mit den Menschen, die nun Sein entstelltes Ebenbild aus Eden hinaustragen mussten. In Seiner Allmacht schuf Gott nicht nur Seine Ohnmacht, sondern auch Seinen Schmerz. Eines Tages würde der Beweis erbracht werden.
So wie Belial alle seine Anhänger mobilisierte, um den Menschen zu Fall zu bringen, so war das gesamte Allerheiligste sofort damit beschäftigt, das Licht zu dem Menschen in seinem Exil außerhalb Edens durchzustrahlen.

Der Schmetterling Seth war geschlüpft und mit der zweitwertvollsten Fracht, die ein Mensch je tragen konnte, davongeflogen. Adam und Eva hüteten die Hülle seiner Puppe wie eine kostbare Reliquie und dankten täglich Jahwe und den Engeln für ihre Fürsorge für Seth und Kain. Erst nun, da Seth fort war, wurde ihnen bewusst, welche Arbeit Seth jeden Tag für sie verrichtet hatte, doch das Glück ihrer Kinder stand an erster Stelle. Von da an machten sich Eva und Adam gemeinsam mit der Kalebasse auf den Weg zum Fluss, und auch das

brachte sie einander näher. Adam und Eva waren immer weniger

vom Mann und der Mannin aus dem unübertroffenen Eden entfernt. Belial gefiel das gar nicht und er war nicht beeindruckt. Er hatte bessere Trümpfe in der Hand.

29. DER ABSCHIED VON HENOCH

Kleine Loep wurde beerdigt. Ein Wolf heulte eine Botschaft, die viele Meilen weit in die trauernde Abendsonne hinaushallte. Henoch verstand die Botschaft nur teilweise, doch Elon begriff alles und war tief bewegt von der Anteilnahme der Nachkommen von Graülfur und Djizah. Nach der Zeremonie teilte Henoch seinem Vater Kaïn in Anwesenheit von Elon mit, dass er am nächsten Morgen zum Gipfel des Djebel Akhbar aufbrechen werde. Kain wusste nicht, was er davon halten sollte, aber er hatte gelernt zu schweigen und nicht zu urteilen, wenn jemand sagte, er wolle zum Gipfel des Djebel Akhbar gehen. Nun erfüllte es ihn mit Ehrfurcht und Respekt. „Pass gut auf Lamech auf“, bat Henoch seinen Vater. Kain zog sich für den Rest des Tages in die Höhle zurück und begann, Proviant zu backen, während sich hin und wieder eine Träne in den Teig mischte, so wie sein Vater früher so manche Träne in die Erde vergoss. Jahwe trug auch Kains Träne voller Dankbarkeit zum Apfelbaum bei der Höhle von Adam und Eva.
Der Abend vor Henochs Abreise brach herein. Er wollte seine letzte Nacht bei Elon verbringen. Henoch und Elon kannten sich inzwischen mindestens genauso gut wie Kain und Elon damals. „Darf ich heute Abend meine letzte Nacht bei

bei dir verbringen, zwischen deinen Pfoten, mein alter Freund?“ Elon öffnete sofort seine Vorderpfoten. Für Henoch fühlte es sich an, als käme er nach einer langen Reise wieder nach Hause. Henoch wurde schon lange von etwas getrieben, das kein Mensch jemals wieder erleben würde. Er brauchte keine Zukunft, er wusste nur, dass das, was er in der Gegenwart erlebte, wahr war. Er kannte den Anfang einer Sprache, die nach ihm kein Mensch mehr kennen würde. Am letzten Abend dachte er an Elon, während er dessen Pfoten enger um sich schlang: „Ich werde dich vermissen, Elon, und ich bitte dich, vor allem Lamech zu
zu helfen.“ Elon schlang seine Vorderpfoten etwas fester um seinen Hals. Henoch sprach in Gedanken weiter mit Elon: „Du sprichst nicht mit Worten, aber ich kann deine Gedanken lesen. Du bist oft einsam, genau wie ich. Ich lese in deinen Gedanken, dass auch du meine Gedanken lesen kannst.“ Elon hatte endlich einen Reisebegleiter gefunden. Henoch las in seinen Gedanken, dass Elon ihm eine gute Nacht wünschte und dass er sich während seiner Abwesenheit gut um Lamech kümmern würde. Auch er wünschte Elon eine gute Nacht.

Die Nacht war jedoch nicht nur gnädig. Kain lag die ganze Zeit grübelnd da, und Lamech rang in Träumen mit sich selbst, in denen Shira ihm immer wieder erschien und Tränen vergoss, gegen die die schwarze Feder machtlos war. Für einen gewöhnlichen Menschen

war das Erwachen aus einem solchen

Ein Traum ist ein Segen, doch für Lamech bedeutete er am Morgen einen Albtraum. An solchen Morgen flüchtete er früh in die Höhle am Fuße des Berges, wo er einst „Djibril“ begegnet war. Die schwarze Feder wollte der weißen Feder in einem solchen Moment der Schwäche lieber nicht begegnen.

*

Am selben Morgen sammelte Henoch all seine Habseligkeiten zusammen und ging, um sich von seinem Vater zu verabschieden. Kain wartete ein Stück weiter entfernt. Mit gepackten Sachen kam Henoch bei Kain an, stellte alles auf den Boden und kniete vor ihm nieder: „Erzähl mir noch etwas über die Liebe, Vater.“ Die Frage mag für einen Außenstehenden, der Henochs makelloses Inneres nicht kennt, vielleicht verständlich erscheinen, doch für das Allerheiligste war sie das keineswegs.

Auch Kain war von der Frage überrascht; er strich Henoch kurz freundlich über den Kopf, setzte sich auf einen Felsbrocken und dachte lange nach. Henoch hatte Zeit. Es wurde still, aber das machte nichts. Henoch empfand dies an sich schon als einen wichtigen Moment: gemeinsam über die Liebe nachdenken, sich auf eine gemeinsame Wellenlänge einstellen und sich gegenseitig ausloten, um sich danach besser verstehen zu können. Mit zögernder Stimme suchte Kain nach der Antwort. Er hatte sich nie wirklich gut mit Worten ausgedrückt, er war immer ein Macher gewesen. Abel

war viel besser mit Sprache. „Mit Scham muss ich gestehen, dass ich, der ich einst meinen Bruder tötete, den

den Hass vielleicht besser kenne als die Liebe. Wer den Hass so kennt wie ich, hat kaum das Recht, noch von Liebe zu sprechen. Warum also diese Frage an mich?“ Henoch ergriff seine Hand und wartete geduldig. Kain suchte unruhig weiter, doch die Hand kam ihm tatsächlich zu Hilfe: „Andererseits weiß ich vielleicht doch, wie wichtig die Liebe ist. Könnte Abel dir doch jetzt antworten! Frag mich also lieber: Was dachte Abel über die Liebe? Oder deine Großmutter und dein Großvater? Sie kannten nichts anderes als die Liebe in Eden. Abel erzählte mir von dem Bild aus Glas und Spiegel. Es war auch Mutter, die mir den Spiegel vorhielt, nachdem ich Abel getötet hatte. Jahwe zeigte mir damals, was ich zuvor mit meinem Herzen nicht konnte
sehen.“ Kain seufzte und fuhr fort. „Abel lernte die Liebe als Kind, aber ich lernte sie erst nach unermesslichem Leid und Schande. Bevor ich dir weiter von Glas und Spiegel erzähle, frag mich vielleicht zuerst, was Mut ist.“ Und wieder dauerte es eine Weile, aber die Hand half. Kain fuhr fort. „Mut ist nicht das Töten eines Bären in einem heldenhaften Kampf, sondern der Kampf mit sich selbst, um nicht vor dem Glas des Spiegels zu fliehen.“ Kain sah das Bild wieder klarer vor sich und zögerte nicht länger. Die Hand ließ ihn nun frei. „Frag mich danach, was Augen sind, und ich werde dir sagen, dass unsere Augen oft nicht sehen, weil sie zu wenig blind sind. Nur blinde Augen blicken hinter die

Augen, nach innen. Nur blinde Augen machen aus dem Spiegelglas etwas, das tief in dein Herz blickt. Ich musste blind werden, bevor ich sah.“ Er unterbrach seine Rede kurz, schüttelte den Kopf und fuhr hastig fort, um den Faden nicht zu verlieren: „Frag mich erst jetzt, was Liebe ist.“ Kain wagte es nicht mehr, Henoch in die Augen zu schauen, weil er sich unwürdig fühlte, darauf
: „Wenn deine blinden Augen dir deine eigenen tausend Unzulänglichkeiten in der Liebe zu deinem Nächsten zeigen, öffnet sich dein Herz für deinen Nächsten. Das blinde Auge wird vom Herzen des Menschen gesteuert. Ich habe einst Eden gesehen. Aber ich war blind. Vor Eden war ich ein Findelkind, das ausrief: ‚Ich habe keine Eltern‘, als hätte ich mich selbst erschaffen. So wie ich auch rief: ‚Gott existiert nicht‘, als hätte ich die Liebe in mir selbst erschaffen. Ich hatte meine Eltern oder die Liebe zum anderen einfach noch nicht gefunden. Die Liebe von Mensch zu Mensch bezieht ihre Kraft aus der „Gottes Liebe zum Menschen.“ Kain machte erneut nur eine kurze Pause. „Und stell mir nun endlich die entscheidende Frage zur Liebe: Woher bezieht die Liebe außerhalb von Eden ihre Kraft
?“ Kain begann zu weinen, die Hand griff kurz ein, ließ aber ebenso schnell wieder los. „Gott hat die Freiheit des Menschen bewahrt, indem er uns den Schmerz nicht genommen hat und mit uns leidet, weil Er immer

„Wir“ ist.“ Henoch blickte angenehm überrascht auf, als Kain das Wort „Wir“ fallen ließ. Kain schien nicht mehr aufzuhören. „Die andere Wahl wäre gewesen, uns als Sklaven Belials auszuliefern, so wie ich einst Belials erster und gehorsamster Sklave war und meinen Bruder tötete. Ich habe viel Schmerz und Trauer erlitten, und nur dadurch konnte ich mich erholen. Mit blinden Augen die eigene Liebe zu sehen, tut unermesslich weh. Denn jeder Fluchtweg wird abgeschnitten und verursacht einen unstillbaren Schmerz, der nach Heilung sucht. Der Schmerz aus dem blinden Auge ist dank Unserer Liebe und Unserem Leiden der ultimative Botschafter der Liebe und der Heiler der Liebe aus der Selbstliebe. Liebe ist, wenn der Mensch den Schmerz des Mitmenschen fühlt und
teilt, und das kann er nur aus tiefstem Herzen aus eigener Erfahrung mit Schmerz heraus spüren. Schmerz ist wie das Schaf im Wolfspelz, das wir zu umsorgen und zu trösten lernen müssen. Abel litt unermesslichen Schmerz beim Anblick meines Irrens und dessen, was ich meinen Eltern antat. Das verlieh ihm die Kraft, den Djebel Akhbar zu besteigen. Ich hingegen empfand nicht den geringsten Schmerz um sie. Der Schmerz des Körpers ist gnädig, denn er schützt uns oft vor Verbrennungen oder Verletzungen und ist manchmal so gnädig, dass er bei unermesslichen körperlichen Schmerzen den Geist völlig betäuben kann. Der Schmerz des Herzens hingegen scheint unbarmherzig. Seine Gnade besteht darin, unsere

kleinste

Ungerechtigkeit überhaupt nicht zu betäuben und so den Geist in seiner Suche nach Heilung in der wahren Liebe zu schärfen.“
Henoch hatte regungslos zugehört, als hörte er Echos aus einer nicht allzu fernen Vergangenheit.
Kain seufzte tief, denn durch das Wiedererleben des damaligen Schmerzes spürte er erneut, wie sehr er Abel geliebt hatte. Er fuhr fort: „Nur der Schmerz verwandelt Selbstliebe in Liebe. Der Todeskampf der Selbstliebe dauert manchmal lange. Ihr allerletzter Atemzug widersetzt sich unheimlich hartnäckig ihrem Sterben, und noch heftiger zuckt ihr krampfender Körper, um doch noch einen vollen Atemzug länger die Liebe nachzuahmen, um das blinde, allsehende Auge zu täuschen. Aber der Schmerz, nur der Schmerz, ist imstande, bis ins Herz des Menschen vorzudringen, das Herz, das sich durch nichts täuschen lässt und so das endgültige Schicksal der Selbstliebe besiegelt. Der Schmerz ist, im Gegensatz zur Freude, als Einziger in der Lage, die
Selbstliebe zu entlarven.“ Kain starrte mit leeren Augen ins Nichts. Alle Hände ließen ihn los. Er hatte die Maske des aufgerissenen Apfels jahrelang auf seiner Wange getragen, und erst durch das Erleben von Schmerz und Reue über seine Taten verschwand das äußere Zeichen des aufgerissenen Apfels. Doch das innere Zeichen, die Erinnerung an das Mal, bewahrte er sorgfältig

wie ein wertvolles Leuchtfeuer, das ihm in schwierigen und prüfungsreichen Zeiten weiterhin den Weg zu seinem Herzen wies. „Wie kann ich dann blind sehen?“, fragte Henoch vorsichtig und leise.
Kain schloss instinktiv die Augen und öffnete sie nicht. „Wir werden alle mit blinden Augen geboren. Suche und finde also das Kind in dir selbst. Erinnerst du dich an deine Tränen über den Tod des kleinen Abel, als du ihm die weiße Feder von Dschibril
„Was hast du damit bewirkt?“ Er öffnete seine Augen immer noch nicht. „Du hast getan, was du nicht wusstest, dass du tust. Das war reinste Liebe. Wenn wir erwachsen werden, werden wir immer weniger kindlich, immer weniger blind und …“ Er hielt kurz inne, denn er war sich seiner Worte nicht sicher. Er wusste nicht, ob er das demjenigen, mit dem er sprach, überhaupt erklären sollte. Er öffnete die Augen und sagte: „… und wir glauben, alles selbst besser sehen zu können, wobei wir jeden Schmerz immer früher zu vermeiden oder zu leugnen versuchen, mit vielen Trugschlüssen. Es erfordert so viel Mut, aus dem Spiegel Glas zu machen. Aber Gott gab uns als Erwachsenen ein Hilfsmittel. Der Einbruch der Nacht bietet oft jene rettenden Momente, die uns unsere Fesseln sprengen lassen, die uns aus unserer Asche auferstehen lassen können.“ Kains weit aufgerissene Augen suchten bewusst die Augen Henochs, und er entschied flüsternd: „Du hast deinen Namen von Genog, ‚kein Auge‘. Jahwe schenkte mir eine Frau, die

‚kein Auge' nur als ‚he noch' aussprechen konnte. Du bist dieses Namens mehr als würdig. Bleibe das Kind und schätze die Nacht, mein lieber Sohn. Die Nacht macht uns sehend
gnädig blind." Henoch erwiderte den Blick seines Vaters mit den Augen eines „kein Auge". Die Zeit vergaß augenblicklich, die Sekunden zu zählen. Es war, als sähe der Vater durch das Glas hindurch zum ersten Mal in den Augen seines Sohnes dessen Liebe zu ihm. Und umgekehrt, als sähe auch Henoch in den Augen seines Vaters dessen Liebe zu ihm.
Sohn und Vater. Mit weit aufgerissenen Pupillen blickten sie einander kristallklar tief in die Augen. Die Zeit nahm sich alle Zeit, während das Allerheiligste atemlos von ihrem gegenseitigen Liebesbund zeugte und regungslos zusah. Kain sah plötzlich das Kind Henoch vor sich, das so strahlte, wie er es nur von Engeln vermutet hatte. Nie hatte Kain das Privileg gehabt, Dschibril leibhaftig zu begegnen, doch unverkennbar sah er nun Dschibril. Er dankte ihm für alles, was er seinem Sohn bereits gegeben hatte, und für das, was er ihm noch geben würde. Gleichzeitig ließ Dschibril Henoch los, damit Henoch seinen Vater wie einen Sohn umarmen konnte. Leidenschaftlich und überrascht flüsterte Kain leise in Henochs Ohr: „Warum fragst du mich nach der Liebe, die du schon länger und viel besser kennst und schon so viel länger selbst
bist?" Während Kain die Frage stellte, verstand er plötzlich

die

Antwort: Nicht er war es, der Henoch etwas lehrte oder zeigte, sondern Henoch war es, der Kain diese Einsichten zum Abschied mit Worten aus dem Mund seines Vaters mitgeben wollte.
Henoch freute sich, dass sein Vater ihn durchschaut hatte, und flüsterte bescheiden: „Bewahre meine weiße Feder gut auf,
Vater. Trage es immer bei dir, jeden Tag, Tag und Nacht, aber trage es unauffällig. Der Tag wird kommen, an dem dir alles klar wird. Grüß Lamech von mir. Es wird ihm gut gehen. Hab Vertrauen."
„Ich verspreche es dir", flüsterte Kain seinem Sohn leise zu, woraufhin Henoch das weiße Amulett um seinen Hals hängte und es sofort hinter Kains Pelz vor Lamechs Blicken versteckte. Kain lächelte vor Glück darüber, was sein Sohn im Grunde war und immer gewesen war, und vor Trauer über den Abschied. Henoch lächelte schüchtern zurück, nahm seine Reisetasche, drehte sich um und machte sich auf den Weg zum Djebel Akhbar.
„Grüß Djibril von mir!", rief Kain ihm nach. Henoch drehte sich ein letztes Mal um, hob die Hand und summte leise vor sich hin das Lied des Berges.
Kain blieb zurück und spürte zum ersten Mal, wie Tränen einen Menschen auch zutiefst glücklich machen konnten.

Ganz weit weg beugte sich im selben Moment eine Mutter mit Hilfe ihres Mannes über einen Stein im Fluss und streichelte ihn zärtlich, ohne ihn zu bewegen. Djibril sah ungerührt zu und sah, dass es gut war.

30. DAS HOHLIED DES BERGS

Seth, gestärkt durch seine Vision in der Höhle Kains und die Gespräche mit seinen Eltern, machte sich auf den Weg zum Berg. Es erschien ihm logisch, dem Fluss in Richtung Djebel Akhbar zu folgen und bei jeder Verzweigung diese Richtung beizubehalten. So würde er unten am Berg, der in die Ferne blickt, auf den großen Wasserfall stoßen. Djibril sah ihn von oben kommen, Belial von unten. Der Fluss führte ihn zur Westseite des Berges.

Seth begegnete einem Wolf. Einem schwarzen Wolf. Seth hatte nicht einmal ein Messer dabei, aber er hatte keine Angst. Er kannte dieses Tier auch nicht. Das wirkte jedenfalls entwaffnend auf den Wolf, der schnell verschwand. Nicht viel später hörte er ein langgezogenes Heulen, aber er schenkte dem keine Beachtung. Alles, was essbar war, sammelte er in seiner Tasche oder aß es sofort, damit er seine Rationen sparen konnte.

Am nächsten Morgen teilte sich der Fluss erneut, doch diesmal war die Entscheidung nicht einfach. Ein Arm verlief westlich direkt neben dem Djebel Akhbar, der andere östlich, dicht am Djebel Akhbar entlang. Seth beschloss, kurz Rast zu machen und ein paar Beeren zu essen. Die Kekse seiner Mutter behielt er als Notvorrat. Er erinnerte sich daran, wie seine Mutter ihm erzählt hatte, dass die Brüder sich östlich

Weg nach Eden suchten. Aber das war, nachdem Abel Eden im Osten gesehen hatte. Er hörte auf sein erstes Gefühl und entschied sich erneut für den westlichen Weg. Die Landschaft war bezaubernd. Es schien, als lebten die Tiere dort so, wie sie in Eden lebten. Seth sah Hirsche mit ihren Jungtieren am Wasser trinken und konnte einfach nicht verstehen, wie Kain früher jemals dazu gekommen war, solche Tiere zu töten. Ein Bär kam herangelaufen, doch das Tier geriet in Panik und floh sofort. Aus der Ferne wandten sich alle Tiere blitzschnell ab. Er hätte sie gerne kennengelernt. Seth verstand es nicht. Er konnte auch nicht wissen, dass er Kain wie aus dem Gesicht geschnitten war. Gut gelaunt zog er weiter.

Zwei Tage später verzweigte sich der Fluss erneut. Nun fiel ihm die Entscheidung leichter, und er watete durch den Fluss, um dem nordöstlichen Ufer weiter zu folgen. Ein Säbelzahnkatze erschrak vor ihm und machte sich sofort aus dem Staub. Ohne dass Seth es richtig bemerkte, lief er bereits über einen Ausläufer des Djebel Akhbar. Es ging allmählich bergauf. Der Fluss wurde wilder, bis er nach einer Biegung plötzlich an einen riesigen Wasserfall gelangte. Es war ein atemberaubender Anblick.

Aus Hunderten von Metern Höhe stürzte das Wasser hinab und zersprang in einem Strudel aus tanzenden Schaumflocken in dem See, den er suchte.

Er beschloss, nicht weiterzuziehen und die Nacht dort zu verbringen. So kalt das Wasser auch war, er sehnte sich nach einem erfrischenden Bad. Vor lauter Freude schrie er laut auf. Er entfachte ein Feuer, kochte Tee aus Minze und wildem Fenchel und aß erst jetzt den ersten Keks, den seine Mutter ihm mitgegeben hatte. Doch der Keks fiel ihm fast aus dem Mund, als er sah, wie die untergehende Herbstsonne den Wasserfall in einen Strom aus flüssigem Gold verwandelte, der sich eilig in den See ergießte, um sich dort abzukühlen.
Schaumflocken wurden zu goldenen Perlen, die auf den Wellen des Wassers einen Reigen tanzten.
Der Anblick versetzte Seth in Trance. Er wäre am liebsten zurück ins See gesprungen, um den goldenen Perlen auf ihrem Weg zu folgen. Die untergehende Sonne ließ ihn sanft wieder auf die Erde zurückkehren. Der Abend brach nicht herein, sondern bot sich langsam dar. Seth war beeindruckt von so viel Reichtum um ihn herum. Sein Feuer erlosch allmählich, er legte sich schlafen und drehte sich wenig später noch einmal um und erschrak sich zu Tode: Keine zwei Meter von ihm entfernt saß ein grauer Wolf und beobachtete ihn aufmerksam. Die Ohren gespitzt, ganz und gar nicht bedrohlich. Wenig später hörte er in der Ferne jemanden ein Lied singen, das immer lauter klang.

Von einem Berg aus kann
man weit sehen, auf einem

Berg wirkt man groß.

In einem Berg kann man
schlafen, aber ein Berg
wird man nicht.
Ein Regentropfen stürzt herab,
ohne zu wissen, wo, wann oder wie er
auf das Meer trifft, das Meer wird.
Ein Berg kennt die Leidenschaft des
Regentropfens, zum Meer zu werden
.

Der singende junge Mann verstummte, als er direkt hinter dem Wolf stand, der zu ihm zu gehören schien. Er sah Seth an, und sein Erstaunen war noch größer als das von Seth. „Du siehst meinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten aus, als er noch viel jünger war! Ich könnte schwören, dass du mein Vater hättest sein können … aber …“ Seth sprang auf und begann zu begreifen: „Heißt dein Vater etwa Kain?“ Seth schürte sofort das Feuer, um besser sehen zu können, und schüttelte den Kopf, erkannte aber selbst auch Züge des Fremden. „Bist du sein Sohn?“, drängte Seth.
Beide brauchten nur eine Sekunde, um sich lachend in die Arme zu fallen.
„Wie ist es möglich, dass wir uns hier begegnen?“, fragte Seth.

„Nun, das war nicht schwer, kleiner Bruder. Stört es dich, dass ich dich ‚kleiner Bruder' nenne, auch wenn du nicht wirklich mein Bruder bist? Wir stammen vom selben Stammbaum und sind, wie es mir scheint, ungefähr gleich alt."
„Kein Problem, kleiner Bruder, aber es wäre auch schön, deinen richtigen Namen zu erfahren. Ich bin Seth, Sohn von Adam und Eva." Seth war überglücklich, weil er plötzlich Familie bekommen hatte.
„Freut mich, ich bin Henoch, Sohn von Kain und Shira." Sie fielen sich nur allzu gerne noch einmal in die Arme.
„Ich möchte dir erzählen, wie wir uns kennengelernt haben, aber zuerst muss ich dir meinen besten Freund Gerülv vorstellen. Ich bin ihm unterwegs begegnet und wir haben uns auf Anhieb gut verstanden." Der junge graue Wolf reagierte sofort auf seinen Namen und verbeugte sich auf seinen Vorderpfoten.
„Freut mich, Gerülv, endlich sehe ich einen Wolf aus der Nähe und kann mir vorstellen, warum Abel Loep so sehr mochte." Gerülv reagierte unruhig auf den Namen Loep und Henoch beruhigte ihn in Wolfssprache: „Ganz ruhig. Seth meinte nicht den Loep, den du gekannt hast, sondern den alten Loep von Abel und auch von Kain." Seth war sehr überrascht von der Wolfssprache und zugleich auch ein bisschen neidisch. Er setzte sich zu ihm und sagte: „Davon habe ich immer geträumt: einen Wolf als Freund zu haben, wie Abel

hatte und ihre Sprache zu sprechen. Aber was wolltest du mir gerade klarmachen?“
„Du musst auf dieser Reise einen Wolf gesehen haben, einen schwarzen Wolf? Erinnerst du dich noch daran? Es kann nichts anderes gewesen sein…“, fragte Henoch.
„Oh ja, schon am zweiten Tag. Er sah sehr freundlich aus…“, erinnerte sich Seth noch gut.
„An jenem Abend wurde deine Ankunft lautstark bis in das gesamte Revier der schwarzen Wölfe hinausgeheult, denn die Begegnung mit einem Menschen ist für einen Wolf eine unglaubliche und wichtige Neuigkeit. Die Reviere der grauen und der schwarzen Wölfe grenzen aneinander. Deshalb warnten die grauen Wölfe, für die ein Mensch etwas ganz Alltägliches ist, Kain sofort. Mein Vater schickte sie hinter mir her, all die Tage, die ich bereits auf dem Weg zum Djebel Akhbar war.
Bis zur Grenze zu den Schwarzwölfen begleiteten sie mich, um danach nur noch mit Gerülv weiter nach dir zu suchen. Es war für Gerülv nicht schwer, deine Spur mit dem Wind aufzunehmen.“ Henoch streichelte ihm noch einmal dankbar über den Kopf.
„Danke, Gerülv“, sagte Seth und folgte vorsichtig Henochs Beispiel. Und Henoch fuhr fort: „Sei dir sicher, dass uns jetzt Schwarzwölfe beobachten, aber hab keine Angst, sie werden uns nichts tun.“

„Warum nicht? Wir können doch nicht gegen ein ganzes Rudel ankommen?“, fragte Seth, der sich nicht so recht sicher war. „Vergiss nicht“, sagte Henoch und sah plötzlich todernst aus, „vergiss nicht, dass wir direkte Verwandte von ‚Dem, der Menschen tötet‘ sind, dem Träger des Zeichens. Und wir sehen Vater auch sehr ähnlich, oder Bruder, wenn du so willst.“
Seth nickte: „Jetzt verstehe ich, warum sich diese Säbelzahnkatze vor zwei Tagen so schnell aus dem Staub gemacht hat.“ Es machte Seth traurig: „Mein Bruder Kain muss darunter sehr gelitten haben.“ Henoch verstand das nicht ganz. Meinte Seth das Tragen seines Zeichens oder die Tatsache, dass Tiere plötzlich Angst vor Kain bekamen?
Henoch versuchte, es ein wenig zu erklären: „Ich weiß, dass mein Vater deinen Bruder Abel getötet hat, und darunter leidet er noch jeden Tag. Dennoch ist er der beste Vater, den man sich wünschen kann. Wir haben uns noch unglaublich viel zu erzählen, kleiner Bruder. Ich bin furchtbar neugierig darauf, mehr über meine Großeltern zu erfahren.“
„Morgen haben wir noch den ganzen Tag Zeit, kleiner Bruder“, sagte Seth spielerisch und legte das letzte Stück Holz für die Nacht ins Feuer. Während Seth sich schon auf dem Boden ausstreckte, legte sich Gerülv an Seth heran. Henoch sah amüsiert zu, wie Seth, der schon immer von einem Wolf geträumt hatte, Henoch mit überglücklichen Augen glücklich machte. Die Nacht

brach herein. Henoch konnte nicht sofort einschlafen

Er fasste sich und dachte darüber nach, wie all das zusammenkommen konnte. In Gedanken sprach er: „Was für eine Überraschung, Djibril! Davon hast du mir nichts gesagt. Ich komme.“ Und er schloss friedlich die Augen.

Der Morgen kündigte sich als ein Fest der Farben an. Die Natur schmückte sich in ihrem schönsten Gewand und nutzte die sanften Sonnenstrahlen, um ihre größten Vorzüge hervorzuheben. Der Wasserfall wurde von Trauerweiden flankiert, die neidisch auf die vom Himmel fallenden Tropfen waren und versuchten, ihnen mit grünen Blättern nachzueifern, die im Morgenwind den Tanz der Tropfen auf dem Wasser nachahmten.
Das Frühstück begann mit einem Kuchen, gebacken von Eva, der Großmutter von Henoch, und Henoch genoss ihn in vollen Zügen.
„Wie geht es Großmutter und Großvater? Was mein Vater ihrem Sohn Abel angetan hat, muss auch für sie schrecklich gewesen sein.“
Seth gestand, dass er diese Geschichte erst vor nicht allzu langer Zeit von Adam und Eva gehört hatte und dass sie der Anlass für seine Reise gewesen war, seinen Bruder zu suchen. „Ich habe ein wunderschönes Geschenk für Kain“, sagte er. Er griff tief in seine Tasche und zeigte das kostbare Kleinod.

Henoch war gerührt, es in den Händen halten zu dürfen, und nahm es vorsichtig aus der Samtverpackung. „Hat Kain dir jemals von dem Apfel erzählt, den Abel vom Djebel Akhbar mitgebracht hat? Nun, dies ist eine Frucht dieses Baumes. Schau dir die Linien auf dem Apfel an, es ist ein unversehrter Apfel vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse aus Eden, der uns daran erinnert, wie meine Mutter und mein Vater davon aßen und Eden verloren. Die Linien sagen uns voraus, dass der Menschheit eine zweite Chance gegeben wird, so erklärte mir Mutter.“ Henoch war tief bewegt von der Liebe seiner Großeltern für den Mörder ihres Sohnes. Seth erzählte weiter: „Ich wollte zuerst zum Djebel Akhbar gehen, um Djibril zu fragen, ob das richtig sei und ob wir das tun dürften. Vor allem Mutter wollte es nicht ohne Djibrils Segen tun.“
Henoch suchte Seths Blick, und Seth wusste nicht, was er sah. Das Licht strahlte hell hinter Henochs Kopf und ließ sein Gesicht verschwinden, sodass er nur zwei Augen sah, die in sanftem, ungeschaffenem Blau schimmerten und nichts sagten und doch sprachen: „Kain ist es wert, Seth.“ Das Licht schwächte sich sofort ab, und nun war es Henoch, der wieder erschien: „Ja, das ist das schönste Geschenk, das mein Vater bekommen kann! Und er ist es wert, Seth.“ Seth blinzelte, vertraute aber auf „beide“

Boten. Er schenkte noch etwas Tee für Henoch und sich selbst ein, und Seth fuhr fort: „Ich freue mich wirklich darauf, meinen Bruder kennenzulernen. Erzähl mir später mehr über ihn, aber sag mir zuerst, was du tun wirst. Wirst du deine Großeltern besuchen?“

Henoch zögerte einen Moment. „Ich werde auf dem Gipfel des Djebel Akhbar nach Djibril suchen. Und danach werde ich meine Großeltern besuchen.“

Seth hatte von seinen Eltern bereits einige wundersame Geschichten über Abel auf dem Djebel Akhbar gehört, doch nun jemanden zu treffen, der es als ganz normal und selbstverständlich ansah, auf dem Gipfel Djibril zu begegnen, war so gewagt und übertraf alles. Er leugnete nicht, dass das Unterfangen unmöglich war. Sein Bruder Abel hatte einst dasselbe getan. Es war also möglich, aber er glaubte nicht, dass er es selbst schaffen würde, und genau das war der Unterschied zwischen ihm und Henoch oder Abel.

Henoch fuhr fort: „Ich bin so froh, dass du meinen Vater mit diesem Geschenk besuchen wirst, aber es gibt etwas, das ich dir zuerst noch erzählen muss. Es ist sehr wichtig zu wissen. Ich habe noch einen viel jüngeren Bruder, Lamech.“ Seth verschluckte sich fast an seinem Tee. Henoch fuhr sofort fort: „Es ist eine traurige Geschichte, und du wirst sehen, wie schwer es Vater hatte.“ Henoch erzählte alles so chronologisch wie möglich, von Elon, Shira, Kleine Loep, der Totgeburt von

Der kleine Abel, die weiße Feder, die er von Djibril erhalten hatte, die Geburt von Lamech und der Tod von Shira, der Abschied vom Rudel durch den Selbstmord von Graülv – und dann hielt er kurz inne. „Und nun komme ich zu dem Punkt, der mir große Sorgen bereitet und der deinen Bruder schwer belastet. Lamech erhielt eine schwarze Feder von Belial, und die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Er tötete den kleinen Loep und brachte deinen Bruder Kain vollständig unter seine Kontrolle. Nur Elon und ich durchschauten das finstere Spiel meines kleinen Bruders. Vater hat so große Schuldgefühle, dass er es nicht wagt oder will, dies zu durchschauen. Und deshalb bin ich aufgebrochen, um Djibril zu suchen, und konnte gleichzeitig Vater meine weiße Feder geben. Ich bin mir sicher, dass er Lamech nun endlich durchschauen wird, aber er wird nicht wissen, wie er Lamech helfen kann, und will ihn nicht verlieren. Dein Bruder ist wirklich ein guter Vater. Lamech muss von der schwarzen Feder befreit werden. Das alles schmeckt unheimlich bitter. Und dieser geheilte Apfel ist daher enorm wichtig für deinen Bruder, Seth.“
Seth seufzte tief. Was für eine Geschichte und wie schrecklich für seinen Bruder, was auch immer er früher falsch gemacht haben mochte. Gleichzeitig fühlte er sich sehr unsicher, in dieses Wespennest zu geraten. Er gewann noch mehr Respekt vor Henoch, der offenbar eine turbulente Kindheit gehabt hatte, während er in einer Oase der Ruhe

. „Ich habe größten Respekt vor dir. Wie soll ich das angehen, großer Bruder?“, fragte Seth.
Djibril übernahm Henochs Gedanken vollständig: „Du bist der Träger des geheilten Apfels. Das ist um ein Vielfaches wertvoller als die weiße oder die schwarze Feder. Sei dir dessen bewusst. Und behalte im Hinterkopf, dass Belial nur zwei Schwachstellen hat: Eifersucht und Gier.“ „Ich habe Angst, etwas Falsches zu tun, ich kenne mich mit diesen Dingen nicht so gut aus“, seufzte Seth.
„Hab Vertrauen. Der Träger des geheilten, unversehrten Apfels trägt eine Kraft in sich, die stärker ist als jede Feder irgendeines Engels. Dieser Apfel trägt die Kraft des gesamten Allerheiligsten in sich. Sein Träger ist niemals allein. Die Gier und Eifersucht von Belial werden dir helfen. Und Gerülv wird dir beistehen.“
Djibril ließ Henochs eigene Gedanken zurückkehren. Henoch hatte dieses Phänomen schon öfter erlebt und fand es nicht nur normal, sondern jedes Mal auch sehr lehrreich.
Es folgte eine kurze Stille, während die Stunden sich zu beeilen schienen, um schneller ein warmes Abendfeuer entzünden zu können. Nicht viel später saßen sie um das Feuer herum und Henoch holte eines seiner letzten Brote aus seinem Rucksack. „Probier mal, kleiner Bruder, wie lecker dein großer Bruder backen kann. Er hat es von Mama gelernt, die es

von Djibril selbst: Brot mit schwarzen Heidelbeeren.“ Seth war gerührt, als er erfuhr, wie sein Bruder von einem Mörder zu einem fürsorglichen und guten Vater für seine Kinder geworden war. „Ich bin sehr gespannt darauf, meinen Bruder kennenzulernen, Henoch.“
„Morgen trennen sich unsere Wege, Seth. Ich gehe auf den Berg und du gehst morgen zu deinem Bruder. Gerülv wird dir den Weg weisen.“ Seth strahlte und Gerülv stellte sich stolz neben Seth. „Ein schöneres Geschenk kann ich von dir nicht bekommen, kleiner Bruder“, sagte er und umarmte Henoch. „Sei vorsichtig auf dem Berg, Henoch, ich möchte meinen kleinen Bruder nicht verlieren.“ Er wischte sich gerührt eine Träne aus dem Auge.
„Mach dir keine Sorgen um mich. Ich werde dir ein paar Wörter in der Wolfssprache beibringen. Es ist wichtiger, dass Gerülv dich versteht, als umgekehrt.“ Er setzte sich ans Feuer.
Was folgte, war sehr komisch. Henoch brachte ihm die Wörter für Gefahr, Hunger, Durst, Wasser, Feuer, Stopp, Ja, Nein und müde bei. Henoch bat Gerülv, jedes Wort vorzusprechen, damit Seth den reinen Wolfsklang erkennen lernte. Seth bat Henoch, der Liste noch einen Laut hinzuzufügen: Danke. Henoch nickte zustimmend. Gerülv demonstrierte das Wort wiederholt aus vollem Herzen, bis Seths Aussprache dem etwas ähnelte. Alle drei lagen vor Lachen auf dem Boden.

In dieser Nacht konnte Seth nicht einschlafen. Die Geschichten seiner Eltern und von Henoch über Djibril waren so lebendig geworden, als wäre Djibril selbst ganz nah bei ihnen, doch er konnte ihn nicht sehen. Das war auch nicht nötig, allein der Gedanke, dass er in der Nähe war, reichte ihm schon. Plötzlich schien es, als würde Henoch leise zu singen beginnen, doch Seth erkannte Henochs Stimme darin nicht wieder.
Henoch wusste, wer sang.

Von einem Berg aus kann
man weit sehen, auf einem
Berg wirkt man groß.
In einem Berg kann man
schlafen, aber ein Berg
wird man nicht.
Ein Regentropfen stürzt herab,
ohne zu wissen, wo, wann oder wie
er dem Meer begegnet, wird das
Meer so.
Ein Berg kennt die Leidenschaft des
Regentropfens, zum Meer zu werden
.

Und Seth und Henoch fanden endlich den Schlaf.

31. DAS HAUS VON HENOCH

„Der Mensch ist im Grunde Sehnsucht nach Sein, doch das Meer ist Mangel.“

Lucius Rufus Varus

Die „Brüder“ hatten sich voneinander verabschiedet. Es war eine Mischung aus Freude und Trauer.
„Werden wir uns jemals wiedersehen?“ Seth war sich dessen nicht ganz sicher.
„Natürlich! Sag meinen Großeltern, dass ich sie besuchen werde, wenn die Zeit reif ist. Denk vor allem daran: Eifersucht, Gier und Gerülv. Hab Vertrauen.“
Henoch drehte sich um und sang mit lauter Stimme das Lied vom Berg: „Von einem Berg aus kann man weit sehen, auf einem Berg wirkt man groß. In einem Berg kann man schlafen …“ Und Seth sang laut mit: „Aber ein Berg wirst du nicht. Ein Regentropfen stürzt herab, ohne zu wissen, wohin …“ Henoch drehte sich nicht um, sondern streckte seinen Daumen hoch in die Luft. Seth sang noch viel lauter: „Wann oder wie er das Meer trifft …“
Seth verstand plötzlich, wonach Henoch suchte: „Werde das Meer, Henoch!“ und schrie noch lauter: „Werde das Meer, kleiner Bruder!“ Henoch schüttelte noch ein letztes Mal heftig

mit dem Daumen, ließ den Arm sinken und zog dankbar weiter. Oben wurde auf ihn gewartet.

Seth sank auf die Knie und ließ all seine Gefühle in langsamen Tränen nur eine nach der anderen frei, eine nach der anderen. Jede Träne bedeutete ein Wort, ein Ereignis, einen Gedanken, eine Freude, eine Trauer, eine Dankbarkeit, doch alle Tränen hatten gemeinsam, dass sie mit größter Sorgfalt und Respekt aus einer Quelle der Liebe geschöpft worden waren. Jahwe selbst sammelte solche Tränen mit Sorgfalt, um damit den Apfelbaum an der Höhle von Adam und Eva zu nähren. Das gesamte Allerheiligste schaute zu und öffnete das Tor weit, um dieses Licht von Seths Tränen höher als zu den Seraphim zu führen. Das Licht spiegelte sich tausendfach zurück zu Adam und Eva.
Eva fühlte sich plötzlich auf unerklärliche Weise beruhigt, auch wenn sie oder Adam an diesem Tag nicht mehr bis zum Fluss gelangten.

Henoch machte sich inzwischen auf den Weg zu der steilen Felswand neben dem gewaltigen Wasserfall. Er legte seine Hand auf die steile Wand und war voller Freude. „Ich komme, Djibril, mein Verlangen ist groß. Endlich komme ich nach Hause.“ Er brauchte nicht zu zögern.

Er blickte sich um, um zu sehen, ob Seth noch zu sehen war, denn er wollte ihn nicht beunruhigen. Seth war nirgends mehr zu entdecken, und Henoch begann zu klettern, nicht weit vom Wasserfall entfernt. Er hatte seinen Rucksack erheblich leichter gemacht. Äußerst konzentriert untersuchte er die Wand auf alle Möglichkeiten für einen scheinbar unmöglichen Aufstieg. Er erreichte müde, aber zufrieden das erste Plateau, wo Djibril Abel einst den Weg zum Meer gewiesen hatte. Doch nun wurde der Gipfel des Djebel Akhbar für Henoch zum Meer.

Das schreckte ihn nicht ab. Er blickte über den See. Hier hatte Abel den geheilten Apfel für seine Eltern erhalten. Und er rief laut: „Danke, Djibril!“ Es hallte dankbar mit der Stimme zurück, die er suchte. Gestärkt durch Djibrils Gegenwart würde er morgen weiter, höher klettern. Kein Hunger, keine Kälte, keine Angst konnten ihn noch aufhalten. Sein einziges Gepäck bestand aus Vertrauen. Berge von Vertrauen, höher als der Djebel Akhbar selbst. Bei Tagesanbruch fand er bald einen Bergpfad, dem er leicht folgen konnte. Am Ende des Tages kam er nordwestlich des Djebel Akhbar vor der steilsten Wand zum Stehen. Es gab keinen Weg daran vorbei.

Die Abendsonne teilte die Wand in zwei Teile. Der obere Teil wirkte wie spiegelglattes Eis, unantastbar hoch, wo die untergehende Sonne die dünne Luft unmöglich erwärmen konnte. Unten konnte die Wand

die Eisbildung

im Laufe des Abends noch kurz aufhalten. Henoch war zuversichtlich. Am nächsten Morgen, nach einem Frühstück mit den Resten seiner Proviantvorräte, begann er zu klettern, ganz allein und ohne jeglichen Ballast, denn er wusste, dass er nicht allein war. Er kletterte und kam nur langsam voran. Manchmal musste er große Seitwärtsbewegungen machen. Dann wieder musste er versuchen, mit nur zwei Stützpunkten höher zu gelangen, und seine Arm- oder Beinmuskeln wurden auf eine harte Probe gestellt. Gegen späten Nachmittag erreichte er den ewig eiskalten Abschnitt der Wand. Über ihm gab es keine Möglichkeit, die Nacht zu verbringen. Unter ihm konnte er nicht mehr rechtzeitig festen Boden finden. Seine Stunde war gekommen, doch er zögerte nicht. Er musste höher hinauf. So sehr sich die untergehende Sonne auch bemühte, ihm zu helfen, die Kälte in dieser Höhe war durch nichts zu vertreiben. Er musste weiter. Allmählich spürte er, wie seine Finger erstarrten, seine Beine sich verkrampften, seine Zehen taub wurden. „Ich komme, Djibril“, war sein einziger Gedanke. Er spürte, wie seine körperliche Kraft nachließ und wie dies seine geistige Kraft zu schwächen drohte. Er befahl seinem Geist, den Körper aufzugeben. Er steckte seine fast erfrorenen Finger und Füße in eine Spalte oder auf einen Felsvorsprung und ließ kommen, was kommen würde. Sein Herz schlug immer langsamer und versorgte sein Gehirn mit höchster Priorität. Seine Haut, seine unwichtigen Organe froren als Erstes ein,

doch

seine letzten Gedanken blieben im Gespräch mit Djibril: „Ich komme, Djibril.“ Die Sonne ging unter. Er war auch nicht allein. Djibril war ihm mit flatternden Flügeln ganz nahe und klammerte sich an Henochs gefrorenen Rücken und blies ihm gleichzeitig warme Luft ins Ohr. Er bedeckte mit seinem Engelskörper Henochs Rücken, legte seine warmen Flügel über Henochs Hände und Füße und wartete geduldig, bis Henochs gefrorene Finger und Zehen auftauten. Plötzlich lockerte Henoch seinen Griff. Djibrils Flügel fingen den Sturz mühelos ab, und er trug seinen kostbaren Freund sogleich zur höchsten Höhle des Djebel Akhbar, wo einst Abel sein Gast gewesen war.

Henochs Geist fühlte sich von jeglicher Vergangenheit befreit und bekam einen Vorgeschmack darauf, mit einem Engel zusammenzuleben. Er erwachte langsam. Djibril sagte nichts mehr, sondern dachte nur: „Im Allerheiligsten erwartet dich ein bedeutender Empfang.“ Henoch dachte zurück: „Schön, dich zu sehen, Djibril.“ Es war inzwischen Morgen geworden, und das Allerheiligste bereitete sich auf ein großes und freudiges Ereignis vor.

Djibril hob ihn erneut auf und trug ihn zunächst auf den Gipfel des Djebel Akhbar. Dort konnte Henoch sich noch einmal von seinem irdischen Dasein verabschieden. Henoch sah einen Schein aus dem Osten auftauchen und war sehr dankbar, dort stehen zu dürfen, wo einst Abel gestanden hatte. Das Licht

der Sonne aus Eden wurde immer heller und blendete ihn fast.
Henoch sprach in Gedanken: „Es ist gut, Djibril."
„Es ist Zeit. Schließ deine Augen", dachte Djibril, und Henoch schloss die Augen.
„Öffne deine Augen", und Henoch öffnete seine Augen.
Henochs physischer Körper schien noch Schwierigkeiten zu haben, die Zeit zu verlassen, denn es schien, als hätte er sich noch vor weniger als einer Sekunde auf dem Gipfel des Djebel Akhbar gewähnt. Erst langsam konnte sein physisches Netzhautgewebe in dem strahlenden Licht sieben glänzende Gestalten erkennen, die in helles weißes Licht gehüllt waren. Er erkannte Djibril neben dem mittleren Engel auf dem Thron.
Der mittlere Engel, Michael, auch „Wer ist wie Gott" genannt, dachte zu Henoch: „Vier Fragen möchte ich stellen." Michael wartete geduldig, zusammen mit der ganzen Reihe von Erzengeln.
Henoch dachte: „Die erste Frage lautet: Wie heißt du? Und dein Name ist ‚Wer ist wie Gott?' und die Antwort auf deinen Namen lautet: ‚Niemand'. Niemand ist wie Gott. Es gibt keinen Gott außer Gott. Ash' hadu an la ilaha illa-llah."
Michael und alle Erzengel in der Reihe nickten und verneigten sich. Henoch wollte schon auf die zweite Frage antworten, doch Michael unterbrach ihn: „Eine Frage musst du mir noch stellen." Henoch dachte einen

kleinen Moment schneller: „Du weißt, was ich

„Nun, denken Sie mal nach. Ich kann keine Frage stellen, von der Sie nicht wissen, dass ich sie stellen werde."
Michael und alle Erzengel in der Reihe nickten.
Henoch zögerte keine Sekunde: „Die Antwort auf Ihre dritte Frage lautet ‚Trauer', ‚Trauer oder Träne' ist das edenische Wort für Lamech."
Michael reagierte plötzlich blitzschnell. „Eine Frage musst du mir niemals stellen …"
Auch Henoch musste nicht lange nachdenken. „Die gleiche Frage, die auch Sie mir niemals stellen müssen: Was ich denke oder was Sie denken."
Michael und alle Erzengel in der Reihe nickten und verneigten sich. Sie sandten das gesamte Licht sofort zu den höheren Mächten und Kräften. Im Haus des Allerheiligsten ist alles „ist". Henoch wurde ein Engel, vielleicht vor allem, weil er von Anfang an ein Engel mit nur einer weißen Feder war, geboren aus Shira und „Dem, der Menschen tötet". Es glich einer vorübergehenden Rettung der damaligen Menschheit.

Michael trat vor. Er bekleidete Henoch mit zwei federleichten Engelsflügeln und salbte ihn mit süßem Myrrheöl. Gabriel stand zu seiner Rechten, nahm ihn erneut in seine Arme und führte ihn höher hinauf bis in die höchste Höhe im Allerheiligsten, wo die

sechsflügeligen Seraphim mit ihrem lodernden Feuer Henochs irdischen Leib verbrannten, während alle Kräfte und Mächte, die Räder, der Thronwagen, die Cherubim das Trisagion sangen: „Heilig! Heilig! Heilig!“
Das ganze Allerheiligste bebte vor Freude: Der Mensch Henoch wurde zum Engel, und der Engel Henoch, einst nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, war mehr als willkommen. Gott nahm einen Engel ganz von unten auf.

Belial wusste nicht, was er davon halten sollte. Als Mensch schien Henoch[6] ihm eher mehr Ärger bereiten zu können als als Engel. Es ließ ihn kalt. Er hatte Lamech. Belial konnte mit all den gefallenen Engeln in seinem Gefolge keine Gedanken mehr lesen oder mit der anderen Seite teilen, es sei denn, sie wandten sich in Gedanken namentlich aneinander. So konnte er ebenso wenig wie die guten Engel in die andere Richtung kommunizieren. Es kam oft vor, dass Raphael, „der Wiederhersteller Jahwes“, in Gedanken Kontakt suchte, aber

---

[6] Das Buch Henoch 2 des jüdischen und auch äthiopischen Alten Testaments berichtet, dass Henoch vom Erzengel Gabriel/Djibril durch die Himmel geführt und vor den Thron gestellt wird, wo er vom Erzengel Michael mit Öl aus süßer Myrrhe gesalbt wird und sich daraufhin in einen Engel verwandelt. In diesem himmlischen Zustand der Einheit und Herrlichkeit lehrte ihn ein Erzengel die Geheimnisse der Schöpfung, und Henoch kehrte als Engel, als Bote, in die materielle Welt zurück. Die Engelwelt des Henoch in drei Büchern erweist sich als sehr wichtig für das Verständnis des Neuen Testaments.

Quelle: Das vollständige Engelbuch – Margaret Barker ISBN 978 90 443 1790 9/ S. 324–325

dass Belial sich vor ihm verschloss. Das Gleiche geschah oft in umgekehrter Richtung, wenn Belial seine Triumphe vor Michael und den Seinen zur Schau stellen und besingen wollte, Michael sich jedoch vor Belial verschloss. Der Kampf zwischen dem guten und dem bösen Engel im Herzen des ersten Menschen verlagerte sich dadurch langsam aber sicher, Schritt für Schritt, auf das tägliche Überleben seiner Nachkommen in einer Welt, die immer feindseliger wurde, und schlimmer noch, durch den gefallenen Menschen, einst nach Gottes Ebenbild geschaffen, immer feindseliger gemacht wurde.

32. DAS WIEDERSEHEN

Seth wusste nicht mehr, wie müde Beine werden konnten. Er kannte den Unterschied zwischen Laufen, Gehen und Schlendern nicht mehr. Schlendern ging ihm zu langsam, Gehen ging ihm viel zu langsam und Laufen erschien ihm völlig unzureichend. Gerülv entwickelte Ehrfurcht vor der menschlichen Ausdauer. Was er mit Henoch in zehn Tagen geschafft hatte, erledigte er mit Seth in sechs Tagen.
Erst am fünften Tag öffnete sich Seths Blick für die wunderschöne Umgebung, als Gerülv ihn an der Schlucht von Amak Fajoua entlangführte, der tiefsten Schlucht der Welt. Am Grund der Schlucht stürzte ein Seitenarm des Nahr Hadi in einem unergründlichen Wasserfall hinab bis zu der Stelle, wo glühend heiße Diamanten das Wasser zum Kochen bringen und die Dämpfe mit Schwefel und brodelnder Asche vermischen, um es durch Spalten und Höhlen mit immenser Kraft stündlich emporzuschleudern, höher als den Gipfel der Schlucht selbst. Ganz vorsichtig führte Gerülv ihn an diesem Inferno vorbei, wo das Dröhnen und Zischen von gelben bis tiefgrünen, stinkenden Dunstwolken aufstieg. Selbst Belial mied diesen Ort wie die Pest. Nichts und niemand, der hineinfiel, kehrte jemals von dort zurück. Seth war beeindruckt von der furchterregenden Schlucht. Er war sehr dankbar für Gerülvs Vorsicht und Sorge, ihn sicher

dorthin zu führen. Erst gegen Abend konnten sie die Amak Fajoua verlassen und entfachten ein Feuer für die letzte Nacht. Seth war immer noch tief beeindruckt von dem furchterregenden Schauspiel. Es blieb lange Zeit still. Erst nach dem Essen konnte Seth das Gespräch wieder aufnehmen. Er versuchte, Gerülv zu beruhigen, indem er den Sprachunterricht scherzhaft mit seltsamen Wolfslauten wieder aufnahm, in einer Mischung aus allem, was er sich bisher kaum merken konnte. Gerülvs Ohren spitzten sich, bevor er den Humor darin erkannte. Er griff Seth in einer Scheinkampfsituation an, als hätte Seth ihn beleidigt. Seth erschrak und entschuldigte sich, bis das Spektakel mit gegenseitigen Liebesbekundungen endete, mit Streicheln und Lecken und Herumtollen und Lachen und sanftem Ziehen an den Ohren des anderen. Djibril sah beruhigt zu. Es war zweifellos von enormer Bedeutung, dass sie, wenn sie den Kampf gemeinsam gewinnen wollten, einander voll und ganz vertrauten. Seth und Gerülv verstummten. Nie zuvor hatten sie so eng beieinander gelegen. Beide dachten an den morgigen Tag. Beide dachten an die Anweisungen, die sie von Henoch erhalten hatten: Eifersucht und Gier. Der morgige Tag war entscheidend. Seth war völlig erschöpft und schlief schnell ein, aber Gerülv schlief nicht. Er fürchtete die schwarze Feder. Henoch hatte ihn gewarnt, wie Lamech einen ihrer liebsten und ältesten

Rudelgenossen, Kleine Loep, getötet hatte. Doch Henoch hatte ihn beruhigt: „Vertraue auf Seth, so wie auch er auf dich vertrauen muss.“
Der nächste Tag war von Anfang an ein seltsamer Tag. Seth wusste, dass er Kain begegnen würde. Sein Schritt verlangsamte sich. Gerülv musste immer wieder auf ihn warten, aber auch er war froh über die fehlende Eile. Seth versuchte, seine Angst vor Gerülv zu verbergen, indem er gemächlich dahinschlenderte, und Gerülv tat genau dasselbe, indem er nicht mehr voranging und ganz nah bei ihm blieb. Vor Einbruch der Dunkelheit erreichten sie die Höhle von Kain und Lamech.
Gerülv war am Ende etwas vorausgegangen, um zu sehen, wo Kain war, um sicherzugehen, dass Seth vor allem seinen Bruder sehen konnte, bevor er Lamech begegnete. Kain erschrak, als er plötzlich Gerülv auftauchen sah: „Was machst du hier, mein guter Freund? Ist Henoch zurück? Ist doch nichts Schlimmes passiert?“, fragte er besorgt, doch er erhielt sofort die Antwort, als er Seth im Licht der untergehenden Sonne näherkommen sah, ganz so, als sähe er sich selbst in seinen jungen Jahren erscheinen. Seth war ihm zuvorgekommen und rief freudig aus der Ferne: „Henoch lässt dich grüßen!“ Er ließ Kain noch einen Moment im Ungewissen, löste ihn aber kurz darauf aus seiner Verwirrung: „Bruder!“ Kains Augen traten ihm fast aus dem Kopf. „Unglaublich! Was für eine Überraschung!“ Er fiel Seth in die Arme. „Ich bin Seth

und ich muss dir die

Grüße von Mutter und Vater überbringen“, sagte Seth, noch bevor auch er von Emotionen überwältigt wurde. Weinend fuhr er mit den Händen durch Kains graues Haar. Seth suchte nach dem Mal auf seiner linken Wange, konnte aber nichts davon entdecken. Er konnte auch kaum glauben, dass dieser freundliche Mann einst einen seiner Brüder getötet hatte.
Seth ließ schnell davon ab, er wollte einfach nur das freudige Wiedersehen genießen. „Komm“, sagte Kain. „Ein Bruder! Was für ein Geschenk! Du musst nach deiner Reise furchtbaren Hunger haben. Geht es Henoch gut? Und meinen, äh, unseren Eltern?“ Sie gingen zu der Höhle, in der Lamech gerade Brot backte. Seth fragte sich sofort, ob Kain noch die weiße Feder von Henoch trug, aber er konnte nur das Bändchen um dessen Hals sehen. „Ich werde dich meinem jüngsten Sohn, Lamech, vorstellen“, sagte Kain stolz. Lamech war beim Anblick eines Fremden bei Gerülv sofort auf der Hut. Der Träger des geheilten Apfels machte Lamech die Ehre und sah sofort den falschen Blick in Lamechs Augen. Die schwarze Feder glänzte herausfordernd wie ein Spiegel im Halbdunkel der Höhle. Seth stellte keine schwierigen Fragen und wartete geduldig ab. Kain entfachte das Feuer am Eingang der Höhle und bat Seth, Platz zu nehmen. „Ich nehme an, Henoch hat dir schon einiges über uns erzählt. Darf ich dich fragen, wie es Mutter und Vater geht? Ich habe sie

Ich habe dir großen Kummer bereitet. Das kann ich nie wieder gutmachen. Jahwe hat mich zu Recht schwer bestraft. Aber darf ich dir zuerst noch Elon vorstellen?“ Elon kam fröhlich, alt und mühsam herangewackelt. Die Runde um das Feuer war nun vollständig. Es schien ein freudiges Ereignis zu sein, doch alle Anwesenden waren auf der Hut. Die Wut in Lamech war so groß, dass es ihm nichts ausmachte, so vielen Gegnern gegenüberzusitzen, auch wenn er der Jüngste war. Seth erzählte die ganze Zeit von seiner Begegnung mit Henoch, und das gefiel Lamech überhaupt nicht. Er forderte sie alle heraus, streichelte demonstrativ die schwarze Feder und legte noch eins drauf, indem er die weiße Feder um Kains Hals plötzlich hinter dessen Fell hervorholte. Danach bezeichnete er das Ding lautstark als „wertlos“. Die Spannung stieg augenblicklich. Seth witterte seine Chance. Gerülv lag zwischen ihm und Kain. „Neid, Gier und Gerülv“, mehr brauchte er nicht, so hatte Henoch ihm eingeschärft. Seth suchte in seiner Tasche nach der Verpackung mit dem geheilten Apfel. „Ich habe etwas, das um ein Vielfaches mächtiger und wichtiger ist als eure Flügel“, sagte er und nahm die prächtige Verpackung vom geheilten Apfel: „Dies ist ein direkter Nachkomme des geheilten Apfels aus Eden, den Abel einst mitbrachte. Der Apfel wurde unseren Eltern von Jahwe selbst überreicht. Schaut euch genau

die schwarzen Linien auf dem Apfel.“ Er hielt die Linien speziell für Lamech deutlich in seinem Blickfeld. „Dieser Apfel wurde geheilt und muss geheilt bleiben. Wer ihn geheilt trägt, wird selbst geheilt, aber wer von diesem Apfel isst und seine Kraft missbraucht, bringt nur noch mehr Verdammnis und Unheil über die Menschen.“ Es trat Stille ein. Der weiße Flügel zitterte, der schwarze Flügel bebte, nur der geheilte Apfel blieb regungslos in Seths Hand und wartete auf das, was kommen würde.
Seth wandte sich an Kain: „Ich hätte gerne deine weiße Feder im Tausch gegen diesen einzigartigen Apfel, kleiner Bruder. Man kann nicht alles haben. Ich glaube nicht wirklich an diesen Apfel. Deine weiße Feder trägt den Glanz der Sonne. Ein Apfel ist nur ein Apfel.“ Lamechs Feder hielt diesen Seth für einen dummen Trottel. Kain zögerte nicht lange, denn er hatte Henochs Abschiedsworte im Gedächtnis: „Bewahre meine weiße Feder gut auf. Trage sie immer bei dir, jeden Tag, Tag und Nacht, und trage sie unauffällig. Der Tag wird kommen, an dem dir alles klar wird. Grüß Lamech von mir. Es wird ihm gut gehen. Hab Vertrauen.“ Kain schien zu spüren, wohin seine weiße Feder wollte, und er wandte sich mit Feuer an Seth: „Du bekommst meine weiße Feder, wenn ich den Apfel haben darf! War der Apfel nicht auch für mich bestimmt? Vater und Mutter haben dich doch gebeten, ihn mir zu schenken?“

Seth spürte, wie die Gier in den Augen auf der dunklen Seite wuchs, und Seth fuhr fort: „Deine weiße Feder reicht leider nicht aus, kleiner Bruder. Nichts ist so mächtig wie der geheilte Apfel. Er trägt das gesamte kommende Heil oder Unheil von uns Menschen in sich. Bleibt er geheilt, hat der Mensch noch eine Chance auf Eden; wird er erneut gegessen, hat niemand mehr eine Chance."

Kain sah in Seths Augen, was sich abspielte, und flehte fast: „Gib ihn mir, ich weiß besser als jeder andere, was es heißt, den verletzten Apfel zu tragen, und ich wünsche das niemandem."

Lamech, völlig geblendet von Hass und Prestigedrang, konnte sich nicht länger heraushalten; dies war zu wichtig und zu einfach. Er mischte sich selbstbewusst in das Gespräch ein und rief: „Meine schwarze Feder ist um ein Vielfaches mächtiger als die weiße. Ich will mit dem Apfel tauschen." Er riss sich bereits das schwarze Amulett vom Hals, um zu beweisen, dass es ihm ernst war. Er streckte Seth bereits seine Hand mit dem schwarzen Flügel entgegen, um den Handel abzuschließen.

Seth blickte überrascht zu Lamech auf, vor allem, weil es so lange gedauert hatte. „Gut, Lamech, aber nur, wenn du ihn so verwendest und bewahrst, wie der Apfel jetzt ist. Benutze ihn nur für gute Zwecke."

Kain mischte sich schnell ein: „Tu das nicht, Seth! Nimm meine weiße Feder!" Er nahm die weiße Feder von seinem

Hals und

reichte sie ihm mit der linken Hand, um mit der offenen rechten Hand den Apfel entgegennehmen zu können. Seth ignorierte Lamech, als hielte er ihn für einen schlechten Partner für den Apfel. Lamech wollte zeigen, wer der Boss war, und konnte die Feindseligkeit gegenüber seinem Vater nicht länger verbergen; er bot Seth seine schwarze Feder mit der linken Hand an, um mit der rechten Hand nach dem Apfel zu greifen, bevor Seth ihn loslassen würde. Seth versuchte noch, gleichzeitig die schwarze Feder entgegenzunehmen, doch Lamech war ihm zuvorgekommen und griff nach dem Apfel, ohne dass Seth ihm die schwarze Feder entreißen konnte. Gerülv sprang blitzschnell nach vorne und biss mit aller Kraft in Lamechs linken Unterarm, sodass Lamech die schwarze Feder fallen lassen musste. Lamech schrie vor Schmerz auf und ließ die schwarze Feder los; Gerülv löste sofort seinen Griff, um in einer einzigen fließenden Bewegung den schwarzen Flügel aufzufangen, bevor er den Boden berührte. Dann verschwand er blitzschnell in der Nacht. Lamech blieb verlassen zurück, nur den Apfel fest in seiner rechten Hand umklammert. Es bedeutete einen gewaltigen Schock für Lamechs Geist. Es folgte ein gewaltiger Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Mächten. Belial stürzte sich mit voller Wucht auf den Apfel in Lamechs Hand, der den Apfel nicht mehr losließ, und verlor dabei gleichzeitig seine schwarze Feder. Lamechs Gehirn erlitt einen Kurzschluss und wurde von

schockartigen Krämpfen

ausgeschaltet. Kain und Seth beugten sich über ihn. Schaum stand auf Lamechs Lippen. Nach ein paar Minuten gab Belial auf und löste sich abrupt von ihm, um Gerülv mit allen Dämonen und allen Naturelementen zu verfolgen, die er nur mobilisieren konnte, um die Feder zurückzugewinnen. Henoch hatte Gerülv jedoch gut vorbereitet: „Belial kennt seine schwarze Feder wie kein anderer, selbst im Dunkeln. Der Apfel in Lamechs Hand wird ihn wertvolle Zeit kosten. Sei schnell und beweise, dass du der schnellste Wolf bist, der da draußen herumläuft, mein Freund. Ich bin bei dir. Hab Vertrauen!“

Belial reagierte wütend. Er hetzte alle seine Dämonen hinter Gerülv her. Er konnte erahnen, wohin Gerülv wollte: zum Amak Fajoua. „Henochs Plan!“, durchschaute Belial. Gerülv rannte nicht nur, als hinge sein Leben davon ab, es hing tatsächlich davon ab. Dem ersten Blitz hatte er geschickt ausweichen können, und nun suchte er Schutz unter den Bäumen. Kurz darauf stand der Wald vor ihm in Flammen. Klug suchte er einen Umweg zu einem tiefer gelegenen Flussbett, das quer durch die Amak Fajoua verlief. Belial wartete bereits dort auf ihn, wo der Fluss sich in die tiefe Dunkelheit stürzte, doch wieder war Gerülv ihm einen Schritt voraus, indem er bei den ersten Felsen vor dem Zugang den Weg nach oben suchte, den Weg zum höchsten Gipfel des Amak Fajoua. Es war ein schwerer Aufstieg, aber er war trainiert. Wo ein anderer Wolf pro

Tag vierzig Kilometer zurücklegt, schaffte er locker sechzig. Zehn Kilometer bergauf in hohem Tempo zu laufen, war für ihn nichts Ungewöhnliches. Es half ihm auch, dass er nicht lange zuvor, als Henoch mit ihm auf dem Gipfel übernachtete, diesen mitten in der Nacht gebeten hatte, unten nach Wasser zu suchen. Diese Erfahrung kam ihm nun sehr zugute. Er kannte den Weg. Belial wartete ab und rechnete damit, dass Gerülv den Anfang des Wasserfalls passieren würde. Er löschte seinen Blitz und sein Feuer, um den Wolf nicht zu beunruhigen. Plötzlich blickte er auf und sah dort wider aller Erwartung ein Flackern der schwarzen Feder, wie nur er es sehen konnte. Er schickte sofort seinen Blitz darauf los. Gerülv sah den Blitz gerade noch rechtzeitig und suchte Deckung vor dem Einschlag. Er war nur einen Bogenschuss vom Rand der Schlucht entfernt. Er presste einen letzten Sprint heraus. Belial selbst erschien am Rand der Schlucht und wollte die Sache persönlich beenden, doch Gerülv, die schwarze Feder noch immer im Maul, stürzte sich mit einem gewaltigen Sprung in die Schlucht. Belials Zunge zischte und seine Kehle brüllte vor Ohnmacht. Siebzehn Sekunden später schoss eine riesige Flamme aus Feuer und Schwefel aus der Schlucht hoch in den Himmel, damit Himmel und Erde wüssten, dass die schwarze Feder vernichtet war.

Kain und Seth sahen und hörten in der Ferne die gewaltige Explosion. Lamech erwachte. Lamech kroch sozusagen durch eine Nabelschnur von einem Grab in eine ihm unbekannte neue Welt, die wärmte, die atmete, die nährte und die ihn einlud, für das Leben und nicht für den Tod zu leben. „Was ist passiert, Papa?“ Lamech hielt immer noch den geheilten Apfel in der Hand und sprach mit heiserer Stimme: „Hier, Papa, das ist dein Apfel. Seth hat ihn für dich mitgebracht.“ Kain blickte, von der Hand Gottes getroffen, zum ersten Mal in die lieben Augen seines Sohnes und stammelte erstaunt: „Darf ich dir dann die weiße Feder von Djibril geben?“ „Gerne, Papa, danke“, und er schlief erschöpft ein, die weiße Feder fest umklammert. Die beiden Brüder umarmten sich, so viel Gnade ging von dem Apfel aus. Seth schlief in dieser Nacht kaum und wartete geduldig auf seinen Freund Gerülv. Er übte seine Sprachstunden dann eben alleine. Elon legte sich neben ihn, um ihn zu trösten. Seth tröstete sich selbst, indem er leise das Lied vom Berg am Feuer sang. Er hoffte, Gerülv bald wiederzusehen, doch seine Zweifel wuchsen von Stunde zu Stunde und waren der einzige Misston am schönsten Tag seines Lebens. Kain ging mit dem geheilten Apfel aus Eden, den ihm beide Brüder, sowohl Abel als auch Seth, gereicht hatten, zum Grab von Shira, dem kleinen Abel und Graülv, um dort seine Tränen zu vergießen. Zwei Paare

Leuchtende Augen in der stockdunklen Nacht beobachteten das Geschehen aus nicht allzu großer Entfernung. Als Seth das Lied vom Berg summte, fiel es dem Engel Henoch schwer, nicht mitzusingen. Schließlich war er noch nicht lange ein Engel.

33. EIN NEUER ANFANG

Kain hatte plötzlich einen neuen Bruder, aber auch einen jungen, wiedergeborenen Sohn. Auch Lamech hatte wieder einen richtigen Vater, der ihn von ganzem Herzen lieben konnte. Lamech fand es toll, spät abends am Lagerfeuer bei ihnen bleiben zu dürfen, während er sich früher immer zurückgezogen hatte. Elon ließ sich nun nur allzu gerne von Lamech über den Kopf streicheln.
„Was soll ich mit dem Apfel machen, Seth?“, fragte Kain.
Seth musste nicht lange nachdenken. „Jedes Jahr opfern Vater und Mutter die gesamte Apfelernte des Baumes Jahweh. Mutter erklärte mir, wie sie in Dankbarkeit für Jahwehs Liebe und Vergebung jedes Jahr die geheilten Äpfel unversehrt an Jahweh zurückgaben.“ Es wurde kurz still. Seth fuhr vorsichtig fort: „Und jedes Jahr schlug Vater mit seiner Hacke zuerst in den blutigen Acker, in der Hoffnung …“ Er suchte nach den richtigen Worten, „… dein Schicksal mitzutragen.“ Es wurde noch stiller. Seth fuhr fort: „Morgen musst du die Hacke schwingen, Bruder. Es wird bis ins Allerheiligste zu hören sein.“
Kain dachte einen Moment nach, beeindruckt von dem Ritual seines Vaters. Er zögerte. „Mein lieber Bruder, ich benutze schon seit Jahren keinen Hacken mehr. Ich traue mich nicht. Shira hat sie benutzt, und danach

Henoch. Ich wage es nie wieder, eine Axt zu benutzen. Der Fluch … Ich habe nicht das Recht, Jahwes Fluch herauszufordern. Das Blut Abels ist für mich im Laufe der Jahre heilig geworden, und ich möchte dieses Blut nicht noch einmal verschwenden.“ „Morgen tun wir es gemeinsam, Bruder. Der Apfel ist geheilt. Wo ist das Mal auf deiner Wange geblieben? Nirgendwo mehr zu sehen? Der Fluch ist aufgehoben. Wir tun es gemeinsam.
Danach opfern wir den Apfel im Feuer zu Ehren Jahwes, zu Ehren Edens und unserer geliebten Eltern, des Mannes und der Frau von Eden.“
Lamech war an Elons Bauch eingeschlafen.
Seth fragte sich laut: „Wie mag es Henoch wohl gehen? Er versprach mir, dass wir uns wiedersehen würden und dass er auch unsere Eltern besuchen würde. Ich gönne es unseren Eltern von ganzem Herzen. Du hast deinen Sohn fantastisch erzogen, Bruder. So jung und so weise. Er hat mir in diesen zwei Tagen so viel beigebracht.“
„Das war vor allem Shira, Seth. Schade, dass du Shira nie kennengelernt hast. Für Lamech war ihr Tod bei seiner Geburt eine Katastrophe. Er fühlte sich sofort schuldig und rebellisch wegen ihres Todes. Belial hatte sofort freie Hand. Ich selbst litt damals noch unter meinem Fluch und meiner Schuld wegen Abels Tod. Ich fühlte mich sogar schuldig an Shiras Tod. Es ist Henoch, der alles Schritt für Schritt wieder in Ordnung gebracht hat.

Djibril legte ihm in Henochs Wiege eine weiße Feder bei.“ Kain legte noch etwas Holz ins Feuer.
Seth wusste nicht sofort, was er darauf sagen sollte. „Du könntest glatt mein Vater sein. Henoch und ich unterscheiden uns wohl nicht wirklich sehr. Aber was ich nicht verstehe, ist, wie Gerülv so wichtig werden konnte. Henoch beherrschte die Wolfssprache wie kein anderer. Woher? Ich weiß zwar, dass Mutter auch von eurem Wolf erzählte, Loep hieß er, wenn ich mich nicht irre?“
Die Nacht war erneut ihr Begleiter, um die lange Geschichte von Shira, der Leitwölfin, Graülv und Kleine Loep zu erzählen, um schließlich bei Gerülv zu enden. „Gerülv ist der jüngste und zugleich stärkste Sohn von Graülfur und Djizah“, schloss Kaïn.
Das verstärkte nur noch Seths Sehnsucht nach Gerülv: „Ich fürchte, Gerülv hat es nicht überlebt. Dieser Ausbruch im Amak Fajoua. Henoch sagte bei unserem Abschied, ich solle mir nur drei Dinge merken: die Eifersucht und Gier von Belial und das Vertrauen in Gerülv. Es würde mich nicht wundern, dass … dass er sein Leben gegeben hat.“ Er schwieg mit einem Kloß im Hals. Es wurde kurz still, und es war Elon, der nun den Kopf zu ihm hob und ihn ansah, als wolle er sagen: „Hab Vertrauen“, um dann weiterzuschlafen. Seth fühlte sich, so seltsam es auch war, dadurch beruhigt und nahm das Gespräch mit Kain wieder auf: „Hat Mutter dir jemals vom Fall der Engel erzählt?“ Kain

Er musste nicht lange in seinem Gedächtnis kramen, um den Kopf zu schütteln. Seth fuhr fort: „Belial hieß als von Gott geschaffener Engel ursprünglich ‚Luzifer', doch Luzifer wurde neidisch auf den Menschen und wollte Jahwes Macht übertreffen. Neid und Gier. Und genau diese beiden Schwachstellen nutzte Henoch, um Lamech zu helfen. Hat Henoch diese Geschichte nie von dir oder Shira gehört? Woher hatte er dann dieses Wissen?"

Kain blickte bewegt ins Feuer und versank in Gedanken an ferne Zeiten. Es überraschte Kain überhaupt nicht, dass Henoch so vorausschauend war, und plötzlich verstand er: „Dieses Wissen erhielt Henoch von Shira. Wie oft habe ich die beiden aus der Ferne gesehen, wie sie ernsthaft miteinander sprachen? Wenn ich Shira fragte, worüber sie so redeten, antwortete sie stets: „Über meine Begegnung mit Djibril, darüber, was ich tief in meinem Inneren fühlte, als ich mit Djibril sprach, und woran ich mich noch aus Djibrils Rede erinnere, an seine Mimik, seine Worte, sein Lachen, seine Ernsthaftigkeit und vor allem – und davon konnte Henoch gar nicht genug bekommen – daran, wie ich Djibril beim Abschied als Engel Jahwes sah, mit einer auffällig fehlenden Feder an seinem weißen Flügel."

Es war nun der Engel Henoch selbst, der diese Gedanken durch Kain in Worte fasste für Seths müden, doch aufnahmefähigen Geist. Es war, als hätten sich die Worte

sich im Grab von Shira versteckt gehalten hätten und sie die Kraft ihres Sohnes und Engels Henoch zuließ, Kain als Vermittler ihrer liebsten Erinnerung an Djibril an Seth zu nutzen. Das Feuer erlosch langsam zusammen mit unausgesprochenen Worten. Beide Brüder begannen sich innerlich und äußerlich zu ähneln: Kain wirkte plötzlich viel jünger, und Seth schien plötzlich ältere Züge zu zeigen. Wäre Eva zum Feuer gekommen, hätte sie vielleicht beide mit Abel angesprochen. Beide Brüder schliefen auf einem Stein ein. Die Steine, auf denen sie schliefen, teilten ihre Botschaft mit den Steinen von Abels Grab. Drei Steine, drei Brüder, drei Leben, drei Geschichten, drei Kinder Jahwes.

Der nächste Morgen begann für Seth eher düster. Er eilte nach draußen, um nachzusehen, ob Gerülv nicht nach Hause gekommen war. Lamech kam auf ihn zu und sah seine Besorgnis und Trauer. „Es tut mir leid, Seth“, sagte er und wagte es kaum, ihm in die Augen zu schauen. „Wäre Henoch doch hier, dann könnte ich auch ihm mein Bedauern wegen Kleine Loep bekunden. Ich habe Kleine Loep getötet. Ich bin verflucht, genau wie mein Vater.“ Seth erschrak, musste aber nicht lange nachdenken: „Ist dein Vater noch verflucht? Lerne von ihm! Was ist das hier um deinen Hals? Die weiße Feder doch? Wo ist dann Djibril? Wo ist Henoch? Deine Reue macht es dir mehr als

würdig, diese weiße Feder von Djibril zu tragen und heute Abend den geheilten Apfel aus Eden hier auf den Scheiterhaufen zu legen. Du und nur du.“ Lamech wurde seines Namens aus Eden würdig: Seine wiedergeborene „Kraft“ für das Gute konnte seine Tränen zum allerersten Mal unter der alten Mauer aus Bitterkeit, Eifersucht und Groll hervorbrechen lassen. Und wo eine Träne entweicht, entweichen alle anderen und untergraben so geduldig den Damm, bis er bricht. Elon ließ Lamech nicht lange allein. Aus großer Ehrfurcht vor seinem Namen folgte er ihm aus der Ferne, während Lamech weinend am Grab seiner Mutter seinen Tränen endlich freien Lauf ließ. Auch die Tiere in Eden sprachen die Sprache Edens. Elon stammte offenbar aus einem begabten Geschlecht von Bären, die versuchten, den Schatz Edens in Ehren zu halten. Die Sprache Edens erwies sich als so ziemlich das Einzige, was sie aus Eden mitnehmen konnten. Seine Mutter, die Bärin, hatte einst von ihren Großeltern und Urgroßeltern die Sprache gelernt und ihren Jungen im Vorfeld des Winterschlafs das gesamte Vokabular des Edens beigebracht. „Lamech“ war ein Wort, das stets große Ehrfurcht einflößte, obwohl niemand in Eden verstand, was dieser abstrakte Begriff bedeutete. Trauer oder Tränen gab es schließlich nicht in Eden, obwohl sie bereits in ihrer abstrakten Form gepriesen wurden. Jahwe konnte nicht anders, als in Seiner Macht die Worte „Schmerz“ und „Träne“ zu erschaffen, so wie Er auch eine

Der gefallene Engel konnte nicht davon absehen, die Freiheit innerhalb der Schöpfung nicht auf eine geschaffene Knechtschaft zu reduzieren. Doch im Garten Eden konnte niemand diese überflüssigen Worte begreifen oder nachvollziehen.

Am nächsten Tag wurde das Opferfest für den geheilten Apfel vorbereitet. Das Beil stand bereit. Lamech wurde die wichtige Aufgabe übertragen, den Apfel bis zum Abend zu bewahren und zu beschützen. Lamech bat Elon sofort um Hilfe und Aufmerksamkeit, um nicht in eine neue Falle von Belial zu geraten. Elon wich keinen Meter von seiner Seite. Kain war damit beschäftigt, ein Festmahl aus Trockenfrüchten und Kuchen zuzubereiten. Seth sammelte das Holz für das Feuer und schichtete den Holzstapel auf dem Felsgrab von Shira, dem kleinen Abel und Graülv auf. Er übernahm auch die Aufgabe des Zeremonienmeisters und bereitete alles vor, so wie er es jedes Jahr bei seinem Vater gesehen hatte. Alle warteten geduldig, bis die Sonne unterging. Sie standen in einer Reihe: Kain, Lamech mit dem Apfel, Elon und Seth mit einer Fackel in der Hand. Seth gab Lamech ein Zeichen, den Apfel auf den Scheiterhaufen zu legen. Lamech legte den Apfel etwas unbeholfen auf den Holzstapel auf dem Grab. Seth gab daraufhin Kain ein Zeichen und reichte ihm den Messer. Kains Hände zitterten vor Angst. Seth sprach: „Jahwe, wir danken dir für deine Vergebung unserer Fehler

und wollen mit diesem Feuer auch Abel gedenken, Kleiner Abel, Shira, Loep, Kleiner Loep, Graülv und Gerülv. Wir gedenken auch gerne Henoch und dem Mann und der Frau aus Eden.“ Seth gab Kain das Zeichen, mit dem Hacken zuzuschlagen. Kain erstarrte und zitterte, er hob die Axt, wagte es aber nicht zuzuschlagen. Lamech ging auf ihn zu: „Wir tun es gemeinsam, Papa. Du für Abel, ich für Kleine Loep.“ Und beide schlugen gemeinsam die Axt in den Boden. Wie durch ein Wunder entzündete sich der Scheiterhaufen von selbst, und die Erde blutete nicht. Jahwe nahm ihr Opfer und ihre Reue an. Alle blickten voller Ehrfurcht auf das Feuer und sahen, wie der Apfel seinen süßen Duft in weißem Rauch verbreitete. Alle schauten staunend zu, außer dem alten Elon, der mit Augen im Hinterkopf sich leise zurückzog, um Platz zwischen Seth und Lamech zu machen. Plötzlich spürte Lamech eine Hand auf seiner Schulter und gleichzeitig spürte Seth einen Wolfskopf, der seine freie Hand suchte. Kain, Seth und Lamech waren sprachlos vor Glück. Henoch flüsterte Lamech ins Ohr: „Eine schöne weiße Feder hast du, kleiner Bruder!“ „Ich habe sie von meinem Bruder bekommen.“ „Djibril ist sehr froh, dass du sie jetzt trägst.“ Dann ging der Engel zu Kain: „Erzähl mir von der Liebe, Vater.“ Und Henoch kniete in Engelsgestalt vor seinem Vater nieder. „Du bist die Liebe, mein Sohn“, sagte Kain. Er fühlte sich sogar fast unglücklich über so viel Ehre, der er unmöglich würdig war. „Ich lernte die Liebe von meinem

„Mutter und Vater“, antwortete Henoch leise. Henoch wandte sich nun an Seth, umarmte ihn und flüsterte hörbar: „Ich wurde zum Meer, Bruder.“ Seth konnte vor Tränen nicht mehr antworten. Henoch wandte sich nun an Elon und sah ihm eindringlich in die Augen. Er nahm Elons herabhängendes, verletztes Ohr in seine Hand und ließ es los. Es stand wieder ordentlich aufrecht, so wie er sich nicht erinnern konnte, dass es jemals gestanden hatte, bevor Kain ihn als Welpe verletzt hatte. Danach verabschiedete sich Henoch von Gerülv, streichelte ihn und sprach in der Wolfssprache: „Danke.“ Dann verschwand der Engel Henoch aus ihrem Blickfeld. Seth begann aus voller Kehle das Lied vom Berg zu singen. Lamech versuchte mitzusingen, während Gerülv auf dem Gipfel des nächsten Hügels zu weinen begann. Kain saß auf den Knien vor dem Feuer und wusste nicht, wie er seine Dankbarkeit für so viel Gutes, das ihnen allen nun widerfuhr, zum Ausdruck bringen sollte.

Nicht viel später saßen sie am Feuer und konnten gar nicht aufhören, über den wundersamsten Abend ihres Lebens zu sprechen. Wäre Gerülv nicht leibhaftig dabei gewesen, hätten sie niemals geglaubt, was sie erlebt hatten. Lamech zog sich zusammen mit Elon zurück. Gerülv blieb dicht an Seth liegen.
„Was wirst du jetzt tun, großer Bruder? Du wirst langsam älter und dein Fluch ist aufgehoben“, fragte Seth Kain.

Kain dachte lange nach. Seth drängte nicht auf eine schnelle Antwort und war damit beschäftigt, Gerülv zu streicheln, bis dessen Oberlippe sich vor Glückseligkeit nach oben krümmte und seine Eckzähne zum Vorschein kamen, während seine Augen fast zufielen.
Kain seufzte tief: „Ich habe einst die Vorposten von Eden gesehen. Dort habe ich Abel unter einigen Felsbrocken begraben. Ich habe den Cherub beleidigt. Ich habe meinen Eltern so viel Kummer bereitet. Ich muss das alles noch wieder in Ordnung bringen. Ich habe noch so viel wiedergutzumachen, aber ich kann Lamech nicht allein lassen."
„Kann ich dir irgendwie helfen? Eden, liegt das nicht sehr weit weg? Du bist ja auch nicht mehr der Jüngste", sagte Seth besorgt.
„Ich bin vielleicht zu alt, um noch eine solche Reise anzutreten, und ich bin zu jung, um Lamech zurückzulassen."
„Mein lieber Bruder, wenn es etwas gibt, das mir dein ältester Sohn beigebracht hat, dann war es: Hab Vertrauen! Henoch wurde ein Engel Jahwes! Und hab nun Vertrauen in deinen jüngsten Sohn! Geh! Ich bleibe hier bei Lamech, bis er stark genug ist, seine eigenen Entscheidungen zu treffen. Hab Vertrauen in deinen jüngsten Bruder und in deinen jüngsten Sohn."
„Äußerlich magst du mir zwar sehr ähnlich sehen, aber dein Wesen gleicht eher dem Abels, und das ist auch gut so", urteilte Kain, ehrlich zu sich selbst.

Seth drängte sich ganz nah an Kains Gesicht heran. Ihre Blicke konnten sich nicht mehr ausweichen. „Wenn Jahwe dir vergibt, kleiner Bruder, musst du dir auch selbst vergeben. Das nicht zu tun, zeugt von schrecklichem Hochmut. Ich sehe dir nicht nur ähnlich, wir haben noch viel mehr gemeinsam. Ich bin mir sicher, dass ich, wäre ich der älteste Bruder gewesen, genau dasselbe getan hätte wie du. Du hattest keinen Bruder über dir. Meine Position ganz unten machte es mir leichter, aus euren Fehlern zu lernen. Denk an unsere Eltern, wie sie mit den Fehlern, die wir machen, weiterleben müssen. Den unversehrten Apfel heute als Geschenk zu erhalten, bedeutet so viel wie Vergebung zu erhalten, aber auch sich selbst zu vergeben.“ Seth umarmte seinen Bruder, Kinn an Kinn, und ließ ihn nicht mehr los. Er flüsterte ihm ins Ohr: „Wer bist du? Wie heißt du? … Wie heißt du? … Wie heißt du? … Wie heißt du?“ Er wiederholte es immer wieder, bis Kain zu Tränen gerührt antwortete: „Liebes Kind.“ „Wiederhol es!“ „Liebes Kind.“ „Wiederhol es!“ „Liebes Kind.“ „Wiederhole es!“ „Liebes Kind. Liebes Kind. Liebes Kind. Liebes Kind. Liebes Kind. Liebes Kind.“ Kain weinte wie ein Neugeborenes.

Seth sprach weiter mit warmen Worten zu ihm und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Du musst nicht ständig auf das verweisen, was du einst falsch gemacht hast. Dein Sohn Henoch hätte niemals ein Engel werden können, ohne einen enormen Anteil an Abel und Kain in sich zu

tragen.“ So versuchte Seth, Kain milder

. Und so geschah es: ‚Der, der Menschen tötet', starb an jenem Abend. Und ‚Liebes Kind' wurde wiedergeboren. Zwei Engel Jahwes waren Zeugen, und der Apfel behielt seinen süßen Duft die ganze Nacht über.

Das Herz ist oft ein Spielball zwischen Weiß und Schwarz, solange es die Kräfte, die es bewegen, nicht ausreichend intuitiv erforscht und ihnen folgt. Der Spiegel zeigt das Ego, das Glas das Herz. Diese Kräfte zu beherrschen, ist die letzte Aufgabe des Herzens, das in all seiner Freiheit geschaffen wurde, und das konnte Abel meisterhaft. Belial hält überhaupt nichts von seinem Sklaven. Belial duldet seinen Sklaven höchstens als ein Ding, das keinen Respekt verdient. Und genau darin liegt der immense Unterschied zu Jahwe: Jahwe liebt sogar den Sklaven Belials, denn Er ist die Liebe. Göttliche Liebe kann niemals hassen, so wie teuflische Kraft Liebe und Nicht-Liebe niemals lieben kann.
Kain nickte dankbar: „Lass uns jetzt schlafen gehen."
Djibril und Henoch sahen von hinter dem Gipfel des Djebel Akhbar zu. Auch sie brauchten nichts zu denken.
Die Seraphim winkten und traten alle beiseite, um das mächtige Licht höher hinauf über das Allerheiligste hereinzulassen. „Heilig! Heilig! Heilig!", erklang es ringsum.

34. DAS HAUS VON ADAM UND EVA

„Der Mensch ist im Grunde genommen das Verlangen nach Sein, doch die blühenden Apfelblüten vermissen einander“

Lucius Rufus Varus

Der Winter war wieder einmal hart gewesen, und nun hielt der Frühling Einzug. Der letzte Jahreswechsel hatte ihren Körpern schwer zugesetzt. Die tägliche Wanderung mit dem Krug Wasser vom Fluss zum Apfelbaum gelang Eva schon lange nicht mehr allein. Adam half ihr eine ganze Weile und stützte Eva mit dem Krug, um gemeinsam hinaufzugehen, bis auch er nicht mehr in der Lage war, den Krug hinaufzutragen. Sie sahen sich zärtlich an. „Ich möchte dir noch etwas sagen, liebe Frau.“ Er schreckte selbst davor zurück, ihr zu sagen, was er sich nie zuvor zu benennen gewagt hatte. „Ich möchte dir noch sagen, dass es mir leid tut, dass ich dir nie zuvor gesagt habe, dass ich dich liebe, und selbst jetzt scheinen die Worte nicht ehrlich genug zu sein. Die Liebe, wie ich sie damals im Garten Eden empfand, habe ich nie wiedergefunden, und deshalb fühlt es sich wie eine Lüge an, diese Worte zu benutzen. Es tut mir leid, während ich jetzt ...“ Doch die Mannin legte ihm sanft ihre Finger auf die Lippen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Sie blickte ihm zwischen den Falten ihrer müden Augenlider lang und tief in die Augen. Minuten

vergangen. Adam sah keine Falten oder Narben mehr, sondern sah immer deutlicher die Mannin aus dem unvergleichlichen Eden vor sich. „Ich liebe dich, Mannin“, sprach der Mann, und die Mannin antwortete: „Ich liebe dich, Mann.“ Und sie legten sich für die Nacht in die Arme des anderen und waren sich beide bewusst, dass dies ihre letzte Nacht sein würde. Sie kümmerten sich nicht mehr darum, ein Feuer für die kalte Frühlingsnacht zu machen, denn sie hatten einander und damit alles. Sie mussten nicht länger in der Erinnerung an Eden leben, denn sie lebten wieder darin. Sie brauchten keine anderen Worte mehr als die letzten, die sie gerade zueinander gesprochen hatten.

An jenem Morgen, bei der ersten Morgendämmerung, öffnete die Frau als Erste die Augen, doch sie konnte nicht mehr aufstehen. Auch der Mann konnte und wollte sich nicht mehr aufrichten. Es blieb nur das vertrauensvolle Warten auf das, was geschehen würde. Eng aneinander geschmiegt. Nicht lange.

Zwei strahlende Gestalten betraten die Höhle im Gegenlicht der großzügigen Morgensonne. Die Frau erkannte ihn als Erste: „Djibril!“ „Fürchtet euch nicht, ich bringe euch eine frohe Botschaft“, sprach Djibril, „aus eurem Nachkommen werden eine Mutter und ein Erlöser geboren. Er wird heilen, was krank ist, und gerade machen, was krumm ist. Die Tore von Eden werden sich wieder öffnen. Alles wird in den von Jahweh geschaffenen Zustand zurückversetzt werden.“

„Es geschehe nach deinem Wort. Was wird mit uns geschehen, Djibril?“, fragte die Frau leise.
Djibril trat einen Schritt zur Seite, und der Engel Henoch zeigte sich in voller Pracht. Nun war es der Mann, der seinen Augen nicht trauen konnte: „Kain?“ Der Engel antwortete: „Ich bin Henoch, Sohn von Shira und Kain. Ich überbringe euch Grüße von meinem Vater. Der geheilte Apfel hat auch meinen Vater geheilt.“ Adam und Eva stießen einen Freudenschrei aus: „Sei willkommen, Sohn unseres geliebten Sohnes und Engel Gottes. Kann unser Glück noch größer werden?“, sprach Adam wie ein überglücklicher Großvater.
„Gewiss“, sprach Djibril, und er nahm den Mann in seine Arme, während Henoch die Frau in seine Arme nahm, und alle suchten außerhalb der Höhle den Apfelbaum auf, der in voller Blüte stand. Djibril roch zunächst selbst tief an einer zarten Blüte und reichte sie dem Mann: „Du wirst einst erwachen wie diese Blume, als neuer Adam.“ Adam folgte seinem Beispiel, roch daran und fiel sogleich in einen tiefen Schlaf. Henoch sprach zur Frau: „Auch du wirst einst erwachen wie diese Blume, als neue Eva.“ Und er reichte ihr einen Blütenzweig. Die Mannin ging nicht sofort darauf ein und konnte den Blick von Kains Augen in ihrem Enkel einfach nicht abwenden. Henoch, der zum Menschen gewordene Engel, schenkte ihr eine Träne als Willkommensgeschenk für das neue Eden. Die Mannin nahm die Träne dankbar entgegen und wandte ihren Blick ab

um vorsichtig die am stärksten verwelkte Blüte vom Zweig zu pflücken. Sie lächelte Henoch schüchtern an, roch an dem rötlichsten aller Blütenblätter und fiel sofort in einen tiefen Schlaf.
Weiße Blütenblätter sind wie ein Brautkleid und symbolisieren die Zartheit und Sanftheit der Liebe.

Rote Blütenblätter sind wie ein beschädigter Apfel, der selbst dann, mit der zartesten Berührung und Einstellung, zu einer neuen Frucht heilen kann. Henoch war beeindruckt von Großmutters Lebensweisheit.
Djibril und Henoch legten sich beide eng aneinander in der Höhle, sie verschränkten die linke Hand des Mannes mit der rechten Hand der Frau und in ihrer freien Hand bewahrten sie den Zweig der Apfelblüte auf, an dem sie gerochen hatten. Djibril und Henoch verließen die Höhle und versperrten den Eingang der Höhle mit Felsbrocken. All ihre Bewegungen wurden von einem kriechenden Tier beobachtet, das auf der Lauer lag. Djibril drehte sich abrupt zu Belial um und blickte der Schlange tief in die Augen. Henoch hatte bereits begonnen, mit einer Hacke einen kreisförmigen Graben um den Apfelbaum zu schlagen, aus dem sofort das Blut Abels hervorquoll. Mit dem ersten Blut Abels besprengte Djibril die Felsbrocken vor dem Eingang. Belial schauderte vor dem Blut

und verschwand augenblicklich, um nie wieder zurückzukehren. Henoch schloss den Kreis um den Stamm, wodurch der Apfelbaum fortan für jedes Lebewesen – Tier, Insekt, Mensch oder Engel mit bösen Absichten – unerreichbar war. Die Äpfel konnten so unmöglich gepflückt werden und würden stets unversehrt und vollreif, in ihrem süßesten Moment, unter den Stamm fallen, damit dieser im Laufe der Jahrhunderte Heilkräfte daraus schöpfen konnte, bis die Zeit des Holzes gekommen wäre.

Die einzige und letzte Träne des Engels Henoch löste große Ergriffenheit im Allerheiligsten aus. Kain hatte einst seinen Sohn nach einer blinden Maus Genog benannt. Shira machte daraus Henoch, doch im Garten Eden bedeutet „Hé noch“ „Eine Träne“. Weit höher als das Höchste blickten die Seraphim zu und falteten sogleich zwei Paare ihrer sechs Flügel zusammen, damit das Licht von unten den Herrn der Heerscharen möglichst weit oben erreichen konnte. Das tausendfach vervielfachte Licht von oben würde Henoch bei seiner Rückkehr ins Allerheiligste zum Metatron[7]segnen.

---

[7] *Das 3. Buch Henoch beschreibt, wie Henoch, der sich in „Metatron“, den mächtigsten Engel, verwandelt hat, auf dem himmlischen Thron sitzt und dass sich die gesamte Schöpfung vor ihm verneigt. Quelle: Das komplette Engelbuch – Margaret Barker ISBN 978 90 443 1790 9/ S. 324-325.*

Anmerkung des Autors: Ich weise darauf hin, dass diese drei Bücher über Henoch von den meisten christlichen Religionen in jeder Hinsicht angefochten werden: interpretativ, exegetisch, inhaltlich. Ich verweise aber auch gerne auf das Vorwort.

„Denn Blumen sind dafür bekannt, die
Verzweiflung eines einfachen Mannes
zu heilen.“

Oscar Wilde, aus „The Ballad of Reading Gaol“, 1897

„Danach war meine Seele
verborgen, Und ich stieg empor in
die Himmel,
Und ich sah die heiligen Söhne
Gottes, Sie schritten auf lodernden
Flammen
Ihre Gewänder waren weiß
Und das Licht ihrer Gesichter strahlte wie Schnee.“

Buch Henoch 1: 71

35. DAS HAUS KAIINS

„Der Mensch sehnt sich im Grunde danach, zu sein, wenn er nur die Liebe hat.“

Lucius Rufus Varus, 2020

Lamech wuchs durch Höhen und Tiefen heran, stets unterstützt von Seth, Gerülv, Kain, Elon und der weißen Feder. Vor allem Seths Erzählung von seiner Begegnung mit Henoch am See am Fuße des Djebel Akhbar faszinierte ihn immer wieder. Und doch war es Kain, der einst selbst eine unsichtbare schwarze Feder von Belial getragen hatte, der Lamech grundlegend helfen konnte, weiterzuleben, ohne an einem unerträglichen Schuldgefühl zugrunde zu gehen. Kain fühlte sich von Tag zu Tag älter werden und begann, seine Lebensweisheiten an Lamech und Seth weiterzugeben. Abend für Abend erzählte Kain am Feuer seine Lebensgeschichte, wobei er ihnen seine Gefühle, seine damaligen Gedanken und seinen Kampf mit sich selbst bis ins kleinste Detail offenbarte. Lamech hing an seinen Lippen und fühlte sich dadurch anerkannt und getröstet. Er war wissbegierig und stellte immer mehr Fragen. Kain war oft angenehm überrascht. „Ist Wut immer schlecht und was ist dann mit Hass?“, fragte Lamech eines Abends seinen Vater. Auch Seth war von der Frage beeindruckt und neugierig auf

Kains Antwort. Kain starrte regungslos vor sich hin auf das Spiel der Flammen. Die Frage war von so großer Tragweite, dass es ihn sehr freute, dass gerade Lamech diese Frage stellte. Gleichzeitig wurde ihm klar, dass auch seine Unterweisung allmählich abgeschlossen werden konnte. Aber es erinnerte ihn auch daran, wie er seinen Speer auf seinen Bruder geworfen hatte – oh ja, er war damals extrem wütend und zornig gewesen, es war tausendfach falsch gewesen. Später hatte er eine andere Art von Zorn kennengelernt, und er antwortete vorsichtig: „Zorn kann man nur dann als gut bezeichnen, wenn der Zorn heilig ist. Heiliger Zorn richtet sich nur innerlich gegen dich selbst: gegen deine Unfreundlichkeit, gegen deine Geizigkeit, deine Unfreundlichkeit, deine Hassgefühle, deine Lügen. Nur diese Wut sollte deine Wut sein. Alle anderen Formen der Wut dienen dir nicht.“ Er blickte Lamech kurz in die Augen, um sicherzugehen, dass er sich klar genug ausgedrückt hatte. Lamech nickte leise, und Kain fuhr fort: „Was den Hass betrifft: Hass ist die Projektion deiner eigenen Unfähigkeit, den anderen zu lieben. Ein demütiger Geist kann unmöglich selbst verletzt werden. Ein demütiger Geist braucht keine Entschuldigung von einem anderen. Jede Erwartung oder gar zwingende Forderung nach einem ‚Es tut mir leid‘ vom anderen tötet deine eigene Demut und Reue. Ein stolzer Geist liebt Worte, ein demütiger Geist liebt die Stille. Ein demütiger Geist hat Mitleid mit einem stolzen Geist und hasst ihn

niemals, weil er sich stark

erkennt in dem stolzen Geist, der er selbst einst war, und genau diese Erinnerung hilft ihm, sich blitzschnell zu korrigieren. Wut kann also in gewisser Weise gut sein, aber Hass, und schon gar nicht Hass gegen sich selbst, niemals. Nichts steht der Liebe so sehr entgegen wie der Hass. Hass leugnet jegliche Existenz der Liebe. Hass glaubt nicht an Vergebung. Hass tötet alles, was ihm in den Weg kommt.“ Kain wusste genau, wovon er sprach: „Wie stolz war ich selbst nicht? Wie oft habe ich meine Eltern gehasst? Wie sehr habe ich Abel gehasst? Ich konnte damals weder meiner Mutter noch Abel vergeben, weil ich alles mit den besten Absichten tat. Ich verlangte von ihnen Reue, und wenn sie dem nicht nachkamen, hasste ich sie aus tiefstem Herzen. Ich machte keinen Fehler, also waren sie im Unrecht.“ Es wurde augenblicklich still um das Feuer herum. Auch Elon und Gerülv spürten eine würdevolle Stille, die von allen Anwesenden respektiert wurde. Niemand wartete auf etwas, denn alle, Mensch und Tier, erkannten sich in dem wieder, was Kain sagte. Nur die Zeit wartete geduldig. Der alte Kain öffnete die Tür seiner Erinnerungen und ging zurück zu seinen Jahren als junger Mann, bis zu einer strahlend weißen Karte: „Vater erzählte mir einmal, wie Mutter, die nur selten sprach, ihm eines Nachts unter dem Maulbeerbaum neues Leben einhauchte. Vater befand sich in einer tiefen Depression, und sie hatte ihm zugeflüstert: ‚Nur das Akzeptieren des Leidens meines Herzens hier außerhalb von Eden als etwas, aus dem man

lernen kann,

„Wenn es auch etwas Gutes gibt, kann die Liebe in meinem Herzen Eden zurückgewinnen.“ Damals verstand ich diese Worte nicht.“ Seth kamen die Tränen: Er konnte sich genau vorstellen, wie seine Mutter das zu seinem Vater gesagt hatte. Kain schwieg einen Moment, damit alle, die am Feuer saßen, das Gesagte sacken lassen konnten. Er fuhr fort: „Vater erzählte ab und zu vom Unterschied zwischen ihrem Leben im Garten Eden und außerhalb des Gartens Eden. Ich verstand das nicht. Ich wollte nur den Winter überleben. Abel sagte mir, dass wir vielleicht besser keine Tiere töten sollten, um zu essen, und dass wir dann vielleicht besser sterben sollten. Abel hatte keine Angst vor dem Sterben oder vor dem Leiden. Für ihn war es einfach und selbstverständlich. Er besaß unermessliches Vertrauen. Das Leiden als etwas Gutes anzunehmen, erfordert unermessliches Vertrauen. Die wichtigste Kraft in der Liebe, so habe ich auch lernen dürfen, ist neben dem Vertrauen und dem Wissen um das Leiden die Vergebung. Ich vergebe dir, also vergib auch dir selbst, so wie ich mir selbst nur mühsam zu vergeben gelernt habe. Shira, deine Mutter hat mir das beigebracht.“ Kain blickte Lamech zärtlich an und sah ihm tief in die Augen: „Nur so habe ich den Hass auf mich selbst vertrieben, mein lieber Sohn. Leugne nicht die Liebe der Menschen und Tiere um dich herum, die dich lieben. Du musst nicht blind werden wie ich, um blind zu sehen zu lernen. Du darfst niemals die aufrichtige Bitte um Vergebung ignorieren oder einem

Feind die Vergebung verweigern, denn

„Das tötet die Liebe in dir wie nichts anderes.“ Und Kain sah erneut in Lamechs Augen das Kostbarste, das aus der Quelle seines Herzens entsprang. Lamech ließ sein Herz in Tränen fließen, die nur für Jahwe sichtbar waren, und Lamech wurde von Jahwe berührt. Jahwe legte seine Hand durch Kain auf Lamechs Haupt und sprach: „Ich habe dich lieb, mein Sohn.“ Und Lamech antwortete: „Ich liebe dich, Vater.“ Kain empfand das Wort „Vater“ in diesem Augenblick als rein, wie eine Hand Gottes, und sah Die Liebe in Lamechs Augen. Kain stand auf und hinterließ sein Testament im Gedächtnis jedes Anwesenden: Mensch, Tier, Insekt, Engel, und sehnte sich nach dem Meer. Elon würde ihm wie immer folgen.
Und Belial?
Belial kroch eine Weile tiefer in die Dunkelheit, bis der Sturm vorüberziehen würde.

Kain spürte in dieser heiligen Nacht, dass seine Zeit gekommen war. Er wurde nicht mehr gebraucht. Es war Elons verständnisvoller Blick am Feuer, der ihm klar machte, dass auch Elons Zeit gekommen war. Er beschloss, gemeinsam mit Elon bei Tagesanbruch zu seiner letzten Mission aufzubrechen, ohne sich noch zu verabschieden. Schließlich war alles gesagt. Er hatte vollstes Vertrauen, dass Lamech, Seth und Gerülv es auch ohne ihn schaffen würden und

Elon. Er wartete geduldig, bis alle schliefen, öffnete leise das Grab von Shira und dem kleinen Abel, suchte und fand ihre Brustknochen, die sich immer am nächsten an ihrem Herzen befunden hatten, um sie zum Grab von Abel mitzunehmen. Er sammelte etwas Proviant zusammen und brach noch vor Tagesanbruch in aller Stille auf, zusammen mit Elon. Die leichten Minusgrade verhießen nichts Gutes. Kain wusste, dass es unmöglich war, weit genug nach Osten zu gehen, um Eden zu erreichen. Doch wie oft hatte sich „blindes Vertrauen“ nicht als Schlüssel zum Erreichen des Ziels erwiesen? Auch Elons Anwesenheit gab ihm Kraft. Zu Recht. Die liebevolle Erinnerung an den Tod der Bärin im Winter stand ihm immer noch vor Augen. Ihr Sohn verdiente es, Eden in ihrem Namen zu sehen.

Sie kamen nur sehr langsam voran, aber das machte keinem von beiden etwas aus. Solange sie nur auf dem Weg nach Osten waren. Wenn er sich nachts zwischen die Beine des uralten Elon kuschelte, um die Kälte zu vertreiben, dachte er oft an den Winter in der Grube zurück, als er blind war. Die Angst von damals lernte er wieder zu beherrschen und zu lieben. Je weiter sie nach Osten zogen, desto weiter ließen sie ihre Vergangenheit hinter sich. Es waren nicht nur seine Augen, die allmählich wieder blind wurden und vergaßen, auch sein Gedächtnis wurde blind und bot großzügig neuen Raum für das Eden

dass er sich nicht mehr ganz erinnern konnte. Alles machte so ehrfürchtig Platz für das, was kommen würde, ohne die geringste Erwartung. Nur die Worte, die ihm sein Bruder Abel durch die Steine auf seinem Grab übermittelt hatte, erinnerte sich Kain, als wären sie in den härtesten Granit gemeißelt. „Ich bin dessen nicht würdig, Herr!“, hallte es bei jedem Schritt in seinem Kopf. Er empfand die Worte auch so und musste sie daher gleichzeitig weniger denken oder sich ins Gedächtnis rufen. Das Gefühl trat an die Stelle seines Verstandes und seines Gedächtnisses. Die Kälte wurde immer schlimmer. Die letzten aufgesparten Vorräte teilte er brüderlich mit Elon. Nie zuvor waren die beiden so verbunden gewesen. Kain berührte jeden Abend Elons verheilte Ohr, wie eine ferne Erinnerung. Er wusste nicht mehr, wie es einst verletzt worden war, noch wie es einst geheilt worden war, doch er berührte es mit blinder Ehrfurcht. Nur Henoch spürte er, völlig unerklärlich, aus einer fernen Intuition heraus, wie einen flüchtigen Schatten erscheinen. Gegenwart und Vergangenheit verloren sich in einer Leere, die darauf wartete, gefüllt zu werden. Elon schloss ihn am Abend zwischen seine alten Vorderpfoten, und beide stellten einander keine Fragen. Die Kräfte beider nahmen stetig ab, doch das kümmerte sie nicht, denn sie gingen gemeinsam nach Eden.

Am nächsten Tag wachten sie viel später als sonst auf. Eine dicke Schneedecke hatte sie vor der eiskalten Nacht geschützt. Elon schnüffelte als Erster am Schnee

in seine Nasenlöcher und nieste sich sofort wach. Kain schreckte kurz auf. Seine geschwächten Augen litten schon bald unter Schneeblindheit. Elon nahm ihn auf den Rücken und kämpfte sich zwei Tage und Nächte lang ununterbrochen durch den tiefen Schnee, bis auch er zusammenbrach. In dieser Nacht befanden sich beide im Niemandsland. Am nächsten Morgen rief Kain entzückt aus: „Schau, Elon!“ Auch wenn er nicht mehr scharf sah, konnte kein Tier und kein Mensch den Glanz Edens übersehen. Elon und Kain liefen mit ihren letzten Kräften darauf zu, bis sie beide zusammenbrachen. Der Mensch mag glauben, er bewege sich auf Eden zu, doch es ist Eden, das entscheidet, ob ein Mensch Eden erreicht. Kain kam Stunden später wieder zu sich und blickte mühsam auf. Er konnte gerade noch sehen, wie Elon vor dem Cherub stand und wie der Cherub sein mächtiges Schwert erhob, um Elon Zugang zu Eden zu gewähren. Kain kroch auf Händen und Knien zum Cherub. Der Cherub hob auch für ihn das Schwert.

„Ich danke Jahwe, aber ich bin es überhaupt nicht wert, Eden zu betreten. Ich suche das Grab meines Bruders Abel.“ Kain verdeutlichte, was er meinte: „Ich bin es nicht wert, Eden zu betreten.“ Er senkte den Blick. Das Schwert blieb erhoben. „Es tut mir leid, wenn es erneut so aussieht, als ob ich darüber zu entscheiden hätte. Ich überlasse die Entscheidung Dir, Herr. Nur Du weißt, was für mich richtig ist.“ Erst dann senkte der Cherub sein Schwert und richtete es auf

Abels Grab. Kain dankte Jahwe für so viel Güte und stolperte sofort dorthin. Am Grab nahm er die Steine ehrfürchtig einen nach dem anderen weg, deren Schwingungen er sofort wiedererkannte – von damals, vor langer Zeit, auf dem Stein im Fluss. Es überraschte ihn, dass er Abel nicht mehr vorfand, bis auf ein kleines Beinchen: das Brustbein. Er nahm das Beinchen dankbar entgegen, küsste es und suchte in seiner Reisetasche nach den Brustbeinen von Kleinem Abel und Shira. In seiner linken Hand hielt er die Knochen von Kleinem Abel und Shira zusammen, und in der rechten Hand umklammerte er Abels Brustbein. So legte er sich in das leere Grab. Das Licht erlosch nur langsam in seinen Augen, sodass sein Leben allmählich einer tieferen Ruhe weichen konnte. Das liebe Kind starb friedlich.

Henoch, der Metatron, erschien als Mensch aus dem großen Tor von Eden am Grab. Er kniete ehrfürchtig vor seinem Vater nieder und legte Evas Stein aus dem Fluss auf sein Herz, damit jeder Stein, wo auch immer auf der Welt, die Geschichte kennen und weitergeben würde von „Dem, der Menschen tötet“, der starb als „Der, der Menschen liebt“.

Henoch nahm seinen Vater in die Arme und trug ihn nach Eden hinein.

Der Herr, der ist, stieg hinab zum Haus Kains.

Warst du immer so nah, Herr?

Ich bin der Ich-bin, mein liebes Kind.

Ich bin bei dir. Ich bin.

36. DIE STADT DER MENSCHHEIT

Es ging nicht mehr darum, auf das Haus des Menschen zu warten, sondern auf eine Stadt der Menschheit.

Es war ein langes Warten auf zwei Menschen. Die erste war eine Frau, der zweite war ihr Sohn. Nur das unermessliche Haus ihres Vaters würde in der Lage sein, alle früheren Häuser innerhalb der sicheren Mauern Seines Hauses zu beherbergen. In dieser neuen Stadt würde Er ihnen die Türen öffnen, die Mauern einreißen und die Menschen in bedingungsloser Liebe zueinander wieder vereinen. Er allein erwies sich als fähig, das göttliche Ebenbild im Menschen wiederherzustellen und seine verlorenen Söhne und Töchter in einem Neuen Eden aufzunehmen. In der Mitte dieser Stadt würde das Holz des Apfelbaums auf dem blutgetränkten Feld wachsen und die reinsten, geheilten Äpfel tragen. Unter dem Baum würde ein langer Tisch stehen, an dem jeder neue Pilger willkommen geheißen und ihm oder ihr der geheilte Apfel als Festmahl gereicht würde.

Es war ein langes Warten.

„Aber der Glaube und die Liebe und die Hoffnung liegen alle im Warten.“

T. S. Eliot, aus „Four Quartets“, 1943

„Sauerer als Zitrusfrüchte“ ist der erste Teil der Eden-Trilogie

„Der, der Menschen tötet“ ist der zweite Teil der Eden-Trilogie

Nah wie eine vollkommene Perle ist der dritte Teil der Eden-Trilogie

© 2025 Erik Willems

D/2026/Erik Willems, Autor und

Herausgeber Covergestaltung: Peter

Vanbekbergen Erstausgabe:

Dezember 2025

ISBN: 9789082144819

Copyright: copyright@edentrilogie.eu

Kontakt, Info und Online-Verkauf: www.edentrilogie.eu

SO NAH WIE EINE VOLLKOMMENE PERLE

über das Leben von Maria und Maria Magdalena

Erik Willems

Pieje Crabbé gewidmet Mit
Dank an Djibril

Inhaltsverzeichnis

VORWORT **7**

EINLEITUNG **16**

DAS ALTE TESTAMENT **19**

EINFÜHRUNG IN DAS ALTE TESTAMENT 19
BELIALS LETZTES WORT 37
WIEDERGUTMACHUNG FÜR JAKOB 51
NACHBETRACHTUNG ÜBER ERZÄHLER UND SCHRIFTSTELLER 64
DER BAUM VON GUT UND BÖSE 65

MARIA **74**

EIN TROPFEN IM MEER 74
DIE JUNGEN JAHRE VON MARIA UND MARIA MAGDALENA 76
DIE GEBURT VON JOHANNES DEM TÄUFER 85
JOSEF WURDE BETROGEN 104
DIE GEBURT CHRISTI 111
DIE BESCHNEIDUNG UND DAS ZEUGNIS DES SIMEON 128
DER KINDERMORD 136
DIE FLUCHT NACH ÄGYPTEN 151
ASCHKELON 154
KINDER DES KÖNIGS 158
DER KLEINE GROßE JESUS 175
DAS KIND DES KÖNIGS 185

DER JORDAN 211
JESUS UND DIE GELDWECHSLER 225
JESUS UND BELIAL IN DER WÜSTE – DIE MASKE FÄLLT 249
DREI TAGE: TAG 1 – RUHE IN STILLE 252
DREI TAGE: TAG 2 – DIESER JAHWE IST NICHT MEIN VATER 256
DREI TAGE: TAG 3 – DER DAMM BRICHT 274
DER ABSCHIED.....293
MEIN LEBEN, MEINE EWIGKEIT.....296
EIN KAREM 301
KANA.....323
KAPERNAUM 326
BETHANIEN: DIE ERSTE BERGPREDIGT.....330
GLÜCK, LIEBE UND DANKBARKEIT 340
JOSEF VON ARIMATHÄA UND NIKODEMUS 347
MARIA UND HANNAH 354
SAMUEL 369
DAS ENDE DER ALTEN WELT 374
DIESER MANN TRÄGT KEINE SCHULD.....378
SIMON, DER KREUZTRÄGER 390
DIE LETZTE BERGPREDIGT: DAS KREUZ AUF DEM BERG 397
DER BLUTACKER.....404
BELIAL.....409
DER BAUM DES GUTEN 410
DAS LEERE GRAB.....411
DAS NEUE EDEN.....418

DAS EVANGELIUM DER MARIA MAGDALENA.....419

EINLEITUNG.....419
MARIA MAGDALENA 421

HOHER BESUCH 425
SAMUEL UND DER HAFENMEISTER.....453
ABSCHIED VON EIN KAREM 467
AUF NACH MASSILIA.....470
BETH-SÉMES 478
DAS MESSER 496
THIMNAT.....512
ASCHDOD 514
DIE ERSTE LESUNG VON MARIA MAGDALENA.....518
STURM AN LAND.....530
DER KLEINE JOHANNES 536
DER FLUG DES VIOLETTEN SCHMETTERLINGS 547

VORWORT

Am 23. März 1994 änderte sich mein Leben drastisch.
Am 12. Dezember 2012 begann ich, ein Tagebuch zu führen, nachdem ich das Buch *„De Profundis“* von Oscar Wilde gelesen hatte, das er 1898 während seiner Haft wegen seiner Homosexualität geschrieben hatte. Ein Satz aus *„De Profundis“* hallte nach und weckte in mir ein Gefühl der Vertrautheit: „Von weitem kann man die Stadt Gottes wie eine vollkommene Perle liegen sehen. Ihr Anblick ist so wundersam, dass es scheint, als könne ein Kind sie an einem Sommertag erreichen. Und ein Kind kann das auch.“ Ich musste und wollte das Kind in mir wiederfinden. Und ich begann daraufhin zu schreiben, so wie es nie aufgehört hat und nie aufhören wird. „Fern“ musste „nah“ werden. Es ist jetzt der 25. Dezember 2025. Ich wollte meinen Namen in den ersten beiden Büchern der Trilogie nicht nennen und habe lange gezögert, ob ich nach diesem dritten Teil meinen Namen preisgeben sollte. Ich hatte und habe immer noch das starke Gefühl, dass mir alles ‚gegeben‘ wurde und dass es nicht von mir stammt. Genau deshalb wollte ich ‚anonym‘ bleiben, solange ich schrieb. Der Höhepunkt der Heilsgeschichte vom Alten Testament bis zu Jesus, Mensch und Gott, musste eine einzige klare Linie bleiben, soweit ich diese Eingebung erhalten würde, nicht selbst erschaffen: Eingebungen, von denen ich oft auf den ersten Blick gar nicht begriff, was sie bedeuteten, um ihre Botschaft manchmal erst nach Tagen des Reifens plötzlich zu durchschauen. Hätte ich inzwischen Diskussionen darüber mit namhaften Theologen geführt, hätten sie mir das ausgeredet

mit Verweisen auf bedeutende Bibelkenner und Exegeten. Doch ich hatte im Vertrauen gelernt, genau das nicht zu tun: Ich schrieb und spielte einst meinen Monolog „Het Kind van de Koning“ (Das Kind des Königs) aus reiner Intuition heraus, und die wahre Botschaft offenbarte sich erst einen Monat nach der letzten Aufführung am 23. April 1994. Was ging dem voraus? Ich bin christlich erzogen worden, ich war sieben Jahre lang im Internat bei den Montfortanern in Rotselaar. Ich war immer ein suchender Mensch: Ich hatte keine einfache Kindheit aufgrund eines Minderwertigkeitsgefühls wegen einer späten Pubertät. Aber ich habe mich gewehrt: Ich bin Hausarzt geworden – vierzig Jahre lang – und habe viel von Menschen gelernt, konnte aber aufgrund meiner schwierigen Vergangenheit auch Menschen helfen. Ich habe den Gott der Liebe nie verloren und habe mich stets auf die Suche nach Ihm begeben: „Zeige Dich, Herr, damit ich nicht zweifeln kann.“ Ich suchte Ihn unaufhörlich. Ich suchte Ihn, fand Ihn aber nicht. Ich beschloss, aus meiner Suche ein Theaterstück, einen Monolog, zu machen, und schrieb *„Het Kind van de Koning*“. Mein Regisseur hatte oft Schwierigkeiten: „Aber was willst du nun mit diesem Stück sagen, Erik?“ Meine Antwort: „Ich weiß es selbst nicht, Matthias, ich weiß nur, dass es so sein muss.“ Die letzte Aufführung[1] fand am 16. März 1994 im Stadttheater von Kortrijk statt. Das Stück endete damit, dass der verirrte König ganz am Schluss mit dem Kästchen mit

[1] Wer Klaviermusik mag, kann sich auf Spotify das bewegende Titellied des Theaterstücks *„Het Kind van de Koning“* des

Komponisten und Live-Performers *Corneille Driezen* anhören.

die Seele seines Kindes in seinen Händen den wahren König in sich selbst wiederfindet. Der letzte Satz lautete: „Der Thron war nicht mehr leer.“ Ein einziger kleiner Satz, der mir ein Versprechen gab. Und der Vorhang fiel. Ich suchte Gott, und es sollte mich kosten, was es wolle: „Zeige dich, Herr! Ich will Gewissheit!“ Und ich erhielt, worum ich gebeten hatte.

Eine Woche nach dem letzten Auftritt in Kortrijk, am 23. März 1994, verlor meine Frau Fruchtwasser, und unser viertes Kind, ein Junge, wurde am 23. April 1994 aufgrund eines Fruchtwasserlecks zu früh tot geboren: Das Kind hatte keinen Platz mehr zum Wachsen. Während der Wehen erinnerte ich mich an bestimmte Texte aus dem Theaterstück *„Het Kind van de Koning“ (Das Kind des Königs)* von vor nicht einmal einem Monat, mit dem suchenden König: „Vielleicht muss ich das Kind in mir selbst finden, in einer spiralförmigen Bewegung, bei der man nach einer langen Wanderschaft, in der langsam, unmerklich, immer etwas in einem kleiner wird, endlich an jenem Punkt heimkehrt, der das Zentrum all seiner Kreise bildet.“ Und ich lief verzweifelt immer kleinere Kreise, um an diesem einen Punkt zur Ruhe zu kommen, und rief: „Ja! Das ist es, was ich mir wünsche: Begegnung!“ Als ich unseren toten kleinen Sohn in meine Hände bekam, erhielt ich, worum ich einen Monat zuvor noch auf der Bühne gebeten hatte: „Herr, warst du die ganze Zeit so nah?“ Er berührte mich. „Wer das Unvollkommene nicht lieben kann, kann das Vollkommene nicht sehen“, lautete die Botschaft, die ich erhielt, und ich liebte das unvollkommene tote Kind maßlos, und das Vollkommene zeigte sich. Mein Leben war fortan „anders“.

In dieser Zeit hatte ich eine enge Freundschaft mit dem niederländischen Puppenspieler Jozef van den Berg aufgebaut, und Mieke und ich nannten unseren kleinen Sohn deshalb Jefke. Jozef wurde mein Pate bei meiner Aufnahme in die orthodoxe Kirche, und ich erhielt den Namen Gabriel, auf Arabisch: „Djibri(e)l".

Jozef hatte mir schon bei der Vorbereitung des Monologs vorausgesagt: „Du bist auf dem richtigen Weg." Es war kein Zufall. Genauso wenig wie die vielen „Zufälle" danach, die sich zu einem Berg auftürmten, an dem ich nicht mehr vorbeikam. Ich wurde ein Kind des Königs. Im religiösen Jargon nennt man dies „das Erlangen der göttlichen Gnade" (*Sauerer als die Zitrusfrüchte*, Seite 23). Ich verstand damals nicht, was mit mir geschah, aber ich lernte schnell von Menschen mit einer ähnlichen Geschichte wie die von Jozef van den Berg, dass es normal ist, dass ein Mensch dies selten lange bewahren kann und es wieder verliert, weil sich ein Hauch von Hochmut einschleicht; in meinem Fall geschah dies nach etwa fünf Monaten. Ich verglich und vergleiche es immer noch wie folgt: Ich saß endlich bei Vater hinten auf dem Fahrrad und erhielt alles, was ich brauchte, um jeden Menschen, Freund und Feind, spontan zu lieben, aber nach und nach sprang ich schon mal vom Fahrrad: Ich würde es auch alleine schaffen können, diese großartige Botschaft den Menschen zu zeigen, ohne sie selbst zu verlieren. Anfangs konnte ich wirklich wieder auf den Sattel hinter Vater springen, aber Schritt für Schritt ließ ich immer mehr Abstand zwischen uns beiden entstehen, bevor ich wieder auf den Sattel sprang, und das gelang wunderbar bis zu einem kritischen Moment. Die immense und spontane Liebe, die

Je mehr ich davon erlangte, desto mehr betrachtete ich es als mein persönliches Verdienst, und Vater verschwand plötzlich mit dem Fahrrad aus meinem Blickfeld. Mein Stolz und mein Hochmut brachten mich zu Fall: Ich verlor Eden. Ein Verlust, der eine schmerzliche Sehnsucht hinterlässt, woraufhin die Suche zwar gezielter erfolgen kann, um Eden hoffentlich in der Gegenwart wiederzugewinnen.

Auf religiöse Menschen zu hören oder sie um Rat zu fragen, die so etwas selbst nicht erlebt haben, wie gelehrt sie auch sein mögen, hätte mich in meiner gnostischen Trilogie nur stark gebremst. Was ich jedoch tat, war, in Büchern, online, im Alten und Neuen Testament zu recherchieren und immer mehr Vertrauen in scheinbare „Zufälle“ und Erfahrungen aus vierzig Jahren als Hausarzt aufzubauen – ein Beruf, der von Krankheit, Leben und Sterben geprägt ist, wofür ich meinen Patienten danke. Mein Vater hatte mir jedoch nach meinem Sturz etwas hinterlassen, etwas von unschätzbarem Wert: mein blindes Vertrauen in meine Intuition als eine Gabe und ein unschätzbares Geschenk; meine Vernunft kommt erst an zweiter Stelle. Das Evangelium der Maria Magdalena ist in der Tat eine gnostische Schrift, die nicht ganz im Einklang mit den Überlieferungen der Apostel stand, mit Ausnahme des Johannesevangeliums, das ebenfalls gnostische Aspekte aufweist. Sein erstes Kapitel war bereits recht gnostisch und beliebt.

Mir ist bewusst, dass ich in diesem Buch vielen christlichen Religionen gegen den Strich gehe. Ich habe die vier großen Strömungen der christlichen Kirchen – die orthodoxe Kirche, die römisch-katholische

die katholische Kirche, die protestantischen Kirchen und die gnostischen Kirchen – mit all ihren Stärken und Schwächen kennenlernen. Ich habe Respekt vor allen vier, jede auf ihre Weise, aber keine von ihnen hat das Monopol auf die Liebe (siehe S. 14: die Geschichte von Pieje). Es ist genauso, wie ich meine vier Kinder gerne habe. Auch meine Kinder sind nicht alle gleich, und doch will und kann ich keinen Unterschied machen. Sie sind nicht perfekt, genauso wenig wie ich selbst perfekt bin. Manchmal ärgere ich mich über sie, so wie ich mich oft über mich selbst ärgere, aber das dauert keine Minute. Mein jüngstes Kind, Jefke, ist natürlich anders: Ich habe mich also nie über ihn ärgern können, aber dank ihm habe ich die gnostische Strömung kennengelernt und schätzen gelernt. Ich habe eine Tochter und drei Söhne. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich meine Tochter weniger gern haben könnte als meine Söhne. Warum spreche ich jetzt plötzlich von meiner Tochter?

Alle offiziellen christlichen Kirchen sind aus dem allerersten Konzil von Nicäa im Jahr 312 n. Chr. hervorgegangen. Es wirft bei mir viele Fragen auf, wenn man feststellt, dass keine einzige Frau am Konzil von Nicäa teilnehmen durfte: 318 heilige Männer und 0 heilige Frauen. Während dieses wichtigen Konzils wurde das Evangelium der Maria Magdalena nicht ausgewählt, da es bereits zuvor als „nur“ apokryph galt und nicht den Kriterien für den „männlichen“ biblischen Kanon entsprach. Das Evangelium der Maria Magdalena ist eine der gnostischen Schriften, die nach der Zeit der Apostel entstanden sind

geschrieben im Jahr 120 n. Chr. Bin ich denn so im Unrecht, dass ich meine Tochter genauso liebe wie meine drei Söhne?
Ich bin jedoch immer mehr davon überzeugt, dass ihr Evangelium jedem aufrichtig suchenden Menschen den Weg zur göttlichen Gnade weisen kann, nicht weniger als die kanonischen Evangelien, wenn nicht sogar mehr. Und wer die Botschaft dieser Frau nur schwer annehmen kann, weil sie eine Frau ist, der sollte seine Aufmerksamkeit am besten auf Jesu Halbbruder Johannes richten, den Enkel des Zimmermanns Josef, der etwa fünf Jahre älter war als Jesus, mit ihm aufwuchs, die Flucht nach Ägypten miterlebte und zusammen mit Maria unter dem Kreuz stand: „Frau, siehe, dein Sohn!“, wodurch Johannes wahrhaftig als Jesu „vollwertiger“ Bruder anerkannt werden darf. Und halte bitte einen Moment inne bei Joh 14,18-20. „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen. Ich komme zu euch. Die Welt wird mich nicht mehr sehen, aber ihr werdet mich sehen, denn ich lebe und ihr werdet leben. An jenem Tag werdet ihr erkennen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch.“[2] Ja: „Ich IN euch.“
Gibt es jemanden, der uns näher steht als jemand, der jede Sekunde IN uns ist? Wie herzerwärmend ist das denn? Das

[2] Die spirituelle Ebene dieser Aussage Jesu an Johannes spricht Bände über die spirituelle Ebene von Johannes, dem Halbbruder Jesu. Jesus richtet eine solche Aussage nur an jemanden, der dies auch spirituell versteht. Dies gilt ebenso für die Gespräche mit Maria Magdalena. Als Hausarzt musste ich oft dasselbe Krankheitsbild von einer niedrigeren auf eine höhere intellektuelle Ebene erklären können. Nur weil ich Einsteins Relativitätstheorie nicht bis ins Detail

verstehe, heißt das nicht, dass Einstein Unrecht hat. Wer kann/wagt es, Jesus zu widersprechen?

Das Brechen des Brotes ist nur ein kleiner Teil davon. Keiner der 318 männlichen Mitglieder des Ersten Konzils von Nicäa wagte es, das Johannesevangelium mit seiner doch überdeutlichen gnostischen Prägung zu streichen … und das zu Recht.

Der Kampf zwischen der auf Gnostik basierenden Vernunft – insbesondere der Selbsterkenntnis – „wer sich selbst kennt, kennt das ALL“ – und der auf Ritualen und Institutionen mit von außen auferlegter Lehrhoheit basierenden Vernunft wird ewig Spannungen hervorrufen, so wie wir auch über den Buchstaben eines Gesetzes und den Geist eines Gesetzes streiten. Beide Seiten haben ihre Schwächen und Stärken, aber keine von beiden darf sich für höherwertig halten als die andere. Ich erhielt hier einmal ein Beispiel und eine Antwort darauf von einem Patienten. Petrus war sein Name, und das wurde in unserem Dialekt als „Pieje“ ausgesprochen. Ein Arbeiter in dem kleinsten Arbeiterhäuschen des Dorfes. Pieje war von Beruf einfacher Zimmermann und mit einer Frau verheiratet, die geistig behindert war und schon kurz nach der Geburt ihrer einzigen Tochter in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen wurde, um dort relativ jung zu sterben. Ich habe sie nie kennengelernt. Pieje hatte stets ein Lächeln im Gesicht und tat nicht so, als sei er glücklich, denn er war einfach immer glücklich. Seine einzige Tochter lebte ebenfalls zurückgezogen und in sich gekehrt. Pieje kannte kein Klagen. Das Einzige, was er las, war die Tageszeitung. Religion schien ihm fremd zu sein. Ich konnte nicht sagen, dass ihm etwas fehlte: kein Geld und kein Gott. Pieje wurde 91 Jahre alt, und in den letzten Tagen vor seinem Tod besuchten meine Pflegerin Hilde

und ich ihn täglich.

Von einem Krankenhausaufenthalt war keine Rede. Der Mann hatte keine nennenswerten Schmerzen, und sein Lächeln und seine Dankbarkeit standen von morgens bis abends wie in Stein gemeißelt auf seinem Gesicht. Hilde und ich waren davon überrascht und fragten ihn immer wieder, ob er keine Schmerzen habe. Nein, und er lag friedlich auf seinem Bett und wartete. Am letzten Tag fragte ich ihn in Anwesenheit von Hilde: „Pieje, hast du keine Angst vor dem Tod?“ Und Pieje sah uns verwundert und lächelnd an: „Warum sollte ich? Ich mag alle Menschen.“ Und Pieje starb in dieser Nacht im Beisein seiner Tochter. Er war ein Gnostiker durch und durch. Ein violetter Schmetterling. Und dann fühle ich mich klein wie jemand, der mit viel Aufhebens eine Trilogie schreiben muss, um noch nicht einmal an Piejes Knöchel zu reichen: „Ich mag alle Menschen.“ Pieje kannte das ALL. Meine tiefe Hochachtung, Pieje.

Kurz gesagt: Die Liebe hat das letzte Wort, und Mitgliedskarten sind nicht unverzichtbar und wirken manchmal sogar kontraproduktiv. Das fiel auch Mahatma Gandhi stark auf: „Ich mag Christus, aber ich mag die Christen nicht: Sie sind Christus so unähnlich.“ Aber damit begeht auch Gandhi denselben Fehler (I don’t like the Christians) wie all die verschiedenen christlichen Kirchen untereinander, und auch er kann noch etwas von Pieje lernen. Ich schließe mit einem Wort an Belial: „Oh ja, mein lieber Belial, auch ich mache viele Fehler gegen die Liebe, aber deshalb hast du mich noch nicht.“

Erik Willems

EINLEITUNG

Das Geheimnis der Liebe wird für die Menschheit immer das größte Geheimnis bleiben.

Liebe ist an sich ein universelles, grenzenloses Gefühl, das jedem Menschen bekannt ist und sich weder in Regeln, Gebote oder Gesetze noch in Zeit einfangen lässt. Wir können Bücher darüber schreiben, stoßen aber niemals an ihre Grenze: Die Liebe ist wie der Urknall und breitet sich immer weiter aus wie ein Anfang ohne Ende. Liebe schenkt dem Lebendigen Lebenskraft. Ohne sie gibt es nur Materie. Was wir als Individuum von der Liebe erfahren können, ist jedoch gering im Vergleich zu dem, was sie geben kann: Unser Ego steht immer irgendwo im Weg. Dennoch möchte jeder Mensch gerne geliebt werden, wie dumm oder feindselig er sich auch verhalten mag. Liebe ist stets allgegenwärtig, als Bestätigung oder als Verleugnung. Wir können ihr unendlich viele Namen und Bedeutungen geben. Maria Magdalena beschrieb die Liebe in ihrem Evangelium als die „Natur der Wurzel“. Das kleinste Insekt sorgt für seinen Nachwuchs. Jede Pflanze vermehrt sich. Jeder Mikroorganismus teilt sich. Jede Zelle trägt Informationen in sich, die sie an eine neue Zelle weitergibt. „Etwas“ hat einst diese Fortpflanzung ausgelöst und ihr Kraft gegeben. Im Wort „Fortpflanzung“ steckt „Pflanze“, und eine Pflanze kann ohne Wurzel nicht existieren. Die Natur ist ein Wort für alles, was lebt. Die „Natur der Wurzel“ ist der selbstlose Spender von Leben, von Glück, von Geben, von Respekt, von Liebe.

Das Gegenteil dieses Pols ist lediglich eine Leugnung dessen, was ist und existiert.

Der Kampf zwischen den Gegensätzen um das Herz des Menschen ist ein erbitterter Kampf.
Im apokryphen Evangelium [3] der Maria Magdalena, das erst 1946 in Nag Hammadi nur teilweise wiedergefunden und auf etwa 120 n. Chr. datiert wurde, erzählt sie, wie Jesus ihr quasi dieselbe Botschaft wie Johannes verdeutlichte: dass Er IN uns wohnt, dass Er nicht mehr kommen muss und dass gleichzeitig böse Gegenkräfte in uns wohnen: Dunkelheit, Unwissenheit, Begierde und Zorn. Viele frühe Christen und „Gemeinden avant la lettre“ schlossen sich dieser Sichtweise an, die man unter dem Begriff „gnostische Christen“ zusammenfasste, worauf später noch näher eingegangen wird. Das einzige weibliche Evangelium wurde jedoch beim Konzil von Nicäa im Jahr 325 n. Chr. von den 318 männlichen Delegierten nicht behandelt.

In einem der ersten Kapitel lasse ich Belial zum letzten Mal zu Beginn des Alten Testaments zu Wort kommen, gefolgt von einem Beispiel für eine ungesicherte Überlieferung, als die Schrift noch nicht existierte: Die Jahrhunderte der Geschichtenerzähler brachen an. Erst um 900 v. Chr.

---

[3] *Esther de Boer*: *Maria Magdalena, jenseits des Mythos* Meinema

wurde auf der Grundlage der Erzählungen von Moses 500 Jahre zuvor schriftlich[4] überliefert. Danach erzähle ich die romantisierte Geschichte zweier starker Frauen und Freundinnen, Maria[5] und Maria Magdalena.

[4] Der *„Jahwist"*, dazu später mehr im Kapitel „Wiedergutmachung für Jakob"

[5] *The Life of the Virgin Mary*, *the Theotokos*, Holy Apostles Convent, Buena Vista, Colorado, USA

DAS ALTE TESTAMENT

EINFÜHRUNG IN DAS ALTE TESTAMENT

Der Homo sapiens[6]entstand vor 2,5 Millionen Jahren. Tausende von Jahren zuvor wurde alles mündlich in verschiedenen Erzählsträngen und Varianten von Generation zu Generation weitergegeben. Man musste also auf die Mesopotamier warten, bis sich eine vollständige Schrift entwickelte. Ab 3000 v. Chr. erweiterten sie die sumerische Schrift um mehr Vokabular und veränderten die Zeichen in Keilschriftzeichen. Ab 2500 v. Chr. folgten die ägyptische, hebräische, lateinische und griechische Vollschrift, viele weitere Vollschriften in anderen Teilen der Welt folgten etwas später. Die Erzählungen von Moses wurden um 900 v. Chr. in einem Grundtext zusammengefasst: dem Jahwisten[7] , einer Sammlung ausgewählter Schriften, in denen Jahwe im Mittelpunkt stand und die als Grundlage für das Judentum galten.

---

[6] *Sapiens – Eine kurze Geschichte der Menschheit*, Yuval Noah Harari

[7] Der *Pentateuch* („die fünf Bücher“) umfasst die ersten fünf Bücher des Alten Testaments, die in der christlichen Tradition mit ihren griechisch-lateinischen Namen: Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium. Der Jahwist ist die älteste Quelle davon, die sich hauptsächlich mit Erzählungen befasst.

Der erste Tag der Genesis war nach heutigem wissenschaftlichen Kenntnisstand ein „Urknall“[8], der sich vor 13,8 Milliarden Jahren ereignete, noch bevor überhaupt von einem zweiten Tag der Genesis die Rede war. *Et alors?* Ist das ein Problem für die Schöpfungsgeschichte durch einen Gott als solchen? Als Erwachsene verloren wir, vernünftig wie wir wurden, die Gabe, an das rätselhafte „Hokuspokus“ vieler Zauberer aus unserer frühesten Kindheit zu glauben, während wir die Zauberei oder die Märchen, in denen Tiere sprechen konnten, gerne an unsere unvoreingenommenen Kinder weitergaben. Etwas völlig Unmögliches aus dem Nichts zu zaubern, war für viele von uns ein Geschenk und eine Selbstverständlichkeit, solange wir Kinder blieben. Einmal erwachsen, verlor es jegliche Magie und noch mehr die Gabe, uns für das rein rational Unmögliche zu öffnen. Die Wissenschaft musste es fortan erst beweisen können. Die Wissenschaft hat jedoch eine Art Hassliebe zu Fantasie und Naivität, bezeichnet diese aber lieber als Intuition, und daran ist nichts auszusetzen. Das höchstwichtige Intuitive im Menschen kämpft immer noch um Anerkennung mit der menschlichen Vernunft[9] . Viele wissenschaftliche Durchbrüche gingen schließlich oft von Intuition und Glauben aus. Man kann getrost behaupten, dass Einsteins[10] Relativitätstheorie zustande kam

---

[8] *Oer*, Cees Dekker, Gijsbert van den Brink, Corien Oranje, Ark Media

[9] *Gerd Gigerenzer*, Psychologe, ist weltweit anerkannter Experte auf dem Gebiet der Intuition.

[10] *Einstein* sagte: „Der intuitive Geist ist eine Gabe, und der rationale Geist ist sein Diener.“ Dieses Thema taucht in diesem

Buch immer wieder auf.

dank einer überaus blühenden Fantasie in Verbindung mit perfekten Grundkenntnissen der Physik, einem scharfen Verstand sowie analytischer Offenheit und Scharfsinnigkeit – sei es beim Anblick eines vorbeifahrenden Zuges in einem Bahnhof oder beim Benutzen eines Aufzugs. Alle großen Erfindungen und Erkenntnisse entstanden dadurch, dass man es wagte, über den Tellerrand hinauszuschauen, oder durch zufällige Funde, aber auch das erforderte Intuition, um nach dem „Warum“ oder „Was kann man damit?“ zu suchen. Warum sollte man nicht behaupten können, dass der Urknall der allererste Akt im Plan eines obersten Meisters, eines „Gottes“, war, um die Bausteine für den Menschen, die Gattung Homo, zu liefern? Die Gattung, aus der der „Sapiens“ nach der Evolution immer noch jeden Tag aufs Neue versucht, sich zu verbessern, und stets auf der Suche nach dem höchsten Glück ist, auch wenn der Mensch dieses Glück oft mit Geld verwechselt. Viele Menschen finden es kitschig, das höchste Glück in guten Zeiten auch als „Liebe“ zu bezeichnen, aber in schlechten Zeiten ist sich jeder Mensch im Herzen meist einig, kitschig oder nicht, das höchste Glück des Menschen nach seinem wahrsten und grundlegendsten Wert zu benennen: Liebe. Und wenn dies zutrifft, dann war dieser Urknall, ob urweich oder urhart, der erste plausible und vollkommene Schritt in der Schöpfung eines Gottes, der Liebe ist.

Lassen Sie uns kurz in der Zeit zurückgehen, zum Wunder der Entstehung der Schrift, mit der gedruckten Zeitung nach Jahrtausenden der mündlichen Überlieferung.

Der Mensch, die Gattung Homo oder Mensch[11], entstand vor 2,5 Millionen Jahren in verschiedenen primitiven Formen. Ob Adam oder Eva nun ein Homo neanderthalensis oder ein Homo sapiens war, spielt keine Rolle. Sie gehörten zur Gattung Homo und waren keineswegs dumm. Erst um 8000 v. Chr. blieb von der Gattung Homo der Homo sapiens als letzte und einzige Art übrig, nicht ohne viele wichtige Gene seiner Vorfahren bewahrt zu haben. Die allererste Schrift dieses Homo sapiens stammte vom Volk der Sumerer auf Tontafeln aus der Zeit von 3300–3000 v. Chr. Ihre Schrift war buchstäblich knapp, es handelte sich lediglich um eine Teilschrift: Man konnte damit niemals eine Geschichte oder ein Buch schreiben, nur Zahlen und lediglich einige wenige Wörter erhielten ein Symbol oder eine Zeichnung zugewiesen. Ursprünglich war sie ein wertvolles und unverzichtbares Buchhaltungsinstrument. Man musste also auf die Mesopotamier warten, um ab 3000 v. Chr. eine vollständige Schrift zu entwickeln. Sie erweiterten die sumerische Schrift um mehr Vokabular, und die Zeichen nahmen die Form von Keilschriftzeichen an. Ab 2500 v. Chr. folgten die ägyptische, hebräische, lateinische und griechische Vollschrift, und noch viele andere Vollschriften in anderen Teilen der Welt folgten etwas später. Tatsache ist, dass die großen Erzählungen, darunter die bekanntesten, der Jahwist (der älteste Teil des Pentateuchs und Teil des späteren Alten Testaments) und die griechische *Ilias*, uns bis dahin nur

---

[11] *Sapiens: Eine kurze Geschichte der Menschheit*, Yuval Noah Hariri

wurden mündlich von Generation zu Generation weitergegeben. Erst viele Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende später nahmen Schriftsteller sie in die Hand, mit allen Vor- und Nachteilen, die dies mit sich brachte. Vorteile waren der oft poetische Charakter und der Beginn einer Vereinheitlichung[12], ein Nachteil war, dass der Inhalt nicht immer mit dem der allerersten Geschichten übereinstimmen konnte. Und nun kommen wir zu einem entscheidenden Punkt in unserer Diskussion, und ich zitiere die Wissenschaft: „Es muss unterschieden werden zwischen der Zeit, von der berichtet wurde (und für die es keine genaue Schätzung gibt: tausend Jahre zuvor?), und der Zeit, in der diese Geschichten ab frühestens 900 v. Chr. in Textform festgehalten wurden, also der Zeit, in der die Erzählungen, die um 1400 v. Chr. Moses zugeschrieben wurden[13] , was jedoch keineswegs bewiesen ist, als heilig niedergeschrieben wurden. Dies ist ein umstrittener Punkt in der Erforschung der

[12] Einheitlichkeit galt offenbar nur für die *„Ilias“* von Vergil als virtuosem Dichter, doch was die biblischen Schriften betrifft, so wurde vom Mittelalter bis heute noch lange geforscht und nach Kompromissen gesucht. Ein großes Puzzle aus verschiedenen und sich überschneidenden Autoren mit teilweise unvollständig lesbaren und zugleich zerbröckelten und schwer einzuordnenden Puzzleteilen wurde oft zu einem Ganzen zusammengefügt, was meiner heutigen „kindlichen Verwunderung und Fantasie“ Jahrtausende später Raum bietet, Anmerkungen dazu zu machen.

[13] Wikipedia, Suche nach „Moses“: sehr lohnenswert als eine Art Zusammenfassung des suchenden Menschen Spinoza Ende des 17. Jahrhunderts, der dort ein Attentat auf sein Leben überlebte, bis zum heutigen Tag.

Pentateuch.“ [14] Wie dem auch sei, wir müssen eine beträchtliche zeitliche Lücke zwischen den mündlich überlieferten Ereignissen (Geschichten) und der schriftlichen Überlieferung viele Jahrhunderte später akzeptieren. Und dann kommt das Kind in mir zum Vorschein, wie ich mich noch lebhaft daran erinnere, wie wir als Zwölfjährige in der Jugendbewegung in den Wintermonaten das Spiel spielten, bei dem ein erster „Erzähler“ dem Nächsten in der Kette eine einzeilige Geschichte ins Ohr flüstern musste, bis der Zwölfte und Letzte in der Kette aufgefordert wurde, laut zu erzählen, was er gehört hatte. Es endete stets in einem Gelächter aller zwölf Kettenmitglieder, die über das lückenhafte und wie völliger Unsinn klingende Endergebnis erstaunt waren. Aber es kann noch verrückter kommen, denn es gab sicherlich mehrere Handlungsstränge über gemeinsame Ereignisse zwischen verschiedenen Wohngemeinschaften, Stämmen, Familien. Lassen wir einmal vier Pfadfindergruppen gleichen Alters dasselbe Spiel mit demselben Anfangssatz spielen, völlig unabhängig voneinander. Und jeder letzte Empfänger jeder Gruppe zieht sich, ohne den Anfangssatz zu hören, mit seinen drei „Kollegen“ in einen separaten Raum zurück. Sie müssen dann alle vier ihre Version dessen, was sie gehört haben, zusammenfügen und so zu einem

---

[14] Der Pentateuch umfasst die ersten fünf Bücher: Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium, die den „Erzählungen“ des Moses aus dem Jahr 1400 v. Chr. zugeschrieben werden. Während das schriftliche Evangelium der Maria Magdalena aus dem Jahr 110 n. Chr., das schätzungsweise nur 40 Jahre nach ihrem Tod verfasst wurde, nicht ausreichte, um beim Konzil von Nicäa berücksichtigt zu werden. Mit zweierlei Maß gemessen.

einen Konsens herbeizuführen. Wie schafft man so etwas? Was bleibt von der ursprünglichen Botschaft noch übrig? Wie tiefgreifend muss dieser Effekt dann in den Köpfen von hundertzwanzig[15]erzählenden Generationen über maximal viertausend Jahre gewirkt haben, bevor die Schrift die Geschichte von den Zuhörern zu den Lesern übernahm? Ganz zu schweigen von den vielen Handlungssträngen zwischen verschiedenen Stämmen? Welcher Erzähler/Schriftsteller stand unter dem Einfluss Jahwes? Welcher Erzähler/Schriftsteller stand unter dem Einfluss Belials? Der Kampf zwischen dem guten und dem bösen Engel spielte sich also nicht nur im Herzen jedes Menschen ab, sondern mindestens ebenso heftig in dem höchst wichtigen erzählten, und mehr noch, geschriebenen Wort. Manch

---

[15] Man kann eine grobe Schätzung anhand der folgenden rechnerischen Daten vornehmen: durchschnittlich geschätzte und überschätzte Lebenserwartung, Zeitspanne, Anzahl der Stämme und Lebensgemeinschaften, und dann schätze ich mindestens 150 Erzähler in einer Erzählkette innerhalb einer Gemeinschaft oder eines Stammes, die über drei bis vier Jahrtausende hinweg aktiv waren, bis das geschriebene Wort entdeckt wurde. Die erste schriftliche Quelle der Bibel, der Jahwist, wurde erst um 950 v. Chr. verfasst. Der allererste Homo sapiens (2,5 Millionen Jahre zuvor) hat höchstwahrscheinlich auch nicht sofort angefangen, Geschichten zu erzählen. Brauchten sie dafür tausend Jahre? Zweitausend Jahre? Es gibt sehr viele unbekannte Faktoren, aber eine Tatsache steht fest: Es waren Geschichten, die ursprünglich mündlich weitergegeben wurden. Und wie viele Erzählstränge gab es wohl in benachbarten Stämmen oder Gemeinschaften, unabhängig voneinander? Welche Erzählstränge schafften es schließlich in die endgültige schriftliche Fassung? Oder wurde eine Mischung aus Erzählsträngen geschaffen, mit Kompromissen, um zu einem Konsens zu gelangen? Kamen die Geschichtenerzähler jener Zeit jemals zusammen und waren sie zu einem Konsens bereit? Der erste Schreiber muss von den vielen gängigen „Versionen“ überwältigt gewesen sein, sofern er sie überhaupt zu

hören bekam.

Der Erzähler der Geschichte von Kain muss sich wohl die äußerst heikle Frage gestellt haben: Woher nimmt Kain plötzlich seine Frau? Kain, der offenbar eine inzestuöse Beziehung zu seiner Mutter unterhalten haben soll? Höchst unwahrscheinlich … Der Erzähler wird offenbar in allen Sprachen darüber geschwiegen haben, so wie auch der Verfasser es später löste, indem er sittsam darüber schwieg, während jeder vernünftige Mensch weiß, dass man eine Frau braucht, um Kinder zu gebären. Viele heikle Punkte und Fragen wurden in der geschriebenen Genesis umgangen. Der Turm zu Babel, der die Menschen plötzlich in Sprachen auseinanderriss: Was ist der Einfluss Jahwes? Welchen Einfluss hat Belial? Noah und die Sintflut, die zum Ertrinken vieler unschuldiger Kinder führte? Der Diebstahl des Erstgeburtsrechts durch Jakobs Betrug zum Nachteil seines älteren Bruders Esau? Zwei Söhne des Stammvaters Jakob, Simon und Levi, die aus Rache für die Schande, die ihrer Schwester Dina angetan wurde, zu morden beginnen. Ganze Städte, Sodom und Gomorra, vollständig zerstört? Der Auszug aus Ägypten, bei dem Hunderte von Ägyptern, darunter auch Menschen im militärischen Dienst, im Meer starben: Was ist der Einfluss Jahwes? Was ist der Einfluss Belials? Oder hat sich Belial als Jahwe getarnt?

Auch heute noch wird das Alte Testament von Exegeten, Geistlichen, Bibelbegeisterten und Rechtsgelehrten entschlüsselt und kommentiert, doch keiner von ihnen wird jemals den Fehler in der erzählerischen Verbindung zwischen beispielsweise

Nummer 27 aus einer recht dominanten Erzählstrang 3 der Kette korrigieren können. Stell dir vor, du selbst wärst ein mächtiger Teufel – wäre es dann nicht dein größter Triumph, dass deine schrecklichen höllischen Streiche und Worte noch Tausende von Jahren später dem Wirken Gottes zugeschrieben werden, der Liebe ist? Immer ist? Heilig? Um etwas als „heilig“ zu bezeichnen, müsste man doch über sehr glaubwürdige Argumente verfügen.
Wie konnte eine manipulierte „Geschichte“ der Genesis und der vielen anderen Bücher des Alten Testaments entstehen und das Prädikat „heilig“ erlangen? Wie konnte dieser Zeitgeist von damals überhaupt entstehen?
Es gibt nur eine Antwort: Der Mensch entfernte sich immer weiter vom spirituellen Eden. Und war dies nicht Belials einziges Ziel, und hätte dies jemals die Absicht von „Gott, der Liebe ist“ sein können, der allen Menschen einen Platz in Seiner Stadt der Liebe geben will?

Man kann also so tun, als seien dies heilige Bücher, doch die Folgen blieben nicht aus. Viele Menschen wurden getötet und werden noch immer getötet, auf der Grundlage von Aussagen und Geschichten aus diesem Buch eines alles andere als liebevollen „Gottes“, der eher einem strafenden Belial ähnelt als einem Gott der Liebe und Vergebung.
Und es wird noch komplexer: Hinzu kommt, wie sich die Sprache selbst im Laufe der Jahrhunderte weiterentwickelt – mit neuen Wörtern, neuen Bildsprache und damit auch mit der Vermittlung anderer Gefühle. Ein Beispiel: „Mir ist kalt“ oder „die Kälte

dringt mir bis in die Knochen“: Letzteres ruft Mitleid hervor, während Ersteres neutral informativ ist.

Betrachten wir als anschauliches Beispiel eine der wichtigsten frühen Übersetzungen der Bibel ins Niederländische in unseren Breitengraden: die Statenvertaling[16] , eine neue Bibel für die Republik Holland aus dem Jahr 1673. „Eendracht maeckt macht“ [17] steht auf der Titelseite dieser Statenbijbel.

Und das ist gelungen: Nur wenige Bücher haben die Kultur der nördlichen Niederlande so stark geprägt wie diese Bibel. In fast jeder Glaubensdebatte – und davon gab es im 17. Jahrhundert viele – spielte die Bibel eine wichtige Rolle. Es waren viele verschiedene niederländische Übersetzungen der Bibel im Umlauf. Diese enthielten ziemlich viele Fehler, sodass allerlei Passagen unterschiedlich ausgelegt wurden. Aber selbst über dieselbe Übersetzung war man sich oft nicht einig. Als 1618–1619 auf der Synode von Dordrecht die Lehre des reformierten Glaubens festgelegt wurde, beschloss man, dass es auch eine korrekte Bibelübersetzung geben müsse. Acht Tage lang wurde über diesen Plan beraten, und anschließend wurde intensiv Lobbyarbeit betrieben, beispielsweise bei

---

[16] Dieser gesamte Abschnitt wurde fast wörtlich von der Website www.debijbel.nl übernommen. Es handelt sich um eine protestantische Übersetzung von 1637, während die erste niederländischsprachige römisch-katholische Bibel die Willibrord-Übersetzung von 1975 war!

[17] „Macht“: Gleich zu Beginn schlägt diese Bibel einen falschen Ton an. Diese neue niederländische Übersetzung sollte die Einwohner der Republik vereinen – ein Volk, eine Sprache, eine Bibel – und so „Macht“ erlangen: Das Wort „Macht“ bleibt ein schreckliches Wort, wenn man sich die Liebe zum Ziel setzt.

Theologen, Verleger und die Generalstaaten. Diese versprachen, die Kosten zu übernehmen, und erteilten 1625 offiziell den Auftrag für das Projekt, daher der Name „Statenvertaling“. Mit diesem Auftrag machte die Regierung zudem deutlich, dass sie eine höhere Autorität besaß als die Kirche. Die Übersetzer standen vor einer schweren Aufgabe. Sie mussten eine genaue Übersetzung aus den ursprünglichen Bibelsprachen, unter anderem dem Hebräischen des Alten Testaments und dem Griechischen des Neuen Testaments, in korrektes Niederländisch anfertigen. Darüber hinaus musste die Übersetzung im Einklang mit der reformierten Lehre stehen, die auf der Synode von Dordrecht festgelegt worden war. Der Text durfte zudem keinerlei Verwirrung stiften. Mit der Reformation war die persönliche Glaubensausübung wichtig geworden. Deshalb musste jeder Gläubige den Text aus eigener Kraft verstehen können, ohne dass Anlass zu Zweifeln bestand. Um all diesen Anforderungen gerecht zu werden, wurden sechs Übersetzer und fünfzehn „Aufseher“ (Kontrolleure, auch „Revisoren“ genannt) aus den besten Theologen und Sprachexperten des Landes ausgewählt. Sie arbeiteten in Teams in Leiden, wo Bücher aus der Universitätsbibliothek genutzt werden konnten und Wissenschaftler der Universität bei Bedarf beratend zur Seite standen. Die ersten Übersetzer begannen 1626, die ersten Revisoren im Juli 1633. Einer dieser Revisoren war der Dichter und Pfarrer Jacob Revius aus Deventer. Der Kirchenrat von Deventer wollte, dass er vor dem Winter zurückkehrte, doch Revius lehnte dies ab. „Dieses Projekt steht über meiner Pflicht als Pfarrer“, sagte er, „ich arbeite nun unter der Autorität der Generalstaaten.“

In

Im September 1633 war Revius fertig. Die Statenbijbel erschien 1637. Die erste Auflage war eine Luxusausgabe und ein großes, teures Buch; später folgten auch gekürzte Ausgaben, die kleiner und preiswerter waren.
Die Statenbijbel wurde ein großer Erfolg. In calvinistischen Kirchen und an calvinistischen Schulen wurde sie zur Standardbibel. In calvinistischen Familien wurde täglich daraus vorgelesen. Auch andere Protestanten, wie die Mennoniten und die Pietisten, begannen, das Buch zu nutzen. Nur die Lutheraner hielten an Übersetzungen der Lutherbibel fest. Viele Dichter wurden (und werden) von der Bibel inspiriert, zum Beispiel der Pfarrer Jodocus van Lodenstein. In seinem Gedichtband *„Uyt-spanningen“* (1676) findet sich eine Reihe von Meditationen zu 1. Johannes 2,16: „Denn alles, was in der Welt ist, nämlich die Begierde des Fleisches und die Begierde der Augen und der Hochmut des Lebens, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt.“ Das letzte Gedicht der Reihe mahnt zur Ruhe und Selbstbesinnung und verurteilt Übermut:

„Großheit des Lebens.

Wohin, mein Herz? Du bäumst dich nicht auf,
sondern steigst und keuchst auch ohne Stufen
empor; sinke gemächlich, rate ich dir, denn wenn
du
gemächlich: vorsichtig; so: wie der Gipfel
in vollem Lauf kommt und dort zu stehen glaubt:

Das wird sicherlich gegen eure Meinung
sein, denn euer Drang treibt euch auf dem
Höhepunkt wieder hinab.
Und wenn ihr dann schon im Rollen seid:
Ach, ach! Eure Geschwindigkeit
vergrößert euren Sturz: Darum sage ich
noch: Bleibt stehen und schaut euch selbst
an; ich wette, ihr seht ein Nichts.“

Plötzlich sprach Gott Niederländisch! Die Übersetzer und Korrektoren der Statenvertaling hatten den Auftrag erhalten, korrektes Niederländisch zu verwenden. Das war leichter gesagt als getan. Sie stammten aus verschiedenen Teilen des Landes und brachten ihre eigenen Varianten des Niederländischen mit. Es mussten also Kompromisse hinsichtlich Rechtschreibung, Grammatik und Wortgebrauch geschlossen werden. Für viele Wörter, Redewendungen und Ausdrücke gab es zudem noch keine allgemeine niederländische Variante, diese musste erst entwickelt werden. Die Lösungen waren die ersten Schritte hin zu einer einheitlichen niederländischen Sprache. Da die Statenbijbel so viel gelesen wurde, gewann sie großen Einfluss. Im heutigen Niederländisch ist das noch gut zu erkennen. Die Übersetzer arbeiteten systematisch. So entschieden sie sich beispielsweise stets für „om“ in Nebensätzen, die einen Zweck ausdrückten: „gekomen om dit land te doorzoeken“ statt „gekomen het land te verspieden“ (Josua 2,2). Außerdem unterschieden sie konsequent zwischen „liggen“ und „legen“ und wählten „dacht“ anstelle von „docht“ und „vond“ anstelle von „vand“. Durch die Statenvertaling wurde

Das Reflexivpronomen „sich“ ist allgemein gebräuchlich, nicht „hem“ und „haar“. Viele Sprichwörter und Redewendungen stammen aus der Statenvertaling, wie „jemanden auf Händen tragen“, „im Dunkeln tappen“, „nicht von gestern sein“, „die Haare zu Berge stehen“, „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, „jemandem das Herz stehlen“, „sein Herz ausschütten“, „Himmel und Erde bewegen“, „die Hände in den Schoß legen“, „nach Haaren in der Suppe suchen“, „jemandem das Messer an die Kehle setzen“ und „wer einem anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“.
Es war eine schwierige Aufgabe, die zu intensiven Diskussionen und Änderungen führte. Der Sekretär der Kommission geriet dabei gelegentlich in Verzweiflung. Und einer der Übersetzer, Willem Baudartius, seufzte gegenüber dem Revisor Revius: „Ich habe mein ganzes Leben lang noch nie so viel gestrichen, wie ich es jetzt in meinen alten Tagen tun muss.“ Doch der Erfolg entschädigte für vieles. Als das Buch erschien, wurde bemerkt, dass Gott nun Niederländisch spreche, so gut war die Sprache.

Soweit dieses Beispiel aus den Niederlanden.
Wenn wir dies auf alle Sprachen der Welt mit all ihren Dialekten hochrechnen, können wir es niemandem übel nehmen, dass wir trotz aller edlen Absichten kaum von übereinstimmenden Sichtweisen und Interpretationen des ursprünglichen Geschehens sprechen können.
Die Einführung der Schrift hat höchstwahrscheinlich viel schlimmeres Elend verhindern können, aber andererseits wurde dem Amalgam aus eher opportunistischen „Anpassungen“,

„Ergänzungen“ und „Erläuterungen“ durch verschiedene, vor allem menschliche Übersetzer plötzlich das Prädikat „heilig“ zugeschrieben.
Man muss, gelinde gesagt, zumindest vorsichtig und zurückhaltend mit dem Begriff „heilig“ umgehen.
Demut gebietet eher, zu unterbewerten als zu überbewerten. Die Bibel wurde verkauft, als sei dieses Menschenwerk Gottes eigenes Werk und somit „heilig“.
Nicht wenige Ziele von Belials Taten wurden plötzlich „heilig“ und durften von diesem Moment an nicht mehr in Frage gestellt werden; sie werden bis heute in allen abrahamitischen Religionen mit größter Ehrfurcht gehütet und vorgetragen. Es ist ein menschlicher, wenn auch unvollkommener Weg. Dennoch müssen wir uns davor hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Das Gute mit dem Bösen wegzuwerfen, ist nicht wirklich die Lösung, aber zumindest müssen wir den Mut[18]aufbringen, den Wolf im Schafspelz zu entlarven und das Wort „heilig“ vorzugsweise für das zu reservieren, was unbestreitbar als heilig bezeichnet werden kann. Doch stellt sich die berechtigte Frage, ob ein Mensch überhaupt in der Lage ist, eine solche Analyse vorzunehmen. Belial als Wolf im Schafspelz kann sogar „gute“ Wunder vollbringen, um in einer Gruppe das Wort zu ergreifen. Es scheint, und das gibt Anlass zu ernsthaftem Nachdenken, dass das, was Belial offenbar

[18] *Der Heilige Silouan der Athonit*, Archimandrit Sophrony, siehe Seite 126 „Über die Liebe zu den Feinden“ und Seite 129 „Über die Unterscheidung zwischen Gut und Böse“, und ich zitiere: „Das Gute, das durch das Böse erlangt wird, ist nicht das Gute.“

als vorrangig erachtete, nämlich die Einführung eines „Dienstes für Gott(e)“, verschaffte eben diesem Belial das Mittel schlechthin, um Menschen zu ermorden, Rache zu üben, zu bestrafen, in den Krieg zu ziehen, seinen Bruder zu betrügen oder zu töten, Zwietracht zu säen, selektive Bevorzugung zu betreiben, mit zweierlei Maß zu messen und vor allem – und das war der Todesstoß für den Menschen von Eden – die Frau dem Mann für immer unterzuordnen. Dies aus unserer heutigen Sicht als „nur“ den „Zeitgeist von damals“ abzutun, als eine kulturelle Gegebenheit, die man in ihrer Zeit verstehen muss und die man daher nicht als solches als Werk Belials bewerten darf, während viele Religionen später ihre Frauen immer noch so behandeln und all ihre Kriege immer noch auf einer opportunistisch verzerrten Erzählung beruhen? Um so mit „Recht“ jahrhundertelange „heilige Kriege“ in allen Formen zu rechtfertigen und dies immer noch als berechtigtes Argument anzuwenden, um Waffen herzustellen, sie zu segnen, um Mitmenschen zu töten und Leid zu verursachen, um „Gottes willen, der die Liebe ist“?

Solange das Christentum selbst verfolgt wurde, war es rein. Jeder Märtyrer war eine Niederlage und ein Grauen für Belial. Nach dem Edikt von Nicomedia im Jahr 311 n. Chr. und dem von Mailand im Jahr 313 n. Chr., mit der Beendigung der Verfolgungen und der Erklärung des Christentums zur Staatsreligion, stand die Tür offen für „opportunistische“ Christen, wie es damals viele gab und wie

mich selbst nun als einen, der leichtfertig redet und keine Angst vor Verfolgung haben muss. Man kann es dem Islam im Jahr 610 n. Chr. kaum übel nehmen, Jesus/Issa[19] unter anderem durch die Verfälschung der Übersetzung aus dem Altgriechischen von „das Kommen des Trösters/des Heiligen Geistes“ während des letzten Abendmahls in „das Kommen des/ihres ‚Gepriesenen‘“ auf bloß einen „Propheten“ herabzustufen. Dreihundert Jahre gesetzlich geschütztes Christentum reichten dem Islam offenbar aus, um den oft selbstgefälligen Christen die Tatsachen vor Augen zu führen. Wie bereits im Vorwort zitiert, konnte es niemand besser ausdrücken als Mahatma Gandhi, der in London Jura studierte: „I do like Christ, but I don’t like the christians: they are so unlike Christ.“ Die heutigen Christen, ich selbst an erster Stelle, sind es nicht wert, Christen genannt zu werden. Christen von heute ähneln oft nicht Christus. Andererseits müssen wir zugeben, dass die Messlatte für jeden Christen enorm hoch liegt: „Liebe deinen Feind[(20).]“ Warum sollte man einen Vorbilder wie Christus nicht lieben wollen, der dies als sein Hauptanliegen in den Vordergrund stellt? Kann eine andere Religion etwas Höheres bieten? Gibt es eine größere Liebe als die Liebe zu deinem schlimmsten Feind?

Zurück zum Alten Testament. Der Mensch geriet in einen Teufelskreis, in dem der Name Jahwes und Gottes immer wieder

---

[19] „Wir lieben Christus, denn dieser Prophet verkündete den Gelobten“, Islam 612

[20] Ich kenne keine andere Religion, die dies so entschlossen in den Vordergrund stellt. „Lieben“ ist hier wirklich im Sinne von „lieben“ gemeint und nicht nur als „einen anderen Menschen ertragen“.

verwendet, aber vielleicht ebenso oft missbraucht wurde. Wie sollte der Gott der Liebe dann mit solcher Gewalt umgehen, die in Seinem Namen ausgeübt wurde?

Nur ein Gesandter in Seinem Namen konnte Ordnung schaffen und die Menschen aus Eden retten.

Doch dafür musste man lange auf eine Frau warten.

Belials Jünger waren sehr beeindruckt von der Tatsache, dass Kain sich in den Augen Jahwes rehabilitieren konnte und dass ausgerechnet Kains Sohn Henoch zum Metatron[21]erhoben werden konnte. Sie fühlten sich besiegt. Belial, insgeheim eifersüchtig auf Henoch, musste ihnen dringend neuen Mut einflößen.

So dachte Belial zu seinen Jüngern: „Die Zweiheit von Mann und Frau innerhalb Edens ist zerbrochen, aber es wirken immer noch Kräfte außerhalb Edens, die diese Einheit wiederherstellen wollen. Die Gleichheit von Mann und Frau ist der wichtigste Eckpfeiler von Gottes Plan. Lasst uns dies weiterhin zum wichtigsten Stolperstein machen. Diese Gleichheit zu brechen und aufrechtzuerhalten, bleibt entscheidend. Der Mann und die Frau außerhalb Edens sind sich dessen kaum bewusst. Aber wir dürfen und werden nicht ruhen, bis dieses Werk vollendet ist. Kraft wird wichtiger als Kraftlosigkeit. Am stärksten wichtiger als stärker. Durch ihre körperliche Verletzlichkeit muss die Frau vollständig von der Kraft des Mannes abhängig gemacht werden. Sein Hochmut erledigt den Rest. Rohe Kraft und rohe Vernunft werden die freie Intuition des Menschen zermalmen. Erspüren

[21] (*H)Enoch*, der älteste Sohn Kains, erlangte als Mensch den Status eines Engels und wurde zum Metatron: dem Vermittler zwischen Mensch und Gott; lies Teil 2 der Trilogie: *Der, der Menschen tötet*

wird dem Wissen oder dem vermeintlichen Wissen untergeordnet. Ebenso werden wir die Tiere wild machen, die Ernten vernichten, den wohltuenden Regen in tödliche Sturzfluten verwandeln, strenge Winter unerträglich machen. Ich werde Wüsten erschaffen. Die Frau wird die rohe Kraft des Mannes brauchen und wird aus Überlebenswillen gerne sein Besitz werden, und so die Liebe überflüssig machen, und so, so wird der Mann über sie herrschen. So wie wir, die Geschlechtslosen, nun Krieg gegen die Heere Michaels führen, so werden wir Männer gegen Männer aufbringen, um die Frau noch verletzlicher zu machen, damit sie sich nicht nur abhängig fühlt, sondern auch immer weniger Jahwes Liebe spürt. Der Mann wird fortan ihr Gott werden, und aus seiner Hand und seinem Geschlecht wird sie das Brot und ihr Kind empfangen. Körperlich und geistig. Frauen werden miteinander um den stärksten Mann kämpfen. Männer werden miteinander um die schönste Frau kämpfen. Eifersucht wird Hochkonjunktur haben. Ich werde die Lust ohne Liebe um ein Vielfaches höher stellen als die Lust der Liebe. Nichts wird den Mann noch die Frau daran erinnern, wie eins sie einst in Eden waren."

Seine Jünger waren von dem Plan begeistert und überlegten lautstark miteinander. Doch für Belial war dies nur der Anfang: Wie sehr hatte er selbst, Luzifer, damals während seines Aufenthalts im Allerheiligsten vom Trisagion beeindruckt gewesen? „Heilig, heilig, heilig", so sangen alle Mächte und Kräfte im Chor mit Klängen, die direkt das Schönste und Reinste von jedem

die Anwesenden und nicht zuletzt die kleinste Faser des äußerst empfindlichen Luzifers, des Lichtträgers, in seinem tiefsten Innersten selbst trafen. Belial spürte sofort, wie diese plötzliche, ferne Erinnerung seine Jünger augenblicklich in Verwirrung stürzte, und ließ seinen aufgepeitschten Jüngern keine Sekunde Zeit, verzweifelt zu werden: „Gleichzeitig werde ich heilige Götter in Varianten, Formen und Arten für sie erschaffen, und um diese Götter werden sie kämpfen. Ich werde mich als Jahwe verkleiden und mir ein Schafsfell nach seinem Maß anlegen, damit niemand unseren Unterschied bemerken kann. Ich werde heilige Bücher schreiben und heilige Kriege ausrufen. Kämpfe bis zum Tod darum werden sie heilig nennen, und Eden werde ich durch Handlanger umschreiben, wobei ich nach meinem Erscheinen als Schlange wie ein Jahweh-Gleicher hervortreten und die Frau für immer dem Mann unterwerfen werde. Sie allein wird die Schuldenlast tragen, damit der Mann ewig über sie herrschen wird. Mehr noch, den Menschen selbst werde ich als heilig bezeichnen, und damit wird „heilig“ immer hohler und leerer klingen. Ich werde ihren Atem und ihre Exkremente stinken lassen und daraus mein Weihrauch aus dem herrlichsten Schwefel machen. Das Wort „heilig“ werde ich zu einem unbedeutenden Sandkorn in einer sengenden Wüste entwerten, wobei das Sandkorn schon froh und dankbar sein darf, dass ICH“, er schrie es in Gedanken kreischend heraus, „ICH das Sandkorn nicht verbrenne, bis es nie mehr existiert haben wird. Oh nein, so dumm kann ich nicht sein: ‚Heiliger Gott‘ und ‚Heiliger Gott‘ müssen sich mit ihren Gläubigen weiterhin bis zum Tod bekämpfen können. Jeder

„Ein Mensch mit einem Gott wird sich dazu verpflichtet und berechtigt fühlen: Gibt es einen einfacheren Weg, den andersdenkenden Mitmenschen zu töten? Wir müssen nur zusehen und genießen.“ So klangen seine Gedanken triumphierend. „Noch besser: Die Menschen werden untereinander selbst Varianten eines rachsüchtigen Jahwes erschaffen. Sie erschaffen ihre Götter selbst, und ich muss sie nur noch zu rachsüchtigen Göttern machen, damit sie Angst vor ihrem Gott bekommen. Ich werde ihre Angst vor der Liebe größer machen als ihre Liebe zur Liebe. Die Menschen werden sich selbst oder andere zu Heiligen erklären und sich selbst zum Mittelpunkt einer winzigen Gemeinschaft machen, die für sie die Illusion eines eigenen Universums schafft. Männer werden heilige Kriege provozieren und diese untereinander austragen und die Frauen und Kinder noch abhängiger machen von ihren Muskeln, ihrem Mut, ihrer Blutgier, ihrer Rache und schließlich ihrer Macht. Macht! Macht! Die einzige Aufgabe der schwachen Frau wird darin bestehen, mehr Männer zu gebären, um mehr Kriege führen zu können. Ich werde mich an der Widerspenstigkeit der Frauen von einst rächen, und jede weibliche Sippe wird nur noch Untertanin eines Mannes aus einer anderen Sippe sein. Ich werde persönlich, höchstpersönlich, dafür sorgen, dass ihr Gott mit „er“ und niemals mit „sie“ angesprochen wird. Ich werde jede Zeit zu meinem Zeitgeist machen. Ich werde jede Stunde, jedes Wort, jeden Satz belauern: Jede Verhaltensänderung oder Wendung in den Gewohnheiten der Menschen werde ich mir zu eigen machen. Verkleidet werde ich mich unter sie mischen und ihre Gewohnheiten und Rituale mitgestalten, denn wer den Geist

und die Rituale seiner Gegenwart beherrscht, ist Herr über Gegenwart und Zukunft und kennt meine früheren Fehler: Schau! Sieh doch, wie schnell ich mich anpasse und mühelos von meinen Opfern lernen darf! Es sind Schätzchen, die ich hege, und ja, ich rufe es laut heraus: Ich LIEBE sie. Wirklich! Ich werde die Umgangssprache der Menschen Jahrhundert für Jahrhundert anpassen und verdrehen, sodass nichts mehr so verstanden werden kann, wie es ursprünglich gemeint war oder jemals aus dem verlorenen Eden überliefert wurde. Ich befehle euch, das Wort „Eden“ nur noch zu verwenden, nachdem ich Eden als Jahwe eingenommen habe, denn was kein Wort ist, war nie ein Wort oder ein Begriff. Den Inhalt der Wörter werde ich seit ihrer Entstehung bis zum Überdruss verändern und in einem neuen Gewand immer wieder erscheinen lassen, bis vom allerersten Gesprochenen kaum noch etwas Erkennbares übrig bleibt durch das viele Rätseln von Generationen, die Fehler über Fehler über Fehler über Fehler korrigieren und sich notwendigerweise oder nenn es…“ Und er brach seinen Gedanken vor ihren Augen abrupt ab, damit er sich ihrer Aufmerksamkeit für seine Apotheose sicher sein konnte. „Oder es denken …“, fuhr er fort und suchte herausfordernd ihre wissbegierigen Augen, „zwangsläufig hungrig … kriecherisch … und schwachsinnig entfernen sie sich von der ausgetrockneten Quelle. Worte werden ihre Bedeutung ändern und sogar ihre Bedeutung verlieren, wodurch sich ihre Handlungen und Gewohnheiten wie durch ein ‚göttliches Wunder‘ Jahrhundert für Jahrhundert tatsächlich wirklich verändern. Nachkommen von Eden, entschuldigt mich für dieses schreckliche Wort, werden so mehr zerstören

als

die sie aufzubauen glauben. Sie werden mir viele Gelegenheiten bieten, diese Verwandlung von Worten und Gewohnheiten zu nähren, und so ist jeder in MEINER Welt stets mehr als willkommen: Oh Mensch, mein lieber Sklave, du bist mehr als willkommen! Meine gespaltene Zunge wird euch bei eurer Ankunft streicheln, euch sanft von links nach rechts pieksen, manchmal auch in der Mitte, bis ihr verrückt werdet und ich euch vorsichtig, barmherzig wie ich bin, ich wiederhole, barmherzig wie ich bin, o ja, Mensch: wie barmherzig ich bin!“ Seine Jünger gerieten vor Wonne außer sich und wurden verrückt. „Halt!“, dachte Belial laut zu ihnen und fuhr in Gedanken von oben nach unten flüsternd fort: „Um sie Stück für Stück, ein kleines bisschen, eine Stufe, Schritt für kleinen Schritt, manchmal kurz wieder einen kleinen Schritt zurück, gnädig könnte man meinen, mit meiner tiefen Liebe… ja: ich gestehe, oh ja, ich gestehe: Mit meiner tiefen Liebe werde ich sie …“ und Belial genoss es bereits: „… vergiften!!! Vergiften… sie mit meiner tiefsten Liebe vergiften! Dadurch werden sie mehr denn je Angst vor der Liebe haben und sich in keine Richtung mehr bewegen können.“ Die ganze Bande wurde noch verrückter, als sie ohnehin schon war. Ein Teufel sprang schon auf den anderen vor ihm, auf die Stümpfe verlorener Schulterflügel, um zu jubeln. Belial genoss es: „Sei willkommen, ‚Liebe‘, Mutterwort von gestern, nun stirbst auch du heute und wirst begraben und durch etwas ersetzt, das sich immer weiter von dir entfernt, von dem, was du einst bedeutest hast. Willkommen, Fremder in meiner Zeit, und Fremder in dieser Zeit wirst du bleiben und Fremde wirst du hervorbringen!“ Belial

konnte sich nicht mehr beherrschen. „Und als ob das noch nicht genug wäre, werde ich die Natur so verwildern, dass um jedes Reiskorn oder Getreidekorn gekämpft wird und jedes Fünkchen gesunder Menschenverstand durch den leeren Magen in Scheiße verwandelt wird! Ausgemergelte Frauen mit Skeletten von Kindern – und wo ist ihr Gott?“ Er brüllte seine Gedanken aus der Tiefe heraus, bis knapp vor die Tore des Allerheiligsten. Michael, Djibril und Henoch hörten sie, noch immer in Gedanken am Eingang. Sie blieben konzentriert auf das Kreisen der Seraphim hoch oben im Allerheiligsten und rührten keinen Flügel. Michael spürte[22] ohne jeden Gedanken oder jede Anstrengung, wie schwer der Kampf werden würde und wie schwer es den Menschen gemacht werden würde, Belials starken Waffen zu widerstehen, ohne dass sie die Menschen mit gleichwertigen Waffen verteidigen könnten. Der gute Engel hinkt dem bösen Engel stets hinterher: Der böse Engel hat einst als guter Engel gelebt, der gute jedoch niemals als böser. Dennoch… „Dennoch gibt es einen Lichtblick“, dachte Michael zu Djibril nach all dem Vorangegangenen, „Belial unterschätzt die Kraft des Vortäuschens.“ Auch Djibril dachte sofort an jene erste schicksalhafte Nacht zurück, als die Frau und der Mann aus Eden vertrieben wurden und wie Adam sich wieder aufrappelte, nachdem er

---

[22] Genau das ist doch die Eigenschaft eines guten Engels: Intuition, Wissen allein auf der Grundlage des Fühlens, mit der einzigen Norm: Ist es Liebe oder keine Liebe? Liebe muss schließlich keinen Plan schmieden. Sie sind und handeln nach dem, was sie repräsentieren und auch sind: die Liebe. Der gefallene Engel hingegen verlor, was er einst gewesen war. Die Vernunft trat an die

Stelle der Intuition und wurde für ihn alles und das Einzige.

Eva, die jene erste Nacht ohne Liebe missbraucht hatte. „Lass uns wenigstens so tun, als ob“, flüsterte Adam ihr danach flehentlich ins Ohr, wobei er sich noch klar und deutlich daran erinnerte, wie er sie damals im Garten Eden um ein Vielfaches mehr geliebt hatte als während dieser Tat. So wie Michael auch Belials Gedanken noch auffangen konnte, so konnte auch Belial Michaels Gedanken lesen, und Belial, „als ob“ er diese „Schwäche“ nicht erkennen würde, tauchte sofort tiefer in die Erde ein als Teil seines Plans, bis er sicher war, dass Michael von nun an absolut nichts mehr von dem auffangen könnte, was er dachte. Belial tauchte unter, „als ob“ er besiegt wäre… Sobald er unerreichbar war, dachte Belial erneut an seine frustrierten Truppen, enttäuscht, weil sie wieder weiter vom begehrten Schlachtfeld entfernt waren: „Armer Michael! Wer ist denn besser darin, ‚so zu tun als ob‘, als dieser Diener? Als wir alle? Wieder einmal hinkst du hinterher, Kämpfer ohne Waffen. Es tut mir sehr leid. Du bist ein Sklave, weil du die Freiheit des Menschen achten musst, während ich frei bin, den Menschen zum Sklaven zu machen, in welcher Gestalt, ob gut oder böse, ich auch handle. Sei du nur heilig, Sklave! Mach es dir ruhig schwer. Liebe gibt es nicht!“ Der Tumult in den Gedanken von Belials Jüngern, erleichtert durch den schlauen Plan ihres Meisters, war erneut kaum zu bändigen, und sie wären durch das kleinste Loch aus ihrer Höhle wieder an die Oberfläche gedrängt worden, um sofort ihre bösen Pläne in die Tat umzusetzen, hätte Belial dies nicht gerade noch rechtzeitig verhindern können. „Halt, meine Geliebte

„Heilige Schüler!“, dachte er mit sarkastischem Grinsen. „Genau das müssen wir um jeden Preis verhindern. „Ruhe!“ Belial, nun sicher, dass seine Feinde seine Gedanken unmöglich noch abfangen konnten: „Erstens müssen wir unsere Gedanken fortan vor Michael abschirmen, uns für die Augen der Menschen unsichtbar machen, für ihre Ohren unhörbar, für ihre Sinne unberührbar, damit wir vergessen und von den Menschen sogar als nicht existent betrachtet werden. Zweitens werden wir, die verachteten Geschlechtslosen, Rache nehmen, indem wir gerade ihre Sexualität gegen sie wenden. Wo Jahwe mit der Fähigkeit zur Fortpflanzung die größte Quelle der Liebe für die Menschen schaffen konnte, werde ich mit ihrem Geschlecht ein Schlachtfeld daraus machen und Jahwe besiegen. Erst an dem Tag, an dem sich der Mensch selbst vernichtet haben wird, werde ich mich zeigen. Ich bin Gott über Gott, und Apokalypse ist mein letzter und wahrer Name.“ Seine Jünger wurden nun noch wilder und aufgeregter, wie ein unterirdischer Vulkan, der seine heiße, tödliche Masse überall auf der Welt großzügig über die Menschheit ergießen würde, wäre da nicht Belial, der sie mühsam im Zaum hielt. Lüge um Lüge, Intrige um Intrige, Falschheit um Falschheit, Hass um Hass – so lehrte Belial sie, wie sie das glorreiche Ende mit Geduld aufbauen mussten. Der Mensch sollte es immer auf die Naturelemente schieben können, oder auf Zufall, oder Pech, oder gerade auf einen Mangel an Vorsicht oder zu wenig Weitsicht, aber niemals, aber auch wirklich niemals auf den Hochmut des Menschen, und schon gar nicht auf die Existenz oder Nicht-Existenz von ihm und seinen Jüngern.

Belial genoss es, sah alles vor seinen Augen geschehen, wurde jedoch plötzlich durch den überwältigenden Gedanken eines seiner Jünger aus seinen Träumen gerissen. Der Gedanke hallte wie ein sengender Schrei im Geist jedes Anwesenden wider: „Was ist mit dem Herzen des Menschen?“ Belial hörte ihn plötzlich noch lauter schreien und über alle wild umherfliegenden Gedanken seiner Bande hinweg hallen. Belial erschrak zunächst unangenehm, wechselte aber schnell zu Neugier: „Gib dich zu erkennen und nenne mir deinen Namen!“ Sein Schüler dachte noch einmal schrill, doch schon etwas gedämpfter: „Was ist mit dem Herzen des Menschen?“ Er wartete nicht einmal mehr auf Belials Gedanken: „Ich habe keinen Namen erhalten, mir wurde nie ein Name gegeben. Deshalb nenne ich mich so, wie ich bin: ‚Allein‘. Und Allein schrie seine Frage erneut an die ganze Bande: „Was ist mit dem Herzen des Menschen?“ Alle Schüler unterbrachen abrupt ihre Gedanken und beobachteten gespannt, ob Belial auch nur ein Zeichen geben würde, um ihm gemeinsam schnell eine Lektion zu erteilen für so viel Respektlosigkeit gegenüber ihrem Anführer, womit sie überraschenderweise zeigten, dass sie doch nicht alle Aspekte der „Liebe“ aufgegeben hatten, solange es um die „Liebe“ zu ihrem Anführer ging. „Allein“ hörte ihre Gedanken, schenkte ihnen jedoch keine Beachtung. Belial fand es schließlich großartig, dass wenigstens einer seiner Jünger eine so wichtige Frage stellte und dafür der ganzen Meute trotzte. Es bestärkte Belial in seinen Siegchancen und er dachte: „STILLE… Wir… die wir… die Liebe bekämpfen… müssen so tun… als ob… als ob… als ob…“

… wir… die… Liebe SIND.“ Er suchte Alleens Blick eindringlich, drang jedoch nicht sofort zu dem überwältigten Alleen durch, und Belial bohrte seinen Blick noch tiefer in Alleens Augen und hatte ihn nun vollständig in seiner Gewalt: „Nichts ist stärker, um die Liebe nachzuahmen, als falsche Demut, mein geliebter Alleen. Nur so kann das Herz des Menschen erobert werden.“ Alleen warf sich wie vom Blitz getroffen vor Belials Füßen nieder: „Ich liebe dich, Meister.“ Die ganze Bande, zunächst erschrocken und dann beeindruckt, folgte sofort dem inspirierenden Beispiel von Alleen. Sie brachten einander bei, „so zu tun als ob“. Und das Fest tief in der Erde konnte beginnen, und sie übten miteinander, die Worte, Handlungen und Gedanken der Liebe zu lernen, ohne jedoch Liebe zu empfinden, denn Liebe war ihnen völlig fremd und würde ihnen völlig fremd bleiben.

Michael, Gabriel, Henoch und Raphael brauchten solche Inszenierungen nicht: Sie mussten keine Energie darauf verschwenden, „so zu tun, als ob“. Schließlich änderte sich nichts im Allerheiligsten: die Seraphim, die Cherubim, die Räder des Thronwagens, die Mächte und Kräfte, die Erzengel und Engel, der Metatron, das Trisagion „heilig, heilig, heilig“ – auf den ersten Blick mag es wie eine Niederlage, wie eine Kapitulation gewirkt haben, aber das war es nicht. Belials Schachzug, tiefer[23] als tief in die Erde zu kriechen, brachte zugleich

[23] Viele Gemälde aus dem Mittelalter und danach (zum Beispiel Rubens) zeigen die Kämpfe zwischen Gut und Böse mit Waffen (Tod

auch mehr Ruhe im Allerheiligsten. Denn die Liebe konnte niemals ausgelöscht, niemals ausgerottet werden. Es würde immer irgendwann ein Mensch auf der Erde geboren werden, genau wie Kain, der sein Mal loswerden konnte. Wenn dies für Michael und die Seinen vorerst ausreichte, was würde dann der nächste Schritt des Schöpfers selbst bedeuten?

„So tun als ob“ würde vielleicht zu einer der komplexesten Fragen des menschlichen Wesens außerhalb Edens werden. Innerhalb Edens gab es schließlich kein „So tun als ob“ und es musste es auch nicht geben. „So tun als ob“ ist entweder eine gute oder eine schlechte Kraft, die dem Menschen eigen ist und erst außerhalb Edens zum Leben, zu Bedeutung, zu Bedeutung kam. Weder der gute noch der böse Engel hat Einfluss darauf, wie sich der Ausgang im freien Herzen jedes Menschen abzeichnet. Der Kampf zwischen dem guten und dem bösen Engel um das Herz des Menschen wäre im Grunde ein Kampf um die Gestaltung der freien Gedanken und Taten des freien Menschen. Der freie Mensch ist verpflichtet, diese Gedanken, unabhängig von seinen früheren guten oder schlechten Taten, zu lenken und Entscheidungen zu treffen. Gedanken lenken Taten, aber viel weniger bekannt ist, wie Taten auch Gedanken lenken können. Es ist wichtig, gute Gedanken zu haben, denn wir werden zu dem, was wir denken[24] . Aber ebenso wichtig ist es

---

und Verderben). Das ist bedauerlich, es ist vor allem deshalb bedauerlich, weil Waffen geradezu Waffen des Bösen sind und so ist das Böse stets der Sieger, wer auch immer gewinnt. Waffen hätten niemals existieren dürfen.

[24] Ausspruch *Buddhas*

um Gutes zu tun, weil wir dadurch verborgene Aspekte der Liebe kennenlernen können. Liebevolle Gesten und Rituale sind genauso wichtig wie liebevolle Gedanken und Worte. Die Fallstricke sind zahlreich, allen voran die vorgetäuschte Liebe als Wolf im Schafspelz. Genau deshalb ist Ehrlichkeit gegenüber sich selbst eine notwendige Grundlage und Voraussetzung für Worte und Taten, die in einem aufrichtigen Versuch der Liebe vollzogen werden, oder zumindest in einem – vielleicht gescheiterten – aufrichtigen Versuch der Liebe, solange sie nur tief genug schmerzt und zu einer Korrektur, Vergebung oder einer Bitte um Hilfe anregt. Nur Ehrlichkeit und Einsicht entlarven, beurteilen und korrigieren einen Gedanken und eine Handlung. Wie einsam sich der Mensch nach einem einzigen schüchternen Versuch auch fühlen mag – so wie ein Sandkorn in der Sandwüste scheinbar nichts bedeuten kann, eine Wüste aber ohne Sandkorn nicht existieren kann –, wie sehr er sich auch ganz allein im Leben und im Universum fühlt, so wird diese unfreiwillig gesuchte Einsamkeit doch letztendlich zu einem aufrichtigen, aus dem Herzen schreienden Hilferuf führen, um dem guten Engel eine Öffnung zu bieten, auf unvorhersehbare Weise diskret zu Hilfe zu kommen, indem er ein Samenkorn[25]der Demut in sein Herz pflanzt. Letztendlich entscheiden Gedanken und Handlungen gemeinsam den Kampf der Engel in seinem Herzen.

---

[25] Ein Samenkorn der Demut unterscheidet sich nicht von einem Sandkorn der Wüste: Beide führen zu Demut, Gelassenheit, Ruhe, Glück, Frieden, Nichtigkeit, Unendlichkeit. Ein Sandkorn ist das Endergebnis des Zerbrechens, ebenso wie die Demut das Endergebnis des Hochmuts ist. Erst danach offenbart sich die reine

Liebe.

Nur dieser Kampf jedes einzelnen Menschen außerhalb von Eden darf als der einzige heilige Krieg angesehen werden, der gerechtfertigt ist und mehr noch, der wohl oder übel geführt werden muss. Ein Kampf, der innerhalb von Eden völlig überflüssig, außerhalb von Eden jedoch lebensnotwendig ist. Zusammengefasst: Man kann aufrichtig so tun als ob (man strebt eine edle zweite Chance an, auch wenn man sich als völliger Versager fühlt, oder man bittet um eine Atempause, um Verzweiflung zu vermeiden) wie ein Schaf im Wolfspelz, oder man kann falsch so tun als ob (man wischt sich die Füße an einer Erholungsbewegung ab und will nur sein äußeres Ansehen aufpolieren) wie ein Wolf im Schafspelz. In beiden Fällen handelt es sich immer um einen schwachen Menschen, mit dem Unterschied, dass im Falle des aufrichtigen „Vortäuschens“ Gott, der die Liebe ist, versteht, dass ein solcher Versuch in extremis ein Versuch ist, nicht in Verzweiflung zu verfallen, und gleichzeitig ein aufrichtiger Versuch, dein verlorenes Eden zurückzugewinnen. Vortäuschen darf nicht das Endziel sein, sondern höchstens eine Pause, um Luft zu holen, um das Problem an der Wurzel zu lösen, und darf keinesfalls der Beginn einer Verschiebung und noch weniger einer Aufschiebung sein, die zu Heuchelei führt.

Der Homo sapiens entstand vor 2,5 Millionen Jahren, und der Jahwist[26] wurde um 900 v. Chr. verfasst: Hunderte von Jahren zuvor wurden die Geschichten aus dem Jahwist mündlich in verschiedenen Erzählsträngen und Varianten überliefert. Erst ab 900 v. Chr. gab es also schriftliche[27] Fassungen. Logischerweise dürften die Erzähler anfangs die Stammväter selbst gewesen sein, doch darüber ist nichts bekannt und es wurde unmöglich darüber geschrieben.

Nehmen wir nun an, dass während der langen, aufeinanderfolgenden Jahrhunderte der Erzählung ungerechtfertigte Verbrechen edlen Menschen zugeschrieben wurden. Die folgende Geschichte ist rein spekulativ und hypothetisch. Ich möchte lediglich ein Beispiel „erzählen“, wie schwierig es für die Erzähler war, einen geraden Kurs zu halten und die Geschichte über die damaligen Jahrhunderte hinweg exakt weiterzugeben.

---

[26] Jahwist = eine Sammlung ausgewählter Schriften, in denen Jahwe im Mittelpunkt stand und die als Grundlage des Judentums gelten.(27) Wenn man bedenkt, dass in den ersten beiden Jahrhunderten nach Christus neben den vier kanonischen Evangelien (Markus, Lukas, Johannes, Matthäus) zahlreiche apokryphe Evangelien (Thomas, Jakobus, Nazarener, Ebioniten, Hebräer, Ägypter, Maria Magdalena, Judas...)
Wenn schon die Taufe Christi durch Johannes den Täufer so viele verschiedene Varianten hervorgebracht hat, wie sehr müssen dann erst die mündlichen Überlieferungen unter subjektiven Ergänzungen, Interpretationen oder Streichungen gelitten haben, während all der

Jahrhunderte, in denen sie mündlich weitergegeben wurden, bis hin zu ihrem ersten geschriebenen Wort?

Zwölf Söhne, zwölf verstreute Geschlechter und höchstwahrscheinlich also zwölf Erzähler mit zwölf Erzählsträngen durch die analphabetischen Jahrhunderte hindurch. All diese Erzähler gingen einst von jenem einen Erzähler aus dem Stamm ihres Großvaters Isaak aus, der so ihren Vater Jakob lehrte, wie auch dieser die Tradition an seine zwölf Söhne weitergab.

Kehren wir kurz zu Zenoch zurück, dem 27. Erzähler nach Jakob aus einer recht dominanten Erzählstrang 3 des Hauses Levi, einem der zwölf Söhne aus der reichen Nachkommenschaft Jakobs, des Sohnes Isaaks. Lernen wir Zenoch kennen, der einst selbst der Schüler seines Vorgängers Ebal, des 26. Erzählers, war.

Zenoch wurde als entfernter und höchst bedeutender Nachkomme Levis geboren, des Sohnes Jakobs, des Vaters von zwölf Söhnen, des Stammvaters aller Juden. Levi genoss als bedeutender Rechtsgelehrter fast ebenso viel Ruhm wie sein Vater Jakob. Sein entfernter Nachkomme, Zenochs ältester Sohn, hieß Abiram, doch Zenochs jüngste Tochter, Sela, war Zenochs Augapfel. Erzähler im Stamm Levi zu sein, war eines der höchsten Ämter, die man ausüben konnte, und man erhielt automatisch auch die Befugnis, in weiteren Zweigen jüngerer Familienmitglieder die Jugend zu unterrichten und die Geschichten der Vorfahren weiterzugeben. Zenoch konnte wunderbar wiedergeben, was er von seinem Onkel Ebal, Nummer 26 in der Erzählkette, gelernt hatte. Die Menschen hingen an seinen Lippen. Die Geschichte ihres berühmten

Jeder Bericht über ihren direkten Vorfahren und Stammvater Jakob endete stets mit den Worten „er war ein ehrbarer Mensch“. Vor allem die Art und Weise, wie Jakob sich mit seinem Bruder Esau versöhnte, empfanden sie zu Recht als beeindruckend und ehrbar. Zenoch glaubte fest an die Tradition und sah es als seine Pflicht an, die Familiengeschichte äußerst sorgfältig und detailliert fortzuschreiben. Doch das gefiel Belial schon lange nicht mehr.

Sela, die jüngste Tochter von Zenoch, war aufgrund ihrer Herkunft und Schönheit sehr begehrt. Ein Verehrer und Sohn eines benachbarten, eingewanderten Stammesoberhaupts, kein Nachkomme Jakobs, wurde von ihr zurückgewiesen, woraufhin er sie gewaltsam vergewaltigte, damit niemand sonst sie jemals heiraten könnte. Zenoch kannte nur zu gut die Geschichte von Ebal über Jakob, der dasselbe mit seiner geliebten Tochter Dina erlebt hatte. Jakob, der schon viel früher um Vergebung gebeten und diese auch erhalten hatte, weil er seinem älteren Bruder Esau durch Betrug das Erstgeburtsrecht gestohlen hatte, vergab seinerseits sogar dem Vergewaltiger seiner Tochter Dina. Und deshalb galt Jakob zu Recht als ein ehrbarer Mensch und ein würdiges Vorbild für die Menschheit, der seine Schritte auf eine Zukunft in einem Gott der Liebe, Vergebung und Gerechtigkeit richtete. Ein Vorbild für alle. In seinen weitverzweigten Familienzweigen wurde gerade nach diesem Kapitel aus der reichen Familiengeschichte immer wieder gefragt, um es den jüngeren Generationen noch einmal zu erzählen: Sie hatten eine hohe moralische Abstammung und waren stolz darauf. Zu Recht. Es ist nicht leicht, die

dem Vergewaltiger deiner Tochter zu vergeben – genau das erleben Zenoch und seine Frau gerade am eigenen Leib.

Doch Zenoch ist kein Jakob. Zenoch kommt nicht darüber hinweg. Er verkriecht sich. Er versucht, sich dort zu verstecken, wo sich nicht einmal eine Ameise verbergen kann. Die Trauer und der Schmerz Selas, aber auch seiner rachsüchtigen Söhne, nähren jeden Tag seinen Unglauben an einen Gott der Vergebung. Er kann die Geschichte Jakobs nicht mehr über die Lippen bringen, wie sie seit Jahrhunderten erzählt wurde, und umgeht nun stets das heikle Thema, vor allem, indem er über Jakob und Dina schweigt. Auch Zenochs Söhne und andere Töchter reagieren wütend und wollen nichts mehr von der Vergebungsbereitschaft des alten Jakob hören. Seine Frau magert zusehends ab. Kein Mann in seinem Stamm will Sela noch zur Frau nehmen. Sela weint Tränen aus Blut, und Zenoch weiß keinen Rat mehr. Der Abend zehrt an ihm, die Nacht schreit nach Vergeltung und macht ihn wahnsinnig. Die aufgehende Sonne schmerzt immer mehr. Er, von dem man erwartet, dass er weiß, was er tun sollte, weiß überhaupt nicht mehr, was er tun soll. Er wird zerrissen, nein, er ist zerrissen. Als Erzähler kann er nirgendwo einen benachbarten Erzähler um Rat fragen, denn er weiß wie kein anderer, wie vergebungsbereit Jakob damals handelte, und es würde sein Dilemma nur noch vergrößern. Sela kommt jeden Abend, um sich in seinem Schoß auszuweinen. Seine Frau steht dann auf und sieht ihn mit vorwurfsvollen Augen an. Die Geschichte des gnädigen Jakob hängt wie

ein Mühlstein um seinen Hals.

Er besitzt weder die Kraft Jakobs noch die Rechtsgelehrsamkeit seines Urgroßvaters Levi noch die langjährige Erfahrung seines früheren Lehrmeisters Ebal. Die Nächte halten ihn immer länger vom Tageslicht fern. Er bleibt morgens im Bett liegen, voller Angst, den Tag zu beginnen, voller Angst, befragt zu werden. „Ich bin krank“, antwortet er seiner Frau schroff und dreht sich noch einmal um, denn das ist er auch: krank vor einem alles verschlingenden Hassgeschwür gegenüber dem Vergewaltiger seiner Tochter. Er hört seine Söhne durch das offene Fenster öffentlich über sein Verhalten murren und hört, wie sie Rachepläne schmieden. Die frische Klarheit der Morgendämmerung verschwindet wie Schnee vor der aufgehenden Sonne, jedes Mal, wenn er den gnädigen Schlaf verlassen muss. Er sehnt sich nur nach der nächsten Nacht. Es zehrt an ihm. Schließlich gewinnt der Ruf nach Vergeltung die Oberhand. Doch wie soll er dies mit seiner wichtigen Funktion als Geschichtenerzähler vereinbaren, wie soll er dies mit dem Ansehen in Einklang bringen, das sein Stamm weit und breit genießt? Er steht nicht mehr aus dem Bett auf. In der dritten Nacht sieht er mit weit aufgerissenen Pupillen einen Plan reifen. Seine Gedanken kristallisieren sich zu einem pechschwarzen Diamanten, so hart und kalt wie jahrhundertelanges Sonnenlicht, das den schwärzesten Stein verschlingt. Am nächsten Tag steht er bei Tagesanbruch auf und wankt, so abgemagert und geschwächt wie er ist, zum Speisesaal. Er trinkt süßen Tee, und die ganze Familie ist zugleich überrascht und erfreut. Vor allem seine Söhne sind besorgt, denn sie machen sich große Sorgen um ihn. Er spricht mit heiserer Stimme und macht sich auf wackeligen Beinen

bereit für eine weite Reise zu einem benachbarten Stamm. Sagt er. Knurrt er, heiser wie eine Grille: „Es ist meine Pflicht, zu überprüfen, ob Ebal die Wahrheit über unseren Stammvater Jakob gesagt hat. Ich muss nachprüfen, ob die Geschichte über Jakob und seine Tochter Dina stimmt.“ Und er fügt hinzu: „Hab Vertrauen. Jahwe ist mit uns.“ Betrübt macht er sich auf den Weg. Nicht so sehr betrübt über das Weggehen seiner Familie, sondern über das, was er vorhat. Diesmal bricht er trotz aller Proteste seiner besorgten Söhne ganz allein auf. Sein Esel kennt schließlich den Weg. Hunger kennt er kaum, Hass und Rache sind seine Nahrung, doch niemand kann ihm dies ansehen. Sein Esel hält wie immer nach zwei Nächten an der unergründlichen Quelle Misdar Bihla Fahm. Unergründlich ist auch der Schmerz in seinem Herzen. Die Nacht füllt seine trockene Quelle mit trockenen Tränen der Ohnmacht, des Hasses und des Grolls. Der Tag versucht zu trösten, verliert aber immer mehr an Kraft. Die eine Nacht wartet er auf Jakob, die andere auf Levi, die nächste Nacht in äußerster Verzweiflung auf Jahwe selbst. Doch keiner von ihnen erscheint ihm. Verlassen. Tage und Nächte verweilt er ganz allein, isst kaum von den Vorräten, die ihm seine besorgte Frau mitgegeben hat. Immer wartend und wartend. Stunden. Tage. Am Ende fleht er eher um den Tod als um noch eine Antwort. Mitten in der siebten Nacht scheint es, als erhalte er eine Antwort. Eine Antwort, die ihm entgegenkommt. Er fühlt sich wieder gestärkt, trifft eine Entscheidung und steigt bei Tagesanbruch auf seinen Esel, um nach Hause zurückzukehren. Er weiß, was ihm zu tun steht. Es ist genug gewesen.

Mehr als genug. Er kann sich nur auf sich selbst verlassen. Er ist allein. Und verantwortlich. Von Menschen und Gott verlassen. Jakobs Geschichte ist Unsinn. Womit hat er sich beschäftigt? Sela… Sela… Sela… Sein Ego ist zu klein, um stark zu sein, und zu groß, um in seinem Herzen noch Platz für Vergebung zu lassen. Sela… Sela… Sela…

Abiram, sein ältester Sohn, sieht ihn schon von weitem kommen und eilt ihm entgegen. „Vater!“, ruft Abiram besorgt, als er einen ausgemergelten und geschwächten alten Mann erblickt. Zenochs schwache Stimme kann nur noch flüstern: „Ruf alle meine Söhne und Töchter sowie die Ältesten des Stammes zusammen. Ich habe wichtige Neuigkeiten.“ Zenoch lässt sich helfen. Die Nachricht von seiner Rückkehr verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Nicht viel später wartet jeder ungeduldig auf dem Marktplatz, wo Zenoch allmählich wieder zu Kräften kommt. Auch Sela ist da. Er stolpert auf sie zu und drückt sie liebevoll an sich. Abiram eilt ihm zu Hilfe und hilft ihm, Platz zu nehmen: „Vater, erzähl uns von deiner Reise.“ Zenoch setzt sich und wartet, bis es still wird. Bedrohlich still. Seine Stimme trägt nicht weit. Die trockene Luft versucht in letzter Sekunde, seine Stimmbänder noch aneinander zu kleben, doch sie werden auseinandergerissen, weil er erschrickt, als das Baby seiner ältesten Tochter plötzlich zu weinen beginnt. Zenoch fühlt sich dadurch ermutigt und sein bedrücktes Gesicht verwandelt sich in ein erlösendes Lächeln für alle Anwesenden. Die Menge atmet erleichtert auf und Zenoch räuspert sich wie eine alte Grille mit kratzigen Narben auf den Flügeln: „Ich habe wichtige Neuigkeiten.“ Seine

Eine Frau reicht ihm einen Becher mit Honigtee. Er trinkt. Es wird mucksmäuschenstill. „Bei der Misdar Bihla Fahm traf ich den Geschichtenerzähler Shirezh aus dem Stamm Juda, einen entfernten Nachkommen des Bruders unseres Stammvaters Levi; er konnte kaum noch gehen, doch sein Enkel begleitete ihn.“ Zenoch nimmt erneut einen Schluck Tee. Er stärkt sich durch die Aufmerksamkeit und genießt sie: „Shirezh erzählte mir, dass er in sein Heimatdorf in Kanaan reist, um dort zu sterben. Ich habe ihn noch nie zuvor getroffen, ebenso wenig wie mein Lehrer Ebal ihn je getroffen hat. Sein Körper ist uralt, doch sein Geist ist klar und rein wie die unergründliche Quelle selbst. Seine Kenntnis der Geschichten ist bewundernswert.“ Zenoch richtet seinen Blick auf seine jüngste und betroffene Tochter und fährt entschlossen mit seiner Lüge fort: „Shirezhs entfernter Abstammung von Juda ist nicht so hoch wie die unseres Stammvaters Levi, seines entfernten Großonkels, aber auch er war sehr beeindruckt von unserem Stammvater Levi. Er empfand es als Privileg, einen Geschichtenerzähler aus dem Stamm Levi zu treffen, bevor dieser sterben würde. Die Ehre war gegenseitig.“ Sein Publikum murmelt zustimmend, und Zenoch nimmt sofort einen neuen Schluck Tee. Nicht, weil er noch Durst verspürt, sondern weil er lügt, und er blickt erneut zu seiner Tochter Sela, deren Augen ihn nicht loslassen. Er fleht sie mit seinen Augen an, sich neben ihn zu setzen. Er möchte ihr Leiden nah spüren können, um nun den letzten Schritt tun zu können. Sela setzt sich neben ihn und er legt seinen Arm um ihre Schulter. Zenoch fährt mit erneut klarer Stimme fort: „Ich fragte Shirezh

um mir zu erzählen, was er über Jakob wusste – was er sehr gerne tat. Aber er bestand darauf, dass ich ihm zuerst erzählte, was ich über Esau wusste. Ich erzählte ihm alles, was mir Ebal über Esau überliefert hatte, und das stimmte wunderbar überein. Als ich ihn jedoch fragte, was er über Jakob zu berichten habe, erzählte er mir zunächst, wie edel er es fand, dass Jakob seinen Bruder Esau für den gestohlenen Verlust seines Erstgeburtsrechts entschädigte, dass er aber andererseits lange Mühe hatte zu verstehen, dass Jakob den Vergewaltiger seiner Tochter Dina und sogar dessen ganzen Stamm auslöschte. Und er fügte hinzu, dass es vor allem Simeon und unser eigener Stammvater Levi waren, die die Rache vollzogen.“ Alle Zuhörer erschraken und stießen einen Schrei der Überraschung und Begeisterung für ihren Vorfahren Jakob und noch mehr für Levi aus. Zenoch fuhr fort: „Ruhe!“ Doch seine Söhne riefen wie aus einem Munde: „Rache! In den Kampf!“

„Ruhe!“, brüllte Zenoch, der seine Stimme wiedergefunden hatte, als würde er dem nicht zustimmen. Der Kontrast zu seiner zuvor schwachen Stimme war wie ein Donnerschlag. Die Aufregung und die Rufe legten sich zu lautem Gemurmel, und viele Augen warfen bereits Blicke der Rache und der Unterstützung auf ihre betroffene Schwester. Selas Mutter kam gestärkt herbei und setzte sich auf die andere Seite von Zenoch. Zenoch fuhr, dadurch ermutigt, fort: „Auch für mich war es ein Schock. Ich konnte es einfach nicht glauben“, und er sah jedem einzelnen in die Augen, bis die Ruhe mühsam wiederkehrte. „Ich fragte ihn noch einmal, ob das wirklich so sei, und er versicherte mir, dass er bei mehreren Erzählern in den entlegensten Gegenden

dasselbe

„Ich habe die Geschichte von unserem Großvater Jakob und unseren Stammvätern Levi und Simeon gehört, die ihre Tochter und ihre Schwester gerächt und den gesamten Stamm des Vergewaltigers aus Rache ausgelöscht haben.“ Er schüttelte den Kopf und stellte die Überlegung vieler Zuhörer selbst in Frage: „Warum hat unser direkter und hochgeschätzter Stammvater Levi dann gelogen? Die Antwort ist klar.“ Die Zuhörer lauschten nun mit noch größerer Spannung, obwohl sie spürten, wie sich in seiner offensichtlichen Frage eine ebenso berechtigte Antwort andeutete. Sie waren doch etwas besorgt, ob nicht eine neue Wendung die Sache durcheinanderbringen würde. Es wurde mucksmäuschenstill. Dunkle Wolken schoben sich beschämt und hastig zusammen, um so die Lüge zu entmutigen. Zenoch, Erzähler 27 der vielleicht wichtigsten Erzählstrang 3 aller Zeiten, zeigte eine gebrochene Haltung am Feuer: „Levi, unser Stammvater, wurde im späteren Alter ebenfalls ein Rechtsgelehrter. Und es war auch bekannt, dass er schon in jungen Jahren sehr prinzipientreu sein konnte. Und es war ebenfalls bekannt, dass sein Blutsbruder Simeon sich ebenso radikal verhielt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Levi seinem Vater Jakob in der Rache für die Vergewaltigung seiner Schwester folgte und sogar in den Kampf zog und Feinde tötete. Später bereute er es vielleicht und hielt es für notwendig, die doch gerechtfertigte Rache zu verschweigen und seinen Vater Jakob, vor dem er zu Recht immensen Respekt empfand, als einen vergebungsbereiten Menschen darzustellen. Levi wollte wahrscheinlich sein eigenes Gewissen reinigen und dies so an uns, seine

Nachkommen.“ Zenoch ließ nur eine kurze Pause, damit das Letzte nicht zu tief eindringen konnte, sprang überraschend auf und rief laut: „Aber Jakob ist der Stammvater Israels! Nicht Levi! Wir üben Gerechtigkeit, genau wie Jakob es uns vorgemacht hat! Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ Und er stand mit geballter Faust auf, und alle sprangen auf, laut nach Rache schreiend und erfreut über Selas Lächeln. Doch dabei hatten sie Abiram nicht bedacht, den ältesten Sohn Zenochs, den entfernten Enkel Levis, der mit dem Geschehen nicht einverstanden war. „Und was ist mit Ebal?“, schrie er, bis alle verstummten. In der Tat, was ist mit Ebal? „Und was ist mit Ebal? War er denn ein Lügner? War Ebal denn ein Lügner?“, wiederholte Abiram sichtlich erschüttert immer wieder denselben Satz über jemanden, von dem er als junger Bursche jahrelang voller Dankbarkeit unterrichtet worden war. „Wenn das eine Lüge von Ebal war, was ist dann noch wahr von all dem anderen?“ Alle älteren Zuhörer verstummten augenblicklich, woraufhin auch die Jugendlichen plötzlich still wurden. Der stets freundliche Ebal hatte zu Recht während seines Lebens viel Glaubwürdigkeit und Respekt erworben. Der listige Nachtfuchs Zenoch hatte dies jedoch vorausgesehen und fuhr fort: „Abiram hat recht! Ich habe und hatte Angst, die Wahrheit zu sagen, aber die Wahrheit hat ihre Rechte. Es waren Levi und sein Bruder Simeon, die die Racheaktion planten und durchführten. Ihr Vater Jakob war damit nicht einverstanden, wie sich später herausstellte, denn Jakob machte sich zu Recht große Sorgen über Racheaktionen benachbarter Stämme. Ich mache mir heute Sorgen um

„Der Ruf unseres Stammvaters Levi als Rechtsgelehrter. Doch nun wird alles viel klarer: Wenn damals ein Rechtsgelehrter selbst die Todesstrafe vollstreckte, dann ist die Vergeltung für Sela heute mehr als gerechtfertigt!“ Und er reckte das Schwert hoch in die Luft. Alle Anwesenden schrien nun nach Rache. Zenoch hatte nur Augen für die Reaktion von Abiram, der sprachlos, erstaunt, überrascht, wie an den Boden genagelt und perplex nicht wusste, was er von der aufgehetzten Meute noch halten sollte, und mit großen, ungläubigen Augen seinen Vater anstarrte. Zenoch reagierte blitzschnell, um den letzten Teil seines Plans in die Tat umzusetzen. „Ruhe!!“, rief er, sein Schwert erhobend, und stellte sich vor seinen Sohn: „Abiram, mein ältester Sohn, ich segne dich, von nun an diesen Stamm zu führen. Knie nieder!“ Abiram, nun völlig überwältigt von solch großer Ehre und Emotionen, kniete nieder, und Zenoch legte seinem ältesten Sohn die Hände auf. Jubelstürme übertönten den Marktplatz. Die Söhne des „Geschichtenerzählers“ Zenoch nahmen unter der Führung des neuen Anführers Abiram am nächsten Tag ihre Schwerter auf und zogen nun „berechtigt“ sofort zu Vergeltungsmaßnahmen aus. Kein Gott hielt sie auf, denn Gott ist zu jeder Zeit mit Jakob. Belial konnte sich nur daran erfreuen. Handlungsstrang 3 der Nachkommen Levis seit der Entstehung der 12 Söhne nach Jakob mit ebenfalls 12 Handlungssträngen läuft seitdem wie am Schnürchen, zumal ihnen Schritt für Schritt der Gewinn durch das Schwert nie fremd wurde und sich manchmal sogar als lukrativ erwies. Die Folge: Erzähler 28 in der Levi-Handlungslinie 3, ebenfalls nur ein Mensch und stets in guter Absicht, erzählt später von seinen Nachkommen bis

hin zu

die traurige Geschichte der Vergewaltigung der Ur-Ur-Urgroßtante in Verbindung mit der „gerechten“ Geschichte von Jakobs Söhnen, die rechtschaffene Männer waren und die Vergewaltigung ihrer Schwester mit Blut vergolten. Noch ein Detail: Erzähler Nummer 72 in derselben Erzählstrang 3, dessen Tochter dasselbe schreckliche Verbrechen widerfuhr, fügt in seiner Version viele Jahrzehnte später noch einfühlsam hinzu, dass Jakob sich damals auch „rechtmäßig“ den gesamten Besitz der Familie des Vergewaltigers aneignete. Man darf es ruhig sagen: Der Erzählstrang 3 hat Rückenwind, und sein Einfluss breitet sich schneller als der Wind aus. Erzähler Nummer 122 aus demselben Strang, aber viel später, und als einflussreichster verbliebener Erzähler inzwischen als Erzähler des wichtigsten Levi-Stammes von Jakobs zwölf Söhnen, zweifelt schon lange nicht mehr daran, ob sich all dies so zugetragen haben könnte. Wer würde es wagen, Jakob, den Stammvater Israels, in Frage zu stellen? Es ist daher nicht verwunderlich, dass einer der bedeutendsten rechtsgelehrten Stämme jener Zeit den größten Einfluss hatte und über die meisten Mittel verfügte, um eine erste schriftliche Fassung allgemein durchzusetzen. Rache wurde akzeptabel und verlieh das Recht, im Namen Gottes, der die Liebe ist, zu töten. Erzähler Nummer 152 war daher der Letzte, der alles noch auswendig lernen musste. Danach wurde sein gesprochenes Wort zum geschriebenen Text, nicht viel später mit dem Anschein eines geschriebenen, unfehlbaren Gesetzes.

NACHWORT ÜBER ERZÄHLER UND SCHRIFTSTELLER:

Die vier offiziell anerkannten Evangelien[28] , die oft unterschiedliche wichtige Details zu ein und demselben Thema (zum Beispiel der Auferstehung Christi) enthalten, wurden relativ kurz nach den Ereignissen niedergeschrieben.

Wenn man diese vier unterschiedlichen Darstellungen nebeneinanderstellt und doch recht bedeutende Unterschiede in Handlungen und Dialogen feststellt, wird deutlich, dass zwischen diesen vier Darstellungen nicht nur die Erzähler, sondern auch die Verfasser in jener Zeit ohne Tonaufnahmen, Fotografie oder Filmaufnahmen sehr anfällig waren. Nur im Johannesevangelium liest man, wie Johannes sich zweimal als Ad-hoc-Zeuge beschreibt („der geliebte Jünger“ 20,2 und „der andere Jünger, der als Erster am Grab war“ 20,8) und somit tatsächlich als Augenzeuge berichten konnte. Bei den drei anderen Evangelisten darf man sich dann doch Fragen stellen zu ihrem manchmal sogar noch ausführlicheren Bericht über dasselbe Thema, bei dem Johannes persönlich anwesend war und bei dem die drei anderen keine direkten Augenzeugen waren. Genauso wenig schreibe ich selbst darüber, ohne Zeuge gewesen zu sein: „Herr Jesus Christus, bitte korrigiere mich, wenn ich falsch liege.“

[28] Die vier synoptischen Evangelien, die 325 n. Chr. in Nicäa festgelegt wurden, nämlich Markus, Lukas, Matthäus und Johannes, bildeten somit die Grundlage für die Lehre Christi in der jungen

Kirche.

Es ist hart und schmerzhaft festzustellen, dass es gar nicht lange dauerte, bis Belial all seine gnadenlosen Pläne verwirklichen konnte. Die Menschen führten schreckliche „heilige“ Kriege bis zum Tod und glaubten „heilig“ an den Namen ihres Gottes, der noch heiliger war als der Gott ihres Gegners, um ihre Mitmenschen gerechtfertigt töten zu dürfen. Und für die Sieger war es ein Beweis dafür, dass Gott mit ihnen war, wodurch ihre nächsten Feinde noch gnadenloser niedergemetzelt wurden. Denn Gott war schließlich auf der Seite der Stärksten, und so wurde mit Blut bewiesen, dass derjenige, der die meisten Tote auf dem Gewissen hatte, den richtigen Gott anbetete.
Der beste Schüler Belials, Alleen, wurde einer von Belials besten Anführern und wurde schon bald von Belial zum General „Jeder“ befördert. General Jeder gab dem Alten Testament später sarkastisch den Namen „Der verwundete Apfel“. Eine Sache konnte Belial jedoch unmöglich zunichte machen, und das war, den Baum von Gut und Böse auf dem Blutfeld auszurotten. Der Baum wuchs stetig, und seine Ringe wurden durch die vielen Tränen der gefallenen Menschen immer breiter und größer. Sein Holz wurde immer härter und stärker, damit die Äste nicht unter der Last brechen würden. Kein Teufel wagte es mehr, den Boden zu berühren, um das Blut Abels zum Vorschein zu bringen – Boden, aus dem die Wurzeln des Baumes nur Gutes zu schöpfen hatten. In der Höhle lagen die beiden unberührten Leichname von Adam und Eva, in Liebe seitlich miteinander verschmolzen

einander gegenüberstehend, um sich mit verschränkten Armen und Händen gegenseitig ihre ewig blühenden Apfelblüten vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu reichen. Der Duft der Blüten erfüllte die Höhle, und kein Jünger Belials konnte diesen Gestank ertragen.
Belial außer Gefecht gesetzt? Die Äpfel über der Erde konnten nicht mehr beschädigt werden und verschwanden mit der Zeit, bis auf einen letzten unversehrten Apfel, um dem Baum mehr Kräfte für seinen Kampf gegen das Böse unter der Erde freizusetzen. Belial blieb stets der alleinige Herrscher unter der Erde, von wo aus er im tiefsten Verborgenen die Wurzeln des Baumes von Gut und Böse unerbittlich bekämpfte und mit seinem Feuer verbrannte. Je mehr Schaden er unter den Menschen anrichtete, desto mehr Tränen flossen am Stamm, desto heftiger wütete Belial gegen die Wurzeln. Der Baum von Gut und Böse blieb das Symbol des Kampfes zwischen Gut und Böse. Und es muss gesagt werden, dass sich der Kampf immer mehr zugunsten des Bösen wendete. Der Sündenfall des Menschen spielte sich ja über der Erde ab, wodurch der Mensch fast selbstverständlich blind und unwissend gegenüber teuflischen unterirdischen Mächten war. Belial fühlte sich dort in seinem Element. So geschickt er einst im Allerheiligsten gewesen war, indem er das Licht eines jeden Tages trug, so geschickt und gewandt wurde er nun darin, dieses Licht zu meiden. Der Träger des Lichts wurde Herr und Meister der Finsternis. Der Mensch außerhalb Edens versank immer tiefer und tiefer in einem Sumpf des Bösen. Belial musste das Böse nicht einmal mehr aufzwingen, es kam ihm fast wie

Er fand sie ganz von selbst, und es erfüllte ihn mit Euphorie, vom Menschen selbst neue, geniale Facetten des Bösen zu erlernen. Der Mensch erniedrigte sich zu seinem Spielzeug. Generation um Generation wurde die Seele des Menschen schließlich mit Schuld infiziert. Schuld entstand als unvorhergesehenes Nebenprodukt der unvollkommenen Liebe und setzte einen morbiden Teufelskreis in Gang. Schuld entstand außerhalb von Eden und wurde zu einem absolut negativen Gefühl, solange man nicht mehr wusste, wo man den Weg zur Heilung suchen sollte. Schuld entwickelte sich von einem individuellen Begriff immer mehr zu einem kollektiven Besitz als Folge einer Kettenreaktion unter den Menschen, durch die wir Schuld oft bewusst auf den anderen abwälzen. Bei der Geburt jedes neuen Menschen entsteht ein primärer, unbewusster Bezugsrahmen der Liebe, der aus der bedingungslosen elterlichen Liebe hervorgeht und auf Eden verweist – nennen wir es einen „Eden"-Bezugsrahmen. Jede spätere Beeinträchtigung dieses primären Gefühls macht sich in den ersten Jahren der Selbstwahrnehmung als „Mangel" bemerkbar, als Verlust eines zu Recht paradiesischen Zustands. Ein Verlust, der im Extremfall sogar zu Verzweiflung und Selbstzerstörung führen kann. Das Vermissen wird durch einen ähnlichen unverarbeiteten Verlust an Vollkommenheit der Eltern verursacht, als diese Babys und Kinder ihrer eigenen Eltern waren, die ebenfalls unter diesem Verlust mit all den damit verbundenen traumatischen Folgen litten. Dies dehnt sich dann von der Familie auf Verwandte, Lehrer, Erzieher, Freunde und den Partner aus und wird sich so wie eine Kettenreaktion weiter ausbreiten, als eine Abwehr des „Eigenen"

Trauma gegen Trauma des „Anderen“. Diese Abwehr kann sowohl offensiv als auch defensiv sein, ist jedoch für keine der beiden Parteien – weder für den Täter noch für das Opfer – als glückselig zu bezeichnen. Beide Parteien werden unverhältnismäßig leiden. Wie dem auch sei, der primäre Bezugsrahmen der elterlichen Liebe wird diesem natürlichen Reflex von Angriff und Verteidigung in unterschiedlichem Maße einen schwierigen Spiegel vorhalten und dem Menschen unverblümt klarmachen, was er einst war und was er folglich verloren hat. Diese Abwehr erzeugt nämlich mehr oder weniger stark einen schmerzhaften „Täter“-Schock und/oder einen schmerzhaften „Opfer“-Schock, der unbewusst oder bewusst um Heilung fleht und danach strebt. Der Mensch außerhalb von Eden leidet. Immer. Ob er sich nun voll und ganz bewusst ist, woher dies kommt, oder nicht, er leidet. „We all kill the thing we love“ [29], während der Mensch im Garten Eden als Kind der Liebe in der Liebe lebte, das jedes Ding, jedes Wesen liebte und keinen Grund hatte, die Liebe zu töten. Nur wer es schafft, diesen primären unbewussten Bezugsrahmen der elterlichen Liebe durch einen Bezugsrahmen göttlicher bedingungsloser Liebe zu ersetzen, in dem die vollständige Vergebung sowohl für den Täter als auch für das Opfer im Mittelpunkt steht, kann dies unbeschadet überstehen und die persönliche Kettenreaktion gegenüber seinem Mitmenschen leichter – nicht ohne Übung, sondern durch Versuch und Irrtum – stoppen. Aus all dem entstand das frühe katholische Dogma, dass ein totgeborenes Kind oder ein Kind vor der einzigen Sprache

[29] Dieses Zitat schrieb *Oscar Wilde* während seines Gefängnisaufenthalts im Jahr 1898

hatte (Baby) und starb, ein Engel [30] im Himmel genannt werden durfte. Welches Unrecht hätten sie denn begangen?

Schuld wird zum Perpetuum mobile des Bösen, wobei jeder glaubt, seine Traumata durch das Böse „berechtigt“ kompensieren zu dürfen, um selbst früher oder später erneut die Quittung dafür zu erhalten. Und so weiter. Der Täter [31]wird zum Opfer, woraufhin er sich erneut berechtigt fühlt, als Täter nach Ausgleich zu suchen und ihn zu finden. Dies wurde zur Grundlage für das, was man später als Erbsünde bezeichnete. Das Herz des kleinen Kindes wird bereits in seinen ersten Lebensjahren mit den Schwächen der Eltern oder anderer Bezugspersonen konfrontiert, um in unbewusstem Schock eine Abwehr zu finden und zugleich um den bitteren Verlust zu trauern. Die Abwehr ist zu schwach, der Verlust umso schmerzhafter. Das Wort „Erbsünde“ hat eine schwierige Konnotation angenommen: Einerseits klingt das Wort „erblich“ wie etwas

---

[30] Mein ältester Bruder Hugo starb als Baby einen Monat nach der Geburt. Der Abt der Abtei von Walcheren/Middelburg tröstete meinen Vater: „C’est Dieu qui passe.“ Ich verstand das erst, als ich meinerseits Jefke in meinen Händen hielt.

[31] Es erfordert Zeit und Einsicht von einem Täter, durch einen Spiegel wie durch Glas zu blicken, um zu erkennen, wer man wirklich ist, und nicht, wie man erscheint. Viele Schichten des Widerstands (Angst, Hass, Selbstmitleid, Scham, Fluchtverhalten, Unterschätzung, Eitelkeit, Torheit, Unglaube, Eifersucht, Rache und so weiter) müssen überwunden werden. Nur Widerstand gegen den Widerstand bietet Erlösung, nicht einmal menschlich verdient, sondern rein göttlich gegeben, stets bezahlt mit Lösegeld aus Tränen wie Diamanten, mindestens ebenso kostbar, an denen wir am besten reich werden.

dem man nicht entkommen kann; andererseits klingt das Wort „Sünde“ so, als sei es unmöglich, davon erlöst zu werden. Es ist ein so schwer beladenes Wort, dass es ein heranwachsendes Kind fast erdrückt, noch bevor es überhaupt das Alter der Vernunft erreicht hat. Es gibt ein Schlüsselwort, das es von dieser Bedeutung befreien kann, und das ist „Liebe“. Doch genau dort beginnt dieser Teufelskreis zu nagen: Die lieblose „Gewalt“ wird immer schlimmer, komplexer, raffinierter, subtiler, wenn sich die Wut von der Familie auf den Familienkreis, auf die Schule, auf die lokale Gemeinschaft und auf Länder ausweitet, mit Waffen, die immer grausamer und effizienter und leider auch immer tödlicher werden.

Es ging so weit, dass der Baum von Gut und Böse auf dem blutgetränkten Feld so sehr litt und unter der Last der Tränen zu zerbrechen drohte, dass er schließlich nur noch genug Kraft hatte, einen letzten unversehrten Apfel hervorzubringen. Der Stamm kämpfte verbissen ums Überleben, konnte aber kaum noch Leben aus seinen verwundeten Wurzeln schöpfen, um das Leben über der Erde weiter zu stützen. Das Holz des Stammes selbst konnte Belial nicht einnehmen, doch die Früchte starben eine nach der anderen. So blieb schließlich ein einziger Apfel übrig. Ein Apfel, der den Unterschied machen und die Rettung der Menschheit bedeuten sollte. Belial hatte die Menschen von Generation zu Generation vergiftet.
Die Menschen? Jeden Menschen?
Ja, jeder Mensch. Und
doch.

Dennoch konnte in jener schrecklichen Zeit zwischen dem Sündenfall und der Auferstehung des Menschen nur ein einziger Mensch hoffnungsvoll und geduldig wachen: Henoch, Sohn Kains und Metatron. Er blieb der Anker der Menschheit in den alles zerstörenden Stürmen, in denen sich die Demut des Menschen in Ebbe und Flut schmerzlich verlor. Er behielt den Überblick wie ein Turm aus Feuer, den kein Sturm zu Fall bringen konnte. Er war der Sohn dessen, „der die Menschen liebt“, einst der Mörder Abels, und gibt es ein besseres Beispiel für eine Tochter oder einen Sohn eines Vatermörders, der gelernt hat, Reue in ein Beispiel selbstloser Liebe zu verwandeln?

Gott rief Henoch im Allerheiligsten zu sich: „Henoch, geh zum Blutfeld und nimm den letzten unversehrten Apfel. Öffne danach das Grab deiner Großeltern und tritt in die Höhle ein. Lege diesen allerletzten unversehrten Apfel zwischen beide zur Ruhe. Verlasse danach die Höhle und verschließe sie wieder.“
Henoch tat, was von ihm verlangt wurde. Er pflückte den einzigen verbliebenen Apfel von dem riesigen Baum, öffnete die Höhle und legte den Apfel zwischen die stets duftenden Blütenzweige seiner beiden Großeltern Adam und Eva. Dann beugte er sich ganz nach vorne und ließ jeweils „eine Träne“ auf das unversehrte Gesicht der beiden fallen. Er stand auf und schloss die Höhle hinter sich. Er begab sich zum imposanten Stamm des Baumes, umarmte den Stamm mit beiden Flügeln und drückte seine Wange fest an ihn.

Sofort sprudelte ein stundenlanger Strom von Tausenden und Abertausenden Tränen aus seinen Augen: eine für jeden Menschen. Der letzte unversehrte Apfel war in sicheren Händen, und das zerbrechliche Holz schloss sich fortan von der Unterwelt ab, blieb aber der Wirt für Millionen Tränen der Menschen, bis das Holz ein Kreuz gebären würde.
Aus der Ferne beobachtete eine Schlange das Geschehen fassungslos, wusste sich völlig ratlos und kroch so schnell wie möglich zurück in die Erde. General Jeder wartete ungeduldig auf ihn, doch Belial war durch das ganze Geschehen so erschüttert, dass er keinen Gedanken mehr übermitteln konnte und sich blitzschnell zurückzog. Er wusste einen Moment lang nicht mehr weiter. Alle sahen es, und selbst er erhielt keinen Zugang zu seinem Herrn. Das machte sie alle nervös und verzweifelt. Und Belial hatte Grund zur Sorge. Sein meisterhafter Plan, sich zeitweise vor der Menschheit als der echte Jahwe zu tarnen, würde nicht länger Bestand haben. Der Schaden, den er angerichtet hatte, war gigantisch, aber Gott hatte ebenfalls Seine gigantische Antwort parat: Sein Sohn persönlich würde kommen. Gott wartete geduldig auf einen „Tropfen des Meeres“.

Jahrhunderte dauerte es, eine Frau zu finden, die tragen konnte, was getragen werden musste. Und so geschah es: Er fand die geeigneten Eltern für die geeignete Tochter. Gott rief Henoch und Michael zu sich: „Geht zur Höhle auf dem Blutfeld. Öffnet die Höhle und nehmt Eva und Adam mit dem einzigen unversehrten Apfel mit euch ins

Allerheiligsten. Lasst die Apfelblütenzweige zurück. Verschließt die Höhle sorgfältig und legt Adam und Eva in den Thronwagen zur Ruhe, mit dem letzten unversehrten Apfel zwischen ihnen.“
Henoch und Michael taten, was von ihnen verlangt wurde.

Belial und General Iedereen beobachteten das Geschehen misstrauisch aus der Ferne.
Der Duft von Apfelblüten hinderte sie daran, die Höhle für immer zu betreten.

TROPFEN DES MEERES

Gott schuf den Menschen in Freiheit, es war also ein langes Warten.

Sehr langes Warten … jahrhundertelanges Warten … Warten … nicht auf den Sohn, sondern auf eine Mutter für seinen Sohn, eine Mutter wie Eva.

So sprach Gott zu Gabriel: „Die Zeit ist gekommen. Der gerechte Joachim[32] und die demütige Anna[33] ‚beide aus dem Stamm Juda, trauern seit Jahren über ihre Kinderlosigkeit. Ihre aufrichtigen Bitten werden erhört. Geh zu Joachim, danach zu Anna und sage ihnen, dass ihnen eine Tochter geschenkt wird, die sie Maria, ‚Tropfen des Meeres', nennen sollen. Sag ihnen, dass sie ihr Gelübde einhalten müssen, das Mädchen in ihrem dritten Lebensjahr dem Tempel von Jerusalem anzuvertrauen. Dort wird sich Maria, frei von jeglicher Unreinheit, auf das Kommen des Erlösers vorbereiten."

Und so geschah es.

Danach rief Gott Michael: „Halte dich fern von Waffen, sondern rüste dich allein mit der Liebe. Der Kampf mit deinem

[32] *Joachim* bedeutet „Möge der Herr auferstehen"
[33] *Anna* bedeutet *„Gnade"*,

gefallene Brüder ist kein Kampf um den Sieg, sondern ein Kampf um Heilung. Die Liebe hat immer das letzte Wort. Der Baum von Gut und Böse auf dem Blutfeld wird Zeuge meiner Liebe zum gefallenen Menschen sein, wie Kain es bewiesen hat. Kein Blut darf dort mehr fließen.“

Der Apfelbaum auf dem Blutfeld im Tal blieb einsam zurück. Er konnte keine Früchte mehr tragen, doch sein Stamm nahm weiterhin alle Tränen der Menschheit in sich auf.

Der Name „Blutfeld“ wurde von Generation zu Generation weitergegeben, so wie Steine die Geschichte über Jahrhunderte hinweg weitergaben, doch kein Mensch würde Jahrhunderte später noch wissen, woher der Name stammte.

Maria

Der Hohepriester Zacharias vom Tempel in Jerusalem war für mich mehr ein Vater als meine Eltern, an die ich mich kaum erinnern kann. Mein Vater Joachim war wohlhabend, Viehhändler, sehr großzügig und bei meiner Geburt 70 Jahre alt. Meine Mutter Anna, 69 Jahre alt, wenn möglich noch gottesfürchtiger, litt unter Unfruchtbarkeit, bis beide in den Augen Jahwes Gnade fanden und ich aus dem scheinbar Unmöglichen geboren wurde. Ihre Freude war groß, und sie versprachen Jahwe, dass ich im Alter von drei Jahren als Jungfrau für den Herrn in den Tempel von Jerusalem eintreten würde, neben den anderen Jungfrauen aus den zwölf Stämmen Israels. Ich erinnere mich vage an meine ersten Schritte, oder bilde ich mir das nur ein, weil Zacharias mir so oft erzählte, wie erstaunt alle waren, als ich als Dreijährige die fünfzehn hohen Stufen des Tempels ohne jegliche Hilfe eines Menschen und ohne mich nach meinen Eltern umzusehen hinaufstieg.

Ich war gerade dreieinhalb Jahre alt. Es fühlte sich schnell wie mein natürliches Zuhause an, und der kinderlose Zacharias fühlte sich ebenfalls wie mein leiblicher Vater an.
Im Tempel Salomos gab es einen Ort, den niemand betreten durfte: das Allerheiligste, wo die Bundeslade zwischen Jahwe und den Juden aufbewahrt wurde.

Nur der Hohepriester Zacharias durfte einmal im Jahr die Lade mit den Steintafeln betreten. Ein alter, wunderschön gewebter Vorhang trennte das Allerheiligste vom Weihrauchaltar, dem Tisch mit den Broten und dem goldenen Leuchter, wo die Gläubigen an den Ritualen teilnehmen konnten.

Als ich etwa sieben Jahre alt war, wurde ich eines Nachts von einem Engel geweckt, der mich durch den Vorhang zur Bundeslade führte. Es wird dich nicht überraschen, dass es Dschibril war. Er zündete eine Kerze an, damit ich die Herrlichkeit des Raumes bewundern konnte. Die goldene Lade strahlte und versetzte mich in Verzückung. Dschibril hatte eine Decke und ein Brot mitgebracht. Ich verspürte nicht die geringste Angst, als wäre ich schon immer dort gewesen. Ich legte mich am Fuße der Lade schlafen. Am nächsten Morgen war der ganze Tempel in Aufruhr: Alle suchten nach mir. Nirgendwo war ich zu finden. Bis ich die Stimme von Zacharias ganz in der Nähe meinen Namen rufen hörte und ich mich leise zu antworten wagte. Er stürmte fast durch den Vorhang hinein, zunächst erleichtert, mich zu sehen, dann schnell ermahnend, bis er plötzlich die Decke und das Brot liegen sah. Seine Besorgnis wich schnell dem Staunen. Er traute seinen Augen nicht. Er fragte mich freundlich, ob er die Decke kurz sehen dürfe: reine Seide, mit Goldfäden verziert. Mit neugierigen Augen fragte er mich, was geschehen sei. Ich antwortete, dass mich jemand, der einem Cherub auf dem Vorhang ähnelte, geweckt und mich hier zum Schlafen hingelegt habe, aber er war

„Er war allerdings größer und hatte viel größere Flügel“, fügte ich hinzu. Zacharias’ Mund stand fast offen, und er fragte mich noch, ob dieser Engel etwas gesagt habe. „Er sagte nur: ‚Ich bin Djibril und komme morgen wieder.‘“ Da nahm Zacharias das Brot. Er brach es, probierte davon und erkannte sofort den milden, süßen Geschmack von Manna mit dem weißkörnigen Ausfluss des Tamariskenbaums. Nie zuvor hatte er Manna als ein einziges Brot gesehen oder gegessen. „Dieses Brot ist für dich und nur für dich bestimmt“, sagte er und legte es ehrfürchtig in die Lade neben die steinernen Tafeln.
In der folgenden Nacht weckte mich Zacharias und führte mich erneut ins Allerheiligste. Er zündete die vier Kerzen rund um die Bundeslade an. Er gab mir etwas von dem Brot zu essen, hatte inzwischen eine weiche Matratze mit Kissen für mich bereitgelegt und reichte mir die Seidendecke. Er selbst verließ das Allerheiligste. Ich war allein, fühlte mich aber nicht allein. Bei Djibril habe ich mich keine Sekunde lang unsicher gefühlt. Alles kam mir ganz gewöhnlich und normal vor.
Am nächsten Abend versicherte mir Zacharias, dass ich jede Nacht dort schlafen dürfe und nicht mehr auf ihn warten müsse.

Die Schönheit, die Reinheit, die Ruhe, das Brot, das mir von Djibril im Allerheiligsten ganz selbstverständlich gereicht wurde, mit den Gebeten, Gesängen und der Musik am Morgen auf der anderen Seite des Vorhangs, die stets spürbare Nähe des väterlichen Zacharias – all das ist mir noch immer nahe. Während der langen Gottesdienste am Sabbat schaute ich von dem Ort aus, an dem nur die Jungfrauen

Ich suchte den Blick meiner Eltern, die mich ebenfalls mit neugierigen Augen suchten, aber miteinander sprechen durften wir nicht. Jahr für Jahr sah ich, wie sie älter wurden, bis ich sie eines Tages – ich war damals gerade zehn Jahre alt – unter den anderen Gläubigen nicht mehr finden konnte. Zacharias bemerkte meinen fragenden Blick, nahm mich beiseite und erzählte mir, dass beide gestorben waren. Wie oder wann, sagte er nicht, denn das war auch nicht nötig. Ich erinnere mich, dass ich keine Träne darüber vergießen konnte, denn ich spürte schon damals als Kind durch meine Kontakte mit Djibril instinktiv, dass der Tod kein Endpunkt war. Zacharias glaubte, mich trösten zu müssen, aber das verstand ich damals nicht: Ich war ein Kind des Allerheiligsten, wo es den Tod nicht gab. Es war kein Zufall, dass ich im Moment meiner ersten Monatsblutung den Entschluss fasste, für immer und ewig für den Herrn Jungfrau bleiben zu wollen, auch wenn es Brauch war, dass die Jungfrauen des Tempels im Alter von dreizehn Jahren verheiratet wurden, um Kinder für die zwölf bedeutenden Stämme Israels zu gebären. Aber ich kannte das gewöhnliche Elternsein überhaupt nicht. Die Menschen sprachen vom Tod als einer Leere, doch für mich war diese bereits mit etwas gefüllt, das ich zu jenem Zeitpunkt noch nicht benennen konnte. Die anderen Jungfrauen konnte ich in ihrem Fühlen oder Sprechen oft nicht verstehen. Als wir dreizehn Jahre alt wurden, stand Zacharias daher vor einem Problem, als ich den Tempel verlassen musste und gemäß den Vorschriften verheiratet werden sollte. Ich war dreizehn Jahre und drei Monate alt und im Vergleich zu den anderen Jungfrauen sah ich

ich sah immer noch aus wie ein elfjähriges Kind, was mich seltsamerweise eher beruhigte. Die anderen Mädchen schauten mich etwas mitleidig an, aber das kümmerte mich nicht. Schließlich war ich fest entschlossen: Ich würde für den Herrn Jungfrau bleiben, auch wenn ich nicht die geringste Ahnung hatte, was das bedeuten könnte. Es erschien mir einfach selbstverständlich. Viele Jahre und Ereignisse später konnte ich erst erkennen, wie das Vorbild meiner Eltern, die mir im hohen Alter kaum Vater und Mutter gewesen waren, der Anfang und das Vorbild für meine Lebensgeschichte mit meinem Kind Jesus gewesen waren. Auch ich schenkte meinem Kind ein Leben im Allerheiligsten, dessen ich größtenteils nur Zuschauerin war. Auch zwischen meinem Sohn und mir gab es einen Vorhang. Ich hatte damals nämlich den mittleren Teil des neuen Vorhangs im Tempel im Auftrag von Zacharias während meiner Schwangerschaft angefertigt, ja, während ich mein Kind trug, und erst wenn man älter wird, versteht man, wie alles eine Bedeutung hatte, bevor man es selbst begreifen und durchschauen kann. Purpur und Scharlachrot waren die Hintergrundfarben des zentralen Teils des neuen Vorhangs[34], darauf die Figuren zweier Cherubim, die mit ihren flammenden Schwertern den Zugang zum Allerheiligsten bewachen sollten. Die purpur- und scharlachroten vertikalen Kettfäden des Webstuhls nannte ich *Elon*, „Liebes“-Fäden, weil sie alle

[34] Die zwölf Jungfrauen sollten jeweils ein Stück des Vorhangs weben und die Farbe per Los ziehen. Maria zog das Violett, das dem mittleren Teil des Vorhangs entsprach.

horizontale Fäden waren innig miteinander verbunden. Und auch hier verstand ich erst später, was das alles bedeutete: Mein Schoß und der Webstuhl arbeiteten schließlich gleichzeitig an derselben Aufgabe. Ich gab mich beiden hin, denn es ging nur um eines: die Liebe. Als mein Sohn am Kreuz starb, zerriss gleichzeitig der Vorhang, den ich zwischen den beiden Statuen der beiden Cherubim-Wächter angefertigt hatte, wobei ihre flammenden Schwerter zerbrachen und wodurch sich die Bundeslade nicht länger verbarg und sich in all ihrer Pracht jedem im Tempel zeigte, der sie sehen wollte. Es war kein Zufall: Mein Sohn war das Schlussstück der Bundeslade. Mein Sohn war der Erlöser und ein Befreier vom Joch aller teuflischen Mächte.

Jozef

Ich bin nur ein gewöhnlicher Mensch. Mein Leben verlief einfach, bis ich mein achtzigstes Lebensjahr erreichte. Einfach ist vielleicht zu viel gesagt, ich hatte mit meiner ersten Frau sieben Kinder: vier Jungen und drei Mädchen, wobei meine jüngste Tochter Salome im Kindbett starb und einen Jungen zurückließ, Johannes. Meine Frau starb nicht lange danach vor Kummer um Salome. Der kleine Johannes war ein kluges und sehr lernbegieriges Kind. Ein Sonnenschein im Haus. Das Kind hatte alles, aber es fehlte ihm eine Mutter. Als er fünf Jahre alt war und ich 85 Jahre alt wurde, geschah etwas

das mein einfaches Leben völlig auf den Kopf stellen würde. Aus dem Tempel in Jerusalem kam die Nachricht, dass sich jeder Witwer aus dem Stamm Juda und dem Hause Davids melden und seinen Hirtenstab im Tempel darbringen müsse. Der Aufruf kam vom Oberrabbiner Zacharias selbst. Mein ältester Sohn bot mir an, mich zu begleiten – ich auf seinem Esel und er zu Fuß. Ich hatte keine Wahl: Ich nahm meinen alten Hirtenstab aus der Zeit, als ich noch kein Zimmermann war, und gemeinsam machten wir uns auf den Weg nach Jerusalem. Bei unserer Ankunft am Tempel waren bereits einige Witwer vor uns, und natürlich waren wir neugierig, was der Sinn des Ganzen war. Es war Simeon, der Hilfsrabbiner, der uns empfing. Er nahm unseren Hirtenstab entgegen und erklärte: „Eine der zwölf Jungfrauen aus dem Tempel wird mit einem Witwer aus dem Hause Davids vermählt werden. Die Hirtenstäbe werden im Allerheiligsten gesammelt, und derjenige, auf dessen Stab nach dieser Nacht eine Blütenknospe erscheint, wird die Jungfrau zur Frau nehmen, ihre Jungfräulichkeit bewahren und ihr dienen.“ Ich protestierte: „Simeon, bei allem Respekt, aber ich bin achtundsiebzig Jahre alt und der Älteste hier: Diese Jungfrau könnte meine Enkelin sein. Was werden die Leute dazu sagen?“ Aber nichts half, und ich musste meinen Stab abgeben. „Morgen, wenn die Sonne am höchsten steht, erwarte ich euch alle zurück“, und Simeon kam noch einmal zu mir und flüsterte: „Hab Vertrauen, Josef.“ Ich schleppte mich davon, und zusammen mit meinem Sohn konnten wir bei einem entfernten Verwandten meiner verstorbenen Frau übernachten,

Nicht weit vom Tempel entfernt. Ich konnte kein Auge zutun und sprach in Gedanken mit meiner Frau: „Meine liebe Gattin, was soll ich mit einer jungen Frau anfangen? Die Leute werden mich auslachen, und was, wenn sie von einem fremden Mann schwanger würde – was werden sie dann über mich sagen? Was werden unsere Kinder dann denken?“ Und so schlief ich völlig erschöpft ein. Am nächsten Nachmittag standen wir mit etwa zwanzig Männern am Haupteingang und warteten auf Simeon.

Simeon öffnete das Tor, und zwei Diener trugen alle Hirtenstäbe nach draußen. Ich stand ganz hinten, denn ich war zu schüchtern, um nach vorne zu treten. Doch plötzlich rief Simeon laut: „Josef, komm und nimm deinen Stab entgegen, denn wir warten auf dich!“ Ich trat zögernd nach vorne, und als ich den Stab entgegennahm, spross eine Blume aus einer Knospe am Kopf meines Stabes. Es war schwer, das zu begreifen. Ein Kind von dreizehn Jahren und drei Monaten … Ich kann immer noch nicht begreifen, warum ich auserwählt wurde, offiziell der Bräutigam dieses … ja, dieses Kindes zu sein. Aber Simeon beruhigte mich: „Hab Vertrauen, Josef.“ Ich unterbrach ihn abrupt: „Simeon, ich muss bald zusammen mit all meinen Söhnen ein neues Haus bauen, und wir werden mindestens drei Monate von zu Hause weg sein – ich kann sie doch nicht allein lassen?“ Simeon ging sofort zu Zacharias, um sich zu beraten, und kam mit der Nachricht zurück, dass fünf andere Jungfrauen mitkommen würden, um Maria während dieser Zeit Gesellschaft zu leisten, und ja, damit hatte ich nichts mehr einzuwenden.

mehr. Erst ganz langsam wurde mir alles Schritt für Schritt klar, und im Nachhinein kann ich sagen, dass es mir alles wert war. Zuallererst schon für den kleinen Johannes, den Sohn meiner lieben Tochter Salome, der eine neue Mutter bekam, die ihn von Anfang an über alles liebte. Später würde er einen Spielkameraden bekommen, und später würden sie füreinander zu echten Brüdern werden.

Oberrabbiner Zacharias

Wie dumm und unwürdig kann ein Mensch doch sein, wie gerecht die Strafe! Von nun an ist meine Zunge im Mund gebunden! Dumm war ich und stumm wurde ich. Mehr als gerecht. Die junge Jungfrau Maria dreizehn Jahre lang aus nächster Nähe im Tempel erblühen zu sehen, zu wissen, dass sie im Allerheiligsten bei der Bundeslade von Djibril versorgt wurde, den Stab ihres Mannes Josef aus nächster Nähe erblühen zu sehen und dennoch an Gottes Engel Djibril zu zweifeln! Wehe mir, Ungläubiger! Dschibril neben mir am Altar des Herrn vor dem großen Vorhang stehen zu sehen, während ich das Weihrauchopfer für das Volk Israel darbringen durfte, und dennoch an seinen Worten zu zweifeln: „Deine Frau Elisabeth wird einen Sohn bekommen, und du sollst ihn Johannes nennen.“ Ich lauschte wie versteinert, mein Geist in ängstlicher Unruhe. Ich zweifelte, ob ich ein so großes Geschenk überhaupt verdient hätte, dass der Allerhöchste sich die Mühe gemacht hätte, einen Engel vom Himmel zu senden mit einer so klaren Botschaft des Herrn. Ich fürchtete, von einer teuflischen Macht getäuscht zu werden. Ich dachte, es sei vielleicht ein Traum. Mein schwacher Glaube verlangte nach eindeutigen Beweisen und ließ mich augenblicklich zweifeln. Meine unfruchtbare alte Frau sollte einen Sohn bekommen, den ich Johannes nennen sollte, und ich konnte nicht an das Wunder glauben, das geschehen würde. Ich zweifelte daran, ob es denn

mein Sohn sein würde. Djibril fügte hinzu, dass ich bis zu dem Tag, an dem unser Sohn geboren und Johannes genannt werden würde, schweigen müsse. Meine Zunge war augenblicklich in meinem Mund wie festgebunden. Kein Wort brachte ich mehr heraus. Sofort, doch viel zu spät, spürte ich meinen schwankenden Glauben wie ein gerechtes Schwert auf mich herabfallen. Verzweifelt verließ ich den Altar und musste stumm vor den Augen ganz Jerusalems den Tempel verlassen. Scham wurde mein gerechter Anteil, als mir die Menschen Fragen stellten und ich nur tierische Laute von mir geben konnte. Ich konnte meiner Frau Elisabeth nicht einmal etwas über das Kind erzählen, das sie bekommen würde. Das Einzige, womit ich noch sprechen konnte, waren meine Augen und meine Tränen der Reue über meinen Unglauben. Im Tempel übernahm Simeon meine Aufgaben. Ich war ein gebrochener Mann, und es dauerte Tage, bis ich den Mut fand, meiner Frau schriftlich mitzuteilen, dass wir ein Kind bekommen würden. Sie küsste mich mit Tränen der Freude auf meinen geschlossenen Mund.

Maria

Als ich mit Josef vermählt wurde, bekam ich fünf Jungfrauen mit, die mich beschützen sollten, zumal er mit seinen Söhnen sofort für einige Monate zu einem großen Werk aufbrechen musste. Es gab ihm auch die Gewissheit, dass diese Freundinnen stets bezeugen könnten, dass er meine Jungfräulichkeit stets respektiert hatte. Es schenkte uns beiden Ruhe. Das kleine

Johannes war ein entzückendes Kind, und es dauerte nicht lange, bis er am liebsten bei uns wohnen wollte, und alle meine Schutzengel betrachteten auch ihn als ihr Kind. Es war eine schöne Zeit. Jozef sah, dass es gut war, und ging. Eines Tages waren die Freundinnen mit dem kleinen Johannes unterwegs, und ich blieb ganz allein zurück. Ich arbeitete an der Vorhangverkleidung und sang leise die Hymnen, die ich während meines Aufenthalts im Tempel gelernt hatte. Jedes Mal, wenn ich meine Schussspule durch die straffen vertikalen Elondrähte schob, sangen sie ihr leise rauschendes Lied. Als ich kurz inne hielt, um die Spule und die Farbe zu wechseln, hörte ich plötzlich hinter mir ein ähnliches Rauschen, doch viel lauter. Ich schaute mich um. Ich erkannte sofort Djibril. Er hielt ein Brot in der Hand, wie er es mir oft gab, während ich tagelang im Tempel verweilte, manchmal ganz allein im Allerheiligsten.

„Sei gegrüßt, Maria, Tropfen des Meeres, der Herr ist mit dir."

„Sei gegrüßt, Djibril, Mächtiger Gottes, mein Herz freut sich. Ich habe dich vermisst. Sei willkommen in diesem Haus des Friedens."

„Ich bringe dir eine große Nachricht. Gott hat mich beauftragt, dir mitzuteilen, dass du in neun Monaten Seinen Sohn zur Welt bringen wirst. Fürchte dich nicht. Du brauchst keinen Mann zu bekennen. Iss diesen Apfel mit der reinen Güte aus dem fernen Eden, und dein Schoß wird mit dem Sohn Gottes gesegnet werden."

Ich zögerte keine Sekunde: „Mir geschehe nach deinem Wort." Und Djibril verschwand.

Ich erinnere mich noch an jedes Wort, als wäre es gestern gewesen. Ich verspürte nicht die geringste Angst oder den geringsten Zweifel: Kurz darauf aß ich von dem Apfel, während ich dem Webstuhl meine Freude entlockte. Ich verstand, dass eine andere Frau, die niemals im Allerheiligsten verweilt hätte, durch eine solche Erscheinung völlig aus der Bahn geworfen worden wäre, aber für mich war es ganz offensichtlich: Ich hatte Dschibril schon mehrmals getroffen und zweifelte daher keine Sekunde an seinen Worten, obwohl ich die Geschichte von Eva sehr gut kannte, die von Belial überredet wurde, vom verbotenen Apfel zu essen. Gott hatte geboten, die Äpfel nicht anzurühren, und vor der Schlange gewarnt. Heute erhielt ich den Apfel aus Seiner Hand. Wie hätte ich zweifeln können? Ich wollte stets eine Jungfrau für den Herrn bleiben, und ich durfte Mutter Seines Sohnes werden, was letztlich viel wichtiger war, als ob man mir glauben würde oder nicht, wenn ich sagte, dass ich meine Jungfräulichkeit bewahrt hätte. Wer dem Herrn und mir nicht glaubt, wird mein Leben niemals verstehen, und das ist nur schade für diesen Menschen, der nicht am größten Wunder der Menschheit teilhaben kann. Ich aß den Apfel mit größter Ehrfurcht und murmelte unaufhörlich: „Mein Gott, ich bin nicht würdig, dass Du zu mir kommst, aber Dein Wille geschehe.“ In den folgenden Tagen am Webstuhl zog ich die Kettfäden des Elon mit den Pedalen manchmal unbewusst fester an, und wenn ich sie dann sanft streichelte, klangen sie wie eine Harfe, die mein Herz vor Freude schneller schlagen ließ und meine Stimmbänder dazu einlud, leise mitzusummen, um schließlich in Tränen von

Dankbarkeit. Wenn ich mich manchmal zufällig umdrehte, sah ich, wie meine Freundinnen hinter meinem Rücken verzückt und in himmlischer Stille wie Cherubim mit angehaltenem Atem diesen himmlischen Klängen lauschten, obwohl ich ihnen nichts von meiner Begegnung mit Djibril und von der Botschaft erzählt hatte, die ich erhalten hatte. Einen Monat später hatte ich keine Blutung mehr und meine Brüste wurden schwerer. Ich erzählte meinen Freundinnen, wie Djibril mich einen Monat zuvor besucht hatte mit der Botschaft, dass Gott mich auserwählt hatte, Mutter seines Sohnes zu werden. Sie standen wie angewurzelt da, als wären sie plötzlich zu Statuen geworden. Zunächst herrschte heilige Stille und Fassungslosigkeit, nicht aus Unglauben, sondern als ob die Zeit einfach stillstünde, weil es nun einmal Zeit brauchte, um zum Kern dieses Wunders vorzudringen, bis Maria Magdalena, die Jüngste unter ihnen, zu mir kam, vor mir auf die Knie fiel, meinen Bauch umarmte und küsste, woraufhin ich von den vier anderen gestürmt wurde und sie mich alle umarmten und sozusagen meinen Körper und mein Kind vor jedem Angriff jeglichen Übels schützten. Von da an ließen sie mich keine Sekunde mehr allein. „Und wenn Djibril noch einmal vorbeikommt? Was werdet ihr dann tun?“, scherzte ich neckisch, worauf Maria Magdalena sofort eine Antwort parat hatte: „Dann frage ich ihn, ob er auch einen Apfel für mich mitbringt.“ Alle riefen: „Für mich auch!“ Es war ein großes Fest im Haus. Der kleine Johannes verstand nichts von all dem Trubel und sah betrübt zu, wie viel Aufmerksamkeit mir zuteilwurde. Doch sobald die Frauen kurz

Als sie sich beruhigten und sich von mir zurückzogen, stürzte er auf mich zu, schlang seine Arme um meine Knie und blickte die Jungfrauen gleichzeitig herausfordernd an: „Meine Mama!“ Ich streichelte ihm über die Locken und beugte mich zu seinem Gesicht hinunter: „Ich bin deine Mama“, während die anderen Frauen gerührt eine Träne wegwischten. Ich hätte in diesem Moment nie ahnen können, dass mein Sohn dies viele Jahre später für uns beide an einem Kreuz bekräftigen würde. Ich beschloss, ihnen allen klarzumachen, dass darüber kein Wort verloren werden durfte, mit niemandem, bevor Josef nach Hause zurückkehrte. Die Ernsthaftigkeit in ihren Gesichtern sagte mir, dass sie sich der möglicherweise schrecklichen Folgen bewusst waren.

Nicht lange danach war ich fast fertig mit dem Weben der letzten Motive, der flammenden Schwerter der Cherubim in sanften orange-roten Tönen wie die Abenddämmerung. Ich spürte plötzlich ein seltsames Zittern an den Webfäden, das ich mir nicht erklären konnte. Ich war gerade dabei zu prüfen, ob etwas mit den Pedalen nicht stimmte, doch die Ursache stürmte mir buchstäblich in den Raum. Maria Magdalena mit weit aufgerissenen Augen und außer Atem keuchte sie förmlich in den Raum. „Maria, Maria, ich komme von Rabbi Simeon im Tempel, der mir berichtete, dass die alte Elisabeth, die Frau des Oberrabbis Zacharias, bereits im vierten Monat ist und ein Kind erwartet. Elisabeth ließ ausrichten, dass sie ihre Freude gerne mit dir teilen möchte und ob du sie besuchen möchtest?“ Ich sah sie an, und kein Muskel in meinem Gesicht zuckte.

„Du weißt doch, wie alt Elisabeth ist? Genauso alt wie der stumme Zacharias, der nicht mehr sprechen kann? Er hat es für mich aufgeschrieben, und Simeon hat es mir vorgelesen. Es ist ein Wunder, nicht wahr?“ Maria Magdalena schien von meiner verhaltenen ersten Reaktion enttäuscht, während es in meinem Herzen mehr als nur stürmte. Ich dachte blitzartig an meine eigenen Eltern Anna und Joachim zurück und verspürte weder Staunen noch Zweifel. Im Gegenteil, ich wollte sofort dorthin gehen, um mir ein Bild davon zu machen, wie meine ebenso alten Eltern damals reagiert hatten, als meine Mutter von mir schwanger wurde. Ich wollte nichts lieber, als ihr Glück zu sehen, zu hören, zu spüren. „Weißt du, Maria Magdalena, dass Elisabeth meine Cousine mütterlicherseits ist?“ Der Mund dieser lieben Maria Magdalena stand nun völlig offen: „Das kann doch alles kein Zufall sein?“, schwirrte es in ihrem Kopf. Ich ging zu ihr hin und schloss sie in meine Arme. „Ich möchte auch ein Kind von Gott bekommen, und einen Mann brauche ich auch nicht.“ Sie sah mir selbstbewusst in die Augen, wohl wissend, dass das doch niemals geschehen würde.

„Möchtest du nicht auch einmal einen Mann haben, in den du verliebt bist und der dich liebt und verehrt? Jedes Kind ist ein Geschenk Gottes, jedes neue Leben – ob Mensch, Tier, Pflanze oder Insekt – kommt aus Gottes Hand. Was hättest du davon gehalten, wenn wir übermorgen, sobald der Vorhang fertig ist, bei Tagesanbruch gemeinsam Elisabeth besuchen würden?“ Und ob Maria Magdalena das gerne wollte, und ich musste sie aufhalten, sonst wäre sie noch vor dem Abend aufgebrochen. Ich rief die anderen vier

Ich versammelte die älteren, bei mir wohnenden Jungfrauen und sagte ihnen, sie könnten frei entscheiden, ob sie gerne mitkommen oder lieber nach Hause gehen wollten, da wir ohnehin einige Monate wegbleiben würden. Ich kannte ihre Antwort bereits, denn ich hatte sie schon mehrmals erzählen hören, wie ihre Familien bereits nach einem passenden Partner für sie suchten. Sie waren also unglaublich neugierig, und nun, da sie wussten, dass ich schwanger war, wirkte dies noch ansteckender. Drei der fünf machten sich gerne auf den Heimweg. Nur die Jüngste, Maria Magdalena, und die Älteste, Esther, wollten bleiben. Wenn ich von der Jüngsten, Maria Magdalena, spreche, muss ich klarstellen, dass der Altersunterschied zwischen uns beiden wirklich nicht so groß war. Ich war zu diesem Zeitpunkt etwa vierzehn Jahre alt und sie war elf Jahre alt. Drei Jahre Unterschied, die schnell verschwinden würden, sodass wir schließlich als Gleichaltrige unser weiteres Leben gemeinsam als Schwestern verbringen würden.

Esther hingegen war ein Jahr älter als ich, hatte ein ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein und viel Menschenkenntnis und wollte auf jeden Fall dabei sein, wenn Josef nach Hause kam. Ich musste erst noch den letzten Schliff am Vorhang vornehmen, der nur noch an den Rändern gesäumt und verstärkt werden musste. Maria Magdalena und die anderen Mädchen halfen mir, und einen Tag später beluden wir den Esel mit dem schweren Vorhang und machten uns auf den Weg. Fünf bis sechs Tage würde es dauern, bis wir Ein Karem, das Dorf, in dem Elisabeth und Zacharias wohnten, erreichten. Am dritten Tag kamen wir an dem

Tempel von Jerusalem vorbei, um das Purpur

den Vorhang einem begeisterten Rabbi Simeon zu übergeben. Ich zeigte Maria Magdalena den vorderen Teil des Tempels, konnte ihr aber nur aus der Ferne zeigen, wo sich das Allerheiligste hinter dem alten, fast farblosen roten Vorhang befand. „Dein Werk ist viel schöner. Violett ist das Schönste“, meinte sie. Ich fragte sie, warum. „Violett ist rot wie Blut und Schmerz und blau wie das Meer und die Resignation. Violette Blumen stehen für ihre spirituelle Kraft, Neuschöpfung und Verwandlung, das hat mir meine Mutter noch kurz vor ihrer Ermordung beigebracht.“ Und sie lächelte traurig und schüchtern, blickte kurz zum Himmel hinauf, um gleich darauf in die andere Richtung zu schauen. Ich hielt sie kurz fest und flüsterte: „Alles darf sich ändern, nur nicht unsere Freundschaft. Und wenn unsere violette Freundschaft doch wachsen will, dann wird es unbestreitbar reine Liebe.“ Sie flüsterte mir ins Ohr: „Ich möchte violett mit dir sterben.“ Wir ließen einander los und nickten uns bestätigend zu. Und violett würden wir beide auch werden.

Wir zogen weiter nach Ein Karem. Ich saß nun auf dem Esel, während eine überbesorgte Maria Magdalena zu Fuß ging und mich ständig fragte, ob es mir gut ginge und ob sie mir noch irgendwie helfen könne, obwohl sie bereits die schwersten Lasten trug. Sie löcherte mich mit hundert Fragen darüber, wie es mir damals in den Jahren meines Aufenthalts im Tempel von Jerusalem ergangen war, wer Zacharias für mich war, wie es dazu kam, dass ich den Engel Djibril getroffen hatte und ob ich etwas Besonderes dafür getan hatte. Manchmal war ich müder von dem

Ich hätte ihr antworten können, dass ich mich auf dem Esel kaum auf den Beinen halten konnte, doch ich spürte ihren Hunger nach Höherem und verstand, dass dies rein und aufrichtig aus ihrem tiefsten Verlangen kam und nicht aus Neugier. Sie blieb demütig und gönnte mir alles, ohne den geringsten Anflug von Eifersucht. „Ich würde Djibril auch gerne treffen, aber ich bin dessen nicht würdig“, sprach sie aufrichtig, wobei ich wusste, dass dies gerade der einzige Weg war, Djibril zu treffen, aber diese Antwort wäre die schlechteste Antwort, die ich ihr geben konnte, und Schweigen konnte dies nicht verbessern. Andererseits fiel es mir schwer, jetzt zu schweigen, aber die Antwort erschien unerwartet wie durch ein Wunder von selbst. Plötzlich ließ sich eine Taube direkt vor uns nieder, und der Esel hielt abrupt an und spitzte seine langen Ohren. Die Taube sah uns regungslos an. Maria Magdalena ging leise auf die Taube zu und streichelte das Tier: „Bist du müde? Oder hast du Hunger?“, und sie nahm ein Stück Brot und gab es der Taube. Die Taube nahm es an sich und sah mir direkt in die Augen. Wie oft hatte mir Djibril im Allerheiligsten ein Brot gebracht, als ich dort allein weilte und niemand es wagte, sich mir zu nähern, weil niemand das Allerheiligste betreten durfte und noch weniger dort verweilen durfte? Ich erzählte dies auch nicht den anderen Jungfrauen im Tempel, denn wer hätte mir geglaubt? Sie fanden es schon ein Wunder, dass ich so lange ohne Essen auskommen konnte. Zacharias hat mich nie danach gefragt, aber es kann nicht anders sein, als dass er sich etwas dabei vorstellen musste, denn ich hörte ihn oft vor das

Er betete noch bis spät in die Nacht und sang Hymnen, als wolle er mir das Gefühl geben, ein Vater zu sein, damit ich mich nicht allein fühlte, während ich das Brot aß, das Djibril mir in jenen Tagen täglich reichte. „Djibril?“, flüsterte ich unhörbar leise … und nickte der Taube zu, und sie nickte zurück und flog sofort davon. Maria Magdalenas Gesicht strahlte vor Freude, auch wenn sie nicht genau wusste, was mit ihr geschah. Sie verstand nicht, dass sie Djibril zu essen gegeben hatte. Erst viel später würde ich es ihr erzählen. Wenn Djibril sich verkleidet, dann hat dies einen Grund, den ein Mensch nicht offenbaren darf. Die Bedeutung jetzt zu erklären, würde ihr schaden. Ein guter Engel will die Freiheit des Menschen schließlich unter keinen Umständen beeinträchtigen oder einschränken und zeigt sich anfangs nur in Form eines scheinbar zufälligen, unerklärlichen Ereignisses. Zuerst fand ich zufällig ein Brot im Allerheiligsten hinter der Bundeslade. Ich stellte mir keine Fragen und war nur dankbar, dann begann ich, mit dem Brot zu sprechen, und dankte dem Brot, woher oder von wem es auch immer kam, dann dankte ich Gott, um erst danach ganz selbstverständlich Dschibril persönlich zu begegnen, der mir das Brot brachte.

Am dritten Tag zogen wir weiter. Immer wieder fragte Maria Magdalena mich, ob es mir noch gut ginge, ob ich etwas brauchte. Wasser? Hunger? Bauchschmerzen? Eine kleine Verschnaufpause? Was sie nicht wissen konnte, war, dass ich getragen wurde, und es würde mich nicht wundern, wenn auch sie, dieses zarte Mädchen mit dem schwersten Rucksack auf dem Rücken, getragen wurde, denn Djibril war unser

immer in meiner Nähe… Wie anders verlief doch, wenn ich jetzt darauf zurückblicke, Maria Magdalenas Lebensweg als junge Erwachsene nicht ohne Dornen, obwohl auch mir Dornen nicht erspart blieben. Wir blieben füreinander das, was wir damals waren und immer noch sind. Sie liebte meinen Sohn mindestens genauso sehr wie ich. So viel später, jetzt, da auch ich an den Punkt gekommen bin, an dem ich sterben werde, denke ich, dass ich meinen Sohn nie in erster Linie als Gott angesehen habe, sondern immer als mein Kind, meinen Sohn. Trotz aller Wunder meines Sohnes fühlte ich mich in erster Linie immer als Mutter eines Sohnes und nicht als Mutter eines Gottes. Meine zehn Jahre als Kind im Tempel haben mich so geprägt, dass ich das Übernatürliche als normal betrachtete, als hätte ich nichts anderes gekannt. Meine Eltern blieben meine Eltern, so selten ich sie auch sah und sprach. Natürlich fiel mir sehr auf, dass die Eltern all der anderen Jungfrauen aus unserer Gruppe so viel jünger waren, aber das störte mich nicht. Ich glaube, dass die Beziehung meines Gatten, der Gott der Vater heißt, zu unserem Sohn genau dieselbe war wie die, die meine lieben Eltern aus der Ferne zu mir hatten. Ich selbst hatte mehr Glück als meine Eltern, so fühlt es sich jedenfalls an. Meine Eltern wurden jahrelang schwer geprüft, bevor Gott sie anerkannte. Ich hingegen war jung, und mir erschien alles so logisch erklärbar und offensichtlich durch meine Tage allein im Allerheiligsten. Tage allein? Allein? Durch das Alleinsein lernte ich im Gegenteil, mich nicht allein zu fühlen. Mir wurde gezeigt und gelehrt, dass wir niemals allein sind. Mein Geist wurde nicht gelenkt, mir wurde höchstens Schritt für kleinem Schritt

Mir wurde etwas angeboten, und bei jedem Angebot hatte ich die freie Wahl. Was mir angeboten wurde, war die reine Liebe durch den Kampf gegen die gegensätzlichen Kräfte, wie mir auch mein Sohn später verdeutlichte: Neid, Hochmut, Zorn, Schwermut, Begierde, Finsternis, Eifersucht. Und auch die Abwesenheit dieser Kräfte fehlte im Hause von Zacharias und Elisabeth. Sie mussten unsere Ankunft gespürt haben, denn Zacharias stand mit verschlossenem Mund auf uns wartend da und winkte begeistert aus der Ferne. Ich hatte jedoch Mitleid mit Zacharias, der seine Sprache verloren hatte. Bis dahin wusste niemand, wie es genau dazu gekommen war, denn er konnte es selbst niemandem erzählen. Elisabeth gesellte sich zu ihm, und als ich sie umarmte, berührten sich unsere Bäuche. Elisabeth erschrak plötzlich heftig, als sie das Kind in ihrem Bauch zum allerersten Mal spüren konnte. Sie nahm schnell meine Hand und ließ mich ihren Bauch fühlen. Und ja, das Kind in ihrem Bauch bewegte sich. Es war Elisabeth, die mich als Erste mit den Worten ansprach: „Mutter Gottes, du bist gesegnet unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes.“ Ich erschrak nicht weniger darüber, dass sie, die unmöglich wissen konnte, dass ich schwanger war, dies so bestimmt behaupten konnte. Zacharias sah und hörte unsere Freude und legte ebenfalls seine Hand auf Elisabeths Bauch, spürte die Bewegung und blickte seine Frau mit einem breiten Lächeln an. Danach kniete er vor mir nieder und umfasste behutsam meinen Bauch, und, so erzählte er später, bat er mein Kind um Vergebung für seine Zweifel und Unglauben an den Weihrauchaltar, und

sofort wurde seine Zunge gelöst, doch er machte vorerst keinen Gebrauch von seiner Sprache.

Zacharias

Als ich wusste, dass das Kind des Erlösers in Marias Schoß war, auch wenn sie es selbst noch nicht spüren konnte, flehte ich das Kind um Vergebung für meinen Unglauben an, und sofort löste sich meine Zunge. Ich hätte wieder sprechen können, tat es aber nicht. Der Engel hatte mich gebeten, erst nach der Geburt unseres Sohnes zu sprechen, wenn ich ihm seinen Namen, Johannes, geben würde, und nicht vorher. Ich wollte diesmal nicht denselben besserwisserischen Fehler begehen wie damals am Altar. Es war ein Wunder, wie sich das Haus von Elisabeth und mir sozusagen in den heiligsten Tempel des Vorläufers und Erlösers der Menschheit verwandelte: einen Tempel, in dem jedes Wort mit der nötigen Umsicht gewählt werden musste, und ich fürchtete mich davor, wieder dumme Dinge zu sagen. Zu sehen, wie diese beiden schwangeren Frauen, die eine sehr alt, die andere sehr jung, oft nur mit den Augen miteinander sprachen oder sich durch einfache Gesten perfekt verstanden, war ein himmlisches Geschenk. Mindestens jeden Tag umarmten sie sich innig, und ihre Bäuche berührten sich, und es schien, als würden sich die beiden Kinder schon vor ihrer Geburt kennenlernen. Und da war auch noch Maria Magdalena, um ihnen zu dienen! Wie wunderbar hatte der Herr all dies so vorgesehen! Maria Magdalena, Maria aus dem fernen Magdala am See von

Galilea – damals bot sie sich als neunjähriges Mädchen ganz allein im Tempel von Jerusalem an und flehte mich an, als Jungfrau im Tempel dienen zu dürfen. „Wo sind deine Eltern?“, fragte ich sie, doch ihre Antwort war kurz: „Tot.“ Ihr Vater war ein Zelot, der gegen die römischen Besatzer kämpfte und im Kampf starb, während ihre Mutter und ihre drei kleinen Brüder aus Rache von den Römern ermordet wurden. Als Älteste konnte nur sie entkommen, und nach einer Odyssee wurde sie in einem Bordell in Nablus, 37 Meilen von Jerusalem entfernt, aufgenommen. Die Wirtin des Hauses, Euphrosyne, eine nicht unliebsame Frau, war schnell beeindruckt von dem scharfen und lernbegierigen Verstand des Kindes und betrachtete sie bald als das Kind, das sie sich einst gewünscht hatte, aber aufgrund einer Krankheit nicht bekommen konnte. Sie brachte ihr Lesen und Schreiben bei, Aramäisch, Hebräisch, Griechisch und sogar ein wenig Latein. Ich habe diese Frau nie kennengelernt und bin ihr dankbar, dass Maria Magdalena selbst keine Kurtisane werden musste. Jeden Sabbat kam das junge Kind aus Nablus ganz allein zu Fuß nach Jerusalem, um in glühender Verehrung zuzusehen, wie die Jungfrauen ihre Aufgaben erfüllten, die Gaben darbrachten, Hymnen sangen und den Tanz des kommenden Lichts an der heiligen zentralen Stelle vor dem Weihrauchaltar aufführten, der durch den Vorhang vom Allerheiligsten getrennt war. Mit sehnsüchtigen Augen und unter Tränen flehte sie mich an, als Jungfrau aufgenommen zu werden, aber das war einfach nicht möglich: Dafür musste ein Mädchen nun einmal zu einem der zwölf Stämme von

zu Jerusalem gehörten. Jahre vergingen, und als es an der Zeit war, Maria mit dem alten Josef zu vermählen, und Rabbi Simeon mich bat, während Josefs langer Abwesenheit Jungfrauen für Maria zu suchen, dachte ich sofort daran, neben vier anderen Jungfrauen aus dem Tempel auch Maria Magdalena zu bitten. Dass ausgerechnet Maria Magdalena von den fünf Jungfrauen die einzige war, die sich nun hier in meinem Haus aufhielt, war ein Wunder an sich, und ich durfte feststellen, wie Maria und Maria Magdalena als die beiden Hälften der Auster die kostbarste Perle beschützten. Es fiel mir schwer, meine Stimme zu zügeln, um meine Freude nicht laut herauszuschreien. Drei himmlische Frauen, die gemeinsam in diesem kleinen Tempel die Hymnen dreistimmig singen und summen konnten, mein menschenliebender Gott! Lieber wäre ich bei diesem heiligen Schauspiel, dessen ich nicht würdig war, nicht nur stumm, sondern auch unsichtbar gewesen. Damals und heute noch mehr wurde mir bewusst, wie sehr unser Gott ein Gott der Liebe ist.

Maria

„Mutter Gottes, du bist gesegnet unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes.“ Elisabeth, die dies spontan ausrief, ohne dass es ihr jemand hätte sagen können! Auch Maria Magdalena war es nicht gewesen! Für mich als junge Frau war dieses Ereignis enorm wichtig als Bestätigung dessen, was Djibril mir versprochen hatte. Ich konnte mein Kind noch nicht spüren, aber dieses Zeugnis von

Elisabeths Worte über meine Frucht, die sie allein aus ihrem Glauben und ihrer Erfahrung mit dem Höheren bekräftigte, gaben mir die Kraft, die Mutter von Gottes Sohn zu sein. Und kurz darauf saß ich mit zwei alten Menschen am Tisch, die genauso alt waren wie meine Eltern damals, als sie mich erwarteten. Es war eine Offenbarung, an ihrer unermesslichen Freude teilhaben zu dürfen. Mein Gott, erst da wurde mir bewusst: Ich bin wirklich eine Tochter solcher Eltern. Und ich verstand, dass ich, ohne sie persönlich gekannt zu haben, ihnen viel, wenn nicht sogar alles zu verdanken hatte. Drei Monate der Heiligkeit in dem kleinen Häuschen vergingen, als wären es drei Tage. Mir fiel auf, wie sich das Verhalten von Maria Magdalena in diesen Monaten veränderte und sie sich nicht nur wie eine Freundin verhielt, sondern eher wie eine Dienerin, so wie ich zehn Jahre lang im Tempel den Altar im Allerheiligsten bedient und mit Hymnen und Gebeten gepflegt hatte. Sie verhielt sich äußerst demütig, und das wirkte manchmal eher unterwürfig, was überhaupt nicht nötig war. Ich fragte sie daher, warum sie so zurückgezogen und still sei: „Fühlst du dich vielleicht nicht gut? Du bist so still und dein Lächeln ist verschwunden … möchtest du, dass wir zurück nach Nazareth gehen?“ Aber sie antwortete: „Ich schäme mich, weil ich neidisch auf eure Mutterschaft bin. Ihr habt es verdient.“ „Und du nicht?“, fragte ich sie. „Glaubst du, dass ich es wert bin? Wenn ich mich für würdig hielte, wäre es weder mir noch Elisabeth je passiert. Glaubst du nicht, dass deine Anwesenheit hier mindestens genauso wundersam ist wie das, was Elisabeth und mir gerade widerfährt? Es ist gut, dass du dich nicht für würdig hältst,

„Aber es ist nicht gut, dass du deine Dankbarkeit und Freude darüber verlierst, was du jetzt gemeinsam mit uns beiden erleben darfst.“ Und sie fiel weinend vor meine Füße und schrie ihre Reue leidenschaftlich heraus. Ich beugte mich vor, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und drückte ihn an meinen Bauch. Sie schlang ihre Arme um mich und schluchzte unaufhörlich, bis sie plötzlich ausrief: „Das Kind bewegt sich!“

„Siehst du nun, wie sehr Gott dich liebt, du kleine Ungläubige? Du darfst es als Erste spüren!“ Sie verstand, stand auf und diente drei Monate lang denen, die die Welt verändern sollten: Johannes dem Täufer und Jesus von Nazareth. Aber ich verstehe nun zum ersten Mal, in meinem hohen Alter, dass darin auch große Gefahren lauern. Maria Magdalena musste später schwierige Dinge überwinden, die ich gerade wegen dieser zehnjährigen Lehrzeit nie erleben musste. Eine Frucht, die zu schnell reift, hat manchmal eine kürzere Lebensdauer, aber ihre Scharfsinnigkeit, Selbsterkenntnis und Offenheit gaben ihr eine große Chance auf Erfolg.

Am Ende dieser drei Monate überkam mich plötzlich eine Angst; mein Bauch verbarg das Kind nicht mehr, und mir wurde klar, dass Josef bei meiner Rückkehr vielleicht schon auf mich wartete – und wie sollte ich ihm erklären, wie ich schwanger geworden war? Ich wollte nach Hause gehen, aber Maria Magdalena schlug vor, Elisabeth und Zacharias angesichts ihres hohen Alters wegen der bevorstehenden Geburt ihres Sohnes weiterhin zu helfen. Zacharias würde mich danach in aller Ruhe auf dem Esel nach Hause bringen. Und so geschah es. Nach drei Tagen kamen wir zu Hause an, und Esther war

überglücklich und beeindruckt von meinem

Schwangerschaftsbauch. Der kleine Johannes tat das noch mehr. Er konnte einfach nicht die Finger von meinem Bauch lassen, aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Und ob da ein Sturm auf uns zukam.

Josef

Ich erschrak mich zu Tode, als ich nach Hause kam. Sechs Monate war ich weg gewesen. Ich hatte ein Mädchen zurückgelassen, ich kam nach Hause und sah eine hochschwangere Frau. „Mit wem hast du mich betrogen? Wer hat dieses Übel hier in mein Haus gebracht? Wer hat dich verführt und entjungfert? Wie konntest du so etwas tun, du, der du im Allerheiligsten aufgewachsen bist und dem täglich Brot von Engeln gereicht wurde? Ich bin nicht dumm! Mein Gott, lass mich hier und jetzt sterben, damit ich diese Schande nicht länger ertragen muss.“

„Josef, ich bin doch nur die Magd des Herrn!“, weinte sie immer wieder als Antwort, doch das kam mir allzu einfach vor, und ich machte Anstalten, das Haus zu verlassen, doch da stellte sich Esther vor mich hin. „Josef, ich und die vier anderen Jungfrauen haben stets über sie gewacht und gemeinsam gebetet. Kein Mann hat hier einen Fuß hineingesetzt, nur der Engel Gottes brachte ihr Brot und verkündete ihr, dass sie ein Kind gebären würde, einen Sohn Gottes und ihren. Wir vermuten, dass nur der Heilige Geist so etwas bewirken kann, ohne dass ein Mann zu erkennen sei. Hör dir wenigstens ihre Geschichte an!“ Aber ich wollte davon nichts wissen. In meinem Herzen tobte ein Sturm, und Eifersucht vergiftete meinen Geist. Nach dem Gesetz musste ich sie anzeigen, und sie würde gesteinigt werden. Wenn ich sie im Haus versteckte, war das ebenso ein Verstoß gegen das Gesetz und

Wir beide hätten gesteinigt werden können, da auch ich der fahrlässigen Unterlassung beschuldigt worden wäre, sie nicht beschützt zu haben. Ich flehte sie an, die Wahrheit zu sagen, aber sie fand keine Worte mehr und zeigte mir nur ihre Tränen, die ihre traurigen Augen vor Kummer überfluten ließen, während Esther sie mit ihrem Körper schützte. Ich sprach dann Worte, von denen ich bis heute nicht weiß, woher ich sie nahm: „Ich kann nicht an die Art und Weise glauben, wie du schwanger geworden bist, bis ich die Geburt des Kindes sehe.“ Es war schon spät, ich stand auf, ging in mein Zimmer und fiel todmüde in den Schlaf. So seltsam ich es auch fand, dass sie sich nicht mit Argumenten oder Details verteidigte, so wurde mir dies durch einen Engel im Schlaf verständlich gemacht: „Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria zur Frau zu nehmen. Das Kind in ihrem Schoß ist vom Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn zur Welt bringen, den du ‚Jesus‘ nennen sollst.“ Ich schreckte aus dem Schlaf hoch. Das brachte mich wieder zur Besinnung. Bevor ich das Haus vor Monaten verließ, betrachtete ich sie als meine Frau. Genau deshalb war ich so verwirrt und wütend geworden, als ich sah, dass sie schwanger war. Doch der Engel sagte mir etwas Kostbares: „Josef, du sollst dem Kind den Namen Jesus geben“, und genau das ist nach unserer Tradition das, was allein einem Vater zusteht. Ich wurde vom Engel als rechtmäßiger irdischer Vater des Kindes angesehen und würde dies von diesem Moment an niemals mehr aufgeben: Maria ist meine Frau und Jesus wird mein Sohn sein, und als Vater würde ich fortan für sie sorgen, und ich dankte Gott für so viel Vertrauen

und Gnade und bat um Vergebung für meinen Zorn. Ich bin nicht dumm, aber ich habe mich dumm verhalten. Jahre später wurde mir alles klar: So wie zuvor aus meinem Hirtenstab die Blütenknospe Marias hervorgegangen war, so würde nun aus Marias Blütenknospe Jesus sprießen. Alle Teil des Stammes Davids. Es war gut so.

Maria

Johannes hatte alles gehört und aus nächster Nähe gesehen. Seinen Großvater so toben zu sehen, machte ihm Angst, und nachts kroch er neben mich ins Bett. „Mama, weine nicht. Darf ich meine Hand auf meinen kleinen Freund legen?“ Und ich suchte seine Hand und legte sie auf meinen Bauch, und ich begann leise eine Hymne zu summen, die immer vor dem Weihrauchaltar gesungen wurde. Es war kein Zufall, dass es eine Hymne war, die um das Kommen des Erlösers der Menschen fleht. Johannes erschrak plötzlich: „Ich spüre, wie sich das Baby bewegt.“

„Wir müssen dem Kleinen gemeinsam vorsingen, damit es einschlafen kann“, sagte ich. Und leise summte ich die Melodie nun langsamer, damit er mit seiner kindlichen Engelsstimme leicht mithalten konnte, und alle drei fielen wir gemeinsam in einen himmlischen Schlaf. Die Ruhe sollte jedoch nicht lange währen. Am nächsten Morgen machte sich Josef nicht zu Unrecht große Sorgen, da er befürchtete, ich würde des Ehebruchs bezichtigt werden. Vielleicht gab es Nachbarn, die bereits bemerkt hatten, dass ich schwanger war, und wir würden sicherlich vor Gericht kommen. Seine Worte waren noch nicht verhallt,

da kam Annas, ein

Ein Schriftgelehrter und Nachbar stand an der Tür und fragte Josef, wo er denn bleibe, um die versprochene Arbeit in seinem Haus zu verrichten. Er suchte mich ganz offensichtlich mit seinen Augen und musterte mich prüfend; als er sah, dass ich schwanger war, eilte er zu Abiathar, dem Rabbiner in Jerusalem, um ihm zu berichten, dass Josef mir meine Jungfräulichkeit genommen habe. Wir mussten beide bereits einen Tag später vor Abiathar erscheinen, der mich öffentlich des Ehebruchs bezichtigte, da ich mein Gelübde der Jungfräulichkeit vor Gott gebrochen hätte. Ich weinte bitterlich und konnte nur wiederholen, dass ich rein sei und keinen Mann gekannt hätte. Danach musste Josef es ertragen: „Wie konntest du deine Frau so täuschen, die damals wie eine Taube im Tempel inmitten der Engel weilte? Sie wollte niemals einen Mann anerkennen! Hättest du sie nicht missbraucht, wäre sie jetzt noch Jungfrau!“ Und da brach der arme Josef zusammen: „Ich schwöre, dass ich sie nicht berührt habe …“ und auch er brach in Tränen aus. Rabbi Abiathar war sich jedoch nicht ganz sicher und entschied sich für eine Prüfung, bekannt als das „Trinken des Wassers[35] des Zeugnisses“; das Wasser wird mit dem Staub vom „Stiftzelt des Zeugnisses“ im Tempel vermischt: Wer davon trinkt und dessen Oberschenkel zu verkümmern beginnt und dessen Bauch anschwillt, der lügt. Josef und ich unterzogen uns beide dem

([35]) Nach heutigem medizinischen Kenntnisstand kann man diesen Test als rein psychosomatischen Test betrachten: Wer selbstbewusst auftritt, neigt weniger dazu, sich die „Angst“-Symptome einer Verstopfung einzureden. Und ein Oberschenkel, der innerhalb von drei Tagen abstirbt? Jeder noch so winzige Anflug einer Wunde

konnte bereits als Beginn interpretiert werden. Die Jury konnte damit in alle Richtungen argumentieren. Wirklich beängstigend.

Test, tranken von dem Wasser und durften uns bis zum nächsten Tag weder sehen noch sprechen, um erneut getrennt vor Abjatar zu erscheinen. Am nächsten Tag war ich als Erste an der Reihe, und ich zeigte nicht die geringste Schwellung oder Fäulnis an meinem Oberschenkel. Nach mir war es bei Josef genauso. Alle Anwesenden schauten erstaunt zu und konnten einfach nicht begreifen, wie meine Schwangerschaft dann erklärt werden könnte, doch Abiathar bat um Ruhe und urteilte: „Wenn Gott uns eure Sünde nicht offenbart, dann will ich euch nicht bestrafen. Geht in Frieden.“ Und wir gingen und dankten Gott. Nicht viele Monate später vertraute mir Zacharias an, wie er bei Abiathar darauf gedrängt hatte, das Wasser des Zeugnisses entscheiden zu lassen und voll und ganz darauf zu vertrauen.

Maria Magdalena

Jedes Mal, wenn ich mich um Elisabeth kümmerte, schweiften meine Gedanken zu meiner Freundin ab. Nach unserem letzten Treffen konnte ich sie nicht mehr anders bezeichnen als eine Freundin. Ja, eine Freundin zu bekommen und zu werden, ist wirklich etwas ganz Besonderes, eine Verwandlung. Gleichzeitig fragte ich mich, was es wohl bedeuten würde, zum ersten Mal Mutter zu werden. Ich fühlte mich jedenfalls noch nicht bereit dafür und wusste nicht einmal, ob ich mir das überhaupt wünschen würde. Ich hatte keine Ahnung, wer sich in mich verlieben könnte, und noch weniger, in wen ich mich verlieben könnte. Ich war einfach viel zu eigenwillig, nicht unterwürfig genug, manchmal sogar

besserwisserisch, fand ich von mir selbst. Obwohl… obwohl, wenn ich bei Maria war, dann… dann… fühlte ich genau das Gegenteil. Stell dir vor, sie wäre ein Mann gewesen, ja, ja, dann… vielleicht. Komisch, wie ich schon damals eine Vorahnung hatte.

Drei Wochen später brachte Elisabeth einen Sohn zur Welt. Die Hebammen waren überglücklich, dass sie in einem so fortgeschrittenen Alter noch einen gesunden Jungen zur Welt brachte. Für sie war es ein Wunder, und sie fragten sofort nach dem Namen von Elisabeths Vater, denn die Tradition schrieb vor, dass der erste Sohn nach einem Großvater benannt werden musste. Der Name Zachäus, Elisabeths Vater, tauchte auf. Plötzlich mischte sich Zacharias ein und sprach zum ersten Mal seit langer Zeit: „Der Engel hat mir am Weihrauchaltar aufgetragen, dass er Johannes heißen soll.“ Und er setzte sich sofort wieder hin, nahm das Kind in seine Arme und sagte mit klarer Stimme: „Willkommen, kleiner Johannes.“ Er gab ihm einen Kuss auf die Stirn und segnete ihn. Darauf hatten die verblüfften Hebammen keine Antwort, und es dauerte keinen Tag, bis alle Menschen im Dorf davon wussten, doch niemand wagte es, das Urteil des plötzlich von seiner Stummheit geheilten Oberrabbiners Zacharias anzufechten. Auch ich hatte damals nicht die geringste Ahnung, wie wichtig dieses Kind einmal werden würde. Nachdem dieses kleine Wunder geschehen war, strömte von allen Seiten Hilfe herbei, um wenigstens einen flüchtigen Blick auf das Kind zu erhaschen. Ich vermisste meine beste Freundin immer mehr, und der Trubel der Besucher wurde mir nach zwei Monaten zu viel. Gleichzeitig sehnte ich mich sehr danach, so

so schnell wie möglich nach Galiläa zurückzukehren. Zacharias segnete mich, dankte mir, und Elisabeth flüsterte mir ins Ohr: „Fürchte dich nicht vor dem Violett.“ Ich war überrascht, wusste nicht, was ich davon halten sollte, aber es sollte mir mein ganzes Leben lang im Gedächtnis bleiben. Lila sollte tatsächlich zum Leitfaden meines Lebens werden. Ich machte mich auf den Weg. Ich war schon ein Stück unterwegs, als ich feststellen musste, dass viele Menschen unterwegs waren, oft in die entgegengesetzte Richtung, in die ich ging. An der zweiten großen Kreuzung wurde es klar und deutlich: Alle Menschen schlugen den Weg nach Bethlehem ein, von wo ich gerade kam. Eine Frau hielt mich an: „Wissen Sie, wo wir uns für die Volkszählung von Kaiser Augustus eintragen lassen müssen?“ Sie sah meine großen, ungläubigen Augen und erzählte, dass sich alle Menschen aus Galiläa eintragen müssten und dass ihnen nur noch eine Woche Zeit bliebe. Ich kehrte um und ging sofort mit ihnen mit.

Maria

Drei Monate vergingen seit dem Besuch bei Elisabeth. Kaiser Augustus erließ ein Dekret, wonach sich jeder Einwohner seines riesigen Reiches zur Eintragung in das Volksregister melden musste, damit der Statthalter der Region die Steuern einziehen konnte. Josef machte sich zusammen mit seinen Söhnen bereit, wusste aber zunächst nicht recht, wie er mit mir verfahren sollte. Ob er mich als seine hochschwangere Frau eintragen lassen sollte, doch als alter Mann empfand er dabei große Scham, oder ob er mich als seine Tochter eintragen lassen sollte, obwohl seit unserem Erscheinen vor Abjatar jeder in Galiläa wusste, dass ich nicht seine Tochter war. Schließlich beschloss er, einfach abzuwarten, doch es lastete schwer auf ihm. Er sattelte den Esel und half mir darauf. Einer seiner Söhne führte den Esel, und Josef, gebeugt und mit hinkendem Gang, folgte mit seinen anderen Söhnen hinterher. Josefs alter Körper hatte es schwer, auch wenn es nur fünfzehn Meilen[36] weit waren, eine Strecke, die man bei guter Gesundheit an einem Tag zurücklegen konnte, aber mit Josef gelang das nicht. Der Winter näherte sich mit großen Schritten und die Tage wurden kürzer. Der erste Schnee kündigte sich an. Wir brauchten drei Tage dafür, und Josef blieb bedrückt und niedergeschlagen. Ich versuchte, ihn aufzumuntern, indem ich ihm klar machte, dass er in wenigen Stunden die

([36]) Das entspricht 24 Kilometern schwer befahrbarer Straßen.

Der Erlöser würde sehen, worauf er selbst von Anfang an gewartet hatte. „Erinnerst du dich noch, Josef, was du am ersten Tag gesagt hast? ‚Ich kann nicht an die Art und Weise glauben, wie du schwanger geworden bist, bis ich die Geburt des Kindes sehe.‘ Nun, dieser Moment bricht an, und du wirst ihm seinen Namen geben!“ Bei diesem Gedanken fasste er trotz aller Schmerzen und Müdigkeit wieder Mut. Wir näherten uns den fruchtbaren Feldern um Bethlehem, das deshalb auch „Haus des Brotes“ und „Stadt Davids“ genannt wird. Wir kamen zu spät, denn alle Häuser und Herbergen waren durch den massiven Andrang überfüllt. Josef sprach jeden an, aber niemand konnte uns helfen. Bis ein Hirte, der sah, dass ich hochschwanger war, uns vorschlug, die kalte Nacht in seinem Schafstall in einer Höhle am Rande der Stadt zu verbringen. Josef machte sich übermäßige Sorgen um mich, obwohl ich nicht die geringsten Schmerzen oder Kälte verspürte. Ich spürte jedoch, dass es bald so weit war. In der Ställe in der Höhle standen ein Ochse und einige Schafe, daneben Ballen mit Heu und Stroh und eine Krippe. Seine Söhne ließen sich dankbar ins Heu fallen, kuschelten sich eng aneinander und schliefen sofort ein. Josef blieb wie durch ein Wunder wach, setzte sich an mich, legte seinen schweren Mantel um mich und hielt mich warm, während er auf den Sonnenaufgang wartete, um eine Hebamme zu suchen. Wir sind uns körperlich und seelisch nie so nahe gekommen wie in jenem Augenblick, denn nur wir beide waren uns der Größe dessen bewusst, was geschehen würde. Dankbar für alles nahm ich seine Hand und legte sie auf meinen Bauch. Das Kind in mir drückte sanft gegen

seine Hand. Liebe strahlte aus Josefs dunklen Augen. Es war eine schöne Nacht, es schneite leise, die Sterne funkelten am Himmel und der Vollmond beeilte sich, Platz für eine mehr als neugierige Sonne zu machen. Josef schlief ein. Ich spürte, dass meine Stunde gekommen war, und weckte ihn sanft: „Josef, die Sonne geht langsam auf …“ Und er stand auf, sattelte den Esel und machte sich in der Dämmerung auf den Weg, um in der Stadt eine Hebamme zu suchen. Ich war allein. Oder doch nicht? Ich sprach leise, damit die Söhne auf keinen Fall aufwachten: „Djibril, sei willkommen“, und ich drehte mich halb um. „Sei gegrüßt, Tropfen des Meeres, der das Meer gebären wird“, sprach der Engel zu mir, und Djibril reichte mir einen Apfelblütenzweig. Ich roch daran und befand mich plötzlich in einer sonnenüberfluteten Welt, in der sich alle Tiere, Vögel und Insekten und alle Geschöpfe Gottes brüderlich am Fuße eines Hügels versammelt hatten, auf dessen Gipfel der Apfelbaum von Eden in voller Blüte stand. Ich und ein Kind standen unter dem Apfelbaum. Das Kind nahm meine Hand und bat mich, es hochzuheben, damit wir gemeinsam an den Blüten riechen konnten, und gemeinsam rochen wir daran, und dann wachte ich auf. Djibril war nirgends mehr zu sehen. Ich spürte und sah sofort meinen nackten Sohn, der auf meinem Schoß sanft an seinen Fingern saugte. Unsere Blicke verschmolzen miteinander, so wie Sekunden zu Jahrhunderten verschmelzen. Der Duft der Apfelblüten erfüllte den Stall. Die Nabelschnur erwies sich von unserem allerersten Anfang an als eine geistige Nabelschnur, die niemals durchtrennt werden konnte. Ich umarmte ihn, wickelte

Ich wickelte ihn in weißes Leinen und hielt ihn warm an mich gedrückt. Seine verschmitzten Augen und sein Lächeln drangen tief in mein Herz, und ich sang leise eine Hymne, die ich schon als Kind im Tempel von Jerusalem gelernt hatte: „Der große König eilt in eine kleine Höhle, um mich groß zu machen, der ich klein geworden war. Und so kann Er durch seine grenzenlose Armut mich bereichern, der ich arm war.“

Als ich in die Augen des göttlichen Kindes blickte, sah ich hoch über den Seraphim im Allerheiligsten, wie der Ableger des Apfelbaums des reinsten Guten zum Leben erwacht. Demütig neigte ich mein Haupt vor dem Kind und dem Ableger für die lang ersehnte Erlösung der gefallenen Menschheit. Es war etwas Besonderes, als ich ihm nach einer Weile meine erste Brustwarze reichte; es fühlte sich eher so an, als würde er mich nähren, statt dass ich ihn nährte. Und so sollte es von nun an auch bleiben. Was ich gab, erhielt ich mehr als hundertfach zurück. So wie es auch der ganzen Menschheit ergehen würde. Ich legte das Kind in die Krippe der Schafe, damit es sich ausruhen konnte. In der Ferne sah ich Josef mit einer Frau zurückkehren, Zelomi hieß sie. Als sie das Kind friedlich in der Krippe der Schafe schlafen sah, blickte sie mich an und wunderte sich, dass ich keine sichtbaren Spuren einer Geburt aufwies. Sie fragte höflich, ob sie mein Gewand nicht waschen und mir bei der Reinigung helfen solle. Ich stand vor ihr und zeigte ihr meine Kleidung, auf der kein einziger Blutfleck zu sehen war, wodurch ich nach jüdischem Gesetz keine Reinigungszeremonie vierzig Tage nach der Geburt durchlaufen musste, und genau das ließ Zelomi so sprachlos dastehen. Sie fiel vor mir nieder und rief:

„Meine Seele

„ist verherrlicht, denn meine Augen haben Wunderbares gesehen, denn Israel ist das Heil gebracht worden.“ Daraufhin nahm Josef das Kind in seine Arme und gab ihm den Namen Jesus, wie es ihm vom Engel aufgetragen worden war. Josef erschrak nicht im Geringsten über das ganze Geschehen. So wie er ganz am Anfang entsetzt und wütend war, so sanft ging er nun mit mir und dem Kind um. Er erzählte mir später, dass ihm in jenem Augenblick erst bewusst wurde, dass auch er sich in gewisser Weise auserwählt fühlte, an diesem Heilsgeheimnis teilzuhaben. Wir hatten keine Verbindung zueinander wie eine normale Frau und ein normaler Mann, sondern eher eine rein geistige Verbindung, einander zu helfen, das höchste Ziel zu erreichen, dass jeder Mensch fortan eine neue Chance erhalten würde, Eden zurückzugewinnen.

Die Nachricht verbreitete sich, und zwei Tage später kam eine weitere Hebamme vorbei, Salome, eine entfernte Cousine mütterlicherseits. Sie konnte kaum glauben, dass ich noch Jungfrau war, und streckte bereits ihre Hand nach meinem Unterkleid aus, doch augenblicklich verdorrte ihre Hand. Sie jammerte vor Reue über ihren Unglauben, bis ein Engel sie ermutigte, das Kind in ihre Arme zu nehmen, was sie auch tat, und sofort wurde ihre Hand geheilt. Danach kamen Hirten von nah und fern zum Stern, um ihm Ehre zu erweisen. Josef sah, wie erschöpft ich von all den Emotionen um mich herum war, und machte sich sofort auf die Suche nach einem Häuschen in der Stadt Bethlehem. Wir besprachen miteinander, was wir mit der Beschneidung unseres Sohnes und mit meinem Reinigungsritual tun würden. Wir kamen zu dem Schluss, dass wir am besten

, keine Diskussionen zu provozieren. Ja, wir würden den kleinen Jesus im Tempel von Jerusalem weihen lassen. Vielleicht würden wir dann Oberrabbiner Zacharias wiedersehen, der inzwischen schon vor einiger Zeit Vater geworden sein dürfte…

Maria Magdalena

Ich war auf dem Weg nach Bethlehem, ich hatte keine andere Wahl, und vielleicht würde ich Maria dort finden. Es war ein beschwerlicher Weg. Ich näherte mich einer wichtigen Wasserstelle, an der viele Menschen eine Pause einlegten. Ich hatte keine Vorräte mehr bei mir, aber Wasser war mindestens genauso wichtig. Ich bückte mich, um zu trinken, hörte plötzlich seltsame Stimmen hinter mir und schaute neugierig zurück. Drei Männer in fremder Kleidung, die fremde Sprachen sprachen, und drei Kamele, die durstig in langen Zügen das Wasser tranken. Drei Männer mit dunkler Haut, gekleidet wie Könige, ernst und vornehm in ihren Gesten. Ich folgte meinem Gefühl und ging direkt auf sie zu. „Friede sei mit euch“, sprach ich zuerst auf Hebräisch, sie nickten nur und ich sah, dass sie es nicht verstanden, dann versuchte ich es auf Aramäisch, aber auch darauf kam keine Antwort, also versuchte ich es auf Griechisch, der Verkehrssprache der Händler, und ja, das verstanden sie und antworteten mir erleichtert in perfektem Griechisch.

„Ich bin Maria Magdalena, woher kommt ihr?“

„Ich bin Caspar und komme aus Arabien“, das war eindeutig der Jüngste der drei, mit rotem Teint und einem glatten, glänzenden Kinn.

„Ich bin Melchior und komme aus Persien“, das schien mir der Älteste zu sein, mit langem weißem Haar, einem langen Bart und sehr faltiger Haut.

„Ich bin Balthasar und komme aus Ägypten“, sagte der Mann mit dunkler Haut und einem dichten schwarzen Bart. Er war offenbar der Anführer und fuhr fort: „Wir suchen den Messias. Wir sind Astronomen. Vor sechs Jahrhunderten hat ein Prophet, Daniel[37] , mein entfernter Ururgroßvater, vorausgesagt, dass um diese Zeit ein Stern erscheinen würde, der den Ort anzeigen würde, an dem der Messias geboren werden würde. Und ja, vor neun Monaten zeigte sich ein völlig neuer, heller Komet im östlichen Sternenquadranten. Und wir, wir verfolgten seine Bahn genau, doch sobald wir an die Grenze von König Herodes’ Gebiet kamen, verschwand der Stern und war nicht mehr zu entdecken. Vorgestern wurden wir zu König Herodes vorgeladen, der sich sehr für diesen Messias interessierte und uns fast zwang, ihn sofort zu benachrichtigen, sobald wir den Messias gefunden hätten. Aber wir machten ihm klar, dass der Stern plötzlich verschwunden war, seit wir die Grenze überschritten hatten. Er wurde wütend, fasste sich aber schnell wieder. Wir versprachen, ihn sofort zu benachrichtigen, aber Vertrauen

[37] Der Prophet Daniel wurde damals aus Israel nach Ägypten verbannt.

Wir wissen es immer noch nicht. Groß war unser Erstaunen in der Nacht nach unserem Gespräch mit Herodes, als der Stern ohne Schweif plötzlich wieder in dieser Richtung zu sehen war, irgendwo über Bethlehem, vermuteten wir. Dass der Stern erneut erschien, konnte nach unserem bizarren Gespräch mit Herodes kein Zufall sein und ist für uns der Beweis, dass wir Herodes nicht trauen dürfen.“ Ich stand wie angewurzelt da. Bethlehem? Natürlich war das richtig. Auch Josef und Maria mussten sich dort eintragen lassen! Ich erzählte den drei Weisen in groben Zügen die Geschichte von Josef und Maria, und ihre Augen funkelten ebenso wie ihr geliebter Stern. Sie konnten es kaum erwarten und flehten mich an, mit ihnen zu kommen. „Der Abend bricht langsam herein und der Stern lässt sich wieder leicht erkennen.“ Wir vereinbarten, dass ich bei Caspar, dem Jüngsten und Leichtesten der drei Weisen, vorne auf dem Kamel Platz nehmen würde, um gemeinsam dem Stern zu folgen. „Es kann nicht mehr weit sein“, sagte Caspar sehr entschlossen, und auch mein Herz begann schneller zu schlagen. „Woher kommst du, Maria Magdalena, wenn ich dich das fragen darf?“, sprach er mich sehr freundlich an. „Aus Magdala“, antwortete ich etwas schüchtern. Er ließ sein Kamel niederknien, machte den Sattel breiter und reichte Balthasar seine Schlafmatte. „Magdala? Von dort aus bin ich nach Galiläa gekommen … Komm, ich helfe dir kurz. Du sitzt vorne.“ Er hob mich hoch, und eine Minute später saß er hinter mir auf demselben Sattel und stieß sein Kamel an, damit es sich aufrichtete, während er mich fest umarmte. Wir brachen auf.

Es schien, als hätten auch die Kamele neue Kraft geschöpft und würden von derselben Leidenschaft angetrieben. Ich schloss die Augen, und Caspar umarmte mich fest. Das Schaukeln auf der wellenförmigen Bewegung seines Kamels versetzte mich in Verzückung, und eine Vision entfaltete sich in meinem Geist: Ich blickte auf den Horizont, der ganz in sanftes Violett getaucht war, mit nur einem einzigen Stern darin, der sich nicht bewegte, egal wie ich meinen Kopf in welche Richtung auch immer drehte: Der Stern folgte stets meinem Blick, sodass ich ihm nicht entkommen konnte. Ich öffnete meine geschlossenen Augen nicht, denn es schien, als seien sie bereits weit geöffnet, sodass ich keinen Drang und keinen Grund mehr verspürte, sie zu öffnen. Ich blieb konzentriert und musste nichts anderes in meinem Leben mehr sehen: Dieser Stern in seinem violetten Nebel war für immer ein Anfang ohne Ende. Wie lange dies dauerte, weiß ich nicht. Plötzlich wurde ich durch das abrupte Anhalten der Kamele aus dem Schlaf gerissen und hörte benommen aus der Ferne sehr aufgeregte fremde Worte. Benommen öffnete ich meine Augen. Caspar spürte, dass ich aufwachte, und zeigte sofort mit dem Finger auf die Stelle, über der der Stern stillstand. Ich sah denselben Stern aus meinem Traum inmitten von violettblauen Wolken über einem Häuschen[38] am Rande von Bethlehem, in Richtung Beth-Sémes, leuchten. In geweihtem Schweigen und voller Ehrfurcht gingen die drei Kamele Schritt für Schritt zu der Stelle, als wüssten auch sie, dass der Messias, ihr Endziel, gefunden war. Wir alle saßen wie versteinert auf ihren Rücken, die Stille der

[38] Den offiziellen Aufzeichnungen zufolge suchte Josef nach der Geburt in einer Höhle eine kleine Behausung, um Mutter und Kind dort unterzubringen.

Die Nacht atmend, unsere Kleinheit erkennend, dieses Geschehen in jeder Gehirnzelle speichernd, mit einem Herzen, das vor Dankbarkeit überfloss und zugleich von der Scheu der Unwürdigkeit erfüllt war. Wir blieben vor der Tür stehen. Die Kamele knieten von selbst nieder, als ob auch sie ahnten, was sich hinter dieser Tür befand. Wir stiegen ab und knieten vor der verschlossenen Tür nieder. Wartend. Keiner von uns fühlte sich würdig genug, anzuklopfen. Die Tür öffnete sich und Josef kam eilig auf mich zu, half mir auf die Beine und umarmte mich, und flüsterte mir leise ins Ohr: „Maria Magdalena, es ist geschehen: Der Erlöser ist uns geboren … Wer sind diese Menschen?“ Er wandte sich freudig an diese fremden Menschen. Alle drei saßen tief vorgebeugt auf den Knien. Josef ging zu ihnen hin und legte seine Hand auf die Schulter des ältesten Weisen. Ich stellte ihn Josef vor: „Das ist Melchior aus Persien.“ Der alte Josef half dem alten Mann auf die Beine und verneigte sich ehrerbietig vor ihm: „Sei willkommen.“ Ich fuhr fort: „Das ist Balthasar aus Ägypten.“ Und Josef stützte auch ihn und verneigte sich vor so viel Ehre für den Messias. Schließlich kam ich zu Kaspar: „Das ist Kaspar aus Arabien.“ Josef brauchte ihm nicht zu helfen und hieß sie alle noch einmal willkommen. Er wandte sich schon zur Tür, doch die Weisen baten um etwas Zeit, bevor sie eintreten konnten. Ich übersetzte, was sie sagten, Josef lächelte freundlich und bat mich zu sagen, dass er schon hineingehen würde, um Maria zu benachrichtigen. Maria und Josef selbst kannten nur Aramäisch und kein Wort Griechisch, sodass ich mich sehr nützlich machen durfte. Die drei Weisen begannen, ihre Gewänder

von ihrem Kamel abzunehmen, und was in den folgenden Minuten geschah, hätte ich für unmöglich gehalten: drei Männer, die ihre besten Gewänder hervorholten, mit besonderen, uns völlig fremden Schuhen, den elegantesten Kopfbedeckungen, Schmuck, Schals, Mänteln aus mit goldenem Faden gewebtem Satin mit seltsamen Mustern, die ich in meiner Heimatstadt Magdala, die doch eine reiche Handelsstadt und ein Handelsknotenpunkt am See Genezareth ist, gesehen hatte. Ganz am Ende zauberte jeder von ihnen ein Geschenk in einer blendend schönen Verpackung hervor, die an sich schon ein Geschenk war, ohne dass man sie öffnen musste. Das ganze Bild war eine Offenbarung königlicher Würde, Ehrerbietung und Demut. Sie nickten mir zu, um mir zu verstehen zu geben, dass ich vorangehen sollte. Ich, schmutzig, ungepflegt und ohne Geschenk, zögerte, doch Balthasar drängte mich und gab mir sein Geschenk, damit ich es für ihn trug. Ich hätte nie ahnen können, wie sehr dieses Geschenk auch mein Leben verändern würde. Ich öffnete die Tür vorsichtig. Das Erste, was mich ergriff, waren die großen Augen freudiger Überraschung Marias, die mich anlächelten, um ihren Blick schnell auf das Kind in einer kleinen Krippe zu richten. Ihre Augen sagten mir: „Meine liebe Maria Magdalena, es ist geschehen. Ich bin so froh, dich hier zu sehen. Wie wunderbar sind Gottes Wege. Ich habe dem Erlöser schon von dir erzählt.“ Ich konnte mich nicht beherrschen und eilte zu ihr hin, und wie kleine Mädchen unter sich weinten wir Tränen des Glücks. Das Kind war hellwach und betrachtete die bunte Gesellschaft amüsiert. Ich kniete mich vor das Kind hin und wagte

Ich wagte es kaum zu berühren, doch Maria machte mir Mut, und ich küsste es auf die Stirn. Ein Schauer durchlief mich, und sofort wusste ich, wie und wer in meinem Leben alles bestimmen würde. Ich wandte mich an Balthasar und winkte ihm, sein Geschenk bereit zu halten. Feierlich packte er es aus, und ich übersetzte seine Worte: „Ich bin Balthasar und komme aus Ägypten. Ich schenke dem König der Könige Myrrhe zur Reinigung von Körper und Geist nach dem Tod und für eine reine Liebe im Leben.“ Und er kniete vor Maria nieder und küsste ihre Füße. Danach folgte Melchior: „Ich bin Melchior und bin dem Stern aus Persien gefolgt. Ich schenke dem Erlöser Gold als Zeichen der Weisheit für den König der Weisen.“ Auch er küsste ihre Füße und trat einen Schritt zurück. Caspar, der Jüngste, fühlte sich in dieser hohen Gesellschaft etwas schüchtern. Er trat vor und kniete vor dem Kind selbst nieder: „Ich bin Caspar und komme aus Arabien. Ich bringe Weihrauch für den Messias, für den Gott aller Menschen. Weihrauch, um ihre Gebete kraftvoll zum Himmel zu tragen.“ Das Kind schaute mit einer intensiven Aufmerksamkeit zu, wie man es von einem so neugeborenen Baby nicht erwarten würde. Ich übersetzte, was Maria zu ihnen sagte: „Ihr seid Könige“, und alle drei Männer fielen auf die Knie, als wäre es abgesprochen, und Balthasar antwortete: „Es gibt nur einen König.“ Maria berührte ihn zärtlich und sprach fast prophetisch: „Balthasar von Ägypten, entfernter Nachkomme unseres Propheten Daniel, der vor dreihundert Jahren in dein Land verbannt wurde, erhebt eure Häupter, erhebt eure Herzen“, und sie wartete einen Moment,

„Wir sind eine Familie, so wie alle Menschen Brüder und Schwestern sind, und mein Sohn wird ihr Erlöser sein.“ Ich hatte es noch nicht übersetzt, da kam Josef, der den Kamelen Wasser gegeben hatte, etwas überrascht herein: „Der Stern … ist verschwunden, er ist nirgends mehr zu sehen.“ Und er blickte die drei Könige an. Ich übersetzte seine Worte, und es war Melchior, der mit großen Augen schnell antwortete: „Als sich der Stern vor uns verbarg, als wir das Land des Herodes betraten, geschah dies, um sicherzustellen, dass wir Herodes nicht verraten konnten, wo genau der Erlöser geboren werden würde. Sobald wir seinen Palast verlassen hatten, zeigte sich der Stern wieder, und so ist es kein Zufall, dass wir durch ihn den Erlöser gefunden haben, und nun will der Stern erneut dafür sorgen, dass Herodes das Kind nicht finden kann.“ Während ich Josef und Maria übersetzte, was er gesagt hatte, zogen sich die drei Könige zurück. Balthasar ergriff nun das Wort: „Drei Kamele bei Tagesanbruch vor eurer Tür, und Herodes wird euch morgen ohne große Mühe finden. Wir brechen sofort auf, damit wir euren Aufenthaltsort nicht verraten. Herodes will das Kind töten.“ Sie knieten ehrfürchtig vor dem Kind nieder, und es war Caspar, der Maria schließlich auf Arabisch fragte: „Wie lautet der Name des Erlösers?“ Maria schien wie durch ein Wunder keine Übersetzung zu benötigen und antwortete auf Arabisch mit perfektem Akzent: „Sein Name ist Jesus, was *‚Jahwe, der rettet‘* bedeutet.“ Ich stand wie angewurzelt da, denn ich war mir sicher, dass sie kein Arabisch konnte, und sie sprach es aus, als wüsste sie selbst nicht, dass sie Arabisch sprach, denn keine

Fünf Sekunden später fragte sie mich erneut auf Arabisch, ob ich den Königen vor ihrer Abreise noch irgendwie helfen könne. Sie schüttelten den Kopf, obwohl Caspar extra auf mich zukam, mich mit bezaubernden Augen ansah und mir zuflüsterte: „Auf Wiedersehen." Das machte das ganze Geschehen nur noch wundersamer. Als die drei Könige – ich nenne sie Könige, weil sie sich um ein Vielfaches königlicher verhielten als König Herodes – gegangen waren, bat Maria mich, die Geschenke wegzuräumen. Das Gold, das Weihrauch, bis Maria die Myrrhe in die Hände nahm und mich plötzlich eindringlich ansah. Auch das Kind starrte mich regungslos an, als ob die Myrrhe bereits mit einem sanften violetten Schimmer glühte, genau wie der Stern von vorhin bei Caspar hinten auf dem Kamel. Ich nahm die Myrrhe zögernd entgegen: „Maria? Was willst du, dass ich…", doch sie unterbrach mich und flüsterte: „Bewahre dies auf… für später." Ich schüttelte den Kopf, um wieder zu mir zu kommen, nahm die Myrrhe entgegen und suchte nach der Verpackung. Josef hatte sie bereits weggeräumt. Ich verpackte die Myrrhe in die originale ägyptische Verpackung aus zarter Papyrusfaser, doch als ich sie in meine Reisetasche stecken wollte, wurde mir klar, dass diese Verpackung nicht stabil genug war. Ich fand die Verpackung des Weihrauchs aus arabischer Seide schon etwas stabiler und umhüllte die Myrrhe damit eine zweite Schicht. Doch noch immer reichte es mir nicht, um den Zahn der Zeit zu überstehen, bis ich sah, wie das Gold in einer Verpackung aus festem persischem Baumwollstoff angeboten wurde. So gab ich der Myrrhe ihre dritte Verpackung und verstaute sie sicher in meiner Reisetasche. Josef kam zurück, nachdem

er die Könige

geholfen. Er fragte mich, ob ich bereits im Melderegister eingetragen sei, und sagte mir, ich könne morgen gerne mit ihm mitkommen, falls dies noch nicht geschehen sei. So geschah es auch.

Jozef

Als ich das Kind zum ersten Mal in der Krippe sah, verflog meine Müdigkeit von der nächtlichen Suche nach einer Hebamme. Maria bot mir an, den kleinen Jungen zu halten. „Es ist auch dein Kind“, sagte sie zu mir, aber ich traute mich einfach nicht. „Ich fühle mich nicht würdig genug, gib mir etwas Zeit.“ „Gut“, sagte sie, „aber deine Zeit wird kommen.“ Ich war einfach sprachlos angesichts all dessen, was man in keiner Weise als normal bezeichnen konnte. Hätte ich nie Marias Bauch fühlen dürfen, um zu spüren, wie das Kind in ihr lebte, hätte ich es niemals geglaubt, das Kind neben ihr in der Krippe liegen zu sehen, während Maria ohne einen einzigen Tropfen Blutverlust dieselbe Kleidung trug wie am Abend zuvor, als ich sie verlassen hatte. Ich hätte es niemals geglaubt. Der erste Anblick, der sich mir bot, trug nicht dazu bei, dass ich mich sofort als rechtmäßiger Vater fühlte, so wie sie sich als rechtmäßige Mutter dieses Kindes fühlen konnte. Andererseits schien es, als stünde Maria dem Kind genauso fern wie ich, auch wenn das nicht richtig ist, aber es half mir. Ihr Körper schien genauso unberührt geblieben zu sein wie meiner. Gleichzeitig war ich gerade deshalb sehr wütend auf mich selbst, dass ich Maria nicht von Anfang an auf ihr Wort hin geglaubt hatte. Mit der Ankunft der drei Fremden auf ihren Kamelen, Maria Magdalena

Sie nannte sie nicht zu Unrecht Könige; mit ihrer Geschichte vom Stern und der unglaublich weiten Reise, die sie unternommen hatten, wurde auch das letzte Fünkchen Unglauben so zermalmt, dass ich mich so klein fühlte wie ein Sandkorn aus der heißesten Wüste, doch durch meinen wiedergewonnenen Glauben konnte ich mit diesem kleinsten aller Sandkörner nun Berge errichten. Am nächsten Tag machte ich mich zusammen mit Maria Magdalena auf den Weg, um uns in das Einwohnerregister einzutragen, und ich nutzte ihre Anwesenheit, um sie zu meiner Tochter zu ernennen und als zusätzliche Zeugin dafür, dass meine Frau zu Hause bei dem neugeborenen Kind bleiben musste. Der etwas ältere diensthabende Römer nahm dies entgegen und wünschte uns aufrichtig viel Glück mit dem Kind. Dieser Römer wird nie begreifen, von woher er in seinem weiteren Leben so viel Gnade empfangen darf. Maria Magdalena machte sich von dort aus auf den Weg zu unserem Haus in Nazareth, um alles für unsere Rückkehr vorzubereiten, denn innerhalb einer Woche würde unser Sohn im Tempel von Jerusalem beschnitten werden, und drei Wochen später, am vierzigsten Tag nach der Geburt, müsste Maria die Reinigungszeremonie im Tempel durchlaufen. Nach dem Gesetz des Mose bedeutete der Blutverlust der Frau während der Geburt, dass sie offensichtlich Lebenskraft verloren hatte, wodurch sie zu geschwächt war, um Jahwe kraftvoll anzubeten. Den Juden zufolge sucht die Turteltaube, sobald sie ihren Partner verloren hat, keinen neuen Partner, da sie zu erschöpft und kraftlos geworden ist; auf dieser Grundlage war der Preis, den die entbindende Frau zu zahlen hatte, ein Turteltaubenpaar: Die weibliche Taube wurde

geopfert

für das „Sündopfer“, auch wenn ihre „Sünde“ unbewusst – oder nennen wir es naiv – begangen wurde. Die verbleibende männliche Taube wurde für ein „Brandopfer“ getötet: Zunächst wurde das Blut aufgefangen, mit dem der Altar besprengt wurde, was symbolisierte, wie das bei einer Geburt vergossene Blut Gott zurückgegeben wurde, wodurch die Frau wieder in ihrer Kraft dem Mann gleichgestellt war. Die Taube selbst wurde anschließend zu Asche verbrannt und durfte unter keinen Umständen gegessen werden.
Nichts davon traf in unserem Fall zu, aber wir wagten es nicht, die Priester zu verärgern, um vor allem Zacharias nicht in Schwierigkeiten zu bringen.

Zacharias

Ich erfuhr von Maria Magdalena mit großer Freude, dass Josef und Maria mit dem Kind zu Hause in Nazareth angekommen waren, um die Beschneidung und später, am vierzigsten Tag nach der Geburt, das Sündopfer und das Brandopfer zu vollziehen, und zu meiner großen Freude wurden mir diese Rituale als Oberrabbiner zur Leitung übertragen. Ich konnte es kaum erwarten, den Erlöser zu treffen, und sobald ich Zeit fand, besuchte ich die junge Familie. Josef hieß mich herzlich willkommen und kniete nieder, was ich nicht wollte. Ich zog ihn sofort wieder auf, umarmte den alten Mann und dankte ihm für seine Fürsorge für Frau und Kind. „Wie geht es eurem kleinen Johannes und Elisabeth?“, fragte Josef. „Hier läuft auch ein kleiner Johannes herum, aber ich finde ihn nicht …“ Und der kleine Racker kroch unter dem Tisch hervor und packte mich an den Beinen. „Erzähl mal, Johannes, wie geht es deinem neuen Brüderchen?“, fragte ich. Er nahm mich bei der Hand und zog mich ins Hinterzimmer. Maria stillte gerade Jesus. Ich wagte es nicht, sie zu stören, und wartete geduldig, bis sie aufblickte. „Vater Zacharias“, lächelte sie, „wie geht es Elisabeth und Johannes?“ Sie sprach leise, mit der Stimme eines Engels. „Beiden geht es gut, je älter ich werde, desto jünger wird Elisabeth. Es ist ein Wunder, aber deine Geschichte ist um ein Vielfaches …“ Ich wurde plötzlich durch das Krächzen des Kindes unterbrochen, als wolle er mir sagen, dass ich ihn

störte ihn beim Essen. Ich wollte ihr erzählen, wie wir, die Priester des Tempels, damals untereinander nicht wussten, was wir tun sollten, wenn sich die kleine Maria zum tausendsten Mal ins Allerheiligste zurückzog, obwohl die Regel lautete, dass niemand, nicht einmal der Hohepriester, dorthin gelangen darf, außer einmal im Jahr am Fest der Bundeslade. Und dann hörten wir Maria hinter dem Vorhang unverständlich mit jemandem sprechen, der keine Stimme zu haben schien, aber das war nicht der Fall. Wir dachten, sie würde schon aus Hunger wieder hervorkommen, aber nichts war weniger wahr. Es stellte sich heraus, dass es der Engel Djibril gewesen war, der ihr täglich Brot brachte, und als wir das einmal begriffen hatten, konnten wir nichts anderes tun, als sie von dem Engel Gottes in seiner höchsten Gestalt stillen und unterweisen zu lassen. Während ich in meinen Gedanken versank, sah ich plötzlich, wie das Kind aufhörte zu saugen und mich eindringlich ansah. Maria sah es auch; sie fragte sich, wohin er blickte, drehte den Kopf, um festzustellen, dass ich dem Erlöser Auge in Auge gegenüberstand, und die Botschaft, die er mir überbrachte, war klar. Ich kniete mich vor ihm nieder und sagte ihm, dass ich nicht weichen würde, was auch immer geschehen möge. Und Maria muss es ebenfalls verstanden haben, denn sie vergoss eine Träne mit einem dankbaren Lächeln. Maria nannte mich dann zum ersten Mal: „Schau, Jesus: mein Vater“, und ich antwortete: „Schau, Jesus: meine Tochter“, und plötzlich erschien ein unmissverständliches Lächeln auf dem Gesicht des Kindes. Maria

Magdalena öffnete ganz leise hinter uns die Tür und kam auf Zehenspitzen herein.

Maria Magdalena

Ich sah sofort, dass etwas geschehen war oder zumindest im Begriff war zu geschehen. Ob es gut oder schlecht sein würde, konnte ich nicht sagen, aber es war etwas, das meinen Verstand überstieg. Die Beschneidung am neunten Tag verlief ohne Probleme, und in den zwei folgenden Wochen vor dem Sündopfer und dem Brandopfer wurde Maria immer stiller. Ich fragte sie, ob sie krank sei, ob wir es vielleicht besser verschieben sollten, fragte ich sie, aber sie antwortete: „Was kommen muss, wird kommen." Am Tag ihrer Reinigung im Tempel nahm sie das Kind auf den Arm, und wir machten uns mit Maria und dem Sohn auf dem Esel auf den Weg zum Tempel. Die Gerüchte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; viele wollten dem Ritual beiwohnen, und vor allem waren zahlreiche Priester und Gesetzesgelehrte von nah und fern gekommen, um zu sehen, was an den wilden Gerüchten wahr war. Alles würde sich bald zeigen durch den Platz, der Maria im Tempel zugewiesen werden würde: die Loge der verheirateten Frauen oder die Loge, die den Jungfrauen vorbehalten war. Zacharias erwartete sie mit dem Kind und begleitete sie mit dem Kind im Arm zum Platz der Jungfrauen. Sofort gab es großen Aufruhr! Wie konnte eine Mutter mit Kind eine Jungfrau sein? Die

Viele Sadduzäer[39]und Pharisäer reagierten geteilter Meinung, wobei die überwiegende Mehrheit angesichts eines solchen Frevels fassungslos war. Es war erschreckend zu sehen, wie feindselig sich einige Hohepriester und Gesetzesgelehrte verhielten. Ihre Augen blitzten vor Zorn und Unverständnis. Hass auf Zacharias erfüllte ihre Augen. Daraufhin kam es zu einer zweiten Welle der Aufregung: Die Ankunft des uralten Simeon wurde angekündigt, und die Tempeldiener machten schnell Platz, um einen Stuhl in der ersten Reihe für diesen allseits geachteten Schriftgelehrten und renommierten Übersetzer aufzustellen. Das Wort „uralt“ war durchaus zutreffend: Er war 306 Jahre alt, und dass er anwesend sein wollte, war zweifellos ein Zeichen der Zeit. Es wurde mucksmäuschenstill im Tempel, als man ihm half, Platz zu nehmen. Symeon räusperte sich und ergriff das Wort.

Symeon

„Balthasar, der Sterndeuter, hat mich kürzlich mitten in der Nacht mit zwei seiner Kollegen aufgesucht, denn er hatte es eilig, Israel zu verlassen. Ihre Kamele waren völlig erschöpft. Wie sehr hat es mich gefreut, diese edlen Tiere noch einmal sehen zu dürfen. Unsere

[39] Die Hohepriester stammten in der Regel aus den Reihen der Sadduzäer, während die Schriftgelehrten meist aus den Reihen der Pharisäer kamen. Die Sadduzäer waren in der Regel viel fanatischer als die Pharisäer und hatten im großen Sanhedrin die weitaus größere Macht.

Diese Begegnung war kein Zufall, denn wir sind entfernte Verwandte. So wie der Großvater meines Urgroßvaters, der Prophet Daniel, hier in Israel war, so war auch Balthasar ein entfernter Nachkomme desselben Daniel, der nach Ägypten verbannt worden war. Er erzählte von dem Stern, dem sie gefolgt waren, und wie sie so den Erlöser in einer Krippe in einem Häuschen am Rande von Bethlehem gefunden hatten. Ich fühlte mich plötzlich zweihundertfünfzig Jahre jünger. „Endlich“, schwirrte es in meinem Kopf. Anscheinend lebt mein Ruhm als der berühmte Priester und Übersetzer Simeon, der einfach nicht sterben will, im heutigen Ägypten noch immer lebendig weiter, und so erzählte mir Balthasar, dass man mich dort immer noch ehrfürchtig als „den ewig auf den Erlöser Israels wartenden Simeon“ anspricht. Wie viele Generationen von Geliebten habe ich schon kommen und wieder gehen sehen?“

Seine Lebensgeschichte war in Israel allseits bekannt. Vor etwa zweihundertfünfzig Jahren brach er zusammen mit anderen Übersetzern der sieben heiligen jüdischen Bücher, der Septuaginta, unter der Leitung von Eleazar zur großen Bibliothek von Alexandria in Ägypten auf. Viele Juden waren nach dem Auszug aus Ägypten dort geblieben und konnten im Laufe der Jahre das Hebräische weder gut sprechen noch lesen. Ptolemäus II. war ein dankbarer Herrscher für ihre Arbeit in Ägypten und schlug daher vor, hebräische Übersetzer zu gewinnen, die die Septuaginta ins Griechische übersetzen wollten. Eleazar und Ptolemäus legten die Messlatte extrem hoch. Aus jedem der zwölf Stämme Israels wurden mindestens sechs Älteste ausgewählt.

Keiner der 72 Übersetzer durfte Kontakt zu den anderen halten: Jeder lebte für sich und arbeitete für sich. Nach Jahren wurden die 72 verschiedenen Übersetzungen nebeneinander gelegt, und groß war die Überraschung, dass jede Übersetzung identisch war, nicht nur inhaltlich, sondern sogar im Wortgebrauch. Ptolemäus war sehr beeindruckt, und Eleazar wurde für seine Arbeit gepriesen.

Symeon fuhr mit seiner Erzählung fort: „Auf dem Heimweg fragten wir uns, die Übersetzer, durch welchen Schlüsseltext aus den sieben Büchern jeder von uns am meisten beeindruckt worden war. Ich selbst war sehr beeindruckt vom Propheten Jesaja, Kapitel 7, Vers 14, den ihr nur allzu gut kennt: ‚Siehe, die Jungfrau wird einen Sohn gebären, und sie wird ihn Immanuel nennen.' Ich war von dieser Prophezeiung verblüfft. Wie kann eine Jungfrau ein Kind bekommen, ohne ihre Jungfräulichkeit zu verlieren? Wie könnte Gott so geboren werden? Das konnte ich unter keinen Umständen glauben. Doch plötzlich legte sich eine unsichtbare Hand auf meinen Mund, und ich hörte eine Stimme sagen: „Du wirst den Christus schauen, und du wirst ihn in deinen Händen halten. Du wirst nicht sterben, bevor du ihn gesehen hast." Ich wagte es nicht, meinen Freunden davon zu erzählen, und wir zogen weiter, bis wir an einen Fluss kamen. Ich zog meinen Ring vom Finger und warf ihn so weit ich konnte in den Fluss. Wenn der Vers aus Jesaja wahr ist, werde ich meinen Ring zurückbekommen, dachte ich in meinem Unglauben. Wir zogen zwei Tage lang am selben Fluss entlang und kamen in einer Stadt an, wo wir auf dem Markt Fisch für das Abendessen kauften.

Als ich meinen Fisch filetierte, tauchte plötzlich mein Ring wieder auf. Schau mal! Dieser Ring!“

Jozef

Einige der jüngeren Anwesenden waren sehr beeindruckt, doch die meisten Älteren reagierten eher spöttisch: „306 Jahre alt? … sagt er … kann der überhaupt rechnen? Man muss verrückt sein, um das zu glauben“, hörte ich hinter mir. Zacharias ging zu Simeon und fragte ihn etwas, Simeon nickte daraufhin. Zacharias ging zur Jungfrauenloge, um Maria mit Jesus zu holen und sie zu Simeon zu führen, der inzwischen von Tempeldienern aufgerichtet worden war. Maria legte Jesus in Simeons Arme, und mit lauter Stimme sprach Simeon vor allen, die es hören wollten, doch leider waren nur wenige dazu bereit: „Herr, nun lässt du deinen Diener in Frieden sterben, denn meine Augen haben heute dein Heil gesehen, das Licht deiner Offenbarung für alle Völker. Siehe, dieses Kind ist bestimmt zum Fall oder zum Aufstehen vieler in Israel.“ Und es schien, als würden sich Simeons Augen weit öffnen und er sähe den Himmel bereits vor sich aufgehen. Und Simeon wandte sich an Maria: „Und ja, auch deine Seele wird von einem Schwert durchbohrt werden.“ Das erschreckte Maria sehr und brachte sie aus der Fassung; ja, was konnte er damit meinen? Auch Zacharias war offenbar davon betroffen. Er nahm das Kind wieder zu sich und begleitete Maria unter missbilligendem Murren und Gemurmel zurück in die Jungfrauenstube.

von missmutigen, hasserfüllten Pharisäern und Sadduzäern. Ich war froh, als der letzte Teil der Reinigungszeremonie mit dem Brandopfer der männlichen Taube vorbei war und wir nach Hause gehen konnten.

Zacharias

Nach der Zeremonie verabschiedete ich mich von Simeon. Er sah mir direkt in die Augen und versicherte mir: „Wir sehen uns bald wieder." Ich wusste, worauf er anspielte, denn auch ich hatte den enormen Hass der Schar von Pharisäern und Sadduzäern gespürt. Was mich jedoch mehr beunruhigte, waren die Gerüchte über Herodes, der offenbar Pläne schmiedete, den Erlöser zu töten. Ich informierte Maria Magdalena darüber: „Ich verlasse den Tempel heute Abend zwar mit schwerem Herzen, um nach Hause zurückzukehren, denn Elisabeth und Johannes erwarten mich. Mein Esel ist bereits gesattelt und die Vorräte aufgefüllt. In zwei Tagen werde ich wieder zu Hause sein." Und ich verabschiedete mich von Maria, Josef und Maria Magdalena unter den feindseligen Blicken vieler.

Maria Magdalena

Alles ging blitzschnell. Die Schriftgelehrten und Gesetzeslehrer hatten offenbar schon lange mit Herodes Pläne geschmiedet, das Kind und Zacharias zu töten. Zacharias wurde noch am selben Abend vor dem Altar im Tempel ermordet. Gleichzeitig erschien Josef im Traum ein Engel, der ihn aufforderte, unverzüglich nach Ägypten zu fliehen. Josef hatte im Tempel genug Hassreden gehört und gesehen und zögerte keinen Augenblick. Ich konnte ihnen gerade noch mitteilen, dass Zacharias ermordet worden war, bevor sie mit Jesus und Johannes, Josefs Enkelkind, Hals über Kopf flohen. Ich würde mich sofort zu Elisabeth und ihrem kleinen Johannes begeben, um ihr die traurige Nachricht über Zacharias zu überbringen. Es war die Hölle, und ich lebte in Angst, selbst Opfer dieser skrupellosen Menschen zu werden. Jeder in Bethlehem und Jerusalem wusste, dass ich mit Maria und Josef sehr befreundet war. Ich verkleidete mich als Mann mit den Kleidern und Stiefeln eines von Josefs Söhnen, nahm einen Stab in die Hand, und glücklicherweise war es Winter, sodass ich nur meine Augen frei lassen musste. Die Myrrhe in Balthasars Päckchen verstaute ich sicher. Auf dem Weg nach Ein Karem stieß ich kurz hinter der Stadt, hinter einer versteckten Kurve, plötzlich auf eine Straßensperre, die von einigen zwielichtigen Männern und zwei römischen Soldaten gebildet wurde. Ihre Pferde waren erschöpft und dunsteten vor Schweiß. Möglicherweise

Es waren die Mörder, die Zacharias im Tempel getötet hatten, doch ihre Aufmerksamkeit richtete sich schnell auf einige verschleierte Frauen direkt hinter mir. Ich brauchte meine Stimme nicht einmal zu erheben. Ich konnte Elisabeth gar nicht schnell genug von der traurigen Nachricht in Kenntnis setzen. Bald machten Gerüchte die Runde, dass römische Soldaten auf Befehl von Herodes begonnen hatten, alle Kinder unter zwei Jahren abzuschlachten. Kindern wurde sogar der Kopf abgeschlagen, während sie noch an der Brust ihrer Mütter saugten. Die Brutalität kannte keine Grenzen. Der Wahnsinn herrschte. Ein größeres unschuldiges Blutvergießen hat die Geschichte der Menschheit nicht gekannt.

Maria

Zacharias! Mein zweiter Vater! „Ein Schwert wird meine Seele durchbohren.“ War es das, was Simeon gemeint hatte? Jetzt fühlte es sich auch wirklich so an. Ich wusste nicht einmal, dass es so etwas gab: einen Menschen töten. Im Allerheiligsten war ich aufgewachsen, um nun draußen lernen zu müssen, zu überleben? Warteten noch schlimmere Dinge auf mich? Djibril, wo bist du jetzt? Wo ist dein Brot jetzt? Doch gerade dieser Gedanke brachte mir die Antwort auf meine Frage, und ich entschuldigte mich sofort bei Djibril. Ich saß auf dem Esel. Der fünfjährige Johannes benahm sich tapfer und versuchte zu helfen, wo er konnte: einen Rucksack für unterwegs auf dem Rücken zu tragen, war seine Aufgabe, während der Esel, schwer beladen mit mir, Jesus und Decken und

Nahrung, die unsere Bewunderung erzwang, weil sie so viel Gewicht trug. Josef ging und zog am Esel, wie es nur die Angst tut, wenn sie den Verstand eines Menschen beherrscht. Ich drückte Jesus fest an mich. Ich drückte dieses „Brot“ schon seit seiner Geburt an mich. Das Brot musste nicht erst kommen, denn es war bereits da. Mein kleiner Jesus war das Brot, das ich erhalten hatte und das ich halten, hegen durfte, Brot, das ich jedem Menschen geben sollte. In all den Jahren, in denen ich im Allerheiligsten verweilte, hatte ich dieses Brot erhalten, und so wie Djibril es mir fast täglich gab, so würde ich dieses Brot, dieses Kind, fortan jeden Tag großzügig mit jedem Menschen teilen, der darum bat. „Halt, Josef“, bat ich ihn, sofort anzuhalten. Er war außer Atem und schaute überrascht um sich, besorgt, ob etwas schiefgelaufen sei. Ich stieg mit dem Kind in meinen Armen vom Esel ab und ging sofort auf ihn zu: „Hier, Josef, halte dieses Kind, dieses Brot fest, es ist auch dein Brot …“ Und Josef wusste nicht, wohin damit, denn es war das erste Mal, dass er das Kind in seine Arme nahm. „Es ist Brot für alle Menschen und ganz sicher für dich …“ Josef weinte. Danach half ich Johannes, das Kind kurz zu halten, und auch seine Müdigkeit verschwand sichtlich. Denn wer das Kind trägt, wird selbst getragen. Von da an wechselten wir uns ab, das Kind zu tragen. Josef und ich wurden zu Verbündeten, keiner von uns war mehr als der andere. Josef und ich wurden, so schien es, gleich alt: er jünger, ich älter. Wir waren die Welt im Kleinen oder doch so, wie die Welt aussehen sollte. Wir verspürten weder Eile noch Angst mehr. Wir wurden zu einem Stern wie der Stern der Könige, und wer uns

würde folgen, würde das Kind finden, kennenlernen und … festhalten … damit es ein Kind Gottes werde. Wir mussten nicht mehr fliehen und lernten, uns tragen zu lassen. Es waren wichtige Lektionen für das, was uns bevorstand.

Josef

Den kleinen Jesus zum ersten Mal in meinen Händen zu halten, war eine Offenbarung und veränderte mein gesamtes Denken und Handeln: Denken wurde zu bedingungslosem Glauben und Handeln zu einem Handeln aus dem Gefühl heraus, im Vertrauen. Es war undenkbar, dass Gott Seinen Sohn als Kind nicht beschützen würde, bevor er sein Erlösungswerk vollbringen konnte. Wir zogen weiter; es würde sicherlich vierzehn Tage dauern, bis wir die Grenze zu Ägypten erreichten. Es war schön, meinen Enkel Johannes nun besser kennenzulernen. Unterwegs begannen die Menschen uns spontan von den schrecklichen Nachrichten über das Kindermord in ganz Judäa zu erzählen: Alle Kinder unter zwei Jahren wurden dort grausam und gnadenlos ermordet, um ganz sicherzugehen, dass der Erlöser tot sei. Viele Frauen auf unserem Weg reagierten gerührt, als sie den kleinen Jesus sahen, und wer ihn sah, konnte nicht anders, als besorgt zu sein und uns mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, um uns mitzuteilen, wo sich Kontrollposten von Herodes befanden und wie wir diese umgehen konnten. Fast jede Nacht wurden wir irgendwo willkommen geheißen und großzügig aufgenommen. Die

Der Esel wurde sogar verwöhnt, und Johannes kümmerte sich mit großer Sorgfalt um das Tier. Für seine fünf Jahre war er schon sehr selbstständig und lernte schnell und gerne. „Wie willst du deinen Esel nennen, Johannes?“ Und er dachte eine Weile nach: „Langoor“ sollte es heißen. Langoor spitzte beide Ohren gleichzeitig, und Johannes lachte vor Freude.

Maria Magdalena

Der Vollmond war der Einzige, der mir in jener Nacht meiner Flucht Gesellschaft leistete und mir half. Ich fühlte mich schrecklich allein, und da ich diese Männerkleidung trug, schien es, als wäre ich sogar vor mir selbst auf der Flucht – vor der Person, die ich einst war und vielleicht nie wiederfinden würde. Es schien keine Hoffnung mehr zu geben. Ich schien nicht nur ein Streuner zu sein, ich war ein Streuner. Als mir bewusst wurde, wie glücklich ich in den vergangenen Jahren durch all diese wundersamen und intensiven Ereignisse gewesen war, fühlte ich mich unglücklich und verlassener denn je. Ich war wütend auf mich selbst wegen meines schwankenden Glaubens, dass es jemals wieder gut werden könnte. Wo bist du, Djibril, gerade jetzt, wo ich dich brauche? In diesem Moment begegnete ich einem Bettler, der am Straßenrand saß. Ich beugte mich zu ihm hinunter und entschuldigte mich, dass ich selbst nichts zu essen dabei hatte und fragte, ob ich sonst etwas für ihn tun könne. „Nein“, antwortete er mir, „aber ich kann etwas für dich tun: Vor einer Stunde habe ich von jemandem ein ganzes Brot bekommen: Lass es uns teilen, einmal mit jemandem reden zu können, tut mir gut.“ Er

Er brach das Brot sofort in zwei Hälften, während ich mich neben ihn setzte, und fragte erneut: „Wohin gehst du?“

„Ich fahre nach Ein Karem.“

„Was für ein Zufall, ich komme gerade von dort.“

Ich wartete kurz, bis ich meinen hungrigen Mund gefüllt hatte, und war sofort sehr neugierig: „Kennst du denn das Haus von Oberrabbiner Zacharias?“

„Ich kenne auch seine nächsten Nachbarn, grüß sie von mir, nimm ein Stück Brot mit: Ich bin alt und brauche nicht viel.“

„Von wem soll ich ihnen Grüße überbringen, lieber Mann?“

„Von Gabriel, sag einfach, warte, ich habe noch etwas Olivenöl für das Brot, das macht es köstlich.“

„Oh, danke, Gabriel. Gabriel ist allerdings ein seltsamer Name, den habe ich noch nie gehört …“

„Meine entfernten Urgroßeltern kamen aus dem fernen Norden, wie sie hierhergekommen sind, weiß ich nicht.“ Der Mann stand auf und fragte: „Wie heißt du?“, während er den Staub von seinem schäbigen Mantel klopfte.

„Ich bin Maria Magdalena.“

„Maria aus dem schönen Magdala! Nun, schöne Maria Magdalena: Möge Gott dich segnen!“

Und bevor ich meinen vollen, gierigen Mund wieder einmal nicht rechtzeitig leeren konnte, um ihm zu danken, war er schon ein Stück weit weg. Mein leerer Magen nahm all meine Gedanken und meinen Verstand

in

, und erst als ich schon eine Weile auf dem Weg nach Ein Karem war, dämmerte es mir: Nein, oder doch? Könnte es sein? Ja, natürlich! Und ich drehte mich noch einmal um, aber auf der langen, schnurgeraden Straße war kein Reisender mehr zu sehen. Ich rief nicht, ich brüllte: „Danke, Djibril!“

Elisabeth

Ein Engel erschien mir im Traum, erzählte mir, dass Zacharias getötet worden sei, und drängte mich, bei Tagesanbruch alles zurückzulassen und mit Johannes auf den Berg Horeb zu fliehen. Die Mörder, die Zacharias in Jerusalem getötet hatten, waren auf dem Weg, meinen Sohn und mich zu töten. Ich hatte keine Gelegenheit zu weinen, raffte das Nötigste zusammen und brach sofort auf, noch vor der ersten Morgendämmerung. Ich kannte die Wege unseres Dorfes auswendig, die ältesten Bäume waren meine Wegweiser, und ich brauchte kein Licht. Ich zog weiter nach Süden, damit ich dieser Bande nicht von Norden her begegnen konnte. Ich ließ nicht nur mein Dorf hinter mir, sondern auch all die schönen Erinnerungen an meinen Mann. Zacharias! Mein lieber, edler Zacharias. Tot? Wie soll ich nun weitermachen? Ich kannte außerhalb des Dorfes ein ruhiges Plätzchen an einem Bächlein, nicht weit von der Straße entfernt, wo ich Johannes stillen und selbst etwas ausruhen und trinken konnte. Ich setzte mich. Die Sonne ging auf. Ich erkannte Zacharias in den Augen meines kleinen Jungen, der mich während des Essens mit seinen großen Augen durchdringend liebevoll anblickte.

„Sei dir sicher, dass dein Vater für uns sorgen wird“, und erst dann rollten Tränen aus meinen Augen und meiner Nase… Es kitzelte und ich musste niesen, was Johannes sehr lustig fand, wodurch ich mich schnell von meiner Traurigkeit erholen und erkennen konnte, welchen Schatz ich von meinem Mann erhalten hatte. Eine Frau kam ruhig mit einem großen Korb voller Wäsche herüber. Ich hatte sie noch nie zuvor im Dorf gesehen. Sie schaute Johannes an und sagte: „Was für ein hübsches Kind! Es muss ein Segen sein, sich um so ein liebes Wesen kümmern zu dürfen, ich selbst kann keine Kinder bekommen.“ Es überraschte mich sofort, dass sie so unvermittelt über ihren Verlust sprach. Ihre spontane Offenheit gab mir Raum, auch über meinen Verlust zu sprechen: „Ich habe gerade meinen Mann verloren, dieses Kind hat nur noch mich, und ich bin auf der Flucht.“

Die Frau setzte sich neben mich und sah mich mit azurblauen Augen an: „Auf dem Weg wirst du gleich meinen Esel an einen Baum gebunden finden, er wartet auf dich. Geh zum großen Berg und besteige ihn mit deinem Kind.“ Und sie stand auf, ließ ihren Korb mit Wäsche zurück und verschwand so leise, wie sie gekommen war. Ich war wie vom Blitz getroffen. Ich wusch mich im Bach, wusch Johannes und öffnete den Korb mit der Wäsche. Alles, aber auch wirklich alles, was ich in meiner Eile aus Angst in jenem Moment vergessen hatte mitzunehmen, war ordentlich verpackt: Essen, Ersatzkleidung, ein Becher, ein Krug, eine Bürste. Das Gepäck war schwer, aber es war leicht wie eine Feder zu tragen, weil mir klar wurde, dass

ich plötzlich nicht mehr allein dafür verantwortlich war, für Johannes zu sorgen. Ich hörte den Esel schon von weitem brüllen.

Maria Magdalena

Ich kam am späten Nachmittag in Ein Karem an, und über dem Tal lag ein düsterer Dunst. Die Wintersonne schien noch immer in ihrem grauen Wolkenbett zu schlummern. Ich eilte zu Elisabeths Haus, das sich an den sanft abfallenden Südhang des Tals schmiegte. Ich war brennend neugierig darauf, sie mit dem kleinen Johannes zu treffen. Ich bog um die letzte Kurve und erstarrte sofort: Die Tür hing nur noch an den Angeln, der Schrank und der Tisch waren nach draußen geschleift und zerschlagen worden, zerbrochenes Geschirr aus der Küche lag in Scherben… Ich bekam einen Kloß im Hals. Ich lief nicht, ich flog durch meine Tränen hindurch dorthin. Drinnen war alles zerschlagen, nur die Kochstelle, ein Einbauschrank mit Kleidung und das Bett waren noch intakt. „Elisabeth!!!“ Ich rief ihren Namen, bis ich mich, von den Knien gebeugt, hinunterbeugte und nur noch ihren Namen mit von Tränen zerrissenen Stimmbändern murmeln konnte. Ich riss mich zusammen, ich musste wissen, was geschehen war. Lebten sie noch? Ich ging die Räume nacheinander ab, so schwer es mir auch fiel, die gesegneten Erinnerungen, die ich mit Tränen der Freude erlebt hatte, nun mit Tränen des Schmerzes wiedererleben zu müssen. Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer – bis auf das Bett –, Waschküche, die Wiege!! Ein Schlachtfeld. Wer das getan hatte, musste wirklich wütend und rasend gewesen

sein. Ein

Das war irgendwie beruhigend: Nirgendwo sah ich Blutspritzer… Wo waren Elisabeth und Johannes denn? Ach ja, die nächsten Nachbarn… Die nächsten Nachbarn wohnten nur einen Steinwurf entfernt. Ich klopfte an, und eine nicht mehr ganz junge Frau öffnete die Tür. Verwirrt erklärte ich, dass ich Elisabeth und den kleinen Johannes suchte, und fragte sie, ob sie schon wüsste, dass Zacharias ermordet worden war. Die blasse Frau starrte mich mit leeren Augen an, blasse Falten zogen sich über ihre Stirn. Ihre Stimme klang schwach und langsam: „Ich bin Hannah[40] . Ich erkenne dich: Du hast zusammen mit Maria Elisabeth besucht, als beide schwanger waren“, und sie wartete einen Moment, um neue Kraft zu sammeln… „Komm herein, aber erschreck dich nicht … möchtest du etwas essen?“ Die Sorgen in ihrem Gesicht sprachen Bände. „Essen ist nicht wirklich nötig, ich habe noch Brot, das mir unterwegs von einem Bettler gegeben wurde, der euch kannte“, sagte ich.

„Ach ja? Bettler … seltsam.“ Und ich betrat das Wohnzimmer. Ich erschrak mich zu Tode, denn meine Aufmerksamkeit wurde sofort von einem Mann angezogen, der in einem Bett im Wohnzimmer lag, regungslos, mit einem Verband um das linke Auge, die Arme eingewickelt … „Was ist passiert? Ist das dein Mann?“

„Vor drei Tagen …“, und sie sackte auf ihrem Stuhl zusammen, „Elisabeth war gerade erst mit ihrem Baby weggegangen, als eine Bande von Wilden mit einigen römischen Soldaten in ihr Haus eindrang.“ Wieder musste sie sich kurz ausruhen. „Vor Wut zerschlugen sie kurzerhand die gesamte Einrichtung und

[40] Hannah bedeutet *„Gott ist gnädig*“.

klein. Danach kamen sie, um meinen Mann zu bedrohen, und fragten, wohin sie gegangen seien. Wir konnten nicht antworten, weil wir es wirklich nicht wussten.“ Da begann sie zu weinen: „Mein Mann Jair [41] beschützte mich, und das wurde ihm zum Verhängnis. Sie ließen ihre Wut an ihm aus. Sie sagten ihm, wenn er es nicht wisse, habe er nicht richtig hingesehen, und schnitten ihm das linke Auge aus der Augenhöhle und brachen ihm beide Arme. Als er immer noch nicht sagen konnte, wohin sie gegangen waren, schnitten sie ihm die Zunge heraus: ‚Die brauchst du ja auch nicht mehr…‘

Ich musste mich erst einmal von dem Schock erholen und ließ mich auf den Stuhl neben ihr sinken. „Es war und ist immer noch schrecklich. Sein letztes Wort war eine flehentliche Bitte um Gnade, aber die kannten seine Henker nicht. Er hat sehr viel Blut verloren und kommt nur selten zu Bewusstsein, und das ist auch gut so. Ich bin todmüde. Tag und Nacht muss ich ihm beistehen, wenn er kurz zu sich kommt. Ich bin machtlos und schwach und … ich müsste stark sein, ich dachte, ich wäre stark“, beendete Hannah ihre Geschichte in einem Strom aus Schluchzen und Tränen. Ich musste nicht lange überlegen, nahm sie fest in die Arme und sah ihr in die Augen: „Ich werde dir helfen. Ich werde Elisabeths Haus später nach und nach herrichten und auf sie warten, bis sie zurückkehrt, wie lange es auch dauern mag. Aber ich werde dich jetzt nicht allein lassen: Gemeinsam schaffen wir das.“ Ich umarmte sie und ließ sie sich an meiner Schulter ausweinen. Ich sah den Bettler vor meinen Augen, wie er gütig und besorgt zusah.

[41] Jair bedeutet *„Der Herr erleuchtet*“.

Elisabeth

Der Engel – denn davon war ich überzeugt – schickte mich zum Horeb, und es konnte gar nicht anders sein, als dass dort nun Schnee lag. Das überraschte mich, denn der größte Berg der Gegend war kaum zu besteigen, schon gar nicht in meinem Alter und dann auch noch mit einem Kind. Der Esel schien zu merken, dass ich etwas Hilfe gebrauchen konnte, war äußerst geduldig und stand wie eine Statue da, während ich zehnmal versuchte, den Korb auf der einen Seite und meine andere Tragetasche auf der anderen Seite zu befestigen. Es wurde völlig verrückt, als er sich wie ein Kamel anbot und in die Knie ging, sodass ich mich mit dem Kind an mich gedrückt auf seinen Rücken klettern konnte. Es tat mir gut, für einen Moment all mein Elend zu vergessen. Nichts erschreckte mich mehr. Ich versuchte: „Bring uns zum großen Berg." Er wartete. „Wenn es Ihnen recht ist … mein Herr", fügte ich hinzu, und er machte sich auf den Weg. Mein Gott, ich konnte noch lachen!

Maria Magdalena

Jair litt furchtbar, und Hannah nicht weniger. Ich widmete ihnen meine ganze Aufmerksamkeit, während ich darauf vertraute, dass auch Elisabeth Hilfe erhalten würde. Ich wechselte Jairs Verbände. Sofort breitete sich ein fauliger, widerlicher Geruch aus, und Hannah eilte herbei, um die Tür zu öffnen. Er stöhnte, schreien konnte er vor Schmerz nicht. Auch mit seinen Armen konnte er nicht zeigen, wo

er die größten Schmerzen hatte. Sein rechtes Auge verdrehte sich vor Schmerz. Seine linke Augenhöhle war eine einzige klaffende, blutige Wunde, sein Mund völlig verwüstet. Es war hoffnungslos. Hannah wagte nicht einmal hinzuschauen. Ich sank auf die Knie und konnte mich kaum noch aufrecht halten. Mit meinem Kräuterwissen konnte ich wenig oder gar nichts anfangen: Es war Winter. Ich musste draußen kurz Luft holen und rief: „Djibril, hier bin ich jetzt, und wo bist du? Du weißt doch, wie schlimm es um ihn steht?“ Und ich weinte mir die Seele aus dem Leib, bis ich, leer von Tränen, wieder zu Sinnen kam. Es wurde mir klar: Elisabeth hatte mir einmal ein verstecktes Kästchen im Abstellraum gezeigt, in dem sie getrocknete Mohnblumen für die Gichtanfälle von Zacharias aufbewahrte: „Wir verstauen es hier hoch genug, damit der kleine Johannes es niemals finden kann.“ Das Kästchen war auch perfekt geeignet, um die Myrrhe trocken aufzubewahren.

„Danke, Djibril.“ Und ich lief so schnell ich konnte zum Vorratsraum und fand einen ordentlichen Vorrat an Mohn. Ich kehrte zu Hannah zurück, und wir kochten daraus einen Tee, ließen ihn abkühlen und gaben ihn Jair in kleinen Schlucken zu trinken. Nicht lange danach fiel er in einen tiefen Schlaf. Hannah schwindelte von drei Tagen und Nächten voller Erschöpfung, und ich half ihr ins Bett und versicherte ihr, dass ich wachen würde …

Elisabeth

Anscheinend saß ich auf einem Esel, der den Weg zum großen Berg Horeb viel besser kannte als ich selbst. Ich drückte den kleinen Johannes fest an mich, und das sanfte Schaukeln bei den vorsichtigen Schritten des Esels ließ mich die Augen schließen. Mein liebster Zacharias, wenn du doch nur an meiner Seite gehen würdest. Könnte ich doch nur noch einmal deinen Bart schmecken, wenn du mich küsst, und könnte ich doch noch den Duft von Lavendel oder Lotusblüten in deiner Kleidung riechen, wenn du vom Tempel nach Hause kommst, und vor allem: Könntest du doch nur Johannes beim Aufwachsen zusehen! Auch ich bin müde, mein lieber Mann. Ich möchte bei dir sein… Ich hätte endlos all meine Seufzer aufzählen können, ich war trotz der Wärme der aufgehenden Sonne schon von dieser Welt fort. Ich weigerte mich, meine Augen zu öffnen, um dieses himmlische Gefühl von Zacharias' Nähe nicht zu verlieren. Ich spürte, wie der Esel vorsichtig den Aufstieg auf den großen Berg begann. Ich gab mich dem hin, genau wie Johannes, der sich ebenfalls nicht von der Stelle rührte. Möge dies für mich endlos dauern… Ich kannte keine Zeit mehr. Der Esel hielt so sanft und langsam an, dass es einen Moment dauerte, bis ich es bemerkte. Erde und Natur schienen stillzustehen. Johannes holte mich aus meiner Traumwelt zurück und ich öffnete gezwungenermaßen meine Augen: Vor uns ragte eine kolossale Felswand steil in den Himmel und unter uns wirkten die Häuser kaum größer als kleine Kieselsteine. Wir standen auf einem Plateau und ich blickte nach oben und konnte das Ende des Berges nicht sehen. Körperlich war ich machtlos, aber mein Vertrauen

war größer als der Berg: „Berg Gottes, nimm Mutter und Kind auf!“, und der Berg öffnete eine Höhle

mit Zugang zu einer Höhle und ließ das Licht reichlich hineinströmen. Ein Engel erwartete uns, ließ eine Quelle entspringen und zeigte uns eine Palme mit Früchten. Der Engel wachte über uns, obwohl meine Kräfte von Tag zu Tag nachließen. Vierzig Tage lang konnte ich beobachten, wie der Engel sich um Johannes kümmerte und ich jeden Tag immer weniger tun musste, bis ich nicht einmal mehr atmen musste. Johannes war in guten Händen. Zacharias erwartete mich. Und ich … ich durfte gehen.

Maria Magdalena

Hannah bot mir ein Bett in ihrem angrenzenden Zimmer an, damit ich in dieser Nacht im Wohnzimmer bei Jair schlafen und bei Bedarf helfen konnte. Sie konnte hoffentlich im Zimmer nebenan Ruhe für die Nacht finden. Der Mohn wirkte hervorragend, und Jair schien endlich schmerzfrei zu sein.

Maria

Jozef staunte immer wieder darüber, wie hilfsbereit die Menschen uns gegenüber sein konnten, aber ich konnte es ihm nicht erklären – der liebe Mann hätte es nicht glauben können. In jedem Mann und jeder Frau, jedem Kind, das uns half, erkannte ich Djibril, und wenn es nicht seine Hand war, dann war es seine Stimme, seine kleinste Geste, sein Lachen, seine Augen … Es war sogar lustig und völlig neu für mich, in wie vielen Gestalten und Altersstufen er sich hüllen und sich mir dennoch zeigen konnte. Wie hätte ich da Angst haben können? Wie konnte ich nicht dankbar sein? Und so ging es die nächsten drei Jahre weiter, während unseres gesamten Aufenthalts in Ägypten, wo wir auf Langoor und Booten auf dem Nil von Stadt zu Dorf befördert wurden und in Höhlen wohnten, in denen wir die wundersamsten Ereignisse erlebten. Viele Götzen wurden durch das Kommen des Sohnes Gottes entlarvt und flohen vor dem kleinen Messias. Ihre Götzenbilder fielen buchstäblich in große Stücke auseinander, und viele Menschen errichteten danach Gedenkstätten an dem Ort, an dem der Sohn Gottes schlief, ohne die Tragweite ihres Tuns zu begreifen. Es geschah alles scheinbar zufällig. Doch von all diesen wundersamen Ereignissen gibt es nur eines, das mir bis heute, jeden Tag aufs Neue, Trost spendet. Ein scheinbar einfaches Ereignis, das nur Josef und ich nacherzählen können. Wir kamen in Tell al-Bastah an. Dort war uns

Man erzählte uns, dass dort eine gefährliche Räuberbande ihr Unwesen trieb, aber wir hatten keine Wahl und mussten durch diese Gegend reisen. Josef hielt es für besser, dies bei Tag zu tun. Wir bewegten uns leise und kamen durch eine Hohlstraße, doch plötzlich fanden wir zwei schlafende Räuber am Straßenrand, während sich der Großteil der Bande weiter oben zum Schlafen niedergelassen hatte. Einer der beiden Räuber, Dismas, wachte auf und überquerte die Straße, um zu sehen, was für einen Schatz ich an meine Brust gedrückt hielt. Als er das Kind sah, sprach er mit aufrichtiger Verwunderung und Bewunderung: „Wenn Gott Menschengestalt annehmen würde, dann würde er nicht anders aussehen als dieses Kind!“ Der andere, Gestas, war inzwischen aufgewacht und kam hinzu. Dismas wandte sich schnell zu ihm um und sagte: „Ich flehe dich an, Gestas, lass diese Menschen in Ruhe weiterziehen. Weck die anderen nicht auf und erzähl ihnen nichts von dieser Begegnung.“ Doch Gestas war damit nicht einverstanden. Erneut wandte sich Dismas panisch an ihn: „Ich gebe dir vierzig Drachmen und als Pfand gebe ich dir meinen Gürtel.“ Und er gab Gestas sofort seinen Gürtel, damit dieser doch sofort schweigen und die anderen nicht wecken würde. Ich war von Dismas bewegt und dankbar und versprach ihm: „Mein Kind wird dich reichlich belohnen, weil du ihn heute verschont hast. Der Herr wird dich zu seiner Rechten empfangen und dir alle deine Sünden vergeben.“ Ich wusste in diesem Moment überhaupt nicht, was meine Worte bedeuteten, ich wusste nur, dass ich dies sagen durfte. Ich bin mir jetzt sicher, dass es der Vater meines Sohnes in mir war, der sprach. Von all den

Von all den wundersamen Ereignissen in Ägypten war dies das am wenigsten spektakuläre; außer Josef, Johannes und mir gab es auch keine weiteren Zeugen dafür, doch den enormen Trost, den dieses Ereignis später und bis heute jeden Tag spendet, konnte ich damals unmöglich begreifen – heute jedoch umso mehr.

In der nächsten Kleinstadt erreichte uns die Nachricht, dass Herodes gestorben war und die Gefahr gebannt war. Josef traute Herodes' Sohn und Nachfolger Archelaus im südlichen Judäa keineswegs. Er entschied daher, dass es sicherer sei, weiterhin im nördlich gelegenen Nazareth zu wohnen.

Diese drei wundervollen Jahre waren wie im Flug vergangen. Für Josef und mich waren sie wie eine Einweihung in die Größe von Gottes Macht und Güte gegenüber Seinen Kindern. Johannes und Jesus wurden vor unseren Augen schnell größer. Langoor und Johannes wurden enge Freunde, und Johannes war stolz auf seinen kleinen Kameraden, der allein durch seine freundlichen Worte und Gesten gehorsam all seinen Wünschen folgte, denn Langoor wollte er keine Befehle erteilen. Der kluge Johannes, Josephs Enkel, war bei unserer Rückkehr nach Palästina acht Jahre alt und fühlte sich nach der Reise fortan als der große Bruder des dreijährigen Jesus. Sein ganzes weiteres Leben lang sollte diese Reise die Grundlage für Johannes' unerschütterlichen Glauben an die Mission seines Stiefbruders bilden. Zufälle gibt es nicht.

ASCHKELON

Josef

Das Erste, was uns die Menschen erzählten, als wir wieder nach Palästina kamen, war, dass vierzehntausend Kinder abgeschlachtet worden waren, die nicht die Chance gehabt hatten, wie wir zu fliehen. Wir machten uns nun noch mehr Sorgen um Elisabeth und ihr Baby. Hoffentlich hatte Maria Magdalena bessere Nachrichten. Es galt erneut, vorsichtig zu sein und sich anzupassen.

Maria

Raphia war die Grenze, über die wir Ägypten verließen. Bei der ersten Rast in Aschkelon in Judäa stürmte plötzlich eine junge Frau wütend auf mich zu: „Und wo ist mein Kind, was meinst du?“, und sie zog ihr Hemd herunter, um ihre abgetrennte Brust zu zeigen. „Wo warst du? Du bist der Grund für den Tod Tausender Kinder! Schau! Sie haben mir die Brust abgeschnitten, während ich mein Kleines stillte, und ihn danach getötet.“ Sie wäre auf den kleinen Jesus losgegangen, hätte Josef ihn nicht schon in Schutz genommen. Umstehende blickten uns wütend an und stellten sich mit feindseligen Blicken hinter sie. Ihr unmenschlicher Schmerz lähmte in diesem Moment mein Herz. Der kleine Jesus löste sich plötzlich von Josef, lief auf die Frau zu, blieb direkt vor ihr stehen und blickte ihr direkt in die Augen. Die Frau erschrak zunächst, sah ihm in die Augen, erschrak

noch mehr und kniete sich vor ihm nieder. Jesus streckte seinen kleinen Arm aus, berührte ihre Narbe, und ihre verwundete Brust wurde geheilt. Alle Anwesenden stießen einen Schrei des Staunens aus und fielen einer nach dem anderen auf die Knie. Ich beugte mich zu der Frau hinunter und bat sie, aufzustehen, ich umarmte sie und flüsterte ihr Worte ins Ohr, die nicht ich, sondern der Vater Jesu sprach: „Mein Sohn ist das Lamm für das Opferfest." Sie antwortete mir leise ins Ohr: „Verzeih mir. Es ist gut, dass dein Kind Herodes überlebt hat. Ohne das Jetzt gibt es kein Später[42] . Verzeih mir." „Wie heißt du?", fragte ich flüsternd.

„Ich bin die Mutter von vierzehntausend Kindern und habe vierzehntausend Namen, aber du bist die Mutter des Sohnes aller Menschen", sagte sie. Sie lächelte Jesus noch einmal dankbar zu, drehte sich um und verließ uns. Alle anderen Menschen folgten ihr, äußerst neugierig auf ihre Geschichte über diese plötzliche Wende. Auch für mich war es ein Ereignis, das mich zunächst überrumpelte und völlig überforderte. Ich hatte in meinem behüteten Leben noch nie eine so schreckliche Wunde wie diese verstümmelte Brust gesehen, und dann sah ich, wie mein kaum dreijähriges Kind eine erste Heilung vollbrachte. Die Botschaft, die ich durch sie für mich selbst empfing: Es würde auch mir wehtun, so wie es auch ihr wehtat. Bei jeder wundersamen Heilung, die mein Sohn danach noch vollbringen würde, bei der er geistig

[42] Das Wort „später" bezieht sich auf Marias Gebet am Kreuz: Ohne das Jetzt gibt es kein Später.

Auch wenn er mir körperliche Schmerzen nahm, lehrte er mich Schritt für Schritt, meinen Schmerz als seine Mutter am Kreuz in einem größeren Ganzen, ja in einem göttlichen Kontext, akzeptabel und verständlich zu machen, damit ich weiterhin fest an seine Mission für die Menschheit glauben konnte. Der Schmerz, den ich empfinden würde, sollte nur ein Wachstumsschmerz sein, um sich zu meiner universellen und ewigen Liebe für jeden Menschen in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu entfalten. Dieses Ereignis in Aschkelon war der Beginn meiner ultimativen Ausbildung auf höchstem Niveau, wie mir erst viel später unter dem Kreuz bewusst wurde. Dies wurde fortan zum Leitfaden in meinem Leben, für den ich mich seit diesem Ereignis auch freiwillig und voller Vertrauen entschieden habe. Ich wurde augenblicklich erwachsen, ich war zwanzig Jahre alt. Danach wurde ich nie wieder von auch nur einer betroffenen Mutter angegriffen oder angesprochen, weshalb ich nun zu dem Schluss kommen muss, dass mein kleiner Sohn von damals in jenem Moment die Narben und den Schmerz jeder einzelnen der vierzehntausend Mütter heilte. Ich stand dort mit Jesus an meiner Hand, während etwas weiter entfernt Josef in seinem gesegneten Alter mit Johannes an seiner Hand stand. Wir bildeten zwar eine Familie, doch gab es einen Unterschied zwischen den beiden Gruppen. „Mein Sohn ist das Lamm für das Opferfest.“ Selbst ich verstand damals nicht, was das konkret bedeutete, und versuchte mir zwar etwas darunter vorzustellen, aber ich war noch zu jung, um an die schlimmsten Dinge zu wagen. Dies herauszufinden war ein Weg, auf dem Josef, der gute und besorgte Mann, mir niemals beistehen konnte. Wir zogen

weiter. Nazareth wartete auf uns. Ich sehnte mich

nach einer Oase der Ruhe. Hoffentlich würde ich dort Maria Magdalena antreffen.

Josef

Das Ereignis in Aschkelon war ein Meilenstein in unserer Familie.

Der kleine, dreijährige Jesus zeigte zum ersten Mal seine wahre Herkunft. Nur seine Mutter konnte dies einordnen, aber für mich und meinen achtjährigen Enkel Johannes war es ein unbegreifliches Wunder, für das wir nur größte Ehrfurcht und Dankbarkeit empfinden konnten. Ich fühlte mich so klein und dachte oft: Womit habe ich es verdient, all dies miterleben zu dürfen?

Eine Taube ließ sich direkt vor meinen Füßen nieder und sah mich an.

Maria Magdalena

Etwas, das ich bis dahin nicht kannte: Warten auf das Warten. Schließlich hatte ich am Anfang alle Hände voll zu tun. Die Pflege von Jair war eine Aufgabe rund um die Uhr. Hannah und ich wurden ein gutes Team und taten unser Bestes, aber es half nichts. Feste Nahrung ging überhaupt nicht, und flüssige Nahrung war für einen so erwachsenen Mann nicht nahrhaft genug. Der Vorrat an Mohn schwand zusehends und bereitete uns große Sorgen, denn immer noch hörten wir ihn jedes Mal, wenn wir ihm Brei oder Wasser zu trinken gaben, vor Schmerz tierisch schreien. Jair selbst hatte jegliche Lebenslust verloren, und in seinem einzigen Auge stand seine flehentliche Bitte: „Lasst mich gehen!“ Hannah fragte ihn wörtlich, ob er mit dem Auge blinzeln wolle, wenn er das wirklich wolle. Er musste nicht lange überlegen und blinzelte sofort, gefolgt von einer Träne der Erleichterung, so schien es uns. Hannah und ich ließen ihn kurz allein und gingen nach draußen, um uns zu beraten. Wir umarmten uns und schluchzten leise, damit er es nicht hören konnte. Ich flüsterte, dass ich den ganzen Mohn holen würde, um ihn tief schlafen zu lassen, und danach würden wir schon sehen. Hannah nickte, raffte sich auf und ging wieder hinein. Ich hörte noch, wie sie Jair erklärte, was wir tun könnten und ob das gut für ihn sei. Ich wartete nicht auf eine Bestätigung und ging schon mit langsamen Schritten zum letzten Vorrat an Mohn

im Haus von Elisabeth abholen. Die Sonne versteckte sich bereits hinter der Krone des Feigenbaums, um so schnell wie möglich hinter dem Horizont zu verschwinden. Ich blieb eine Weile im Haus sitzen, auf dem einzigen Stuhl, der nicht kaputt war, mit dem Säckchen Mohn in der Hand. Ich schaute mich um und versuchte, mit Zacharias zu sprechen: „Hilf uns, mein lieber Vater." Wenig später: „Hilf uns, kleiner Erlöser." Ich stand auf. Ich bereitete den Mohn in Jairs Haus zu, während Hannah ein letztes Mal Jairs Mund freimachte, damit er den Mohn trinken konnte. Sie hielt sich genauso stark, wie ihre Liebe zueinander war. Ich reichte Hannah den Mohn, und Jair sah mich mit dankbarem Blick an und zwinkerte mir zu. Ich versuchte zurückzuzwinkern, aber es gelang mir kaum. Jair gab sein Bestes, um alles zu trinken, woraufhin Hannah ihm einen Kuss auf die Lippen gab. Sie sah mich einladend an, und ich gab ihm einen Kuss auf die Stirn. „Gute Reise, Jair", flüsterte ich. Ich glaube, Jair schloss danach bewusst sein einziges Auge, um unsere Trauer nicht sehen zu müssen und uns die Freiheit zu gönnen, zu weinen, ohne dass wir es später bereuen würden, aber das schönste Abschiedsgeschenk, das er uns geben konnte, war ein Lächeln von vor langer Zeit. Es spendete uns unermesslichen Trost, der uns noch viele Tage danach aufrecht hielt: Er lächelte, als er starb! Wir begruben ihn im Garten. Wir hatten nicht viel Zeit zum Trauern, denn der Winter stand vor der Tür und wir hatten nicht viele Vorbereitungen treffen können. Wir wurden erneut verschlungen durch tägliche Sorgen um Nahrung und

Wärme. In diesem einen Jahr war ich fünf Jahre älter geworden, und das Haar der älteren Hannah wurde von da an grau. Während ich früher immer unterwegs war, wohin auch immer der Wind wehte, lebte ich nun auf einer Insel. Eine kleine Insel, auf der ich mich gezwungen fühlte, auf Elisabeth und Johannes zu warten. Es war vielleicht die schwierigste Aufgabe meines Lebens, aber der Gedanke an Marias Geschichte über ihren siebenjährigen Aufenthalt als Kind im Allerheiligsten half mir, durchzuhalten. „Djibril, wo bist du?“, dachte ich oft, und nicht selten klopfte dann Hannah an. Sie half mir, das Durcheinander aufzuräumen und den Tisch und die Stühle zu reparieren, oder wir arbeiteten gemeinsam im Garten an Gemüse und Kräutern, oder sammelten und spalteten Holz für das Kochfeuer oder den Kamin der beiden Häuschen, und so lernte ich, mich in einen Zeitplan für jeden Tag, für jede Stunde zu zwängen und mich dem hinzugeben, was kommen musste, und was oder wann es auch sein mochte: Ich würde es akzeptieren.

Und dann schneite es plötzlich und alles kam zur Ruhe.

Das Warten begann. Es würde schon gut gehen, das Schlimmste hatte ich doch schon hinter mir, oder?

Der Schnee lag noch unberührt da, und ich beschloss, Hannah doch noch einen Besuch abzustatten, damit sie nicht durch die Kälte laufen musste. Ich sah keine Rauchwolke aus ihrem Schornstein aufsteigen, was mich etwas überraschte; ich wollte Glühwein für uns beide mitbringen und zog mich warm an. Der Schnee lag schon ziemlich dick, und jeder Schritt versank darin

knarrend hindurch. Ich eilte hin und klopfte an. Anscheinend schlief sie noch, und ich stieß die Tür auf: „Hannah!!!“, schrie ich fassungslos. Sie hing da, mein lieber Gott! Ihr Stuhl war unter ihr weggetreten. Ich stürzte auf sie zu und versuchte, sie hochzuziehen, aber viel, viel zu spät. Ich vergrub mein Gesicht in ihrem Bauch und weinte mir die Seele aus dem Leib: „Meine liebe Hannah, grüß Jair von mir, Hannah! Hannah! Ich werde dich so sehr vermissen, liebe Frau. Ich werde es ohne dich nicht schaffen … Wie soll ich das nur tun?“ Durch meine Tränen hindurch bemerkte ich plötzlich einen Abschiedsbrief auf dem Tisch. Ich ließ sie sanft los, suchte ein Messer und schnitt sie von der Schnur los. Ich legte ihren ausgemergelten Körper auf ihr Bett. Sie sah so friedlich aus … Die Falten waren verschwunden und sie schien sogar ein Lächeln auf den Lippen zu haben. Das beruhigte mich und ich begann, den Brief zu lesen. Tausend Mal habe ich ihn gelesen, ich kenne ihn immer noch auswendig.

„Liebe Maria Magdalena,

Es tut mir leid, dass ich dir das vorenthalten habe: Beim ersten Schneefall würde ich mich Jair anschließen. Ich habe so lange gewartet: Ich wollte sichergehen, dass du diesen Winter überleben würdest, denn das Überleben in dieser Höhe ist etwas ganz anderes als das Überwintern im schönen Magdala am See Genezareth. Du konntest offenbar nicht abschätzen, dass der Vorrat an Holz und Lebensmitteln, den wir für uns beide angespart und unter uns aufgeteilt hatten, für zwei Menschen absolut nicht ausgereicht hätte. Auch deshalb, aber noch mehr aus Dankbarkeit für das, was du für Jair getan hast, und weil

du den Mohn gefunden hast – deshalb, liebe und beste

Freundin, die ich je hatte, breche ich nun voller Freude zu meinem Jair auf. Möge dein Gott dich segnen,

Deine Hannah“

Mir wurde eiskalt, und ich legte mich neben sie auf das Bett. Ich legte alle Decken, die da waren, über uns beide, und meine Tränen verwandelten sich in Worte der Trauer und der Dankbarkeit. Und erneut sagte ich nun laut und etwas vorwurfsvoll: „Nun, Djibril, wo bist du jetzt? Ich spüre dich nicht und friere vor Schmerz, du hast mich hierher gebracht, verlass mich jetzt nicht, ich flehe dich an, ich schaffe es nicht allein, sprich zu mir: sprich oder lege Worte in meine Gedanken, die mich trösten, denn die Stille macht mich wahnsinnig.“ Und meine Tränen übernahmen danach wieder die Oberhand. So schwankte ich immer wieder zwischen Zweifel und Hoffnung, Selbstvorwurf und Reue, Freude und Selbstmitleid, Glauben und Unglauben, Schmerz, und beim Schmerz hörte es plötzlich auf. Und ja, es war der Schmerz, der mich wieder aufrichten konnte. Was jammerte ich da, wenn ich mich mit dem Schmerz verglich, mit dem Hannah leben musste? Ich dankte Hannah ohne Tränen: „Wenn der Frost vorbei ist, werde ich dich bei deinem Jair begraben. Bis dahin werde ich jeden Tag vorbeikommen und dein Haus bewachen.“ Ich sah in ihrem Vorratsschrank nach und nahm mit, was verderben konnte. Ich schloss die Tür und kämpfte gegen einen Schneesturm, der meine ganze Aufmerksamkeit und Kraft beanspruchte, um in mein kaltes Häuschen zu stürmen, schnell zu handeln und das Feuer wieder anzufachen.

Es wurde Nacht, und ich versprach Hannah und mir selbst, nicht zu weinen.

Die folgenden Tage waren trostlos, die Nächte brachten Erlösung. Ich fing schon an, laut mit mir selbst zu sprechen. Wie würde es Maria und Jesus wohl gehen? Wo sind sie? Noch in Ägypten? Meine Gedanken wurden immer düsterer, was hatte das alles noch für einen Sinn? Ich wurde fast wütend auf Djibril, nein: ich war wütend: „Du bist ein Schönredner. Du sitzt dort irgendwo hoch und trocken. Du warst nie ein Mensch und weißt nicht, was wir in diesem Leben durchmachen müssen. Wer kommt mir jetzt zu Hilfe? Wenn ich dich brauche, sehe ich dich nicht.“ Erschöpft vom Kampf mit mir selbst sank ich vor meinem Bett zu Boden, flach auf den Boden, und ich hätte mich am liebsten an Ort und Stelle begraben, wenn das möglich gewesen wäre. Lang ausgestreckt, wie ein Toter. Die Decke starrte mich an. Ich war von Selbstmitleid überwältigt und hasste mich zugleich für so viel Schwäche. Es war dieser Hass und diese Abneigung gegen mein Selbstmitleid, die mich buchstäblich umdrehen ließen, und plötzlich sah ich unter dem Bett einen Koffer. Ich griff danach. Es waren sogar zwei große, flache Koffer. Ich war wahnsinnig neugierig und öffnete die Koffer nacheinander auf dem Küchentisch. Der erste Koffer war gefüllt mit Elisabeths gesamter Nähausrüstung aus Nadeln und Fäden und mit feinen Stoffen in verschiedenen Violetttönen. Das Violett überraschte mich nicht, denn als ich mich von Elisabeth verabschiedete, flüsterte sie mir geheimnisvoll ins Ohr: „Fürchte dich nicht vor dem Violett.“ Wieder konnte ich es nicht begreifen, aber dass es wichtig sein musste, stand außer Frage und weckte meine Neugier. Der zweite

Koffer ließ mich

Ich war sprachlos: Der Koffer war mit acht Papyrusrollen gefüllt, von denen vier auf Griechisch verfasst waren – auch wenn ich zu diesem Zeitpunkt das Griechische noch nicht ganz beherrschte –, doch glücklicherweise enthielten die anderen vier Rollen ein Wörterbuch und eine Grammatik vom Griechischen ins Hebräische, alles, wie es schien, in der Handschrift von Zacharias. Ich dachte an die Lektionen von Euphrosyne aus vergangenen Tagen zurück.

Για τον Ζαχαρία, τον φίλο μου για μια ζωή, σε ευγνωμοσύνη για τη θεραπεία μου.

„Für Zacharias, meinen Freund fürs Leben, aus Dankbarkeit für meine Heilung."

Η υπέροχη ιστορία του «παιδιου του βασιλη».

„Die wunderbare Geschichte von ‚Das Kind des Königs'." Verzeihen Sie mir meine schlechten Griechischkenntnisse. „Verzeihen Sie mir meine schlechten Griechischkenntnisse."

Mein Gott! Plötzlich schien die Sonne in mein Herz! Ich rief laut: „Verzeih mir, Djibril! Danke, Zacharias und Elisabeth, für diese geistige Nahrung!" Ich war nicht mehr allein … draußen herrschte Winter, aber in meinem Herzen kündigte sich bereits der Frühling an. Und dieser Frühling war violett: Ich würde meinen Gefühlen blind vertrauen. Ich fühlte mich sofort in einem göttlichen Kokon willkommen. Intuition würde meine kreative Inspiration bestimmen, und das wollte ich Hannah gerne noch mit auf den Weg in ihr neues Leben geben. Ich begann

sofort den violetten Stoff für ihr Leichentuch auszumessen und zu überlegen, wie ich das angehen würde…

Maria

Mit klopfendem Herzen näherten wir uns Nazareth. Es war nicht verwunderlich, dass der Kindermord auch in dieser Gegend schwer gewütet hatte, und würde der kleine Jesus hier noch Gleichaltrige finden, mit denen er spielen konnte? Von den Nachbarn wurden wir jedenfalls nicht feindselig empfangen, im Gegenteil: Es schien für sie eine Erleichterung zu sein, dass dank unserer Flucht nach Ägypten auch andere schwangere Frauen entkommen waren, wie sich nun herausstellte. Die Soldaten des Herodes waren eindeutig angewiesen worden, dass es Jesus war, den sie töten sollten, und sobald sie zuverlässige Zeugen hatten, die bestätigten, dass wir ins Ausland geflohen waren, richteten sie ihre Aufmerksamkeit sofort auf die Grenzen und ließen Nazareth in Ruhe. Die Söhne Josefs hatten das Haus drei Jahre lang gut instand gehalten und freuten sich sehr, den herangewachsenen Johannes und den kleinen Jesus zu sehen, um den so viel Aufhebens gemacht worden war. Was mir große Sorgen bereitete, war der Anblick von Josef: Er war völlig erschöpft, und selbst das freudige Wiedersehen mit all seinen Kindern konnte die Spuren dieser schweren Reise nicht auslöschen. Es stand außer Frage, Gott hätte mir keinen besseren Mann geben können: zuverlässig, fürsorglich, selbstlos, sanftmütig, treu, ehrlich, pflichtbewusst und vor allem demütig. Ich dachte oft zurück an sein

Hirtenstab, aus dem die Blume spross, denn die Blume hatte genau dieselbe Farbe wie der Stoff, der mir kurz darauf für den Vorhang zugeteilt wurde: violett. Wir leben in einem wahren Gefühl der Freiheit, obwohl doch so viele Ereignisse gelenkt werden, und dafür gibt es nur eine Erklärung: Es gibt etwas viel Höheres als uns, das uns genauso liebt, wie wir unser Kind lieben, und das versucht, unser Kind in Liebe zu seinem Glück zu führen, nicht wahr, Djibril?

Eine Sache fand ich schade: Maria Magdalena wurde all die Jahre von niemandem mehr gesehen. Plötzlich rief mir eine Frau, die ich überhaupt nicht kannte, aus der Ferne und aus dem Nichts zu: „Es wird gut, Maria!“

Ich machte mir keine Sorgen mehr.

Maria Magdalena

Das Leichentuch für Hannah war endlich fertig. Nachts fror es immer noch, und sie konnte noch nicht beerdigt werden. Ich räumte alle Stoffe und Nähutensilien weg. Die Tage waren kurz, und ich hatte kaum Kerzen und auch nicht genug Öl, um sie anzuzünden. Für jeden Tag, den ich überlebte, dankte ich Hannah, denn zu zweit hätten wir nie genug zu essen für diesen harten Winter gehabt. Manchmal kamen Bettler vorbei, und ich brachte es nicht übers Herz, sie ohne ein Stück Brot durch den Schnee zu schicken. Eines Abends klopfte eine junge Frau an, mit einem Baby an der Brust, zitternd vor Kälte. Ich ließ sie herein und schürte sofort das Feuer, kochte heißen Tee, gab

Ich gab ihr all mein warmes Essen von diesem Tag, und nach und nach kam sie wieder zu Atem und begann, mir von ihrem Leben zu erzählen. Man könnte meinen, sie sei eine Last gewesen, aber nichts war weniger wahr. Ich hatte seit Monaten mit niemandem mehr sprechen können, und sie gab mir vielleicht mehr, als ich ihr gab. Ich fühlte mich sogar schlecht, weil es mir jetzt besser ging, denn es gab offensichtlich Menschen, denen es viel schwerer fiel als mir: ausgesetzt, misshandelt, vergewaltigt, schwanger, eine kleine Tochter, zu wenig zu essen, verstoßen und hoffnungslos auf der Straße… Ihr Name war Rebecca, und danach fragte ich nach dem Namen ihrer kleinen Tochter. Sie antwortete mir schüchtern: „Ich wage es nicht, ihr einen Namen zu geben, ich kann sie niemals am Leben erhalten, ich würde es gerne, aber ich wage es nicht, sie zu lieben. Einen Namen, um mich dann immer wieder an sie zu erinnern? Das überlebe ich nicht.“ Die Tränen rollten über ihre Wangen. Mein Herz schmolz für dieses Kind mit einem Kind. „Nun, Rebecca, wir werden uns gegenseitig helfen. Du bist müde, du bleibst hier am Feuer schlafen, deine kleine Tochter bleibt ganz nah bei dir, und ich verspreche dir eines: Solange es Winter ist, wohnst du hier, und morgen gibst du deinem Kind einen Namen.“

Die Kiste mit den Papyrusrollen von Zacharias, die ich bereits an jenem Nachmittag bereitgestellt hatte, verschwand sofort wieder unter dem Bett, um später gebraucht zu werden. Ich reichte Rebecca eine Schüssel mit Wasser und ein Tuch, damit sie sich abtrocknen konnte, während ich das kleine Baby in meinen Armen hielt. Entzückende blaue Äuglein blickten mich an. Ich

war hin und weg. Ich hatte mich nie mit Kindern beschäftigt, nicht einmal, als ich selbst noch ein Mädchen war. Ich hielt mich eher zurück und beschäftigte mich schon von klein auf mit

„Nachdenken“, versuchen zu ergründen, was das Leben bedeuten könnte. Und nun hielt ich ein Baby in meinen Händen, das mich mit der Frage konfrontierte, ob ich wohl den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Ich flüsterte ganz leise in ihr winziges Öhrchen: „Ich kann dich nur lieben, mehr habe ich nicht und mehr kann ich auch nicht.“ Vielleicht schrie sie, weil es in ihrem Ohr kitzelte oder weil sie mich verstanden hatte, aber es machte mich jedenfalls glücklich, und auch Rebecca schaute uns beide liebevoll an. Ich ließ Rebecca in meinem Bett im warmen Wohnzimmer schlafen und legte mich selbst in das Gästebett. In dieser Nacht konnte ich kaum ein Auge zutun und sprach mit Djibril: „Wer hilft hier nun wem, Djibril? Ich fühle mich glücklich, ich kann es nicht anders nennen. Hilf mir, mein lieber Freund, denn morgen gehe ich mit Rebecca zum Haus von Jair und Hannah, und da nun das Ende des Winters in Sicht ist, kann ich Rebeccas Hilfe gut gebrauchen, um Hannah das violette Leichentuch anzulegen. Du weißt, Djibril, was ich vorhabe, aber korrigiere mich, wenn ich mich irre.“ Und so schlief ich beruhigt ein. In dieser Nacht träumte ich, dass ich Maria begegnete, und ich sah sie mit dem kleinen Jesus spielen, doch plötzlich drehte sich Jesus um, sah mich an und nickte mir zu, und er wandte sich sofort wieder seiner Mutter zu, woraufhin auch Maria mir bestätigend zunickte. Ich schreckte kurz auf, schlief aber schnell wieder ein, nicht ohne zuvor murmelnd „Danke, Djibril“ zu sagen.

Rebecca

Die Kälte des Winters war nicht zu vergleichen mit der Kälte, die seit Jahren in meinem Körper und meinem Geist herrschte. Ich lernte nur zu schnauzen, zu schreien, mich zu wehren und zu toben. Sogar gegenüber meinem neugeborenen Baby. Ich höre jetzt auf, daran zu denken, aus Angst, ich könnte wieder damit anfangen. Er hatte jedenfalls recht, der fremde Mann unterwegs, der mir den Weg zu diesem Haus wies.

Maria Magdalena

An jenem Morgen schien die Sonne durch die Ritzen herein, und ich sah draußen Schneekristalle funkeln wie die reinsten Diamanten. Auch drinnen war es kalt, und ich eilte ins Wohnzimmer, wo Rebecca noch schlief. Ich schürte das Feuer erneut und kochte schon einmal Tee. Als ich die junge Frau und das Kind betrachtete, wanderten meine Gedanken zu Johannes und Elisabeth, als lägen sie beide in diesem Bett, vereint, verschlungen, ja, vielleicht sogar miteinander verwachsen. Ich konnte und kann mir so etwas immer noch nicht vorstellen. Genau wie in meiner Kindheit dachte ich wieder „laut“, so laut, dass es schien, als würde es hörbar werden und sogar Lärm machen, denn Rebecca und das Kind schreckten plötzlich aus dem Schlaf hoch. „Habe ich euch geweckt?“ „Nein, es ist schon lange her, dass ich … dass wir so gut geschlafen haben“, sagte sie und beruhigte das kleine Mädchen, deckte es gut zu und kam zu mir. Sie kniete sich vor mich hin: „Ich habe die Worte nie gelernt in dem Haus, aus dem ich Hals über Kopf floh, aber ich habe sie gestern

Das habe ich von einem alten Mann gelernt, als ich auf der Flucht war. Er war auf dem Eis gestürzt, und ich half ihm auf, woraufhin er mit „Danke“ antwortete. Dieser freundliche Mann sah mich an und sagte mir, ich solle zu diesem Haus kommen. Und ich sage Ihnen jetzt: „Danke“. Es sind seltsame Worte, denn sie geben mir mehr zurück, als ich damit gebe, ja, so fühlt es sich jetzt an. Es ist das erste Mal, dass ich sie ausspreche. Wenn Sie noch bessere Worte kennen als „Danke“, lehren Sie sie mir bitte.“

Ich fasste mit beiden Händen ihren Kopf und flüsterte: „Ich habe dich gern.“ Und meine Tränen ließen ihre Tränen aus ihrer tiefen, trockenen Quelle hochquellen. „Bring mir alles bei“, schluchzte sie, und ihr Kleines wachte sofort auf.

„Wir gehen später zu Hannah und Jair, unseren nächsten Nachbarn.“ „Hannah? … Hannah?“, wiederholte sie. Sie nahm ihr Baby auf, erstaunt über das, was sie fühlte, und sprach entschlossen: „Komm, liebe Hannah, wir gehen später zusammen zu Hannah, einen schöneren Namen gibt es nicht, und den bekommst du!“ Dabei sah sie mich an, und ich konnte meine Tränen wieder nicht zurückhalten: „Was für ein nasser Morgen das doch ist!“ Rebecca und ich brachen in Gelächter aus, und die kleine Hannah schien es auch lustig zu finden.

Während ich stillte, erzählte ich die Geschichte von Hannah und Jair in groben Zügen; die grausamsten Details würde ich vielleicht erst später erzählen, falls dies jemals wichtig sein sollte, und ich schloss mit dem violetten Leichentuch, das ich für Hannah angefertigt hatte.

„Darf ich es sehen?“ Natürlich zeigte ich es ihr. Rebeccas Hände streichelten den Stoff und sie fragte: „Hast du

noch Reste von diesem Stoff?“ Ich konnte ihre Gedanken erraten: „Genug für ein kleines Mädchen?“ Sie lächelte, nickte und runzelte plötzlich die Stirn, während sie mich aufmerksam ansah: „Ist das das normale Leben, wie es überall ist?“ Sie bezog sich auf das raue Leben, das sie bis dahin geführt hatte. „Ja, das sollte das normale Leben für jeden sein: Liebe, oder zumindest der Versuch, zu lieben.“ Sie nickte verständnisvoll: „Bring mir alles bei und korrigiere mich, denn ich kenne nur Rache, Wut, Lügen, Verletzen.“ Ich versuchte, sie zu beruhigen: „Jetzt bist du noch ein verletzter Schmetterling, aber eines Tages wird dich selbst die höchste Höhe nicht aufhalten. Du hast schon perfekt angefangen, liebe Rebecca, es wird gut werden. Auch ich muss noch jeden Tag dazulernen.“

„Das ist dann deine erste Lüge heute!“, lachte sie, und ich zeigte „böse“ mit dem Finger auf sie, während wir uns beide vor Lachen krümmten. Ach, Humor kann so wohltuend sein und heilen.

Später würde ich ihr schon erzählen, wer dieser alte Mann auf dem Eis gewesen war, der ihr beigebracht hatte, „Danke“ zu sagen. Aber alles zu seiner Zeit.

Rebecca

Dieser erste Morgen bei Maria Magdalena war wie eine Wiedergeburt, wie ein völlig neuer Anfang. Man könnte fast sagen, dass ich nach Hannah geboren wurde. Hannah und ich haben viele Jahre später oft darüber gelacht: „Mama

Ma, du musst mich um Erlaubnis fragen, wenn du irgendwo hingehen willst, ich nicht, ich bin älter als du!“

Gleichzeitig war dieser erste Morgen auch eine zweite Begegnung mit dem Tod. Etwas unbehaglich wickelte ich die schlafende kleine Hannah warm ein und folgte Maria Magdalena durch den Schnee zum Haus von Jair und Hannah. Ich legte Hannah zunächst noch etwas tiefer schlafend in das Gästebett, während Maria Magdalena die Decke behutsam von Hannahs Körper zurückzog. Es fiel mir schwer, die Erinnerung an die erste Leiche, die ich je gesehen hatte – meine Stiefmutter, ermordet und schrecklich verstümmelt von meinem Stiefvater –, zu verdrängen, aber die liebevollen, respektvollen Gesten von Maria Magdalena halfen mir, mich in die Schönheit und Liebe hineinzuversetzen, die Hannah für sie bedeutet hatte. Maria Magdalena begann sofort, Hannah das violette Leichentuch anzulegen, während ich Hannah hochheben konnte. Hannah hatte offenbar alles ihrem Jair gegeben: ihren Tag, ihre Nacht, ihre Nahrung, Kraft, Schlaf, doch all das war noch das Geringste: Was sie offenbar ganz und gar gab, war ihre selbstlose Fürsorge und Liebe für ihren Mann, so wie Maria Magdalena ihr nun mit Tränen in den Augen Ehre erwies. Das violette Gewand passte zu ihr, sagte Maria Magdalena: „Violett hilft dir, dich mit deiner Vorahnung zu verbinden, und Hannah lebte mit ihrer Intuition ganz auf die Liebe ausgerichtet.“ Ich hob meine kleine Hannah hoch und drückte sanft ihre Stirn an die Stirn der toten Hannah. Ich wünschte und hoffte, dass auch sie einmal so eine Hannah werden möge. Als die Sonne und die Erde Hannah willkommen

hießen, begruben wir sie in ihrem Garten neben Jair unter dem Feigenbaum. Es war gut so.

Maria Magdalena

Rebecca, die Analphabetin, die Verstoßene, die Missbrauchte – alles hätten sie ihr nehmen können, außer ihrem aufrichtigen Gefühl und ihrem Vertrauen in dieses Gefühl. Nun war klar, wen ich vor mir hatte, und ich konnte beruhigt sein in dem, was ich ihr vorschlagen würde. Ich suchte Rebeccas Blick: „Ich werde später, wenn die Zeit es erfordert, ein lila Kleidchen für die kleine Hannah nähen, und noch etwas: Sobald der Frühling erwacht, wird dieses Haus euer Zuhause sein. Jair und Hannah hatten keine Kinder und keine Familie mehr. Ich werde euch helfen und Hannah unterrichten, aber ich sage euch schon jetzt, dass ich euch eines Tages verlassen werde, aber nicht, bevor ihr bereit dafür seid.“ Rebecca war völlig aus der Fassung und ging sofort mit Hannah zu den beiden Gräbern, fiel auf die Knie und dankte Jair und Hannah für so viel Vertrauen. Was sie nicht sah, war der alte Mann auf dem Eis hinter ihr, der ihr vorsichtig die Hand auf die Schulter legte. Dann drehte er sich wieder um, sah mich kurz an und verschwand, so wie er gekommen war: aus dem Nichts. Ich warf ihm einen Kuss zu, während Rebecca sich umdrehte und mich verwundert ansah. Strahlend vor Glück kam sie auf mich zu, fiel mir in die Arme und flüsterte mir leise zu: „Ich hab dich gern.“ Keine fünf Sekunden später flüsterte sie mir zu: „Hab ich das richtig gesagt?“ Ich

flüsterte sie zurück: „Es kommt aus deinem Herzen, meine Liebe, nicht aus deinem Verstand, also ist es gut.“ Und ich fuhr leise fort: „Gerade eben stand der alte Mann vom Eis, erinnerst du dich noch, hinter dir und legte dir sanft seine Hand auf die Schulter. Er ist ein Bote Gottes und sein Name ist Djibril.“ Rebecca sah mich erneut an und flehte mich förmlich an: „Lehre mich, lehre mich alles.“ Sie nahm Hannah wieder auf den Arm, und mit einer letzten Umarmung zu dritt gingen wir zu meinem Häuschen.

Der Koffer mit den Papyrusrollen musste noch einmal warten. Mutterschaft und Großmutterschaft hatten Vorrang.

Maria

In den folgenden Jahren verlief in Nazareth alles ruhig. Das Einzige, was ich wirklich vermisste, war Maria Magdalena; ich hatte nicht die geringste Ahnung, ob es ihr gut ging. Etwas sagte mir, dass keine Nachrichten gute Nachrichten waren. Gerne wäre ich nach Ein Karem gereist, aber für Josefs Gebrechlichkeit war das nicht mehr machbar, und er verdiente meine ganze Hilfe und Liebe. Die Reise nach Ägypten hatte ihn seine letzten Kräfte gekostet. Und dass Maria Magdalena uns nicht besuchen konnte, musste sicherlich einen guten Grund haben, an dem ich nicht zweifeln musste. Andererseits hatte ich mit dem kleinen Jesus und seinen wundersamen[43] Gaben mehr als genug zu tun. Es begann an einem Sabbat. Unser kleiner Jesus, mittlerweile sechs Jahre alt, formte zusammen mit seinem unzertrennlichen Stiefbruder Johannes Vögelchen aus Ton, aber da hatte er nicht mit Josef gerechnet: Dieser wies sie zu Recht darauf hin, dass an diesem Tag Sabbat war und so etwas an einem Sabbat nicht gehörte. Sowohl Johannes als auch Jesus blickten betrübt auf ihre Kreationen, doch Jesus wusste Rat, als er sagte: „Es sind doch echte Vögelchen, Papa!“ Er klatschte in die Hände, und die Vögelchen flogen zwitschernd davon, unter lautem Jubel von Johannes. Erstaunt blickte Josef den kleinen Jesus an

[43] Diese Ereignisse wurden in den apokryphen Schriften über den kleinen Jesus beschrieben.

der das ganz normal fand, aufstand und sich in sein Zimmer zurückzog. Johannes warf seinem Großvater wegen der Spielunterbrechung einen bösen Blick zu und zog sich ebenfalls in ihr gemeinsames Zimmer zurück. Jozef konnte im Nachhinein genauso wie ich darüber lachen, andererseits stellten wir uns doch die Frage: Was erwartet uns noch? „Es liegt in Gottes Hand“ war die einzige Schlussfolgerung, die wir beide daraus ziehen konnten. Es war in der Tat nur ein Anfang. Die jungen Jahre unseres Sohnes waren nicht immer einfach. Jozef fiel es in seinen alten Tagen immer schwerer, das zu verstehen. Jesus wusste mit seinen seltsamen Kräften manchmal selbst nicht, wohin damit. Das Kind war noch zu jung, um zu begreifen, was es anrichtete, und spielte manchmal mit seiner Macht. Mal tötete er einen Spielkameraden, um ihn dann wieder von den Toten auferstehen zu lassen. Wenn Kinder Josef wegen seines hohen Alters als Vater Jesu auslachten, machte er sie vorübergehend blind. Das sorgte anfangs für große Unruhe bei den Nachbarn, und viele Kinder wurden ängstlich von ihm ferngehalten. Jesus war mit seinen sechs Jahren klug genug, dies zu begreifen, und nach und nach begann er, seine Macht zum Guten einzusetzen: tödliche Vipernbisse heilen, sogar unseren Nachbarsjungen Zeno, der vom Dach gefallen war, von den Toten auferstehen lassen … kurzum, er wurde immer bekannter für seine Güte, und manchmal kamen Menschen von nah und fern zu diesem wundersamen kleinen Heiler. Sogar Josef, soweit er noch etwas in seiner Werkstatt tat, war verblüfft und erzählte mit staunenden Augen, wie Jesus einen Balken, den er zu kurz abgesägt hatte, schnell wieder ein Stück länger

machte, damit er ihn wieder

damit beginnen. Als er sechs Jahre alt war, musste er hier in Nazareth in einer der Schulen von Rabbi Joshua ben Gamala Unterricht in der Tora und der Rechtslehre nehmen. Es kam schnell zu Problemen. Sein erster Lehrer, Zachäus, begann damit, ihm das Alphabet beizubringen, und schon bei der Bedeutung des ersten Buchstabens Alpha ging es schief. Jesus begann mit ihm zu diskutieren, und der arme Zachäus wusste offenbar keine einzige Frage Jesu zu beantworten. Zachäus flehte Josef an, ihn wieder mit nach Hause zu nehmen. Ein neuer Lehrer brachte Jesus daraufhin auf zwingende, autoritäre Weise das Alphabet bei, und Jesus verfluchte ihn. Der arme Mann fiel zu Boden und wurde nach Hause gebracht. Ein dritter Lehrer ging klüger vor, ließ Jesus selbst unterrichten und erwies ihm Respekt. Mein Sohn schätzte dies sehr; er verstand, dass er etwas zu hart zu seinem vorherigen Lehrer gewesen war, und heilte ihn. Die Menschen von Nazareth erschraken sich an nichts mehr und fühlten sich allmählich eher sicher bei ihm als unsicher. Umso mehr, als einmal ein Bauarbeiter vom Dach fiel und sich das Genick gebrochen hatte. Jesus wurde dringend gebeten, sich das anzusehen, in der Hoffnung, dass er mehr tun könne. Von Anfang an war es von großer Bedeutung, dass die Menschen Glauben und Vertrauen in seine Fähigkeiten zeigten, als Voraussetzung dafür, Menschen wieder zum Leben zu erwecken. Wer dabei war, konnte monatelang nicht darüber schweigen, und die Gerüchte reichten bis zum Tempel in Jerusalem.

Maria Magdalena

Hannah und Rebecca machten sich gut und wohnten nun in ihrem eigenen Nestchen, sodass ich wieder etwas Zeit für das hatte, was mir schon lange ein Dorn im Auge war: Es wurde Zeit, dass ich als Stiefmutter der Papyrusrollen von Zacharias eine Mutter für sie wurde. Sie schrien laut nach Aufmerksamkeit, und ich konnte ihr Gejammer nicht länger ertragen. Ich holte sie unter dem Bett hervor und küsste jede Rolle nacheinander, und tatsächlich, sie verstummten. Doch dann wurde plötzlich an die Tür geklopft: Rebecca mit Hannah. Ich öffnete und Rebecca stürmte herein: „Sie kann deinen Namen aussprechen … Schau mal, Hannah, wer ist das?“ Hannah wirkte angesichts der überwältigenden Begeisterung ihrer Mutter etwas schüchtern: Sie sah mich an, dachte noch einmal tief nach, denn so ein langer Name erfordert doch Konzentration, und ja! „Ma… Ma.“ Rebecca wollte es mir nicht zu schwer machen, zu erkennen, ob es das nun war oder nur ein Anfang: „Gut so, Hannah: Das ist Ma Ma! Hannah und Ma Ma!“ Ich war vor Glück ganz aus dem Häuschen und nahm Hannah in die Arme: „Du bekommst einen dicken Kuss von Ma Ma.“ Und sie kicherte vor Freude und hörte nicht mehr auf mit Ma Ma, Ma Ma, Ma Ma. Ich tanzte mit ihr um den Tisch herum.

Rebecca bemerkte die Papyrusrollen auf dem Tisch und betrachtete sie sehr neugierig, wagte es aber nicht, sie anzufassen. „Roll sie doch vorsichtig auf, Rebecca“, sagte ich, und sie bewunderte die schönen Schriftzeichen; da entfuhr es ihr: „Wenn ich das doch nur lesen und schreiben könnte … Ich kann keine einzige Sprache lesen und schreiben.“

„Willst du das wirklich? Ich kann es dir beibringen. Griechisch ist eine schöne Sprache, ich kenne die Grundlagen …“ Sie nickte heftig: „Oh ja, das möchte ich sehr gerne.“ „Bevor du lesen und schreiben kannst, musst du die Grundregeln kennen, und ich werde sie dir beibringen; erst dann können wir diesen Text wirklich verstehen.“

Den vier Papyrusrollen mit der Geschichte vom „Kind des Königs“ gefiel das überhaupt nicht: „Da geht sie schon wieder … und wir müssen wieder fünf Jahre unter dem Bett verbringen!“ Nachdem Rebecca und Hannah gegangen waren, entschuldigte ich mich aufrichtig bei den Rollen und begann, mich nacheinander mit ihnen zu beschäftigen. Es dauerte keine halbe Stunde, da gab es auf der Welt nichts Wichtigeres mehr als diese Schriften. Zacharias hatte sie alle nummeriert, es schien fast, als handele es sich um ein einziges Buch. Ein einziges Manuskript, vollständig in Griechisch verfasst, und wie froh war ich, dass ich bei Euphrosine in Magdala bereits eine Einführung in das Alphabet, die Sprachlehre und die Sprachregeln erhalten hatte. In der ersten Papyrusrolle befand sich ein handgeschriebener Text von Zacharias in Aramäisch[44] .

„Lieber Finder,

Das Lesen dieses Textes verlangt dem Leser große Anstrengung ab: Griechisch ist für uns Juden nicht einfach. Ich habe in den letzten Schriftrollen die wichtigsten Regeln der

[44] Aramäisch war die übliche Umgangssprache der Juden,

Hebräisch war eher elitär und gebildeten Menschen vorbehalten, und Griechisch war eher die universelle Sprache für den gesamten Mittelmeerraum.

Die Grammatik wurde niedergeschrieben, und auch der Wortschatz mit allen Konjugationen wurde hinzugefügt. Wer einen Schatz heben will, muss große Opfer bringen, und der Schatz, den ich lesen durfte – erhalten von einem edlen Besucher vermutlich hoher Herkunft im Tempel zu Jerusalem –, war es mehr als wert. Als ich ihn fragte, worum es darin ging, antwortete er mir: „Es ist die Geschichte vom Kind des Königs“, und ich hatte sofort das Gefühl, dass er selbst ein König war, doch das bestritt er. Bevor er mich verließ, sagte er noch: „Denn er muss noch kommen.“ Und er ging. Nach den Wochen des mühevollen Lernens, bis ich das Griechische beherrschte und einigermaßen verstand, dachte ich daran zurück, und wer weiß, vielleicht war er ja das Kind aus der Geschichte oder war er ein Engel? Ich wünsche dem Leser Mut, Ausdauer und Durchhaltevermögen, denn die Chance auf eine bevorstehende Erlösung für die Menschheit scheint groß zu sein.

Dein Zacharias.“

Dankbar presste ich meine Lippen auf seinen Namen, und es wurde ganz still in meinem Herzen, als blickte ich in die unermessliche, hohle Leere, die ich nun füllen musste. Vier Papyrusrollen aus fremder Hand schwiegen zurückhaltend, denn sie kannten das Geheimnis und waren offenbar froh, dass sie zu viert waren, um die Botschaft nicht allein tragen zu müssen. Die anderen Papyrusrollen stammten aus der Hand von Zacharias, mit der griechischen Grammatik, Konjugationen und Wörtern ins Hebräische übersetzt. Ich rief mit

den Händen in den Haaren: „Hilfe! Hilf mir, Djibril, ich beherrsche das Griechische nicht gut genug!“ Eine Schriftrolle fiel vom Tisch, ich hob sie auf, und diese Schriftrolle mit der Grammatik erinnerte mich genau an meinen Unterricht von einst in Magdala. Ich machte mich daran. Nein: Ich war bereits dabei!

Maria

Als Jesus fast dreizehn Jahre alt wurde, durfte er zum ersten Mal zusammen mit Josef, mir und vielen Nazarenern zum Tempel in Jerusalem reisen, um dort das wichtigste Fest des Auszugs aus Ägypten, das Passahfest, zu feiern. Dreizehn Jahre war das Alter, in dem jedes Kind an den wichtigsten Festen teilnehmen musste. Josef bestand darauf, dass ich jedes Jahr mitkam, obwohl die meisten Frauen von ihren Männern nicht mitkommen durften. Josef hielt es für äußerst wichtig, mich nicht allein zu lassen, da ich einst während seiner Abwesenheit des Ehebruchs bezichtigt worden war. Selbst allein den Tempel zu betreten, hielt er für besser nicht. Die Geschichten um Jesus waren uns bereits vorausgegangen, und wir würden wohl darauf angesprochen werden; da war es besser, gemeinsam als Vater und Mutter aufzutreten, um weniger Verwirrung zu stiften. Jerusalem und Josef! Würde er es noch schaffen? So sehr er sich auch vor der großen Anstrengung fürchtete, bestand er darauf, zu gehen. Das Passahfest dauerte drei Tage; die ersten beiden Tage wurde ununterbrochen gefeiert, mit fortlaufenden Gottesdiensten, bei denen sich mehrere Rabbiner abwechselten, damit die gesamte Menge in einem durchgehenden

Kommen und Gehen. Der letzte Tag war nur ein halber Feiertag; wer wollte, durfte einen halben Tag früher nach Hause gehen. Irgendwann hatten wir Jesus aus den Augen verloren. Wir suchten und suchten, bis einer unserer Pilgerbrüder aus Nazareth uns darauf aufmerksam machte, dass Jesus ganz hinten im Tempel inmitten von Gesetzeslehrern, Ältesten und Gelehrten zur Überraschung aller das Wort ergriff. Wir schlossen uns an und trauten uns nicht wirklich hinein, aber ihn in dem mucksmäuschenstillen Saal zu hören, war genug. Irgendwann fragte ihn jemand: „Welche Bücher hast du gelesen?“ Unser Sohn begann, alle Bücher aufzuzählen, die er je gelesen hatte, angefangen bei den umfangreichen Gesetzestexten, Vorschriften und Statuten, und sprach dann über die Geheimnisse in den Büchern der Propheten, auf die er mit einer selbstverständlichen Erklärung und Erläuterung näher einging, die kein Mensch mit seinem Verstand begreifen konnte. Einige Gesetzesgelehrte versuchten, so zu tun, als hätten sie es verstanden, und Jesus hörte ihren Antworten respektvoll zu. Er war so fair, ihnen Gegenfragen zu stellen, von denen er sicher wusste, dass sie die Antworten kannten, um sie damit zu beruhigen, dass auch er nicht alles wusste. Wie dem auch sei, die Pharisäer waren nicht nur erstaunt, sondern ebenso beunruhigt, mit verzweifelter Verwunderung darüber, wie ein so einfacher Junge aus dem Kopf eine so erhabene Lesung der schwierigsten Bücher aller Zeiten vortragen konnte. Josef und ich zogen uns schnell zurück und mischten uns wieder unter die Menge. Nicht viel später trafen wir auf eine Gruppe von nazarenischen Frauen , die , die

drängten darauf, mit ihnen zu einem besonderen Gottesdienst für Frauen zu gehen. Sie beruhigten Josef sofort; danach würde ich am Abend in ihrer Begleitung zum Frauenlager gehen und Josef zum Männerlager, um am nächsten Morgen nach Nazareth aufzubrechen. Am nächsten Morgen machte ich mich schon früh mit den ersten Frauen auf den Heimweg. Josef tat dasselbe, in der Annahme, dass ich Jesus bei mir hatte. Am nächsten Abend fanden wir uns in der Menschenmenge wieder und gingen davon aus, dass einer von uns beiden Jesus bei sich hatte. Weit gefehlt! Wir waren fassungslos und sehr beunruhigt, wir fühlten uns beide für das Missverständnis verantwortlich und ohne noch ein Auge zuzumachen, kehrten wir bei Tagesanbruch sofort nach Jerusalem zurück. Ich ließ Josef auf dem Esel sitzen, denn das war für sein fortgeschrittenes Alter schon zu viel. Wir gingen so schnell wie möglich, wurden aber durch das riesige Menschenmeer, das uns entgegenkam, stark behindert. Erst spät am Abend kamen wir in Jerusalem an, und ich ließ Josef zurück, um mich zu der Stelle zu begeben, an der wir Jesus zuletzt gesehen hatten, ganz hinten im Tempel. Es brannte noch immer Licht, und immer noch warteten Menschen draußen, um wenigstens einen flüchtigen Blick auf das zu erhaschen, was sich drinnen abspielte… Wie eine Löwin kämpfte ich mich durch den Eingang nach drinnen und sah meinen Sohn noch immer an derselben Stelle mit den Ältesten diskutieren. Drei Tage lang, wie sich später herausstellte. Ich ging zu ihm hin: „Sohn, warum hast du uns das angetan? Wir haben uns Sorgen gemacht…“ Und dann antwortete er:

damals noch immer nur ein Kind: „Wusstet ihr denn nicht, dass ich in dem Haus meines Vaters sein musste?“ Es wurde plötzlich mucksmäuschenstill im Saal, und kein Gesetzeslehrer oder Pharisäer wagte sich zu rühren, denn sie fühlten sich unglaublich klein gegenüber diesem kaum dreizehnjährigen Kind, dessen Kraft und Wissen sie nach drei Tagen der Diskussion nicht im Geringsten ergründet hatten. Ich selbst und Josef fühlten uns genauso klein wie alle Anwesenden, denn mein Sohn hatte mir eine wichtige Lektion erteilt: Ich hatte ihm als Magd mein Fleisch gegeben, aber er war in Wahrheit Gott als Sohn seines Vaters im Himmel. Der Rückweg verlief still und zurückhaltend, und Jesus verhielt sich wie zuvor als der Dreizehnjährige, der sich uns unterwarf und alles tat, was wir von ihm verlangten.

Maria Magdalena

Hannah und Rebecca fühlten sich in ihrem Häuschen schnell zu Hause, was mir Zeit gab, weiter Griechisch aus den Anleitungen von Zacharias zu lernen. Rebecca konnte bereits die ersten einfachen Übungen machen, und meine Grundkenntnisse halfen mir, schnell Fortschritte zu machen. Nach drei Monaten konnte ich bereits die erste Papyrusrolle entziffern.

Das Kind des Königs – Het Kind van de Koning

Vorwort: „Der Mensch in Eden war von Anfang an der König seines Gewissens und seiner Liebe, und so war der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse unerlässlich, um von einer Liebe in Freiheit zu sprechen.

„Vorwort: Der Mensch in Eden war von Anfang an der König seines Gewissens und seiner Liebe, und daher war der Baum von Gut und Böse unverzichtbar, um von einer Liebe in Freiheit zu sprechen.“
Gott musste dafür nur einen einzigen Beweis verlangen, nämlich nicht von der Frucht des Baumes von Gut und Böse zu essen; andernfalls würde die Liebe ihre Freiheit verlieren und Adam und Eva ihren königlichen Status. Vollkommene Liebe ohne Zwang, das war es, was Gott mit seinem Geschöpf vorhatte.

In der Geschichte vom Königskind lebte einst ein König der Liebe, der mehr wollte, der es für absolut notwendig hielt, endlos zu wachsen, und für den die vollendeten Grenzen seiner Liebe nicht mehr als vollkommen empfunden wurden, und er ließ seinen Zauberer kommen, um dies für ihn zu lösen. Der Zauberer fühlte sich sehr wichtig und braute den süßesten Zaubertrank aus Äpfeln, wodurch alle Untertanen ein Gefühl extremer Glückseligkeit verspürten und keinen Unterschied mehr machten, ob der König nun der Vater oder dessen blutjunger Sohn war. So nahm sein Kind vorübergehend den Platz des Vaters ein, unter der Bedingung, dass das Kind selbst niemals von dem Apfeltrank trinken würde. Gesagt, getan: Der Prinz bestieg den Thron und der König-Vater begab sich auf die Suche nach der größten Weisheit, und niemand würde etwas davon bemerken. Der König überließ sein Kind innerhalb der Mauern seinem Schicksal. Der Zauberer würde sich schon um alles kümmern. Es würde gar nicht lange dauern, dachte er. Er würde zurückkehren, sobald er „es“ gefunden hätte. Gott sah mit Mitleid zu, wie sich sein Königreich unter der Führung des Zauberers in eine einzige Lüge verwandelte, während der König-Vater glaubte, nichts zu verlieren. Er brach entschlossen auf und war unersättlich, erlangte viel Weisheit, wurde außerhalb seiner Mauern mehr verehrt als damals innerhalb seiner Mauern, er wurde angebetet, weil er auf jede Frage die passende Antwort hatte. Überall wurde er gepriesen und man bat um seine Statue; immer wieder wurde er in die umliegenden Königreiche eingeladen, um sein fabelhaftes Wissen weiterzugeben. Und demütig, wie er war,

Man konnte ihm nicht mehr anrechnen, dass er einst König gewesen war. Und das war auch richtig so, er verdiente es nicht mehr, König genannt zu werden, es sei denn, man hätte ihn zum König des Hochmuts gekrönt. Er erinnerte sich nicht einmal mehr an seinen Sohn, den kleinen König. So vergingen viele Jahre."

Ich legte die Papyrusrolle kurz beiseite.

Rebecca und ich wurden ganz still, und das war erst der Anfang.

Maria

Mein Sohn tat alles ohne jeden Widerstand, bis er dreizehn Jahre alt war. Alles? Nein, eine Sache lehnte er ab. An dem Tag, an dem er dreizehn wurde, weigerte er sich, an dem Ritual teilzunehmen, bei dem die Tefilin[45] für den linken Arm und die Stirn vom Rabbiner in Nazareth allen Dreizehnjährigen als Zeichen der Erwachsensein überreicht wurden. „Warum, mein lieber Sohn?", war natürlich meine Frage. „Mein Vater mag keinen äußeren Schein", war seine Antwort. Es war das zweite Mal, dass ich ihn selbst von seinem Vater sprechen hörte. Es freute mich sehr, weil es von ihm selbst kam

[45] Ein Tefila war ein kleines schwarzes Kästchen, in dem ein Textabschnitt aus der Tora aufbewahrt wurde, der während des Morgen- und Abendgebets getragen werden musste: ein Kästchen um den linken Arm und eines um die Stirn. Diese Kästchen wurden beim Übergang vom Kind zum jungen Mann überreicht. Tefilin ist der Plural von Tefila.

kam, denn weder Josef noch ich hatten ihn in die Sache seines himmlischen Vaters eingeweiht, und es bewies, wie sehr er mit seinem leiblichen Vater verbunden war. Josef und ich waren umso mehr beruhigt, dass er auf die eine oder andere Weise tatsächlich mit seinem Vater sprechen konnte und begleitet wurde. Wir standen nicht mehr allein da, auch wenn es mir peinlich ist, das jetzt so zu sagen, als hätte ich die Hilfe von Djibril nicht geschätzt. Vergib mir, Dschibril, noch einmal. Aber ich hatte das Gefühl, dass sein Vater nun die Führung vollständig von mir übernehmen würde, wofür ich ihm nur dankbar sein konnte. Ich war eine Dienerin des Herrn und würde es nun mehr denn je mit Freude und Dankbarkeit bleiben.

Maria Magdalena

Ich war sehr aufgeregt, immer schneller an der Übersetzung der Geschichte zu arbeiten. Rebecca verfolgte meine Übersetzung aufmerksam und kam jeden Tag mit ihrem kleinen Racker vorbei, um jeden neuen Satz zu begrüßen und in sich aufzunehmen … Rebeccas Selbstvertrauen und Selbstachtung wuchsen mit jeder Papyrusrolle.

Πέρασαν πολλά χρόνια.

„Viele Jahre vergingen.“

Einfachheit und Güte machten König Prinz zu einem sehr beliebten Monarchen.

„Einfachheit und Freundlichkeit machten König Prins zu einem sehr beliebten Herrscher.“

„Mit freundlichem Blick trug er die schwere Last des Königreichs auf seinen zarten Schultern. Alle taten alles, um König Prins zu gefallen. Ja, es wurden sogar besondere Köstlichkeiten aus den fernsten Ländern für Seine Majestät importiert. Je älter König Prins wurde, desto mehr Fragen stellte er sich über seinen Vater, den König. Jedes Mal antworteten die Höflinge: ‚Aber, Majestät, es ist kein Vater Seiner Majestät im Königreich bekannt. Es gibt nur einen König!' und sie lächelten freundlich untereinander. Der einsame Prinz ging daran zugrunde und flehte den schlauen Zauberer um Rat an. Dieser verschrieb ihm einen ‚Schlaftrunk'. Der gebrochene Prinz fiel bald in einen Scheintod; sein Körper schlief zwar, doch sein Geist starb nicht und wanderte verzweifelt umher auf der Suche nach seinem Vater, zuerst innerhalb und dann weit außerhalb der Mauern. Eines Tages war der König wieder auf dem Weg in ein Königreich, ein äußerst wichtiges und allseits gepriesenes Königreich. Die Reise war lang, doch das machte ihm nichts aus. Er sah in der Ferne die prächtige Burg aufragen und beschleunigte seinen Schritt. Nie hatte er eine so märchenhafte Festung gesehen, doch nirgendwo sah er Menschen kommen oder gehen. Er ging, nein, er lief verwundert weiter und sah plötzlich ein gutes Stück entfernt ein Kind mitten auf dem Sandweg sitzen. Er fragte das Kind, was los sei, doch das Kind antwortete nicht, im Gegenteil: Das Kind stellte ihm eine Frage: „König, was macht Ihr hier so weit von Eurem Königreich entfernt?" Das Kind spielte weiter im Sand und ließ mit einer einzigen Handbewegung das Sandschloss vor seiner Nase mit dem Boden verschmelzen

Stimmt. Der König blickte auf, und die Burg schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Der König wollte dem Kind noch etwas sagen, doch auch das Kind war nun verschwunden. Der König der Selbstliebe begriff, was er verloren hatte: Ein König ohne Liebe zu einem Kind und zu seinen Untertanen ist kein König. Endlich fand er, wonach er noch suchen musste, und kehrte um.

Und so kam es, dass der König eines Tages wieder an die Grenzen seines vergessenen Königreichs gelangte. Er war nicht mehr jung und kaum wiederzuerkennen. Der alte König konnte sich kaum daran erinnern.

Sich erinnern?

Ja, sich daran erinnern, was er als König zurückgelassen hatte. Nach einer langen Reise kam er zum Torwächter und rief mit kräftiger Stimme: „Torwächter, öffne das Tor! Hier ist dein König!“

Der Torwächter lachte den alten Mann wegen dieses geschmacklosen Scherzes aus, und je mehr der alte Mann drängte, desto wütender wurde der Torwächter, bis er schließlich die Geduld verlor und den alten König gefangen nahm: Ja, dieser alte Mann war wahnsinnig und stellte eine Gefahr für König Prinz dar.“

Rebecca weinte, als ich diese zweite Papyrusrolle vorlas. Als ich sie fragte, warum, schüttelte sie nur den Kopf: „Ich weiß nicht, warum.“ Hannah kam, um sie

tröstete sie und gab ihr Küsse. Rebecca wusste es wieder: „Ich habe auch so lange ohne Liebe gelebt."

„Tun wir das nicht alle mehr oder weniger, Rebecca, bevor wir wirklich wissen, wie wichtig Liebe ist?"

„Έχεις δίκιο", antwortete sie lächelnd mit ein paar Worten Griechisch.

„Genau: Du hast recht", übersetzte ich ihr zurück, und wir umarmten uns.

Josef

Ich hatte die 80 längst überschritten, und nun, da Jesus älter wurde, spürte ich in allem, dass mein Leben still und leise zu Ende gehen würde. Ich beschloss, noch ein letztes Mal den Tempel von Jerusalem zu besuchen, um Michael, den Erzengel und Anführer der Engel, zu bitten, mir beim Sterben beizustehen. Ich hatte Angst vor dem Sterben. Vor dem purpurroten und scharlachroten Vorhang, den Maria als junge Frau gewebt hatte, wollte ich ein letztes Mal um Vergebung für alle Verfehlungen in meinem Leben bitten. Als ich wieder nach Hause kam, wurde ich krank und spürte, wie alle Lebenskraft langsam aus mir wich. Angst überkam mich. Ich bekam sie nicht in den Griff. Es war ein schreckliches Gefühl. Maria wich keinen Augenblick von meiner Seite und summte die Hymnen, die mich beruhigten.

Maria

Josef bat mich auf seinem Sterbebett, Jesus zu rufen, und begann, ihm die Sünden seines Lebens zu beichten, wobei er besonders sein Misstrauen und seinen Zorn mir gegenüber hervorhob, als er mir zunächst bei meiner Schwangerschaft kein Wort glaubte. Er dankte Jesus für den Respekt, den dieser ihm stets entgegengebracht hatte, und für die viele Hilfe in seiner Tischlerei. Jesus antwortete ihm kurz: „Selig bist du, mein Vater Josef. Mit dem Hobel der Rechtschaffenheit und mit dem Holzmeißel der Ehrlichkeit hast du dir einen Platz neben meinem Vater im Himmel geschaffen." Und ich sah zum allerersten Mal, wie mein Sohn gerührt eine Träne wegwischte, und auch Josef hatte dies bemerkt: „Selig bist du, mein geliebter Sohn, die Angst vor dem Tod quälte mich, doch nun, da ich deine Stimme höre, fällt jede Angst von mir ab und ich kann ruhig sterben … nimm die Seele und die Tränen dieses sterbenden Mannes an, mein Gott und Erlöser." Jesus schloss Josefs Augen, umarmte ihn und bestand darauf, ihn im Tal Joschafat neben Jerusalem zu begraben. Und so geschah es.

Maria Magdalena

Ich arbeitete fieberhaft weiter, und Rebecca half mir, indem sie die größten Aufgaben übernahm, während ich ab und zu auf Hannah aufpasste. Die letzten beiden Rollen weckten unsere Neugierde in höchstem Maße, und wir schätzten, dass es eine Rolle pro Jahreszeit sein

würde – und der Winter durfte sich ruhig bald melden. Es

war spannend, und Rebecca und ich machten ein kleines Wettrennen, wer dem Höhepunkt am nächsten kommen würde. Jeder neue Satz, den wir entschlüsselten, ließ uns jede Hypothese verwerfen. Aber was so schön war, war, dass wir nach und nach gemeinsam eine Hypothese entwickelten, zusammenarbeiteten und als Einheit dachten. Das verband uns beide umso stärker. Oh ja, möge es noch lange dauern!

Tief in den Verliesen seines Palastes war der alte König nun gefangen.

„Tief in den Verliesen seines eigenen Palastes saß der alte König nun gefangen."

Ein Glück jedoch: Seine Zelle lag direkt neben dem Burggraben, und es sickerte ständig Wasser hinein, sodass er nicht von dem verzauberten Apfelgetränk trinken musste, das man ihm täglich anbot. Er erinnerte sich noch vage daran, wie er als Kind zwischen den Steinen des im Bau befindlichen Schlosses gespielt hatte; er machte es sich zum Spiel, Steine aufzuschichten, bis sie eine richtige Mauer bildeten, hinter der er sich versteckte, und er liebte damals diese Steine, die ihm Geborgenheit bieten würden. Geborgenheit!

Plötzlich erinnerte er sich vage daran, wie er seinen jungen Sohn unter einer viel zu schweren Krone auf dem Thron seinem Schicksal überlassen hatte.

Bei all diesen Gedanken wurde der alte König traurig, weinte bitterlich und sehnte sich danach, seinen Sohn um Vergebung zu bitten.

Die Nachricht verbreitete sich blitzschnell, dass sich ein alter Verrückter am Stadttor als König ausgegeben hatte und auf Befehl des Zauberers sofort gefangen genommen worden war. Oh ja, der Zauberer zweifelte nicht daran, dass es sich um den alten König handelte, und erließ sogleich eine Urkunde, um alle zu beruhigen, dass König Prinz selbst die betreffende Person in ihrer Zelle aufgesucht hatte, und der Bevölkerung zu versichern, dass der verstorbene König noch immer nicht zurückgekehrt war. Der älteste Torwächter, dessen Frau einst durch das Eingreifen des Königs gerettet worden war, hegte jedoch schon lange Zweifel am Zauberer und trank seit Jahren keinen Apfelwein mehr. Er beschloss entschlossen, König Prinz persönlich zu informieren. Er klopfte an die Tür der Königskammer, doch der Zauberer öffnete. „Lass uns allein, Zauberer! Ich möchte mit König Prinz sprechen."

„Sprechen? Du kannst es ja versuchen", spottete der Zauberer, sicher seines Sieges, und verließ mit verschmitzten Augen den Raum. Der Torwächter erschrak darüber, wie geschwächt König Prinz war, und hoffte, dass er noch zu Bewusstsein kommen würde. Alle Töpfe und Krüge des Zauberers warf er sofort weg. Er wachte drei Tage und drei Nächte lang am Bett, um sicherzugehen, dass König Prinz nur noch reines Wasser trinken würde, und sorgte dafür, dass der Zauberer keinen Fuß mehr ins Haus setzen konnte.

König Prins kam wieder zu sich, war aber sehr geschwächt. Was ihm mit seinen Mundmuskeln nicht mehr gelang, schaffte er noch mit einem Augenzwinkern, als er den alten Torwächter erblickte. Er versuchte zu sprechen, doch es gelang ihm nicht; nur das Zuhören war ihm noch möglich. Der Torwächter sprach langsam und erzählte ihm von dem alten Gefangenen, der sich als König ausgab. „Ich habe nun schon seit Monaten keinen Apfelwein mehr getrunken, Majestät, und ich bin in die Kerker hinabgestiegen und habe den starken Verdacht, dass dieser uralte Mann im Kerker Euer Vater ist. Er bestätigt es nicht, bestreitet es aber auch nicht. Doch ich erkenne ihn an seinen Augen von einst.“ Der Torwächter gab dem Königsprinzen einen Schluck Wasser zu trinken und wischte ihm mit dem Finger den trockenen Schleim aus dem Mund. Danach gab er dem Königsprinzen erneut etwas Wasser. Dieser versuchte, etwas zu gurgeln, wartete danach aber nicht länger mit dem Sprechen, aus Angst, erneut in Ohnmacht zu fallen. Er flüsterte: „Torwächter, ich lebe meinen letzten Tag. Lass niemanden herein, bleib bei mir und verlasse diesen Raum nicht.“

Hier endete die dritte Papyrusrolle.

Plötzlich wurde es still am Tisch. Nun weinte nicht mehr nur Rebecca, auch ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, und Hannah kam, um uns beide gleichzeitig mit ihren kleinen Ärmchen und großen Küssen zu trösten. Als wir uns ein wenig beruhigt hatten, fingen wir wieder an, uns vorzustellen, wie es nun mit dem Prinzen und dem König weitergehen würde. Wir hatten so viel Mitleid, sowohl mit dem Kind als auch mit

dem König. Würden sie sich wiederfinden, fragten wir uns.

Ich dachte an Zacharias' Einleitung zurück: „Wer einen Schatz heben will, muss große Opfer bringen, und der Schatz, den ich lesen durfte, erhalten von einem edlen Besucher von hohem Stand im Tempel zu Jerusalem, war es mehr als wert." Allmählich konnte ich etwas davon verstehen, denn diese Geschichte fühlte sich nicht wirklich wie eine bloße Geschichte an: Rebecca, das Findelkind, die Prinzessin, die ihre Eltern verloren hatte, konnte sich besser in die Einsamkeit des Prinzen hineinversetzen, während ich mich eher mit dem König identifizierte: Ich will wissen, immer mehr wissen.

„Könnten wir zueinander finden?", fragte ich Rebecca.

„Tun wir das nicht ohnehin schon?" Sie sah mich an.

„Aber ich habe dir doch gleich zu Beginn unserer Begegnung gesagt, dass ich dich eines Tages verlassen würde?" Plötzlich zweifelte ich selbst an dem, was ich gesagt hatte.

„Dank unserer Begegnung und deiner Liebe habe ich ein Herz bekommen, und dieses Herz wird dir folgen, wo immer du bist." Hannah schmiegte sich an sie, und Rebecca fügte schluchzend hinzu: „Und Hannah auch …"

Die Geschichte war bereits jetzt ein unermessliches Geschenk der Verbundenheit, und es war erst die dritte Papyrusrolle von vier.

Nachdem sie gegangen waren, suchte ich den ersten Teil der Geschichte wieder heraus und fand: „Aber, Sire, Seine Hoheit weiß doch, dass es einem König nicht gestattet ist, ungestraft die Grenzen zu überschreiten!" Würde es dann

Würde es mir wirklich wehtun, wenn ich doch der König wäre? Ich musste und wollte es so schnell wie möglich wissen und konnte es kaum erwarten, bis der Morgen anbrach, um mit der letzten Papyrusrolle zu beginnen.

Ich konnte keinen Schlaf finden. „Djibril, kannst du mir denn nicht einmal helfen? Ich zittere innerlich am ganzen Leib …“

Maria

Eine seltsame Nachricht machte die Runde, und sie verbreitete sich schneller als die Seewinde, woher auch immer sie kamen: Ein junger Mann behauptete, einen neuen Messias anzukündigen, und er lud alle ein, sich im Jordan taufen zu lassen. Ich erzählte es Jesus. Er sah mich liebevoll an und flüsterte: „Ich gehe zu meinem Vater.“ „Ist dieser junge Mann dein Vater?“ Ich verstand nichts davon. Jesus lächelte mich an und schüttelte den Kopf. „Gib mir deinen Segen, Mutter“, sagte er und kniete vor mir nieder. Ich half ihm auf und flüsterte: „Du, Sohn Gottes, du musst mich segnen, denn ich bin die Magd des Herrn bis zu meinem Tod.“ Und mein Sohn sprach: „Ich segne dich, Maria, Tochter von Anna und Joachim, Mutter des Sohnes Gottes, der dich unendlich liebt, was auch immer geschieht.“ Und mein Sohn segnete mich und ging fort. Ich dankte Gott für sein Vertrauen, doch bis zum heutigen Tag kann ich immer noch nicht verstehen, warum ich seine Magd sein darf. Da hörte ich etwas hinter meinem Rücken, und dort lag ein Brot. Ich zeigte, in mich hinein lächelnd,

mit erhobenem Zeigefinger zum Himmel. Ich war nicht allein. Ich war nie allein.

Maria Magdalena

An jenem Morgen begann ich äußerst hungrig mit der Übersetzung des vierten und letzten Teils von „Das Kind des Königs“. Es ging so schnell wie nie zuvor, und nach vier Wochen waren Rebecca und ich fertig.

Die Stunden vergingen langsam. Plötzlich öffnete der Prinz die Augen: „Nimm meine Krone und steig hinab.“

„Die Stunden vergingen langsam. Plötzlich riss der Königsprinz die Augen auf und sprach zum Torwächter: ‚Nimm meine Krone mit und steig hinab, tief in die Kerker: Nimm alle Schlüssel des Königreichs mit dir, und du wirst deinen König finden. Alle Schlüssel …‘ Da klopfte es an der Tür.“

Und plötzlich klopfte es tatsächlich an meine Tür hier in Ein Karem! Vorsichtig öffnete ich und sah einen verwilderten jungen Mann vor mir in einem Ober- und Unterteil aus Kamelleder. Ein ungepflegter Bart verbarg einen Mund mit strahlend weißen Zähnen, und seine schweren Augenbrauen verbargen die schönsten Augen, die man sich nur vorstellen kann. Djibril, verkleidet als verwilderter junger Mann. Was für eine Überraschung!

„Djibril, ich schreibe und lese gerade ‚es klopft an der Tür‘, und du klopfst an die Tür: Das kann kein Zufall sein…

„Was für eine Verkleidung hast du denn jetzt? Wäre die Bettlerverkleidung nicht besser gewesen? So laufen dir alle davon.“ Ich schimpfte weiter, während der junge Mann lächelnd draußen stehen blieb und versuchte, zwischen meinem Geschimpfe etwas zu sagen: „Mein Name ist Johannes und ich besuche mein Geburtshaus …“ und er lächelte so freundlich, dass ich nur noch fröhlicher wurde und ihn wieder nicht weiterreden ließ: „Johannes? Der kleine Johannes? Dieser süße Winzling! Komm in dein Haus herein! Woher kommst du? Ich bin so froh, dich zu sehen. Komm herein. Komm herein. Ich mache dir sofort etwas zu essen …“ doch er unterbrach mich: „Wie heißt du, liebe Dame, und wie kommst du hierher? Hast du meine Eltern gekannt?“

„Ach ja, Johannes, du siehst deinem verstorbenen Vater Zacharias wie aus dem Gesicht geschnitten. Mein Name ist Maria von Magdala, aber alle nennen mich Maria Magdalena. Ich habe deinen Eltern hier geholfen, als du gerade geboren wurdest.“ Ich bot ihm einen Stuhl am Tisch an und begann sofort, Tee zu kochen und eine Brotzeit zuzubereiten, während ich meinen Blick nicht von ihm abwenden konnte. Währenddessen sah er die Papyrusrollen auf dem Tisch liegen, schaute sie sich an und nahm meine Übersetzung dazu, an der ich gerade arbeitete. „Darf ich?“, fragte er. „Natürlich, Johannes, die Rollen gehörten deinem Vater.“ Er las mein letztes Stück der Übersetzung und legte dann alles schnell zurück, woraufhin ich die vier Rollen sofort auf das Bett legte, damit wir gemeinsam am Tisch essen und unsere Geschichten miteinander teilen konnten. „Erzähl mir, wie geht es deiner Mutter, Elisabeth?“

Es klopfte erneut an der Tür.

„Ist alles in Ordnung bei dir, Ma Ma? Ich habe gerade einen fremden Mann an deiner Tür klopfen sehen und wollte sichergehen, dass alles in Ordnung ist.“

„Komm rein, Rebecca, ich habe hohen Besuch… Johannes, das sind meine nächsten Nachbarn, Rebecca, und hinter ihr läuft ein kleiner Schelm, und das kleine Mädchen heißt Hannah. Rebecca, das ist Johannes, und er ist der Sohn von Zacharias und Elisabeth.“ Zunächst war es etwas ungewohnt, vor allem für Hannah, die sich noch schüchterner hinter Rebeccas Kleid versteckte und ab und zu einen Blick auf „den seltsamen Mann in dem seltsamen Anzug“ warf. Rebecca und Johannes waren fast gleich alt, und als wir alle um den Tisch saßen, begann Johannes von seiner Mutter zu erzählen und davon, wie er auf dem Berg und später in der Wüste überlebte, aber ich spürte, dass er in Rebeccas Gegenwart nicht alles erzählen konnte. Ich übernahm schnell das Gespräch, indem ich von seinem Vater und den dramatischen Ereignissen um ihn herum erzählte, um dann bei Jesus anzukommen. Seine Augen funkelten sofort, aber leider konnte ich nichts Aktuelles erzählen, da ich schon seit Jahren hier auf einer Insel lebte, um auf … ja … auf ihn und Elisabeth zu warten. An seiner Haltung spürte ich, dass er mehr über Jesus und Maria wusste als ich selbst, und er war so lieb, dass er selbst davon anfing. Mit Ehrfurcht sprach er von beiden, und die Sehnsucht in meinem Herzen wuchs von Sekunde zu Sekunde. Vor allem die ausführliche Erzählung von Jesus als Dreizehnjährigem im Haus seines Vaters in Jerusalem löste eine enorme Freude in meinem Herzen aus. Rebecca sah es und schon

Sie ahnte, was kommen würde, und freute sich weiterhin intensiv mit mir.

„Möchtest du noch etwas Tee, Johannes? Ich fürchte, deine Stimme wird nach so einer schönen Geschichte versagen."

„Gerne, Maria Magdalena, gerne. Aber darf ich dich etwas fragen? Als ich hier hereinkam, habe ich diese Papyrusrollen mit der Geschichte vom Kind des Königs gesehen. Von meinem Vater?"

„Nein, er hat sie offenbar von einem Fremden im Tempel von Jerusalem bekommen."

Ich sah, wie er verwundert blickte, hörte ihn nachdenken und kam ihm entgegen. „Ich werde die Rollen kurz hier wieder auf den Tisch legen, damit du sie dir ansehen und lesen kannst. Kannst du Griechisch?" Rebecca begann sofort, den Tisch abzuräumen.

„Ich habe Aramäisch, Hebräisch und Griechisch von meinem Schutzengel gelernt." Er erschrak selbst darüber, dass er mit dem Wort „Schutzengel" mehr preisgab, als er sagen wollte, aber ich tat so, als hätte ich es nicht bemerkt, und legte die vier Rollen mit meinen Übersetzungen daneben auf den Tisch. Ich gab ihm Zeit. Plötzlich las er bewegt laut vor: „Wer einen Schatz heben will, muss große Opfer bringen, und der Schatz, den ich lesen durfte, erhalten von einem edlen Besucher von hohem Stand im Tempel zu Jerusalem, war es mehr als wert." Und er begann fasziniert, die Schriftrollen genauer zu untersuchen, und warf noch einmal einen Blick auf meine letzte Übersetzung, die abrupt endete, weil er damals anklopfte.

„Bist du schon fast fertig? Ich meine, mit dieser Schriftrolle, oder?“ Ich wusste nicht so recht, was er meinte, und nickte zustimmend; das Ende der Geschichte war in Sicht, so viel war sicher. Und Rebecca und mir blieb der Mund offen stehen, als er den weiteren Verlauf der Schriftrolle vorlas, so als könnten wir kein Griechisch lesen. Und während er fließend aus dem Griechischen übersetzte, begann er, uns direkt auf Aramäisch vorzulesen:

„Da klopfte es an der Tür.

Der Torwächter öffnete und ließ den Tod den Leichnam des Königssohns weit über die Grenzen des Königreichs hinausführen, mit einer Ruhe und einem Frieden, die er zu Lebzeiten nicht hätte erfahren dürfen.

Der Thron war nun leer.

Als der Torwächter die Tür wieder hinter sich schloss, bemerkte er, zurückgelassen auf dem Sterbebett des Kindes, ein kleines Kästchen aus Ebenholz mit goldenen Beschlägen. Dieses Kästchen hatte weder Schlüssel noch Schloss.

Der alte und weise Torwächter, der Träger der Schlüssel, verstand und nahm alle Schlüssel des Königreichs, alle, mit sich und stieg hinab in die Kerker. Einhundertelf Stufen zählte er.

Er kam bei den Verliesen an, aber wie um alles in der Welt sollte er den König erkennen? Er rief: „Wer von euch ist der König?“

Dann legte Johannes die Schriftrolle beiseite und erzählte aus dem Gedächtnis weiter. Er blickte in die ferne, dünne Luft, als wäre er selbst im Kerker dabei gewesen und hätte das Geschehen hautnah miterlebt.

Er rief: „Wer von euch ist der König?“

Alle Gefangenen sprangen auf und riefen um die Wette: „Ich bin der König! Nein, ich bin der König!“ Wie rasende Verrückte tobten sie.

Nur ein einziger Gefangener, der Fremde, rührte sich nicht und schwieg.

Der Torwächter öffnete das Tor seines Kerkerzimmers und sah einen Mann, mit geschlossenem Mund, geschlossenen Augen.

„Sind Sie der König?“, fragte der Torwächter.

Der Gefangene schüttelte verneinend den

Kopf.

„Wissen Sie es denn nicht?“, fragte der Torwächter leise.

Es kam keine Antwort, und niemals würde es eine Antwort geben.

Daraufhin nahm der Torwächter das kleine Ebenholz-Kästchen, legte es in den Schoß dessen, der nichts mehr wusste, und öffnete das Kästchen.

Als wäre die Berührung mit dem Inhalt ein Schlüssel, öffneten sich plötzlich die traurigen Augen des Fremden.

Als der Torwächter in ihre dunklen Augen blickte, war es, als würde ihn der Anblick der Seele des Kindes überwältigen.

„Mein König!“ Er sank weinend nieder und setzte dem alten König die Krone auf das Haupt.“

Johannes schwieg und sah uns allen tief in die Augen, die vor tiefem Glück strahlten, doch was wir in seinen Augen sahen, war ein flüchtiger Blick auf eine Welt jenseits unserer Welt, in einer Zeit, in der die Erde stillstand. Selbst Hannah rührte sich nicht. Als er seinen Blick von uns abwandte, fragte er sofort nach der nächsten Papyrusrolle. Wir erschraken: „Es gibt doch keine weitere Papyrusrolle, oder?“ Er stand überrascht auf und fragte, ob er kurz nach draußen gehen könne. „Natürlich, Johannes, hier bist du zu Hause.“ Und er ging hinaus. Rebecca und ich sahen uns panisch an: „Eine fünfte Rolle der Geschichte? Hast du schon mal unter der Matratze nachgesehen?“ Nirgendwo war etwas zu finden. Rebecca schaute durch das hintere Fenster in den Garten: „Er spricht mit jemandem …“ Johannes kam kurz darauf wieder herein.

„Johannes, schade, aber wir finden wirklich keine fünfte Rolle mehr …“

„Das macht nichts, Maria Magdalena, mein Vater war ein weiser Mann. Eines Tages wird dir jemand mehr darüber erzählen können. Es gibt nur einen Menschen, der die Tiefe der letzten Rolle kennt. Auch mir ist das noch nicht ganz klar, und es wäre dumm von mir, wenn ich dir falsche Dinge mitgeben würde“, schloss er mit einem breiten Lächeln.

Rebecca hob Hannah hoch und stellte sich vor ihn hin: „Segne uns bitte.“ Johannes sah mich kurz mit einem

fragenden Blick an. Ich stellte mich direkt hinter Rebecca und Hannah und wiederholte: „Segne uns bitte.“

Johannes schien verzweifelt nach einer Lösung zu suchen: „Ich kann niemanden segnen … ich kann jemanden nur … taufen … unter Wasser. Zehn Stunden Fußmarsch von hier entfernt gibt es eine seichte Stelle am Jordan. Ich komme gerade von dort.“ Und er senkte den Blick.

Maria

Das Haus fühlte sich leer an und als würde es auch leer bleiben. Josef weg, Jesus weg. Und Johannes war Jesus gefolgt. Meine Nachbarn waren zwar sehr lieb zu mir und fragten mich oft, ob sie etwas für mich tun könnten, aber ich selbst war mit meinen 41 Jahren noch jung genug, um anderen in Not mit dem Gold von Melchior zu helfen. Mit dem Weihrauch von Kaspar konnte ich, wenn nötig, meine Einsamkeit lindern, falls es mir schwerfallen sollte. Ich musste ihn nicht einmal anzünden; schon allein, wenn er in seiner schönen Verpackung in meiner Küche stand, war das Herbeirufen der Erinnerung ein Trost. Das Myrrhe von Balthasar hatte ich Maria Magdalena anvertraut. An sie zu denken tat immer ein wenig weh. Ich hatte ihr so viel zu erzählen. Zum Glück gab es immer diesen einen Freund, auf den ich mich bedingungslos verlassen konnte, und das war Djibril. Und alles deutete darauf hin, dass Maria Magdalena früher oder später…

Maria Magdalena

Noch am selben Abend, bevor wir zum Jordaan aufbrechen wollten, führte ich ein langes Gespräch mit Johannes. Ich hatte das Gefühl, endlich offen mit jemandem über meine Erlebnisse mit Djibril sprechen zu können. Er hörte aufmerksam den Zeichen und den vielen Zufällen zu, die ich erlebt hatte. Er beruhigte mich sofort und zweifelte nicht an meiner Geschichte, denn er vertraute mir an, wie er als Fünfjähriger den frühen Tod Elisabeths in einer Höhle überlebt hatte und wie er von einem Engel aufgezogen und erzogen wurde, der sich von morgens bis abends um ihn kümmerte. Es wurde wirklich sehr lustig, als er die Geschichte von dem klugen Esel erzählte, mit dem Elisabeth mit ihm auf die Flucht zum Horeb ging, und wie dieser ihm immer noch half und alle Straßen und Nebenwege besser kannte als alle Juden zusammen. Man musste ihm nur sagen, wohin man gehen wollte, zum Beispiel zu seinem Geburtshaus, denn das Tier verstand alles, aber unter einer Bedingung: Man musste höflich fragen. Er lachte fröhlich darüber. „Aber ich habe hier doch noch keinen Esel gesehen?“, bemerkte ich. Johannes lachte: „Wenn ich nur an ihn denke, ist er da und steht bereit. Komm, wir schauen uns das gemeinsam an.“ Er stand auf und ließ mich die Tür öffnen, und da stand das Tier schon und wartete. Er sprach kurz ganz diskret in seine langen Ohren und wandte sich dann an mich: „Ich stelle euch einander vor: ‚Lem, das ist Maria Magdalena, Maria Magdalena, das ist Lem.‘ Er ist einverstanden: Morgen können Hannah und Rebecca gemeinsam auf seinem Rücken reiten.“ Er sah mich lächelnd an.

„Freut mich, dich kennenzulernen, Lem. Kann ich dir irgendwie behilflich sein?“, fragte ich und sah Johannes an, ob das höflich genug war … Johannes nickte zustimmend und schloss die Tür hinter uns. Wir gingen beide amüsiert wieder hinein. Ich füllte die Tassen mit Tee und fragte, ob ich ihn etwas fragen dürfe, das mich seit heute Morgen sehr beschäftigte. Er nickte. „Ich war heute Morgen völlig aus der Fassung, als du das Ende der Geschichte vom Königskind sogar auswendig kanntest. Wo und von wem hast du das gelernt, wenn ich dich das fragen darf?“

„Meine Mutter kannte es von meinem Vater, der es bekommen hatte. Und sie lasen sich jeden Abend vor dem Schlafengehen gegenseitig Teile davon vor. An dem einen Abend Vater für Mutter, am anderen Abend Mutter für Vater. Jeden Abend. Und so kannten beide die Geschichte schließlich auswendig, und Mutter erzählte mir diese Geschichte jeden Abend in kleinen Abschnitten, bis ich einschlief. Als sie starb, übernahm der Engel Raphael das jahrelang von ihr, bis ich auf eigenen Beinen stehen konnte. Bevor er sich verabschiedete, fragte ich ihn: ‚Raphael, was passiert mit dem König unten im Kerker?‘“

Der Engel antwortete: „Mein Name Raphael bedeutet ‚Wiederhersteller Gottes‘, und das ist auch meine Aufgabe; und du bist der Vorläufer des Messias, und was mit dem König dort unten im Kerker geschehen wird, beginnt bei dir. Du bist der Anfang der Wiederherstellung.“

„Woran kann ich den Messias erkennen, Wiederhersteller?“, fragte ich Raphael.

„Du gehst umher und verkündest das Kommen des Messias, und alle, die an den Messias glauben, lassen sich von dir im Jordan taufen. Der Messias unter ihnen wird ebenfalls zu dir kommen, und eine Taube wird auf sein Haupt herabsteigen.“ Und Raphael verschwand aus meinem Blickfeld. Und so, liebe Maria Magdalena, habe ich begonnen zu taufen. Massen von Menschen, die an das Kommen des Messias glauben, der zweifellos kommen wird, lassen sich nun taufen, um sich auf sein Kommen vorzubereiten, bis sich der Messias der Menschheit offenbart. Morgen früh brechen wir nach Bethanien auf und kommen gegen Abend dort an. Am Tag danach werde ich euch taufen, zusammen mit anderen Menschen. Meine Helfer vor Ort wissen davon.“ Da dämmerte es mir plötzlich … Der Messias, von dem er sprach, konnte doch nur der kleine Jesus sein, den ich in den ersten Tagen zusammen mit den drei Weisen kennenlernen durfte, oder? Ich holte die Myrrhe von Balthasar in der wunderschönen Verpackung hervor und reichte sie Johannes, und ich erzählte ihm die ganze Geschichte dazu. Johannes war entzückt und weinte vor Rührung. Plötzlich wurde sein Blick düster und er schien völlig abwesend: „Darf ich ein kleines bisschen von der Myrrhe haben?“ Ich erschrak nicht so sehr über die Frage, sondern eher über seine Art von Trauer, von Melancholie, von zurückhaltender Freude und Schmerz, von Sehnsucht nach seinen Eltern? Ich hatte einst von den Nachbarn Hannah und Jair eine kleine Ledertasche als Dankeschön bekommen. Es fühlte sich perfekt an, diese zu verwenden: Einerseits war sie nahezu wasserdicht und praktisch für jemanden, der taufen musste, andererseits konnte man darin

auch etwas von Hannah, um dem Vorläufer des Messias nahe zu bleiben. „Trage es so nah wie möglich an deinem Herzen“, sagte ich, und Johannes befestigte es geschickt an der Innenseite seiner Kamellederweste auf Höhe seines Herzens. Er wollte nicht drinnen schlafen, denn das war er nicht gewohnt, und zog es vor, draußen bei Lem zu schlafen. Lem bedeutet „gehört zu Gott“, und dagegen konnte ich nichts einwenden.

Ich wusste nicht, was ich mir darunter alles vorstellen sollte: Ich war viel zu klein, um das große Ganze mit meinem Verstand zu begreifen, aber es war unmöglich, nicht mit meinem Herzen Vertrauen in den Sohn von Zacharias und Elisabeth zu haben. Und so kam mir Elisabeth plötzlich wieder in den Sinn, wie ich damals ihr Haus mit dem kleinen Johannes verlassen hatte, und ich suchte sofort nach ihrem violetten Stoff, um daraus sechs einfache Schals zu nähen. Danach schlief ich wie ein Stein fast im Stehen ein.

Maria

Die Stille tat mir gut. Und ich holte meinen Webstuhl wieder hervor. Ich spannte die vertikalen Elonfäden wieder und begann mit den Resten scharlachroter und violetter Wolle von einst erneut zu weben. Ich dachte zurück an das Geschrei der fünf jungen Jungfrauen, die über meine Jungfräulichkeit wachen sollten und unter denen Maria Magdalena weit herausragte. Ach ja, jetzt weiß ich, für wen ich webe, und es bestärkte mich in der Vorstellung, dass sie von weit her unterwegs

von weit her unterwegs war und dass sie sich genauso sehr nach „uns“ sehnte wie ich. Die Elonfäden summten leise bei jedem Durchgang der Spule. Ich war nicht allein. Hinter mir spürte ich stets Djibril, mit dem ich die intimsten Gespräche von Herz zu Engel führte. Ich hatte alle Hände voll zu tun.

Maria

Magdalena Ich

schlief noch.

Plötzlich hörte ich draußen das Geschrei einer überschwänglichen, kindlichen Stimme, unterbrochen vom ebenso begeisterten Brüllen eines Esels, der vor Freude brüllte. „Pst, Hannah, Mama schläft noch“, machte Rebecca noch mehr Lärm. „Bleib ruhig sitzen, Hannah. Lem, du musst mal kurz still sein“, hörte ich Johannes lachend sagen, „dann kann ich Rebecca kurz helfen.“ Durch die Spalten der Luke genoss ich das Schauspiel zwischen Mensch und Tier. Wie ein Dieb schlich ich mich hinten hinaus, um dann um die Ecke alles besser verfolgen zu können. Ich zog mich zurück, als die erste Übungsfahrt vorbeikam, mit Johannes hinten als Esel-Lehrer, der Rebecca und Lem ständig Anweisungen gab. Ich war glücklich, dies zu sehen, aber andererseits ahnte ich plötzlich, dass ich nicht aus dem Jordan zurückkehren würde. Es ging alles viel schneller, als ich es mir vor zwei Tagen hätte vorstellen können. Wenn ich das Ende der Geschichte vom Königskind erfahren wollte, musste auch ich dieses Königreich verlassen. „Wer einen Schatz heben will, muss große Opfer bringen.“ Das beängstigte mich eigentlich wegen des Unbekannten, aber mein Hunger nach Wahrheit war um ein Vielfaches größer. Ich arbeitete schnell weiter an der Fertigstellung der Schals, ich durfte auch auf keinen Fall vergessen, die Myrrhe mitzunehmen und danach den

Tisch für die Abreise zu decken. Bei

Von allem, was ich berührte, nahm ich mit Schmerz Abschied, doch eine große Gewissheit und ein Trost blieben mir: „Maria, ich komme …“

Rebecca

Was für ein Erlebnis war das! Zu zweit auf einem Esel, pardon: auf Herrn Lem, der deine Sprache versteht und besser weiß, wohin du willst, als du selbst. Hannah krähte ununterbrochen, und Lem hielt seine empfindlichen Ohren die ganze Zeit hochmotiviert nach vorne gedreht, um sie vor ihrem schrillen Gekrähe zu schützen. Johannes genoss es mit uns. Ups, Mama ruft uns zum Essen. Hannah war völlig außer sich, vergaß sogar zu essen und plapperte und faselte, was niemand verstand, aber ihre großen Augen verrieten alles: Lem war ihr Idol! Nach dem Essen nahm Johannes Hannah mit nach draußen, um Lem gemeinsam zu füttern, während ich Maria beim Aufräumen half. Ich spürte, wie ungewöhnlich nervös sie war. Sie verstaute die kostbaren Papyrusrollen alle ordentlich und legte sie wieder in die Truhe: „Das sind die vier Rollen der Geschichte, und hier sind meine Übersetzungen, und das ist der Wortschatz und die Grammatik von Vater Zacharias. Und das hier …“ Da brach sie in Tränen aus und umarmte mich leidenschaftlich. In einer einzigen Sekunde begriff ich, was mich erwartete, und ich brauchte nur eine Sekunde, um zu erkennen, dass ich ihr für alles, was sie für uns getan hatte, kein größeres Geschenk machen konnte, als jetzt stark zu sein und auf keinen Fall anzufangen zu weinen, damit

sie beruhigt ihren Weg gehen konnte. „Wir sehen uns bestimmt wieder, Ma Ma, ich habe so viel von dir gelernt. Lass uns vereinbaren: Wir hören jetzt auf, wegen des Abschieds zu weinen, und werden erst dann weinen – und sei dir sicher, dass es Tränen in Strömen sein werden, Tränen der Freude, wenn wir uns wiedersehen.“ Sie begann sogar zu lachen, während ihre Augen noch tränten: „Habe ich dir das beigebracht?“ Sie wischte sich das Gesicht ab und fügte scherzhaft hinzu: „Das glaube ich dir nicht.“ Und wir konnten beide schon wieder lachen. Das Leben ging weiter. Doch in jener Nacht in meinem Bett, als ich meine einzige echte Mutter loslassen musste, zog mein altes Leben noch einmal ganz vor meinen Augen vorbei, und ich spürte umso tiefer, wie viel ich in diesen Jahren von dieser Mutter erhalten hatte, um selbst eine gute Mutter für Hannah werden zu können. Der verhängnisvolle Kreislauf war durchbrochen, und zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich auch meinen leiblichen Eltern für dieses neue Leben danken. Und wenn Tränen sprechen und schreiben könnten, dann hätte ich in dieser Nacht ein dickes Buch mit dem Titel „Danke, Ma Ma“ geschrieben.

Lem

Ie AAA! Ie AAA!

Maria Magdalena

Lem ruft. Es war fast schon komisch, mitten in meiner traurigen Stimmung von

Mein erster Blick an jenem Morgen. Ich handelte rein automatisch und versteckte mich hinter einer schützenden Mauer, doch dabei hatte ich nicht mit der lieben Hannah gerechnet, die es wohl gespürt hatte und mein Verlassen dieses geliebten Ortes ebenso wenig begreifen konnte wie ich selbst. Es war, als wäre Hannahs unaufhörliches Weinen mein eigenes Weinen. Rebecca kam mir zu Hilfe, und es war ihr liebevoller, verständnisvoller Blick, der mich auftaute, wodurch auch Hannah wieder ruhig wurde.

Wir brachen auf.

Lem mit Rebecca und Hannah an der Spitze.

Dahinter Johannes, um die Mädchen im Auge zu behalten und ihnen notfalls zu Hilfe zu eilen.

Ich versteckte mich hinter Johannes, damit ich ab und zu heimlich noch einmal zurückblicken konnte auf ein Haus voller äußerst kostbarer Erinnerungen in meinem Leben. Die Schönheit der Natur ging völlig an mir vorbei. So strahlend stahlblau der Himmel auch war und einen Menschen in gute Laune versetzen konnte, mir gelang es nicht. Ich dachte, ich könnte mich in diesem Zustand Johannes' Blick entziehen, aber anscheinend hatte er ein paar zusätzliche Augen im Nacken. Als er sah, wie vorbildlich Lem und die Kinder miteinander umgingen, verlangsamte er kurz seinen Schritt, um sich neben mich zu stellen. Er kam direkt zur Sache. „Es erfordert Mut, Maria Magdalena, das Königreich zu finden."

„Wozu, Johannes, um in den Kellern einer Burg zu verrotten?"

„Nein, um das zu finden, wonach du schon dein ganzes Leben lang suchst."

„Wenn man weiß, wonach man sucht, ist das vielleicht einfach, aber ich …"

„Ich kann dir nur einen Rat geben: Hab Vertrauen. Dein Herz sagt dir, dass du bleiben sollst, aber deine Intuition sagt dir, dass du gehen sollst. Ich habe gesehen, wie du lila Schals geknüpft hast, und mir ist aufgefallen, dass sie dich auf diese Reise mitgenommen haben. Folge dieser Spur."

Ich saß in diesem Moment, ich erinnere mich noch gut daran, ganz tief unten. Vertrauen haben? In was? Es gab kein Licht, um etwas zu sehen, keine Ohren, um gute Nachrichten zu hören, kaum Sauerstoff zum Atmen, keine Tränen zum Weinen, keine Stimme zum Sprechen, keine Ahnung, wo ich war, und noch weniger, wohin ich ging. Plötzlich blieb Lem stehen. Vor ihm stand ein Fremder. Lem stand still, Rebecca und Hannah schienen wie erstarrt, Johannes rührte sich nicht von der Stelle. Ich ging nach vorne und sah dem Mann in die Augen. Ich sprach in Gedanken mit ihm: Wie könnte ich dich nicht kennen, mein lieber Engel. Danke, dass du gekommen bist. Ich habe wieder Vertrauen. Und er nickte kurz, ging an mir vorbei, streichelte Lem und ging an Rebecca und Johannes vorbei. Ich sah ihm nach, bis er außer Sichtweite war und ich wieder atmen und meine Stimme benutzen konnte: „Mädchen und Herr Lem? Wir gehen weiter!" Ich ging wieder hinten neben Johannes und sagte ihm, was er ohnehin schon wusste: „Djibril", und Johannes antwortete mir: „Alles wird gut, Maria Magdalena."

Ich konzentrierte mich die ganze Zeit auf Lems Geschicklichkeit und Vorsicht bei jedem Hindernis auf dem ersten

Teil der Wanderung, bis wir auf einfachere, ausgetretene Pfade kommen würden, so hatte Johannes uns versprochen. Rebecca hielt tapfer durch, und bei jeder Pause unterhielt sich Johannes mit Lem und fütterte ihn mit seinen Lieblingskräutern, die Johannes während des Gehens ständig sammelte.

Als die Sonne am höchsten stand, erreichten wir eine kleine Brücke über einen kleinen Fluss, einen Nebenarm des Jordans, wie Johannes uns erzählte. „Ist es noch weit, Ma Ma?“, quengelte Hannah, und Johannes schaltete sich sofort ein: „Wir machen hier eine kleine Pause und essen etwas, wir sind auf halber Strecke.“

Rebecca kletterte, vom langen Sitzen steif geworden, nicht gerade geschickt von Lem herunter, gab aber keinen Mucks von sich. Bevor ich sie fragen konnte, kam sie mir schon zuvor: „Geht es dir gut, Mama? Vielleicht solltest du später mit Hannah auf Lem sitzen, ich würde gerne ein bisschen spazieren gehen, denn ich fühle mich steif nach dem langen Sitzen.“ Hätte ich es nicht gedacht: Was für ein Schatz! Natürlich fühlte sie sich nicht „steif“, sie wollte mir nur das Gefühl geben, dass ich ihr dabei half, damit ich mich nicht weigern würde. Es war ein reiner Akt der Selbstaufopferung, und ich gönnte ihr diese Geste von ganzem Herzen. „Das ist sehr lieb von dir, mein süßer Schatz, das mache ich gerne, vielen Dank.“

Wir aßen etwas, tranken etwas, und ich schloss kurz die Augen.

Danach zogen wir weiter. Ich saß mit Hannah auf Lem. Wir folgten den Windungen des Flusses flussabwärts, was für Lem und auch für uns angenehmer war. Das

Schaukeln wiegte Hannah in meinen Armen in den Schlaf. Ich dachte zurück an

Maria und das Jesuskind auf dem Esel in Bethlehem. Ich konnte mir nun ein wenig vorstellen, wie sich mütterliche Gefühle anfühlen, die ich nie gekannt habe. Es war, als müsste ich gleich mein Kind abgeben. Ich schluckte kurz. Wenn Lem ganz vorsichtig ein schwieriges Hindernis überwinden musste, ging er immer besonders langsam, um Hannah auf keinen Fall zu wecken. „Danke, Lem“, sagte ich nach jeder Schwierigkeit immer leise, und an der Stellung seiner Ohren konnte ich gut erkennen, ob er es gehört hatte. Ein heiliges Tier, ob es das wohl gibt? Ich fragte mich das kurz ernsthaft. Ich würde solchen Tieren das gönnen, auch wenn ich in meiner Fantasie vielleicht doch etwas zu weit ging. Johannes kam neben mich her: „Geht es dir gut?“ Noch so ein heiliges Tier! Johannes sah sofort meine strahlenden Augen und las meine Gedanken: „Oh nein, Frau, vergiss das lieber.“ „Ich bin dir sehr dankbar, Johannes, Sohn des Zacharias und der Elisabeth, für das, was du für uns und für die Menschheit tust.“ „Es wird gut gehen, Maria Magdalena, was auch immer geschehen mag: Der Messias wird das Böse besiegen.“ Wir tauschten mit unseren Blicken unsere Dankbarkeit aus, woraufhin Johannes sich wieder zu Rebecca gesellte, die tapfer standhielt. Am nächsten Halt würde ich diese Mutter wieder mit ihrer Tochter auf dem edlen Rücken von Herrn Lem vereinen. Jedes Mal, wenn ich Johannes sah, fragte ich mich, ob ich das Jesuskind noch erkennen würde. Johannes und Jesus waren gleichaltrig, und beide hatte ich als Babys versorgt. Ich hatte Johannes überhaupt nicht erkannt, wie sollte ich dann Jesus erkennen? Keine Chance also, ihn zu erkennen. Nach der Taufe würde ich mich nach Nazareth begeben

Ich wollte unbedingt Maria wiedersehen, und dort würde ich sicher auch Jesus treffen.

Wir kamen kurz vor Sonnenuntergang in Bethanien an. Es herrschte ein riesiges Gedränge. Viele Menschen würden die Nacht am Ufer des Jordans verbringen, in Erwartung des morgigen Tages. Johannes hatte sich offenbar mit einer seiner Mitarbeiterinnen verabredet: „Maria Magdalena, das ist Rachel, sie wird sich um euch kümmern. Es tut mir leid, dass ich euch jetzt verlassen muss, aber morgen sehen wir uns wieder." Lem fing an zu brüllen, und er ging zu ihm hin, flüsterte ihm eine Weile ins Ohr, und Lem beruhigte sich. Rachel nahm uns mit und hatte einen Schlafplatz organisiert. Wir wurden von Rachels Mutter herzlich empfangen, und nach dem Essen waren wir so erschöpft, dass ich darauf bestand, uns etwas früher als geplant zu wecken, um dann die anderen kennenzulernen. Rebecca war jetzt wirklich „steif", Hannah war nervig, und ich schlief schon, während ich sprach. Ich höre jetzt auf zu schreiben: Ich will schlafen!

Rebecca

Ich lag im Bett. Todmüde, aber hellwach. Todmüde von den Emotionen, eher als vom Ausgehen. Dieser Fremde von heute Morgen… Ma Ma war alles andere als sie selbst, nicht wiederzuerkennen, und ich konnte es auch nicht als traurig oder unglücklich bezeichnen. Bis dieser Fremde kam. Ich konnte ihn nicht sofort zuordnen, ich zerbrach mir den Kopf, er streichelte Lem noch einmal, während er mir eine Sekunde lang in die Augen sah, und

ja, da glaubte ich, es zu wissen: der Mann vom „Zufall“ auf dem Eis, denke ich zumindest, der Mann, dem ich viel zu verdanken habe. Ich werde Ma Ma morgen danach fragen, bevor ich sie für lange Zeit nicht mehr sehen werde.

Maria

Mein Sohn war nun schon seit Monaten fort, ich zählte die Tage nicht mehr. Der neue Tag schien ein Tag wie alle anderen zu werden, wäre da nicht ein Brot an meinem Webstuhl gelegen. Ich schaute sofort umher, aber es war nichts zu sehen. Ich schloss die Augen: „Djibril? Danke für das Brot.“ Ich öffnete meine Augen wieder und begann den Tag gut gelaunt. Es wurde ein herrlicher Tag: Die blauen Kettfäden boten ihre schönsten Klänge wie tanzende Tropfen den roten Farben der horizontalen Schussfäden des Webstuhls dar. Von morgens bis abends fühlte ich mich zutiefst glücklich.

Erst viel später, im Nachhinein, konnte ich mich an diesen Tag wieder erinnern, als sich herausstellte, dass weit entfernt etwas Wichtiges für die Menschheit geschah. Wie sehr einen manchmal schon kleine Dinge überglücklich machen, wie viel wichtiger und wertvoller es im Nachhinein erscheint. Ein Gefühl für etwas, das unmittelbar darauf folgt, scheinbar aus dem Nichts. Zufälle gibt es nicht. Es scheint zwar so, als gäbe es sie, aber das ist nicht der Fall.

Maria Magdalena

Johannes stand bis zur Hüfte im Jordan, und eine Menschenmenge stand in einer langen Schlange, um sich für ihren Glauben an das Kommen des Messias anstellen zu lassen. Ich konnte nicht widerstehen, zu schauen, ob ich Jesus in diesen langen Reihen erkennen würde. Es war ein aussichtsloses Unterfangen, ich dachte bei mindestens zehn Männern, dass er es sein könnte. Der Mann hinter mir in der Schlange war so einer, aber er war es nicht. Ich gab es auf und konzentrierte mich auf Johannes selbst: Er wirkte so anders als wir ihn kannten: ernst, tiefgläubig, überzeugt von dem, wozu er gesandt worden war. Er flößte jedem, der sich ihm näherte, unermesslichen Respekt ein. Es war kein Spiel, es war pure Ernsthaftigkeit, aber viel wichtiger noch: Er strahlte nichts als Liebe aus. Stell dir vor: Seit Jahrhunderten wurde die Ankunft des Messias prophezeit, und nun, ausgerechnet jetzt, würde sich der Messias an diesem Tag vielleicht offenbaren. Alle Zeichen waren da: 14.000 Elternpaare von ermordeten Kindern hatten miterlebt, wie sogar die Regierung dieses Gerücht ernst nahm; in Bethlehem hatten Hirten und Einwohner den Stern gesehen und die Ankunft von drei Weisen aus fernen Ländern. Diese Hunderte von Menschen, die sich täglich am Jordan einfanden, waren alle von Hoffnung und Vertrauen in einen verwilderten jungen Mann erfüllt, der in Kamelhaut gehüllt war und furchtlos seinen Kopf reckte, um die Menschen auf die Ankunft des Messias vorzubereiten. Während wir in der Schlange standen, sahen wir Pharisäer, Sadduzäer und Gesetzesgelehrte in

ihren prächtigen

fuhren mit ihrem Pferd oder ihrer Kutsche hin und her. Sie konnten ihre Besorgnis oder ihren Ärger nicht unterdrücken.

Wir erreichten das Wasser. Rebecca stand vor mir und ich hielt Hannah in meinen Armen. Hannah war still und schaute die ganze Zeit zurück. Es war, als hätte sie Angst vor dem Wasser und wollte es nicht sehen, obwohl ihr Gesicht überhaupt nicht ängstlich wirkte. Im Gegenteil. Nicht viel später verstand ich, warum sie immer wieder zurückblickte. Ich musste mich jedoch konzentrieren, um nicht zu fallen, und wir schritten Schritt für Schritt ins Wasser, bis Rebecca an der Reihe war. Ein Helfer von Johannes fragte nach den Namen ihrer Eltern, aber sie gab keine Antwort. „Macht nichts, Rebecca“, beruhigte Johannes sie. Und sie gab sich Johannes hin. „Ich taufe dich, Rebecca, Tochter von Aliza und Joah, zu einem neuen Menschen.“ Und sie wurde sofort untergetaucht und von Johannes’ Helfern wieder auf die Beine geholfen. Sie wollte Johannes sofort etwas fragen, doch er kam ihr zuvor: „Deine Eltern hießen Aliza und Joah. Wie heißt der Vater von Hannah?“ „Uri“, stammelte sie und rieb sich schnell die Augen trocken, um Hannah zu packen. „Ich taufe dich, Hannah, Tochter von Rebecca und Uri, zu einem neuen Menschen.“ Hannah erschrak, weinte und Rebecca nahm sie schnell in die Arme. Ich nannte spontan die Namen meiner Eltern. „Ich taufe dich, Maria Magdalena, Tochter von Lott und Levi, zu einem neuen Menschen.“ Ich stieg aus dem Wasser und fühlte mich seltsam. Dann watete ich langsam zum Ufer, wo Rebecca auf mich wartete. Wir schauten zu. Die beiden Männer direkt hinter mir sollten getauft werden, aber anscheinend gab es da etwas

Es herrschte ein reges Hin und Her und Verwirrung, als ob Johannes sich weigern würde, die Menschen zu taufen, doch schließlich gab er nach. Ich war überrascht, genau wie so viele Menschen am Ufer, und neugierig, und spitzte die Ohren.

„Ich taufe dich, Johannes, Sohn von Salome und Zebedäus, zu einem neuen Menschen."

Daraufhin folgte sein Freund, und ich hörte: „Ich taufe dich, Jesus[46], Sohn Marias und Josefs und des Allerhöchsten, zu einem neuen Menschen."

Ich traute meinen Augen nicht. Plötzlich schwebte eine Taube herab und ließ sich auf dem Haupt Jesu, des Messias, nieder! Natürlich! Und Johannes, der Enkel von Josef und Maria! Meine Freude kannte keine Grenzen, und meine Gedanken wanderten sofort zu Maria. Plötzlich teilten sich die Wolken und eine Stimme erklang: „Dies ist mein Sohn, mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Und Johannes der Täufer rief so laut er konnte, damit es jeder hören konnte: „Seht das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt und das nicht mit Wasser tauft, sondern mit dem Heiligen Geist." Johannes bat Jesus, ihn zu taufen. „Ich taufe dich, Johannes, Sohn von Elisabeth und Zacharias, zu einem neuen Menschen." Alle Menschen neigten ihre Köpfe, als Jesus und Johannes ans Ufer kamen, und auch ich fiel auf meine

[46] Ein Mensch unter den Menschen, doch göttlicher Herkunft. In den apokryphen Jesus-Evangelien der Ebioniten und Hebräer aus den ersten beiden Jahrhunderten nach Christus wurde der Mensch Jesus erst durch die Taufe durch Johannes „als Sein Sohn von Seinem

Vater bestätigt“.

Ich sank auf die Knie und neigte den Kopf, und Rebecca folgte meinem Beispiel. Ich sah, wie ein Paar Füße vor mir im Sand zum Stehen kam. „Maria Magdalena, steh auf!“ Tränen der Freude hinderten mich daran, ein Wort zu sagen, denn kein Wort konnte ausdrücken, was ich fühlte. Und das ist bis heute so. Es würde diesen heiligsten Augenblicken meines Lebens Unrecht tun. In seine liebevollen Augen zu schauen war wie zu sprechen, und ich wusste, dass er wusste, was ich fühlte und dachte. Er nickte nur und sagte ohne Worte: Du gehst nach Nazareth und erzählst meiner Mutter, was hier geschehen ist? Ich nickte. Johannes, der fünf Jahre älter war als Jesus, erinnerte sich offenbar noch gut an mich und umarmte mich: „Wo sind deine violetten Tücher?“ Und ich entschuldigte mich, völlig aus der Fassung gebracht, suchte nervös danach und gab Jesus und Johannes einen Schal aus dem Stoff von Elisabeth. Und so zogen beide weiter, und überall, wo sie vorbeikamen, folgten die Menschen meiner Geste und knieten vor dem Messias und Johannes, seinem zukünftigen geliebtesten Apostel, nieder. In der Stadt Bethanien hatten inzwischen viele Menschen die Stimme aus den Wolken gehört und eilten mit Eile zum Jordan. Johannes der Täufer taufte weiter bis spät in den Abend hinein, bei Fackelschein, bis sich der allerletzte Mensch gemeldet hatte.

Ich wartete auf ihn, während Rebecca und Hannah schon längst zu ihrem Schlafplatz gegangen waren. Ich schenkte Johannes zum Abschied einen violetten Schal mit einer Botschaft seiner Mutter: „Fürchte dich nicht vor dem Violett!“, ein Abschied für immer, wie sich bald herausstellen sollte. Auf einem Hügel

sah ich die letzten Spione der Pharisäer zuschauen und kehrtmachen, um in aller Eile Bericht in Jerusalem zu erstatten.

Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich von Rebecca und Hannah und schenkte jeder von ihnen einen meiner letzten Schals. Die violetten Schmetterlinge flogen in alle Himmelsrichtungen davon. Wir alle hielten uns tapfer, auch Hannah und der schweigsame Lem. Rebecca war überglücklich, dass sie die Namen ihrer Eltern, Alizah und Joah, erfahren hatte. „Endlich kenne ich die Namen meiner Eltern, und vielleicht kann ich sie eines Tages finden. Und Ma Ma, ich habe noch eine kleine Frage: Vorgestern, als wir gerade losgegangen waren, dieser fremde Mann, war das Djibril?“ Ich nickte. „Und ist Jesus der König aus der Geschichte vom Kind des Königs?“ Ich antwortete: „Vielleicht ist er das Kind des Königs oder der Torwächter? Wir wissen es nicht, aber eines Tages wird es uns klar werden.“

Ich streichelte Herrn Lem noch einmal und bat ihn, vorsichtig zu sein. Hannah bettelte mit ausgestreckten Armen um eine letzte Umarmung. Lem ging leise davon und Rebecca drehte sich noch einmal um: „Du kommst uns doch besuchen?“

„Natürlich, Schatz!“

Maria

Die Nachricht von der Taufe des Messias durch Johannes den Täufer löste einen Sturm von Gerüchten aus – voller Hoffnung, Zweifel, aber auch Eifersucht, Groll und sogar Hass. Meine Gedanken galten vor allem Elisabeth, Zacharias und Josef. Wie sehr vermisste ich sie doch in diesem Moment. Es fühlte sich an, als wäre ich die Einzige auf der Welt, die unmöglich an der Mission meines Sohnes zweifeln konnte.

Doch ich irrte mich gewaltig. Es klopfte an der Tür. Maria Magdalena! Ohne dass auch nur ein Wort gesprochen wurde, sah ich in ihren großen Augen, dass ich mit meinem Glauben an meinen Sohn nicht allein war und niemals allein sein würde. Mein Herz erwärmte sich an ihrem ansteckenden Lachen, und wir fielen uns wie junge Mädchen in die Arme. Wir waren zu Recht ein Geschenk Gottes füreinander. Sie war und ist immer noch der einzige Mensch in meinem Leben, dem ich es manchmal wage, Einblick in mein Herz zu gewähren. Und ich wage es auch heute noch, für sie zu sprechen und zu sagen, dass dies vollkommen auf Gegenseitigkeit beruht. Unsere Freude verwandelte sich schnell in ein Tränental der Emotionen aufgrund unserer gemeinsamen Erfahrungen: Zacharias, Elisabeth, Josef, die Flucht nach Ägypten, vierzehntausend Kinder, Hannah, Jair, mit gelegentlichen wichtigen Lichtblicken: die drei Weisen, Rebecca mit der kleinen Hannah, Djibril, Johannes der Täufer und natürlich die von Maria Magdalena lang und breit erzählte lustige Geschichte von Lem, dem

wundersamen

Esel, es tat gut zu hören, dass offenbar auch manche Tiere sich an Eden erinnern konnten. Maria Magdalena dachte plötzlich an etwas, suchte danach und fand es in ihrem Gepäck. „Ich habe Johannes dem Täufer etwas von der Myrrhe mitgegeben, wenn es dir nichts ausmacht?“, fragte sie und gab mir das wunderschöne, kostbare Geschenk zurück. „Natürlich nicht, aber warum?“

„Als er Jesus taufte, die Taube herabkam und eine Stimme aus den Wolken erklang, sah ich, wie Spione zu Pferd verächtlich zuschauten und wie einige eilig davonritten. Nach dem Mord an Zacharias bin ich nicht mehr ganz beruhigt. Ich hoffe, dass die Myrrhe Johannes den Täufer beschützt. Und er hat sich sehr darüber gefreut.“

Ich spürte sofort, wie mir ein Schauer über den Rücken lief, und wagte es nicht, Maria Magdalena zu erzählen, was ich während meiner Jahre im Allerheiligsten vorausgeahnt und über die Bedeutung von Myrrhe gelernt hatte, denn Myrrhe diente ja dazu, sowohl seelische als auch körperliche Schmerzen zu lindern oder einen toten Körper zu balsamieren, und nicht so sehr dazu, den Menschen zu beschützen. Das war genau der Grund, so verstehe ich es jetzt, warum ich als junge Mutter bei der Geburt Jesu ihr instinktiv die Myrrhe zur Aufbewahrung gab. Damals hatte ich noch Angst vor Myrrhe, war nicht stark genug und sicherlich nicht alt genug, um es zu ertragen. Und ich wollte ihr das immer noch nicht erklären, weil es keinen Sinn machte, sie zu beunruhigen. Andererseits konnte ich ihr aufrichtig dafür danken, dass sie es all die Zeit, in der ich es noch nicht konnte, gut aufbewahrt hatte, doch gleichzeitig überkam

mich immer wieder

diese Schwere, als ich Myrrhe als Geschenk für meinen Sohn sah.

Ich wechselte schnell das Thema und fragte sie, ob sie nun etwas mehr darüber wüsste, wo sich Jesus gerade aufhielt. Sie antwortete, das Letzte, was sie gehört habe, sei, dass er zusammen mit Johannes und einigen seiner Anhänger zum Tempel in Jerusalem gegangen sei. Ich hoffte, dass er rechtzeitig wieder zu Hause sein würde, da wir eine Einladung zu einer Hochzeit in Kana bei den Zeloten erhalten hatten [47] Simon und Rachel. Aber ob Fest oder kein Fest, die Zeit mütterlicher Sorgen war eindeutig angebrochen. Und das kam viel schneller als erwartet. Drei Tage später erhielt ich bei Einbruch der Dämmerung erneut hohen Besuch: Johannes, mein lieber Stiefsohn, stand vor der Tür. Johannes war eigentlich mein Stiefenkel, aber da er nur ein paar Jahre älter war als Jesus und er seine Mutter nie kennengelernt hatte, betrachtete ich ihn als einen Sohn mit dem Segen des seligen Josef, so wie auch er mich als seine Mutter betrachtete. Unsere Flucht nach Ägypten schmiedete ein unvergessliches Band zwischen uns. Maria Magdalena und ich waren überglücklich, ihn zu sehen, und er schien immer sanfter und liebenswerter zu werden, als er es je gewesen war. Er war ein Schatz

[47] Ein „Zelot“ ist ein fanatischer Verfechter eines religiösen, politischen oder ideologischen Ziels, der sich manchmal auch mit Gewalt oder fanatischen Mitteln dafür einsetzt, seine Ideen zu verbreiten. Der Begriff leitet sich ursprünglich von der historischen jüdischen Gruppe der Zeloten ab, einer aufständischen Bewegung, die sich gewaltsam gegen die römische Herrschaft auflehnte.

aus einem jungen Mann geworden, und unsere erste Frage lautete: „Und Jesus?“

„Er kommt noch, er sollte erst morgen aufbrechen, das hoffe ich jedenfalls, denn im Tempel in Jerusalem ging es heftig zu.“ Auch Maria Magdalena runzelte sofort die Stirn und sah mich augenblicklich besorgt an. Wir setzten uns an den Tisch: „Aber, aber was ist denn dann passiert, Johannes?“

„Nichts Schlimmes, wirklich. Wir kamen im Innenhof des Tempels an, und Jesus wurde wütend, warf die Tische der Geldwechsler um und vertrieb die Taubenhändler, Ziegenhirten und Rinderzüchter. Er rief laut: ‚Macht das Haus meines Vaters nicht zu einem Marktplatz.‘ Und er hatte recht. Die Händler waren ängstlich und wütend, packten ihre Sachen schnell wieder zusammen und verließen den Vorhof nicht, ohne ihren Hass deutlich zu zeigen. Auch die Pharisäer blickten ihn wütend an. Ich erschrak doch ein wenig über Jesu Handeln, so wütend hatte ich ihn noch nie gesehen.“ Dass Johannes, der Jesus wie kein anderer kannte, sagte, er habe ihn noch nie so wütend gesehen, schockierte mich sehr. Ich glaube, ich wurde vor Angst blass: Mein lieber Sohn, Sohn Gottes, eines Gottes, der Liebe ist, der Gewalt anwendete? Ich konnte es kaum glauben. Was war mit ihm geschehen?

Als Kind [48]hatte er einmal einen seiner Lehrer in der Tora „verflucht“, woraufhin dieser mit Schaum vor dem Mund zu Boden fiel. Liebe und Gewalt passen doch nie zusammen, oder doch? Ich dachte, er hätte damals seine Lektion gelernt. Ich fühlte keinen Boden mehr unter meinen Füßen. Hatte ich bei seiner Erziehung etwas falsch gemacht?

Johannes

Ich erschrak, als ich sah, wie sich die Freude meiner lieben Stiefmutter plötzlich in Sorge und ja, sogar in Panik verwandelte. Ich eilte zu ihr, umarmte sie und streichelte sie sanft, während ich sie leise schluchzen hörte. „Vielleicht ist es

---

[48] Im apokryphen Evangelium der Ebioniten wird berichtet, wie Jesus bei seiner Taufe durch Johannes den Täufer im Jordan von seinem Vater „adoptiert“ wurde, was ein offizielles Ende seines bisweilen „falschen“ Gebrauchs seiner Wunderkraft bedeuten konnte. Sein anschließender Aufruhr im Tempel war jedoch nicht wundersamer Natur, sondern rein menschlicher, physischer Aggression, etwas, das er später nicht mehr wiederholen sollte, genauso wie er auch seine verbale Aggression gegenüber den weiß getünchten Gräbern (Matthäus 23) noch „ablernen“ musste und bei seiner Verhaftung nicht mehr wiederholte. Dialektik = durch Fragen und Antworten zu einer kohärenten Synthese gelangen. Die Lebensgeschichte Jesu ist eine menschliche und zugleich göttliche Geschichte, die auf einer solchen dialektischen Grundlage beruht. Die Erziehung und Ausbildung seiner Mutter ab ihrem dritten Lebensjahr im Tempel war so besonders und einzigartig, dass sie selbst einen solchen Lernprozess auf dialektischer Grundlage gar nicht durchlaufen musste, was manche Handlungen während des Lernprozesses des Sohnes des Gottes der Liebe für uns manchmal schwerer verständlich und akzeptabel erscheinen lässt. Maria erweist sich einmal mehr als von immenser Bedeutung für die menschlichen und auch göttlichen Aspekte seines geistigen Wachstums.

vor Erschöpfung, und ist der Sohn Gottes manchmal auch nur ein Mensch. Du trägst keine Schuld, meine liebe Mutter.“

Auch Maria Magdalena war sehr beunruhigt. Auch sie fühlte sich verzweifelt. Ihre beiderseitige Bestürzung erschreckte mich. Ich sprach zu ihnen beiden: „Es ist gut, dass ihr ihn gemeinsam darauf anspricht. Mein Bruder ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, und die Wunder, die er unterwegs vollbracht hat, bestätigen unbestreitbar, dass er der Messias ist. Ich vermute, dass er mich deshalb gebeten hat, zu euch zu gehen, damit ihr es nicht von Fremden erfahrt.“ Ich war mir jedoch nicht so sicher, ob das richtig war, und zweifelte nun daran, ob es gut gewesen war, dies spontan zu erzählen. Ich hatte ihre Bestürzung stark unterschätzt. Ich fühlte mich ein wenig schuldig, auch wenn es die Wahrheit war und gut gemeint. Worüber ich mir jedoch sicher war, war, dass ich vor Erschöpfung völlig fertig war. Die Emotionen der letzten Wochen waren nicht zu unterschätzen: kein Moment der Ruhe und ständig Fragen von Menschen beantworten, die Kranken zu Jesus bringen, die Menschen zur Geduld ermahnen, ihren Fragen zuhören, auf all ihre möglichen Sorgen antworten, als wäre auch ich ein Messias. Und nun Maria und Maria Magdalena trauern zu sehen, war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte; mein Herz und meine Augenlider wurden schwerer, und ich flehte um ein Bett.

Maria

Ich hörte, wie Maria Magdalena den erschöpften Johannes zu seinem Bett brachte. Das Schmerzhafteste an der Wut meines Sohnes im Tempel war, dass ich sie nicht verstand und dass ich schon damals zu wenig Einsicht hatte, um sie einordnen zu können. Ich hatte ihm doch schon in jungen Jahren beigebracht, dass es nicht in Ordnung war, wenn er sich zum Beispiel mit einem Nachbarsjungen stritt, der ihn wegen seines uralten Vaters hänselte, und diesen Jungen schäumend und zuckend bewusstlos zu Boden warf, und dass er verstehen musste, dass er anders war als seine Kameraden und dass diese keinen Vater im Himmel hatten. Aber nun war ich sehr besorgt, dass er dafür getötet werden würde, so wie es auch mit Zacharias geschehen war. Es war Maria Magdalena, die mich in dieser Hinsicht zurechtwies und mir klar machte, dass er eine Mission als Messias hatte und dass wir die Tiefe dieser Mission niemals begreifen könnten, wenn er uns nicht selbst davon erzählte. „Ich vermute, dass wir es oft nicht verstehen werden“, schloss Maria Magdalena weise, „und was wir nicht verstehen, dürfen wir weder gutheißen noch ablehnen. Wir müssen warten, bis wir mit ihm selbst darüber sprechen können.“ Ich hatte jetzt das dringende Bedürfnis, allein zu sein, und zog mich in mein Bett zurück, und auch Maria Magdalena zog sich in ihr Zimmer zurück. Wir waren alle erschöpft. Ich konnte keinen Schlaf finden, ich hatte viele Fragen, aber keine Antworten.

Maria Magdalena

Auch mich hat Jesu Aufruhr im Tempel nach seiner Taufe zutiefst verwundert. Als er zusammen mit uns von Johannes dem Täufer getauft wurde, deutete nichts darauf hin, dass er in irgendeiner Weise Gewalt anwenden würde: die Taube des Friedens, die herabkam und auf ihm ruhte, die Stimme seines Vaters vom Himmel, die ihn in seiner Herkunft bestätigte… Ich fragte mich, was Johannes der Täufer davon halten würde und ob er dies verstehen könnte. Ich war sehr gespannt darauf, Jesus nach so langer Zeit hier in seiner Heimat wiederzusehen und mit ihm darüber zu sprechen. Woran ich jedoch fest glaubte, war, dass es dafür eine gute Erklärung geben musste, denn angesichts all der Wunder, die er bei der Heilung der Blinden und Lahmen vollbracht hatte, konnte es gar nicht anders sein. Ich hatte volles Vertrauen und ließ die Sache los, bis ich mit ihm darüber sprechen konnte. In der Zwischenzeit schien es mir am nächsten Morgen ein guter Moment zu sein, Marias Gedanken etwas abzulenken, indem ich ihr die Geschichte der vier Papyrusrollen des Zacharias mit der Geschichte vom Kind des Königs erzählte. Ich hatte mir die Worte beim Übersetzen wörtlich eingeprägt und konnte wie durch ein Wunder jedes Detail wiedergeben. Maria hörte aufmerksam zu. Ich schloss mit dem Torwächter, der die Seele des Kindes wie einen Schlüssel in den Schoß des Königs legte und damit dessen Augen öffnete, Augen, die regungslos in die Ewigkeit starrten und ihre Tränen ins Leere wandern ließen, hinter denen sich etwas abspielte, dessen Sinn und Bedeutung kein Mensch ergründen konnte. Ich schwieg. Ich wartete. Es war überraschend

um auch in Marias Augen einen solchen Blick zu entdecken. Ich wartete ohne Erwartung. Mir wurde klar, dass ich noch nicht bereit war, und schon gar nicht für die Geschichte an sich. Ich wartete, so wie ich schon seit Monaten auf die Enträtselung des Geheimnisses in der fünften Papyrusrolle gewartet hatte, und ich fragte mich, ob Maria die fünfte Papyrusrolle vielleicht schon durch ihren engen Kontakt zu Djibril kannte. Maria wirkte wie eine Statue. Keine Antwort war in diesem Fall auch eine Antwort, und es fühlte sich an, als wäre es unaussprechlich schmerzhaft. Zu erkennen, dass das Unverständnis an meiner eigenen Unreife lag, erwies sich im Nachhinein bereits als wichtiger Anfang. Es ging in der Tat und vorläufig weit über mein Verständnis hinaus. Der zweite Schritt, der zur Einsicht führen würde, bestand darin, Maria unendlich zu lieben. Der dritte Schritt bestand darin, zu erkennen, dass ich selbst nicht den geringsten Verdienst daran hatte, dieses Wissen zu erlangen. Und nach drei Schritten war ich noch nicht am Ziel.

Johannes

Ich schlief sehr unruhig, und in meinem Traum erlebte ich ein Ereignis aus früheren Zeiten noch einmal, als Jesus und ich noch Spielvögel waren. Es war offenbar kein zufälliger Traum. Ich sah erneut vor meinem inneren Auge, wie wütend der junge Jesus auf den Sohn des Annas reagierte und wie er den jungen Ethan wie einen Strauch verdorren ließ. Der Vater des Jungen war natürlich wütend, und Jesus hob den Zauber wieder auf. Ich schreckte hoch, und so müde ich auch war, ich konnte

danach keinen Schlaf mehr finden. Die Frauen waren inzwischen ebenfalls schlafen gegangen, und es war mucksmäuschenstill im Haus. Obwohl ich fünf Jahre älter

als Jesus, fühlte ich mich jetzt fünf oder sogar zehn Jahre jünger als er. Er hatte die Reife eines Hohepriesters bei weitem übertroffen. Dieser Gedanke brachte mein Selbstvertrauen völlig ins Wanken. Ich war so dumm gewesen, Maria und Maria Magdalena beim Wiedersehen sofort von dem Tumult im Tempel zu erzählen, und warum musste ich dabei noch so viele Details preisgeben? Ich war traurig, weil ich die Frauen völlig aus der Fassung gebracht und Maria so ängstlich gemacht hatte. Ich war dumm gewesen, indem ich Jesus nicht selbst zu ihnen hatte sprechen lassen. Ich wälzte mich die ganze Nacht in meinem Bett hin und her, und wenn ich einschlief, schreckte ich sofort wieder hoch. Ich gestehe: Ich war schuldig und verdiente den gnädigen Schlaf nicht.

Maria

In jener Nacht blickte ich mit geschlossenen Augen in die Nacht. Offene Augen in der Nacht sind wie Sterne, die in das Schwarz des Universums blicken; geschlossene Augen in der Nacht hingegen wirken umgekehrt und sind wie das Universum, das auf Millionen von Sternen blickt und sich daran nicht sattsehen kann. Geschlossene Augen, die in die Nacht blicken, lassen dich intensiv auf deine Gedanken hören, befreit von jeder Ablenkung. Deine Gedanken werden zu Sternen, immer mehr, und begeben sich auf Entdeckungsreise, fasziniert, geborgen, und es macht dich immer neugieriger auf die tieferen Fragen deines Lebens. Ein Stern zog meine Aufmerksamkeit auf sich und lehrte mich, wie wichtig es war, dass Jesus

Gott und Mensch war, um in der Eigenschaft des Menschensohnes von Gott dem Vater anerkannt werden zu können. Angenommen, er begeht keinen einzigen Fehler gegen die Liebe, dann ist er kein Mensch und nur Gott. Angenommen, er begeht Fehler wie wir, dann ist er kein Sohn Gottes. Ich konnte nun begreifen, was im Tempel geschah, und dass es nicht anders sein konnte: Entweder war er kein Mensch, oder er war kein Gott.

Je tiefer man vordringt, desto tiefer möchte man vordringen, und in jener Nacht besuchte ich noch vierzehntausend Muttersterne. Einen nach dem anderen. Als Letzte zeigte sich die Mutter in Aschkelon: „Ich bin die Mutter von vierzehntausend Kindern und habe vierzehntausend Namen, aber du, du bist die Mutter des Sohnes aller Menschen.“ Die Botschaft war klar: Ich würde an der Reihe sein. Ich war Nummer vierzehntausend und eins, und ich hatte meinen Frieden damit. Ich musste keine Angst mehr vor dem Schmerz haben, der kommen würde. Ich kannte keine Feinde mehr, denn ich liebte jeden Menschen. Ich gab mich hin und blieb fortan in der Hand des Vaters unseres Sohnes, und Sein Wille würde geschehen. Ich brauchte keine Angst mehr zu haben. Es war ein Geschenk Gottes, dass Johannes uns dies verkündete, bevor wir Jesus selbst sahen, und wir so Zeit erhielten, uns auf sein Kommen vorzubereiten.

Ich konnte schlafen.

Maria Magdalena

An jenem Morgen gelang es mir nicht, beim ersten Versuch aufzustehen: Alles von gestern schwirrte mir noch im Kopf herum. Meine Taufe im Jordan, wo ich Zeugin von Jesu Taufe war und wie liebevoll er mich ansprach. Und nun dieser Sturm in meinem Kopf mit der Frage: Wie ist das möglich? Wie schwer muss das für Maria gewesen sein? Ich stand besser leise auf, um die anderen nicht zu wecken, und bereitete das Frühstück zu. Ich erschrak mich zu Tode. Der Tisch war bereits gedeckt, und eine ruhige Maria hieß mich willkommen und schenkte mir sofort meinen Lieblingsthee ein… Ich beobachtete sie genau, sah aber nicht die geringste Unruhe, und das verwunderte mich umso mehr. Sie kam mir zuvor, als hätte sie meine Gedanken gelesen: „Ich habe heute Nacht die Antwort erhalten, und Jesus wird dir selbst antworten. Noch ein bisschen Tee?“ Und genau das war es, was unsere Freundschaft und Liebe ausmachte, denn diese Antwort wäre für einen anderen Sterblichen niemals ausreichend gewesen und hätte ein Gefühl des Mangels an Vertrauen und Liebe hervorgerufen, aber so war es zwischen uns beiden nicht. Ich war froh, dass sie bereits beruhigt war, und sie war froh, dass ich nun wusste, dass Jesus es mir selbst erklären würde. Und wir begannen erneut, einander von unseren Erlebnissen all der Jahre zu erzählen, und wir vertieften uns gemeinsam sehr darin. Nicht viel später gesellte sich ein verlegener Johannes mit trüben Augen zu unserem Tisch. „Geht es dir gut, mein Junge?“, fragte Maria ihn. Er brachte es sofort auf den Punkt: „Ich hätte euch nichts von dem Vorfall im Tempel erzählen dürfen. Es tut mir sehr leid.“ Natürlich ließ

Ich überließ die Antwort Maria, da sie bereits alles im Griff hatte: „Erinnerst du dich noch an Aschkelon? An die Frau aus Aschkelon? Du warst dabei, als der noch ganz junge Jesus etwas tat, das den ganzen Kosmos auf den Kopf stellte? Er ist ein Kind des Menschen und Gottes. Wenn er mit dir darüber spricht, musst du dir gleichzeitig an die Frau aus Aschkelon erinnern, deren Brust er geheilt hat.“ Maria stand auf und strich ihm liebevoll über das Haar: „Du musst dich mal wieder ordentlich rasieren.“ Und wir alle brachen in Gelächter aus.

Johannes

Alles, was meine Mutter sagte, musste man wirklich ernst nehmen, außer das mit dem Rasieren. Das Lachen machte eigentlich alles leichter, weil es guten Willen und Raum für etwas Ernsthafteres schafft und die Erinnerung an die Botschaft für später verstärkt. So wie auch jetzt. Ich wartete auf die nächste Nacht, um zu versuchen, alle Details des Ereignisses in Aschkelon wieder abzurufen. Denn glaub mir, für so einen kleinen Achtjährigen war es sehr schwer, das zu begreifen. „Sie sind die Mutter aller Menschen“, das ist mir im Gedächtnis geblieben, und ich fand das schon damals ein schönes Kompliment für sie, aber es ging überhaupt nicht um ein Kompliment… In der folgenden Nacht bekam ich nur ein einziges Puzzleteil dazu: Die Frau, die sie zunächst aggressiv angesprochen hatte, verstand offenbar ein paar Minuten später alles, zeigte ihr überraschend Respekt und wurde ihr gegenüber sogar unterwürfig, als sie sagte: „Sie sind

„die Mutter aller Menschen“, offenbar also auch ihrer selbst. Das war alles, woran ich mich noch vage erinnern konnte. Ich hatte damals auch solche Angst und war so sehr mit meiner Furcht vor dem Zorn der vielen Menschen um uns herum beschäftigt, dass ich mich hinter dem Esel versteckte und von dort aus alles nur bruchstückhaft sah. Ich traute mich erst hervorzukommen, als die Menge plötzlich ruhiger wurde und sich vor ihr und Jesus verneigte, und versteckte mich danach wieder sicher hinter Josefs Mantel. Die Menschen zogen sich entschuldigend zurück und verließen den Platz sehr beeindruckt. Aber wovon waren sie so beeindruckt? Vielleicht habe ich vergessen, was ich sah, oder die Bedeutung von etwas heruntergespielt, oder ich habe es nicht gesehen oder das Wichtigste nicht mitbekommen… Mehr habe ich an diesem Abend wirklich nicht gesehen, und es sollte auch noch lange dauern, bis ich das ganze Puzzle erkannte. Eines wusste ich jedoch: Ich würde Mutters Rat nicht in den Wind schlagen: Die Frau aus Aschkelon lag ihr offenbar sehr am Herzen. Meine Mutter, so sehe ich es erst jetzt nach vielen Jahren, wollte uns beide schon damals in Gegenwart von Maria Magdalena auf das vollständige Endbild des Puzzles vorbereiten.

Die Sonne geht schon auf, und jetzt werde ich mich rasieren!

Maria Magdalena

Im Haus herrschte eine gewisse Anspannung. Aber nicht nur im Haus: Die kleine Stadt Nazareth war in Aufruhr, und seine Ankunft würde nicht unbemerkt bleiben. Vor allem unsere Nachbarn, die ihn als Kind gut gekannt

hatten, schauten

Ich wartete sehnsüchtig auf den Besuch von Jesus. Und in meinem Kopf ging mir ständig durch den Kopf, was ich ihn alles fragen musste. Ich trug meinen lila Schal von morgens bis abends. Eine Frage brannte mir auf den Lippen: ob er den fünften Teil der Geschichte vom Kind des Königs kannte. Eines Tages erreichte uns eine Nachricht, eine sehr traurige Nachricht: Es stellte sich heraus, dass Johannes der Täufer auf Verlangen der Pharisäer von Herodes festgenommen worden war und im Gefängnis gelandet war. Johannes und ich gerieten in Panik, während Maria uns mit ihrer Gelassenheit überraschte. „Die Zeit Jesu ist noch nicht gekommen“, beruhigte sie uns, doch auch diese Aussage verhieß nichts Gutes. Johannes und ich zogen regelmäßig los und besuchten manchmal die Nachbarn, damit Maria sich etwas ausruhen konnte.

Maria

Maria Magdalena und Johannes waren gerade erst zu den Nachbarn gegangen, da klopfte es an der Tür, und ich öffnete. Es war mein geliebter Sohn. Er war ganz allein. Die Kapuze seines Mantels verbarg sein Gesicht, damit er ungestört durch Nazareth gehen konnte. Ich umarmte ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Gott sei Dank, mein Sohn. Johannes und Maria Magdalena besuchen gerade Leute in der Stadt. Setz dich, ich habe noch Tee in der Kanne auf dem Herd. Deinen Lieblingsthee. Du siehst müde aus …“

Ich setzte mich neben ihn an den Tisch und ließ ihn kurz verschnaufen, während wir den Blick nicht voneinander abwenden konnten. Ich

brach die Stille und kam sofort zur Sache, wobei er alle meine Fragen auf einmal auf den Tisch warf: „Ist es nicht furchtbar schwer und verwirrend für dich, manchmal ein Sohn Gottes und manchmal ein Sohn eines Menschen zu sein? Wann reagierst du als Mensch und wann als Gott? Erschreckst du dich dann manchmal nicht selbst vor dir selbst? Es tut mir leid, dass du auch etwas von meinem Temperament in dir hast. Lärm im Tempel ist menschlich, fürchtest du nicht, dass die Menschen dadurch die Botschaft von dir und deinem Vater schwerer verstehen? Kannst du denn so schnell erspüren, dass dort nur schlechte Menschen waren?“ Jesus sah mich nicht wirklich überrascht an. „Du hast recht, Mutter, das hätte so nicht geschehen dürfen. Es wird vielleicht auch nicht das letzte[49]Mal sein, dass so etwas geschieht, ich hoffe nicht, denn es wäre erneut falsch. Aber du hast recht: Deshalb habe ich gerade einen Vater als Gott und eine Mutter als Mensch. Es wechselt wie von selbst, und so bin ich also ich selbst und keiner von euch beiden allein. Mein Vater liebt meine Mutter, so wie meine Mutter meinen Vater liebt. Ich habe meines Wissens nach nie geweint, weder als Kind noch als Erwachsener. Ich trage meine Tränen in mir. Ich bin das Gegenteil von Henoch, dem Metatron. So wie er als Mensch einen Engelsstatus erhielt, so erhielt ich als Sohn Gottes einen Menschstatus. Henoch und ich schenken jedem Menschen, der stirbt, eine Träne. Ich war sehr erschrocken über den Unterschied, als ich als dreizehnjähriges Kind mit euch den Tempel besuchte und der Mensch in mir sich verwundete

[49]Matthäus 23: eine Flut von Vorwürfen gegen die Pharisäer

darüber.“ Ich antwortete ihm sofort: „Ich weiß sehr wohl, wie schwer es manchmal ist, den Zorn zu beherrschen, und ich musste es auch von Djibril lernen.“ Er unterbrach mich: „Mein Vater hat dir diesen Zorn schon längst vergeben, sonst hätte er dich niemals dazu auserwählt, meine Mutter zu sein, und ich danke meinem Vater jede Nacht dafür, dass du meine Mutter sein darfst.“

„Darf ich, mein Sohn, stolz auf dich sein, auch wenn ich selbst keinen Verdienst daran habe? Ich glaube, das ist etwas rein Menschliches, dem ich mich als Mensch nur schwer entziehen kann.“ Er dachte einen Moment nach, lächelte schon im Voraus, rückte seinen Stuhl ganz nah an mich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Ich möchte meiner lieben Mutter ein Geheimnis verraten: Ich bin auch stolz auf dich als meine Mutter, aber mein Vater darf das nicht erfahren.“ Er sah mich mit den liebenswertesten, verschmitzten Augen an.

Ich antwortete ihm: „Ich liebe deinen Vater sehr, denn er ist auch mein Vater.“

Er fuhr fort: „Ich weiß, dass du in einer der vergangenen Nächte von der Frau aus Aschkelon geträumt hast; ich stand damals als Kind neben dir, und ich weiß, dass du jetzt bereit bist: Sieh, welche rein menschliche Mutter zu so etwas fähig ist. Mein Vater musste lange warten, bis er eine solche Mutter für mich gefunden hat.“

„Ich bin so etwas nicht wert, und es ist auch Djibril zu verdanken, der mir geholfen hat.“

„Das ist wahr, und dadurch hast du mir geholfen, sodass ich nun der Welt helfen kann.“

Ich spürte sofort, wohin unser Gespräch in diesem Moment führte, und zögerte nicht länger: „Die Geschichte vom Königskind scheint eine Prophezeiung zu sein, aber die fünfte Papyrusrolle ist verschwunden. Johannes der Täufer erzählte Maria Magdalena, dass seine Mutter Elisabeth ihm von der Existenz dieser fünften Rolle berichtet habe, diese aber unauffindbar sei.“

Mein Sohn sah mir tief in die Augen, als könne er sich sicher sein, dass ich die Antwort ertragen würde. Er antwortete: „Das Kind des Königs verlässt den Kerker, doch sobald es oben in der gefallenen Welt angekommen ist, wird es gekreuzigt.“

Ich musste nicht weinen. Schon zuvor, in meinem Traum, war ich von allen Zweifeln, Ängsten und Unruhen befreit worden, und nun wurde mir die Bedeutung seines Kommens für die Menschheit klar. Mir wurde bewusst, dass ich seine weitere Mission aus der Ferne aufmerksam verfolgen musste, um bei ihm zu sein, wenn dieser dramatische Moment kommen würde. Ich dachte sofort an Maria Magdalena: „Darf ich Maria Magdalena davon erzählen?“

„Ich werde es ihr zur rechten Zeit selbst erzählen, wenn du damit einverstanden bist. Danach könnt ihr es miteinander teilen.“

Ich nickte und fuhr fort: „Die Frau aus Aschkelon sagte mir, nachdem du ihre Brustwunde geheilt hattest, dass ich die Mutter aller Menschen bin, aber ich sage dir, meinem Sohn, und somit

auch dein und meines Vaters: Ihr seid Vater und Sohn aller Menschen.“

„Es ist der Torwächter aus der Geschichte, der jetzt in dir spricht. Und du, Mutter, ich spreche auch im Namen meines Vaters: Du bist gesegnet unter allen Frauen und wahrhaftig die Mutter aller Menschen.“

Es wurde für einen Moment still zwischen uns. Die Zeit ließ sich Zeit. Er senkte den Blick, und ich sah plötzlich, wie eine höchst seltene Träne über seine Wange rollte. Er öffnete die Augen und sprach leise zu mir: „In diesem Augenblick wird Johannes der Täufer enthauptet.“ Ich erschrak und erschrak doch nicht, küsste ihn auf die Stirn und flüsterte: „Ruh dich ein wenig auf meinem Bett aus, mein Sohn, bis Maria Magdalena und Johannes später nach Hause kommen.“ Er stand auf und zog sich zurück.

Ich verspürte ebenso das Bedürfnis, allein zu sein, und suchte die Bank an meinem Webstuhl auf. Ich erkannte mich selbst kaum wieder. Es war, als würde ich einen mir unbekannten neuen Raum in meinem Geist betreten und staunend eine völlig neue Welt betrachten. Plötzlich war ich dort nicht mehr die Mutter eines Kindes, sondern erwies mich als die Mutter eines Heilsplans für die Menschheit, jetzt und in Zukunft. Es hatte auch nichts mit Wissen oder Verstand zu tun. Im Gegenteil, in diesem neuen Raum kam nur ein einziges Gefühl zum Vorschein, und das war Vertrauen, habe Vertrauen. Ich musste nicht mehr denken. Und genau dieser Gedanke ließ mich an eine sehr kostbare Erinnerung denken, ja, doch denken. Ich erinnerte mich plötzlich daran, dass, als ich noch als Kind in

Das Allerheiligste befand sich dort, als eine ungeschickte Dienstmagd das Allerheiligste betrat, die offenbar neu war und nicht wusste, dass sie dort nichts zu suchen hatte, und ich hegte in meinem Innersten einen einzigen bösen Gedanken. Noch am selben Abend begegnete ich Djibril, allerdings ohne Brot, der mich mit genau denselben Worten ansprach, die ich in Gedanken für die Dienstmagd gehabt hatte: „Dummer Mensch.“ Ich fiel fast in Ohnmacht und brachte gerade noch heraus: „Wahrlich, Djibril, ich bin ein dummer Mensch.“ Ich war schließlich dumm, nicht die Magd war dumm. Ich litt zunächst tagelang darunter, um dann für mein weiteres Leben daraus zu lernen, wie ich meine Gedanken reinigen musste. Selbst mein Sohn, der nun zur Hälfte Mensch ist, musste noch lernen, wie ich damals und auch heute noch von Djibril durch Versuch und Irrtum lernen musste. Mein lieber Djibril, was hätte ich ohne dich anfangen können? Und plötzlich erschrak ich: Mein Gott, dieses neue Zimmer, von dem ich gerade sprach, ähnelte sehr dem Allerheiligsten, in dem ich jahrelang verweilte!

Die Elondrähte hinter meinem Rücken regten sich nicht zufällig, ich schloss meine Augen und die Hymne mit dem Opfergesang drang in mein Herz. Ich dankte dem Vater meines Sohnes, weil Er mich auf das vorbereitete, was kommen würde.

Maria Magdalena

Der Abend brach herein. Die Nachbarn freuten sich so sehr, ihren kleinen Johannes von einst wiederzusehen, und erzählten viele Geschichten über seine Jugend zusammen mit Jesus und über dessen

wundersamen Geschichten, deren Zeugen auch sie manchmal gewesen waren. Wir verabschiedeten uns von ihnen.

Die Außentür stand einen Spalt breit offen. Johannes und ich traten vorsichtig ein. Maria legte sofort ihren Zeigefinger auf die Lippen. Sie trug den violetten Schal um den Hals und winkte uns mit einer Handbewegung heran, damit wir uns an den Küchentisch setzten. Es war nun noch ein Stuhl frei, und Johannes und ich sahen sie an. Sie nickte nur. Ich machte große Augen! Ich formte mit den Lippen: „Jesus?“. Maria nickte. Johannes und ich, wir wussten vor Freude nicht, wohin mit uns, und Maria ermahnte uns zur Ruhe. Sie sprach leise: „Jesus ruht sich jetzt in meinem Bett aus. Aber ich habe auch schlechte Nachrichten: Johannes der Täufer ist enthauptet worden.“ Johannes, der oft mit Johannes dem Täufer zu den vielen Taufzeremonien am Jordan gereist war, reagierte fassungslos und konnte seine Tränen kaum zurückhalten. Er presste mit aller Kraft Augen und Mund zusammen, doch es half nichts. Seine Tränen liefen ihm über die Nase. Ich stand langsam auf, deutete Maria an, dass ich auch seinen Schal holen würde, kam schnell zurück und reichte ihn Johannes. Er trocknete sich damit die Tränen ab. Johannes erzählte, dass es dieser Schal war, den er von Johannes dem Täufer erhalten hatte, nachdem ich ihn ihm geschenkt hatte. Johannes erzählte, dass er ein Stück davon abgeschnitten und das kleine Säckchen mit der Myrrhe darin eingewickelt hatte, um es nah an seinem Herzen zu bewahren. Maria und ich tränkten den Schal Marias mit unseren Tränen. Wir waren alle so traurig, dass wir nicht bemerkten, dass Jesus plötzlich hinter Johannes’ Schultern auftauchte und

seine Hand auf

legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte: „Weine nicht, mein Bruder, es wird eine Zeit kommen, in der du ihn wiedersehen wirst.“ Johannes stand sofort auf und umarmte seinen Bruder innig. Jesus blickte vor sich hin, als sähe er weit in die Zukunft, und das einzige Gefühl, das unverkennbar zu erkennen war, war Liebe. Doch keine Träne. Maria erzählte mir einen Tag später, dass er seine Tränen im Inneren trug.

Jesus setzte sich auf den vierten Stuhl um den kleinen Tisch und nahm von jedem Schal ein Ende in jede Hand; Maria auf der anderen Seite tat dasselbe, und Johannes und ich nahmen die Schals zwischen uns ebenfalls so in die Hände. Wir bildeten einen Kreis aus Lila. Die Stille tat ihr Übriges. Lila und Stille brachten uns wieder Gleichgewicht und Harmonie zwischen Geist und Gefühl. Was mir damals in dieser Stille auffiel, war, wie sehr sich Maria an einem einzigen Tag im Wesen verändert hatte und auch, wie sehr Jesus ihr nun äußerlich ähnelte. Jesus stand plötzlich auf, suchte seinen Mantel und machte sich schon auf den Weg zur Tür. Ich … ich konnte mich nicht zurückhalten. Ich eilte zu ihm hin: „Jesus, darf ich ein Stück mit dir gehen?“ Er nickte, und wir gingen der Abendsonne entgegen.

Johannes

Ich blieb mit Maria zurück. Wir hatten beide den violetten Schal nicht losgelassen. Sie sah mich an: „Hast du noch über die Frau aus Aschkelon nachgedacht?“ Ich nickte: „Am Anfang hatte ich große Angst vor der wütenden Menge. Das Einzige, woran ich mich noch erinnere, war ganz am Ende, als die

Die Menge wurde plötzlich still und ruhig, als diese Frau zu dir sagte: „Du bist die Mutter aller Menschen.“ Und dann unterbrach sie mich abrupt: „Und das wird bald so geschehen.“ Sie sah mich eindringlich an, um zu prüfen, ob ich es verstand. „Meinst du, dass Jesus dasselbe Schicksal erwartet wie Johannes den Täufer?“ Sie bestätigte es mit einem kurzen Nicken. Sie war so freundlich, schnell zu ihrer Frage überzugehen, damit meine Gedanken nicht ins Laufen geraten konnten, bis ich in Tränen ausbrechen würde. „Was ich dich bitten möchte, Johannes: Folge ihm überallhin und hilf uns, ihm auf seinem Weg zu folgen. Warte einen Moment.“ Dann stand sie auf und begab sich zu ihrem Schlafplatz, und sie kam mit einem Beutel Gold zurück. „Das habe ich von Melchior bei der Geburt Jesu bekommen, kauf damit Essen, aber auch zwei Esel, damit Maria Magdalena und ich ihm aus der Ferne folgen können. Wenn es dir oder anderen gelegen kommt, darfst du dieses Gold auch jederzeit verwenden. Ein Esel für eure Apostelgruppe? Du entscheidest.“ Sie stand sofort auf, kam zu mir und umarmte mich zärtlich, wie nur eine Mutter sich eines Sohnes annimmt, und flüsterte mir ins Ohr: „Alles wird gut.“

Ich bin weit über hundert Jahre alt, während ich dies schreibe, und denke noch immer jeden Tag meines Lebens an diese Worte, nachdem sie in meinem Haus in Ephesus im Beisein von Gottes Engeln gestorben war. Die Engel hüllten sie in den zerrissenen violetten Vorhang des Tempels, den sie einst als junge Jungfrau gewebt hatte, und trugen sie so in den

Himmel. Sie war meine Mutter und ich war ihr Sohn. Oh ja, es ist gut ausgegangen, meine liebe Mutter.

„Wo bist du, Belial, mein Freund?“, rief Jesus laut in den felsigen Bergen der Wüste. „Fürchte dich nicht, Belial, ich möchte mit dir sprechen. Oder soll ich dich mit ‚Jahwe, der die Menschen tötet‘ ansprechen?“ Jesus erwartete keine Antwort darauf und fuhr sofort fort: „Ich habe dir ein Geschenk von meinem Vater mitgebracht, etwas, das dir helfen kann.“ Und Jesus streckte seine Hand aus, auf der der allerletzte unversehrte Apfel lag. Jesus musste nicht mehr lange warten, und der Herrscher der Unterwelt erschien in einer Höhle und kreischte: „Was suchst du hier in meinem Reich? Iss deinen Apfel doch selbst! Millionen von Menschen haben bereits in deinen Apfel gebissen, seit ich ihnen die Eden-Geschichte zusammen mit dem Apfel in den Rachen gestopft habe. Es gibt keinen Weg zurück, mein lieber Freund. Kommst du, um mich ein bisschen auszulachen?“

„Nein, ich komme, um dir zu sagen, dass mein Vater dich immer noch liebt. Was auch immer du getan hast, Er möchte dir Vergebung schenken. Bewahre diesen Apfel unversehrt. Deshalb dieses Geschenk.“

„Ein bisschen spät, oder? Es kann doch nicht sein, dass ihr mich noch zusätzlich verspottet und aufwiegelt? Hörst du mich schon wieder das Trisagion im Allerheiligsten singen? Heilig, heilig…“ Belial begann tatsächlich schon zu würgen. Er fuhr fort: „Soll ich dir sagen, was du hier tust, Anfänger? Hör gut zu!

Erstens: Dein Vater scheint erst jetzt zu begreifen, wie mein Plan funktioniert und wie die Ungleichheit von Mann und Frau zustande kam. Herzlichen Glückwunsch dazu nach so vielen Jahrhunderten.

Zweitens: Du erkennst, dass es unumkehrbar ist. Die Ungleichheit von Mann und Frau ist nun für immer in Gesetzen und Regeln festgeschrieben.

Drittens: Du bist Teil eines Plans deines Vaters, der versucht, dies wiederherzustellen.

Viertens: Dieser Plan deines Vaters kommt zu spät und wird nur noch mehr Ungleichheit zwischen Mann und Frau schaffen und Zwietracht zwischen den Völkern säen, wofür ich deinem Vater zutiefst dankbar bin, denn auch dieser Schritt, mein lieber Freund, war von mir so geplant. „Ich habe dich schon viel, viel früher erwartet!“, antwortete er triumphierend, und, sicher seines Sieges, fuhr er fort: „Ich mache dir ein Geschenk, gutherzig wie ich bin: Du bekommst bald das schönste Kreuz, das es gibt.“ Er konnte sich daran gar nicht sattsehen und sein breites Lächeln nicht verbergen.

Jesus blieb ruhig und gelassen: „Mein Vater hat dich immer geliebt, du warst das Licht für die Welt. Du kannst jederzeit zurückkehren. Mein Vater ist vergebungsbereit. Leg die Waffen nieder.“

Belial hatte langsam genug davon: „Was willst du hier eigentlich, du Rotznase? Hast du nicht genug zu tun damit, all diese Synagogen abzuklappern und die Gebrechen und Krankheiten der Menschen zu heilen? Ach ja, ich gebe zu, das wirkt auf die Menschen wirklich sehr beeindruckend, aber ich

Versprichst du, dass nach deinem Tod kein Mensch mehr an deine Wunder glauben wird? Oder zumindest stark daran zweifeln wird. Und ja, ich weiß, dass dein Vater mich töten kann, aber ich weiß ebenso, dass er das niemals tun wird, so wie er auch keinen meiner Jünger töten wird, wofür wir ihm aufrichtig dankbar sind. Mit anderen Worten, mein allerbester Freund: Indem wir meine Dämonen nicht töten, töten wir ohne jeden Widerstand die Menschen, die dein Vater nicht töten will. Dein Vater ist also mitschuldig, lieber Freund, durch schuldhafte Unterlassung, und das nennt sich Liebe! Ich nenne das Heuchelei, und ich bitte euch demütig, so weiterzumachen. Ich bin euch auf ewig zu Dank verpflichtet.“

Jesus antwortete nicht, und je weniger er sagte, desto wütender wurde Belial. Jesus schwieg und wusste, was er tat. Er bot sich Belial als das ultimative Lamm am Kreuz dar. Belial würde nun nicht und auch später nie begreifen, welchen unumkehrbaren Fehler er damit in seinem Plan beging.

Jesus zog sich zurück, und Belial feierte zusammen mit General Iedereen tief in der Erde triumphierend seinen Sieg über Jesus.

Maria Magdalena

Der Sommer würde sich langsam ankündigen. Die Sonne hatte noch keine Lust, unterzugehen. Wir saßen am Ufer des kleinen Flusses, an dem Jesus und seine Freunde damals so gerne spielten.

„Bist du müde?“, fragte ich, um wenigstens irgendwo anzufangen. Seine Antwort war sehr lehrreich, denn sie lehrte mich sofort, dass ich keinen Umweg suchen musste. Er kam sofort zur Sache.

„Ich komme, um dem Menschen den richtigen Weg zu seinem Schöpfer zu weisen. Der freie Mensch hat einen Weg des Bösen gewählt, sehnt sich aber als freier Mensch danach, den Weg zu seinem wahren Vater wiederzufinden. Der freie Mensch ist an sich ein schönes Wesen, doch in der Gemeinschaft schafft diese Freiheit schwierige Herausforderungen, um in Schönheit miteinander zu leben. Schwierig, weil zwei Kräfte vorhanden sind: Die Seele des Menschen sucht einerseits einen Weg hinauf zur Ruhe[50] in der Stille, zur Erfahrung des Göttlichen und der inneren Stabilität. Andererseits gibt es vier Gegenkräfte im Menschen: Dunkelheit, Begierde, Unwissenheit und Zorn, die versuchen, die Seele von dieser Ruhe fernzuhalten. Diese vier Kräfte bedienen sich dazu falscher Argumente im Geist des Menschen. Der Mensch muss sich von diesen

[50] Nach dem Evangelium der Maria Magdalena 15,1-17. Papyrusrollen aus der Zeit um 120 n. Chr., die 1946 in Nag Hammadi gefunden wurden.

„Befreie dich von diesen Gedankengängen, indem du sie durchschaust und Abstand von ihnen nimmst, um diese Kräfte so zu entkräften. Die Gegenkraft der Unwissenheit ist die listigste der vier. Solange der Mensch nicht annimmt, dass ich [51] ständig IN ihm bin, hat Belial mit den drei anderen Gegenkräften in diesem Menschen freie Hand. Ich bin das Alpha und das Omega des Menschen."
Ich erschrak ein wenig über dieses spontane Geständnis, fühlte mich aber zugleich geehrt: „Reicht Liebe denn nicht aus, oder kommt Liebe erst von selbst nach der Niederlage dieser Gegenkräfte?"
„Du sagst es: Die Ruhe in der Stille schafft den Raum in deinem Geist für eine unermessliche Liebe zu jedem lebenden und nicht lebenden Wesen."
„Hast du denn keine Angst, wie Johannes der Täufer zu enden?", fragte ich.
„Die Antwort meiner Mutter darauf wird für dich leichter zu verstehen sein als meine Antwort, aber frag sie, nachdem ich Nazareth verlassen habe."
Er nahm einen kleinen Stein und warf ihn ins Wasser. „Sieh mal!", sagte er. „Du siehst, wie der Lauf des Wassers nur für einen Augenblick gestört wurde, und doch wird dieser Einfluss bis zum äußersten Rand hinter dem äußersten Rand des Meeres fortbestehen. So verhält es sich mit der Seele jedes Menschen: Was sie stört, ist

[51] Mit „ich" meint er hier „ich, der ich die Liebe bin", aber man kann dies genauso gut verallgemeinern mit „jeder Mensch, der die Liebe hat". Es kann schließlich nicht sein, dass es vor Jesu Ankunft niemals Liebe gegeben hat.

Unruhe für immer, was sie zur Ruhe bringt, bleibt Ruhe für immer.“

„Wie schön ist dieses Bild!“, sagte ich. „Unsere Taufe im Jordan ist also ebenso ewig.“

„Alles, was Johannes der Täufer getan hat, ist ewige Liebe. Warum sollten wir uns dann noch vor dem Tod fürchten?“

„Glaubst du, ich sollte deine Mutter dann noch über den Tod befragen? Vielleicht mache ich ihr nur Angst oder vielleicht auch gar nicht?“

„Die Antwort liegt am Ende deiner Frage. Wir gehen zurück, denn du bist ein viel zu kluger Schüler.“ Er lachte und stand schon auf: „Kommst du? Wir gehen zu Mutter, bevor du klüger wirst als ich.“ Und er sah mich mit verschmitzten Augen an.

„Du lächelst immer noch genauso ansteckend wie damals, als du ein Baby warst“, antwortete ich. Er fand das lustig, antwortete aber eher ernst: „Ich habe dich als Baby angelächelt, weil ich dich damals mochte.“ Auf dem Rückweg versuchte ich mir die ganze Zeit vorzustellen, ob sich ein erwachsener Mann wirklich daran erinnern kann, was er als Baby gedacht hat – sofern er damals überhaupt denken konnte –, und doch glaubte ich an seine ehrliche Antwort. Mein Verstand war dafür zu klein, wie für viele seiner Äußerungen, aber mein Gefühl überzeugte mich voll und ganz, besonders als ich mich an die Stimme seines Vaters aus dem Himmel bei seiner Taufe im Jordan erinnerte: „Er ist wahrhaftig der Sohn Gottes.“ Wie könnte ich selbst die Tiefe all seiner Taten und Worte unfehlbar

Abtasten? Ich fühlte mich an diesem Abend doch ein wenig übermütig und vielleicht zu neugierig, obwohl ich spürte, dass auch er meine fast kindliche Offenheit und Unbekümmertheit genoss – wenn man das in meinem mittleren Alter überhaupt noch so nennen kann. Kindlich? Tja, es bleibt doch ein schönes Gefühl… Die letzten Sonnenstrahlen begleiteten uns nach Hause.

Maria

Am nächsten Morgen verabredeten sich Johannes und Jesus für die kommenden Tage. Johannes würde zum Markt in Magdala gehen, wo viele Händler aus allen Ecken ihre Waren verkauften und wo es daher auch viele Lasttiere zu kaufen gab. Gleichzeitig konnte er Lebensmittel, Decken, Kerzen und Öl einkaufen. Johannes brach für mindestens vier Tage auf, und Jesus machte sich erneut mit Maria Magdalena auf den Weg zum Fluss. Vorerst hatte niemand in unserem Dorf bemerkt, dass Jesus zu Hause war. Ich zog mich hinter meinen Webstuhl zurück und dankte dem Vater meines Sohnes. Was auch immer geschehen möge, ich war seine Dienerin, und sein Wille geschehe, jetzt und immerdar. Ich hatte mit einem neuen Werk begonnen, das den Engel mit einer Träne darstellte. Erst viel später versteht man, warum die Intuition der sensibelste und treffendste Wegweiser im Leben ist. Mein ganzes Leben war wie eine einzige Träne aus großer Höhe, die sich dem Meer hingab.

Maria Magdalena

Jesus und ich kamen wieder an dem kleinen Fluss an. Die Mittagssonne war erneut mit von der Partie und versprach alles Gute. Wir hatten etwas zu essen von Maria mitbekommen.

„Ich habe letzte Nacht die ganze Zeit an die Geschichte vom Kind des Königs auf den Papyrusrollen des Zacharias gedacht.

Johannes der Täufer erzählte mir, dass die fünfte Rolle nur einem einzigen Menschen wirklich bekannt ist und noch geschrieben werden muss.“
Sonst schwieg ich.
Ich war geduldig. Es reichte mir schon, hier mit ihm zusammen sein zu dürfen. Stille kann manchmal die perfekte Antwort sein: Raum schaffen und demjenigen, der die Frage gestellt bekommt, Zeit geben, und der Fragende lernt, sich selbst Geduld beizubringen. Ich schwieg und würde mich mit dem Ausbleiben einer Antwort abfinden. Plötzlich blickte er zu einem Adler hoch oben am Himmel auf, dann schaute er bewundernd und friedlich auf die Natur um uns herum. Für mich war alles gut, und deshalb war es auch für ihn gut. Er sah mich an: „Die Geschichte vom Kind des Königs ist keine Geschichte. Es ist schade für die Menschheit, dass es keine Fantasie, sondern Realität ist. Ich bin von meinem himmlischen Vater gesandt worden, um der Menschheit zu zeigen, wo in dieser alten Welt etwas schiefläuft, um der Welt so einen Neuanfang zu bieten.“ Er sah mich äußerst zärtlich an, mit solch aufrichtigem Mitgefühl und Sorge um mich, als wäre ich das perfekte Beispiel für die Menschheit. Es fühlte sich unangenehm an, denn ich fühlte mich eher klein als auserwählt.
Ich fragte ihn, warum die Wiederherstellung von den Juden ausgehen müsse. Waren sie denn die einfachsten oder die schwierigsten Schüler?
Er musste nicht lange überlegen: „Beides: Die Juden unterschieden sich von den anderen Völkern durch ihre jahrelange erzwungene Sklaverei und ihr Exil

im mächtigen Ägypten. Sie lebten schon seit Jahrhunderten mit Sehnsucht nach ihrem verlorenen Land. Sie flehten ihren Jahwe um Erlösung aus der Sklaverei und um Wiederherstellung an, auch wenn das in erster Linie eine materielle Wiederherstellung neben dem Verlangen nach Freiheit und Selbstbestimmung bedeutete. Propheten verkündeten Jahrhundert für Jahrhundert das gelobte Land. Es war mein Vater, der entschied, aber selbst Er musste warten."

Ich konnte ihm folgen, verstand aber nicht, warum so langes Warten akzeptabel war, wenn ein Volk jahrhundertelang so schwer leiden musste, und ich spürte sogar, wie Wut in mir aufstieg, denn es ging auch um meine Vorfahren, die gelitten hatten: „Aber worauf warten, Jesus?", antwortete ich frech.

Er sah mich mit sanften, verständnisvollen Augen an, denn er wusste, dass ich vor Scham zusammenbrechen würde nach seiner Antwort: „Mein Vater musste Jahrhunderte warten … auf eine Frau, die Mutter sein konnte für den Heilsplan meines Vaters für den neuen Menschen."

Ich schämte mich zu Tode und brach in Tränen aus. Ich fühlte mich dumm, so unverschämt, so ungezogen, so hässlich, so naiv, so … schwach. Es strömte nur so heraus. Ich konnte nicht aufhören: Bei jedem neuen Gedanken an meine liebe Freundin Maria fing ich an zu weinen, minutenlang, bis er mich umarmte, um meinen Kummer zu lindern, und ich meinen Kopf an sein Herz drückte und einen flüchtigen Blick auf Elisabeths violetten Schleier erhaschte. Blut und Meer. Es wirkte auf mich wie eine Medizin, beruhigte mich und brachte mich wieder zur Besinnung. Jesus wartete geduldig, bis

ich ganz

beruhigt war: „Geht es dir gut? Oder möchtest du dich vielleicht zu Hause etwas ausruhen?“, fragte er sanft.
„Oh nein, lieber Freund, bitte … ich flehe dich an: Erzähl weiter. Ich stimme deinem Vater vollkommen zu: Maria ist eine einzigartige Frau, das würde ich manchmal fast vergessen, wegen ihrer fast schon spontanen, selbstverständlichen Demut und Sanftmut. Du hast jetzt selbst gesehen, dass ich wütend auf mich selbst werden kann …“ und ich versuchte, durch meine Schluchzer hindurch zu lächeln, aber das gelang mir nicht wirklich.
Er lächelte mich so tröstlich und liebevoll an, dass ich ihn hätte auffressen können: „Bitte erzähl weiter, Jesus, von deiner Geschichte vom Kind des Königs…“
Er dachte einen Moment nach und stellte mir die Frage: „Wer ist das Kind auf dem Sandweg, das den alten König fragt: ‚Was machst du hier so weit weg von deinem Königreich?‘“
Ich begann lange darüber nachzudenken, aber das Nachdenken gelang mir überhaupt nicht. Also folgte ich einfach meinem Gefühl und sagte, ohne weiter nachzudenken: „Das war ein Kind mit der Seele eines Königs.“ Ich war überrascht von mir selbst und gleichzeitig neugierig, ob es richtig war.
„Richtig. Und wie werden Neugeborene empfangen?“
Ich antwortete laut nachdenklich: „Ich habe selbst nie Kinder geboren, aber ich war eine Zeit lang Assistentin einer Hebamme bei Euphrosyne: In den ersten Tagen nach der ersten Geburt hat es eine Mutter nicht immer leicht, sie ist müde vom langen Pressen und den schmerzhaften Wehen, aber schließlich, sobald das Stillen gut läuft, sieht man, wie die Mutter ihr Kind als den größten Schatz auf Erde

begrüßen. Es gibt zwar manchmal Ausnahmen, zum Beispiel Frauen, die vergewaltigt wurden. Aber man kann doch sagen, dass ein Kind zu bekommen die am leichtesten zugängliche und überwältigendste Liebe ist, die man im Leben empfangen kann, so vermute ich zumindest. Als ich dich damals in Bethlehem in meine Arme nahm, war ich sofort selbst von Liebe erfüllt. Du warst mein König!“

Jesus sah mich an: „Du sagst es selbst: In der alten Welt werden die meisten Kinder auch heute noch als Könige geboren, und sie sind somit wirklich Könige. Und was geschah mit dem Vater von König Prinz?“

„Er war auch König, aber er wollte mehr Wissen und Einsichten erlangen und vergaß sogar die Existenz seines Kindes. Er suchte nach Weisheit und Ehre und ließ sich gerne verehren.“ Ich verstand immer noch nicht, worauf er hinauswollte, aber ich war sehr neugierig.

Jesus fuhr fort: „In dem Moment, als der König sich seines Versagens bewusst wurde, verschwand das Kind auf dem Sandweg vor seinen Augen, nachdem es die Sandburg dem Erdboden gleichgemacht hatte, und er begriff, dass es wichtiger war, die Liebe eines Kindes zurückzugewinnen, als jegliche Vernunft, Ehre, Ruhm oder Reichtum. Der König erkannte plötzlich, dass er es aufgrund seines Verhaltens nicht mehr wert war, König genannt zu werden. Der König, der sich zu Recht König nennen durfte, war nicht er, sondern ein König, der bis zu seinem Tod ein Kind blieb. Der alte Mann meldete sich am Tor seines früheren Königreichs, wurde nicht mehr erkannt und im Kerker eingesperrt. Sein Sohn starb als

wahrer König und gab dem Torwächter als letzten Auftrag, seine Seele als Schlüssel seinem irrenden Vater zu schenken, wie es sich für einen wahren König der Liebe geziemt, Liebe zu geben. Der alte Torwächter überreichte diesen Schlüssel dem alten Vater im Kerker, und der Vater spürte sofort, wie die Liebe des Kindes in ihm wieder aufblühte, und wusste sich als ganz neuer König wiedergeboren: ein König im Kerker, der zwar gefangen zu sein scheint, doch die Liebe erfüllt den ganzen Kosmos. Die Liebe lässt den gefallenen Menschen aufstehen, in welcher tiefen Grube er sich auch immer befindet.“ Ich rang nach Atem und blickte in Jesu Augen, die vor Entzücken strahlten, als wäre er selbst dieser Kosmos. Auch ich fühlte mich innerlich glücklich wie ein Kind, als hätte ich in diesem Moment selbst einen solchen Schlüssel erhalten: „Halt bitte kurz inne …“ Ich konnte nicht mehr, es war eine schmerzhafte Liebesgeschichte, die mich so tief bewegte, dass ich nach Luft schnappen musste. Meine Augen hatten keine Zeit zu trocknen. Ich sah ihn durch meine Tränen hindurch an und bemerkte einen seltsamen Blick, als würde er mit jemandem sprechen. Das beruhigte mich: „Lieber Jesus, darf ich versuchen, es selbst in Worte zu fassen, um sicherzugehen, dass ich noch dabei bin?“ Er nickte.

„Wir werden bei unserer Geburt zu Recht wie Könige empfangen. Oder nein, wir sind tatsächlich Könige. Um wie Könige sterben zu können, müssen wir dieses Kind in uns immer weiter in Ehren halten?“

„Du sagst es. Ich bin jetzt das Kind auf dem Sandweg. Mehr noch, ich bin das Kind in dir, in jedem Menschen. Später bekomme ich in der Geschichte eine schwerere Aufgabe."

„Ich wäre wirklich gerne Ihr Kind oder Ihre Mutter, aber ich verstehe es nicht. Wieder einmal nicht …", sagte ich etwas schüchtern.

Es rührte ihn, und er gab mir etwas Zeit. Er fragte, ob es mir ginge. Ich nickte, und leise erzählte er weiter: „Die vierte Papyrusrolle endet am Ende der alten Welt bei dem alten, geläuterten König, der in den Kerkern in Ketten liegt, und oben in der Welt tobt das Leben wie verrückt unter der Führung eines listigen Zauberers. Doch die Masken fallen: Der teuflische Zauberer Belial beherrscht die Welt, doch die Seele des Kindes im gefangenen König ist noch immer unversehrt. Der Kampf ist nicht verloren. Die fünfte Papyrusrolle erzählt die Geschichte des ultimativen Kampfes zwischen Gut und Böse um das Herz jedes Menschen. So wie der Teufel bereits auf der Erde herrschte, so würde tatsächlich ein Kind kommen, das eine Leidenschaft und Liebe für das Herz jedes Menschen in sich trägt."
Ich sah ihn unerschrocken an, als könnte ich ihn zurechtweisen: „Gibt es etwa? Würde es geben? Ich kenne ihn! Seit seiner Geburt. Ich habe gesehen, wie Engel, ein Stern und drei Weise ihm Ehre erwiesen haben, ich kenne seine Mutter, vorgestern habe ich noch mit seinem Bruder bei den Nachbarn über seine Wunder als Kind gesprochen, ich verstehe nicht, womit ich das verdient habe, aber ich liebe ihn über alles." Ich sah ihm

in die

Augen, aber er wandte seinen Blick leise zur Seite, wo ein Ehepaar auf der anderen Seite des Flusses seine Kinder beim Spielen wusch, und er sprach fast schüchtern: „Ich liebe alle Menschen, Maria Magdalena."

Wir schwiegen beide und schauten gemeinsam fasziniert auf das Treiben auf der anderen Seite: das Spielen der Kinder miteinander, das Lachen, das Herumtollen, die glücklichen Eltern – es war einfach, aber äußerst kostbar. Jesus, das Kind des Königs in der neuen Welt, sinnierte laut: „Wer nicht wie ein Kind wird, wird das Reich meines Vaters nicht betreten, und dieses Reich[52]der Liebe ist in dir und ist unsterblich und wirkt wie ein Spiegel, ehrlich und streng, aber vor allem so liebevoll, dass Belial keinen Einfluss mehr auf das Geschehen hat."

Ich verstand es nun vollkommen. Nur mit Vertrauen und Liebe zu meinen Mitmenschen kann ich das Meer erreichen, und sobald ich das Meer erreiche, bin ich wie das Meer. So wie Maria es bereits jetzt ist.

Er stand auf und reichte mir die Hand: „Es wird Abend." Ich umarmte ihn ganz kurz, so wie ein Kind seine Eltern umarmt. Gleichzeitig begann es leise zu regnen. Er hob den Kopf zum Himmel und genoss die Regentropfen, streckte die Hände aus und fing die Tropfen in beiden

[52] Dieses „Reich der Liebe in uns" steht für die göttliche Gnade, die potenziell in jedem Menschen vorhanden ist und auf uns wartet.

Handflächen und trat vorsichtig mit den Tropfen in seinen Händen in den Fluss, schenkte sie dem Fluss und sah ihnen nach auf ihrer Reise zum unendlichen Meer. Ich tat es ihm gleich, tiefe Rührung überkam mich und eine Träne vermischte sich mit den Regentropfen, und ich spürte, dass Glück und Liebe auch sanft wehtun dürfen. Sanfter Schmerz, damit der Mensch spürt, dass es eine Aufgabe bleibt und dass der Mensch nicht bestimmt, was das Meer ist oder nicht ist. Es schien mir keine schlechte Idee, mit Maria, dem Tropfen des Meeres, darüber zu sprechen.
„Darf ich mit deiner Mutter über all das sprechen?“ „Sicher, für sie ist das nichts Neues.“

Alles, was an jenem Nachmittag geschah, war von solcher Einfachheit, Intensität und Weisheit, dass es mir noch immer Gänsehaut bereitet, und dieser Tag an dem kleinen Fluss war ein Meilenstein in meinem Leben. Doch ebenso wenig kann ich bis heute verstehen, warum mich gleichzeitig eine Angst überkam, die mir augenblicklich jede Ruhe raubte. Ich konnte es nicht verschweigen, und meine ängstlichen Augen begannen zu sprechen: „Zacharias wurde ermordet, Johannes der Täufer wurde ermordet, kennst du denn keine Angst? Ich hoffe, dein Vater verschont dich wenigstens …“, klang es verzweifelt. Es war auch pure Verzweiflung, und Verzweiflung ist selten ein guter Ratgeber. „Mein Vater tötet weder Menschen noch Tiere noch Insekten“, klang es streng, „nur Belial tötet. In der Alten Welt erscheint Jahwe als strafender und rächender Gott, mein Vater hingegen schenkt nur Leben und tötet nicht. Im

Gegenteil?

Er leidet mit dem Leiden des Menschen mit. Die Regentropfen sind auch Seine Tränen.“
„Verzeih mir, es ist dumm, denn ich kenne deinen Vater nicht. Ist dein Vater denn nicht Jahwe?“
„Mein Name *Jesus* bedeutet ‚Jahwe, der rettet‘ und nicht ‚Jahwe, der tötet‘. Der wahre Jahwe ist der Vater, der Sohn und der Geist, aber wir sind nicht von dem Jahwe inspiriert, der von Belial kommt! Ich bin der Sohn des Vaters und Marias. Ich gebe den Toten das Leben zurück.“ Er betonte dies noch einmal nachdrücklich, um sicherzugehen, dass ich nie wieder daran zweifeln konnte, und sah mich eindringlich an.
„Aber gibt es dann zwei Jahwes?“ Ich war völlig verwirrt.
„Es gibt einen Belial, der sich als Jahwe tarnt. Viele betrügerische Erzähler und später auch Schriftsteller, die von Belial gelenkt wurden, missbrauchten den Namen Jahwes bereits seit der ersten Schöpfungsgeschichte mit Adam und Eva. Es war Belials größter Triumph, in einem für ihn entscheidenden Moment einen geeigneten menschlichen männlichen Handlanger und einflussreichen Führer auf der Erde zu finden, der diese Geschichte in der Menschheit manipulierte, um so die Frau zu unterdrücken, indem er ihr fortan alle Schuld auflud. Belial missbrauchte die Eden-Geschichte meines Vaters. Belials abgewandelte Version verbreitete sich rasend schnell, insbesondere unter einem äußerst verletzlichen Volk im Exil, in dem zutiefst enttäuschte, machtlose Männer jede Gelegenheit ergriffen, um doch wieder uneingeschränkt über die Frau herrschen zu können. Im Wesentlichen ging

Es ging um die Eifersucht des Mannes auf die Fähigkeit der Frau, Kinder zur Welt zu bringen, während der Mann von den Ägyptern wie ein Sklave behandelt wurde, sich zutiefst gedemütigt fühlte und zudem noch zu der Frau aufschauen musste, um das, was kein Teufel ihr nehmen konnte: neues Leben zur Welt zu bringen. Belials Ziel war klar und tödlich: Die Gleichheit zwischen Mann und Frau im Garten Eden musste gebrochen werden, und der Mann musste über die Frau herrschen. Sie musste ihrem Mann untertan sein, denn sie war die Schuldige am Sündenfall des Menschen aus der falschen Geschichte von Eden und würde bis zum Ende der Zeiten die Schuldige bleiben. Belial fügte etwas hinzu, worüber sich seitdem kein Mensch mehr zu fragen wagte: Kain zeugte Kinder ohne Frau. Die gesamte Menschheit würde dies fortan ohne zu hinterfragen akzeptieren, mehr noch: Sie wagten es nicht, dies anzufechten, da die Geschichte von Eden „heilig“ geworden war. Es war ein Scherz von Belial und Belial in Reinkultur: der Menschheit unverblümt ins Gesicht zu lachen wegen ihrer Dummheit und damit Jahrhundert für Jahrhundert triumphierend davonzukommen. Die manipulierte Geschichte von Eden wurde von den ersten Priestern – natürlich männlichen Priestern – sofort für heilig erklärt, und Frauen durften schon froh sein, dass sie ihre Kinder gebären durften, in der Hoffnung, dass viele Jungen darunter waren. Es war ein Fest der Überheblichkeit: Der Mann verlor seine Freundlichkeit und die Frau verlor ihre Stimme. Es gab nur wenige Propheten in der alten Welt, die die Menschheit vor der Ankunft eines Erlösers warnten, der

sie von Belials Knechtschaft befreien würde, wobei Belial dafür sorgte, dass das verbannt Volk glaubte, es ginge um die Befreiung von ihrer körperlichen Knechtschaft in Ägypten. Selbst Moses war trotz seiner besten Absichten verblendet. Sei beruhigt, Maria Magdalena, der Jahwe, wie Er den Menschen von Belial vorgesetzt wurde, ist nicht mein Vater. Mein Vater ist die Liebe und tötet weder einen Ägypter noch einen Juden. Mein Vater hat die Macht, Belial zu töten, aber wahre Liebe will nicht gegen wahre Liebe handeln. Im Gegenteil, mein Vater wartet immer noch auf Belial, Seinen verlorenen Sohn."

Ich erschrak und freute mich zugleich: Ich war eine Frau, und wie oft musste ich spüren, wie meine Brüder mir in allem den Vorrang nahmen. Zacharias und Josef handelten gerecht gegenüber Frauen, aber auf dem Markt war es oft anders: Wenn ein Mann an einem Stand ankam, wurde er immer zuerst bedient, es sei denn, er räumte mir selbst den Vorrang ein. Je schöner man war, desto leichter war es. Er sah mich lächelnd an und fragte mich: „Warum glaubst du, dass ich hier auf Erden keine Tochter meines Vaters bin? Als Frau würde man mich nicht als Erlöserin annehmen, und ich würde sofort gesteinigt werden."

Ich fragte mich: „Meintest du das mit der negativen Kraft der Unwissenheit? Dass derzeit kein einziger Mann und keine einzige Frau mehr begreift, dass die Geschichte von Eden verfälscht wurde, wobei der Mann ebenso viel Schuld an ihrer Vertreibung aus Eden trägt wie die Frau?"

„Genau, weder Mann noch Frau erkennen, dass die heutige Geschichte unwahr ist. So ist der Triumph Belials vollkommen. Belial verkleidete sich als ein Jahwe der Liebe, um die Frau in der manipulierten Schöpfungsgeschichte von Eden zur Sklavin ihres Mannes zu machen. Der Mann wälzt sich seit Jahrtausenden in Unschuld, indem er die Schuld auf ewig in ihr Gewissen schiebt, um so über sie zu herrschen. Es gibt keine größere Gefahr als eine Religion, die sich nicht für die reine Liebe und die Gleichheit des Mitmenschen einsetzt. Belial wollte die Schöpfung meines Vaters grundlegend verstümmeln, und das ist ihm gelungen."
Ich war zutiefst erschüttert: „Ich empfinde dies als einen schrecklichen Missbrauch der Frau, aber auch als Missbrauch von Gottes wahrer Liebe. Das macht mich sehr wütend: so viele Jahrhunderte des Elends, so viel Schmerz – das ist wahre Sklaverei!" „Wie du jetzt reagierst, ist genau falsch: Wut hilft dir nicht, im Gegenteil, sie lähmt deine Liebe, und Liebe ist doch der Grund deiner Existenz. Du tötest das Wichtigste in dir selbst. Auch das ist Teil von Belials Plan: dass, sollte der Plan gelingen, die Frau mit dem Mann abrechnen würde. Deshalb griff mein Vater so ein, dass auch dieser Plan von Belial nicht gelingen würde und die Gleichheit zwischen Mann und Frau auf ehrliche und reine Weise wiederhergestellt würde. Diese Unwissenheit muss mit Liebe und gegenseitigem Respekt ausgefüllt werden."

Es wurde für einen Moment still zwischen uns beiden, und ich brauchte Zeit, um alles sacken zu lassen. Jesus hatte recht: Letztendlich

war der heutige Mann doch auch nur ein Opfer, das nie darum gebeten hatte. Andererseits war es nur gerecht, dass der Mann Maßnahmen ergriff und die Gleichberechtigung sowie die Pflichten akzeptierte und sich zumindest nicht mehr überlegen oder scheinbar gleichberechtigt verhielt. Jesus las meine Gedanken: „Es ist nicht die Absicht, Frau gegen Mann auszuspielen. Wir müssen um jeden Preis darauf achten, dass Belial diese Korrekturen nicht erneut missbrauchen kann. Der Mann muss die Frau wiederfinden und die Frau muss den Mann wiederfinden, so wie sie im Garten Eden als eine Einheit lebten."

Dennoch schien mir das in diesem Fall etwas zu langsam zu gehen. „Ich möchte so schnell wie möglich ein neuer Mensch werden, so wie du es bist und wie es auch Johannes der Täufer ist." Sein Blick wurde wieder milder: „Du bist bereits ein neuer Mensch, denn du wurdest von Johannes dem Täufer, Maria Magdalena, Tochter von Lott und Levi, getauft: Dein Name steht für immer in der Handfläche meines Vaters geschrieben. Nur musst du noch das alte Gewand von dir abschütteln, indem du mehr Einsicht erlangst, und erst danach kannst du dir Schritt für Schritt dein neues Gewand anlegen lassen. Aber ich sage dir schon jetzt: Du bist auf dem richtigen Weg, zweifle nicht, zögere nicht, hab keine Angst, hab Vertrauen und falle wie ein Regentropfen leidenschaftlich von ganz hoch oben von der Wolke in die Pfütze, vom Bächlein zum Fluss, hab keine Angst vor den Wasserfällen, falle hinab und ruh dich kurz in einem See aus, aber zweifle nicht: reise weiter, denn die Belohnung ist groß und lass dich gemeinsam mit Millionen von Tropfen wie Kinder in einem Meer der

Ruhe willkommen heißen

„und Stille, damit wir alle gemeinsam eins im Meer sind und so wie das Meer werden."
Es fühlte sich an, als würde ich erneut von ihm in eine kleine Pfütze getauft. Es machte mir nichts aus, dass ich mich nun nur noch in einer kleinen Pfütze befand, denn ich war fest entschlossen, zum Meer zu werden. Das führte mich auf wundersame Weise zu meiner nächsten Frage, und ich verspürte auch keine Angst mehr, vielleicht dumme Fragen zu stellen.
„Woher kamen gerade eben plötzlich diese Wut und Verzweiflung in mir, Jesus? Sind das Sünden?", klang es, wenn auch nicht mehr verzweifelt, denn ich spürte nun, dass das Lernen aus Fehlern äußerst heilsam sein konnte.
„Deine Frage zeigt, wie viel Fortschritt du bereits gemacht hast, liebe Maria Magdalena. Sünden existieren nicht, solange du deine Fehler selbst wiedergutmachst, indem du anerkennst, dass du dir selbst gegenüber im Unrecht warst, und keine Ausreden außerhalb deiner selbst suchst. Ich betone das Wort ‚dir selbst'. Der Feind sitzt im Menschen und nicht außerhalb des Menschen, so wie ich selbst in dir bin, aber dazu später mehr. Das Böse existiert als solches nicht. Sünde ist lediglich die Verleugnung des Guten in dir selbst durch dich selbst. Ein anderer Mensch ist dafür nicht oder niemals verantwortlich, und folglich darfst du den anderen auch nicht als deinen Feind bezeichnen oder als solchen behandeln. Die Liebe urteilt nur über sich selbst und für sich selbst und nicht über einen anderen. Dein Feind bist du nur für dich selbst. Ein Mensch der Liebe sieht in jedem Menschen die Liebe und nichts anderes, er kennt kein „Ja, aber". Verantwortung für Taten, die gegen die Liebe sind, gibt es nicht und sie liegt bei den Menschen,

aber nicht bei

die Liebe, so wie mein Vater und nun auch meine Mutter ganz und gar aus Liebe bestehen. Ich bin der Sohn, und als Sohn muss auch ich lernen. Die Wunder, die ich vollbringen darf, kann ich nur in dem Moment vollbringen, in dem ich eins bin mit meinem Vater. Ich allein habe diese Macht nicht, ich erhalte sie offenbar nur, wenn wir alle drei eins sind: Vater, Geist und Sohn. Ich habe gelernt, zu spüren, ob ich in diesem Moment in der Lage bin, einem Menschen sein Leben zurückzugeben oder nicht, Menschen von ihren Krankheiten zu heilen, Blinden das Sehen zu schenken, Lahme aufstehen zu lassen. Das wichtigste Gefühl dabei ist Demut; ich muss der Diener des Herrn sein und nicht der Herr, so wie meine Mutter eine Magd des Herrn sein musste. So wie mein Vater ein Diener für jeden Menschen sein will, der ihn als Vater anerkennt.

Morgen werde ich dich über die vier Grundlagen des Bösen in jedem Menschen unterrichten: Zorn, Unwissenheit, Finsternis und Begierde; jede mit ihren falschen Argumenten: Denke heute Abend im Bett darüber nach und versuche, ihre falschen Argumente zu entlarven… Über Unwissenheit weißt du bereits das Wichtigste. Es ist ein Lernprozess, aber du wirst es schaffen. Genieße die Nacht mit geschlossenen Augen und schau mit offenem Geist."

„Ich möchte eine falsche Argumentation nicht mit einer ebenso falschen Argumentation korrigieren, das macht mir Angst. Wie komme ich aus einem solchen Kreislauf heraus?"

„Frag mich und bete wie folgt: ‚Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, ich tue dies in Deinem Namen, aber bitte korrigiere mich[53],wenn ich im Unrecht bin.“
Ich nickte erleichtert.
Wir kamen nach Hause … und ich ging sehr früh ins Bett, um Maria und Jesus die Gelegenheit zu geben, miteinander zu sprechen.
Ich schloss meine Augen und ließ seine Worte in meinem Kopf widerhallen: Wut, Unwissenheit, Finsternis und Begierde; jede mit ihren falschen Argumenten… und korrigiere mich, wenn ich im Unrecht bin…

Maria

Mir fiel sofort der Unterschied auf, wie Maria Magdalena morgens mit Jesus aufbrach und wie sie abends hereinkam. Eine Ruhe hatte sich über sie gelegt. „Hast du mit ihr über die fünfte Papyrusrolle sprechen können?“
„Ich habe ihr den Hintergrund erklärt, und sie ist bereit, es von dir zu erfahren, aber warte noch ein wenig, bis ich mit Johannes weiterziehe. Sie ist stark und kann damit umgehen. Morgen breche ich wieder mit ihr auf, um sie weiter zu unterrichten. Sie ist klug und lernbegierig und hat alles in sich, um später selbst zu unterrichten. Lasse ich dich nicht zu sehr allein?“
„Nein, überhaupt nicht. Ich bin nicht allein. Komm doch mal, schau dir meinen Webstuhl an …“

[53] Diese Weisheit stammt aus der orthodoxen Kirche.

Mein Sohn rief aus: „Henoch! Wunderschön!“ Er küsste seine Fingerspitzen und berührte ehrfürchtig den Kopf des Engels … und sogleich rollte eine Träne aus dessen rechtem Auge, die sofort im Wollstoff versickerte und die Farbe sanfter machte. Ich beugte mich vor und küsste die Träne. Mein Sohn umarmte mich, Wange an Wange, und unsere Herzen verschmolzen. Ich schloss meine Augen und er schloss seine Augen. Die Zeit war uns gnädig und hatte es nicht eilig, einen neuen Tag zu beginnen. Wie zwei ineinander verschlungene Statuen verschmolzen wir zu einem einzigen Bild der Liebe. Ich trug ihn und er trug mich, und keiner von uns beiden wurde müde. Mir ging nichts durch den Kopf. Wir waren ein einziges Reich der Liebe. Die Mutter trug das Kind und das Kind trug die Mutter.
Erst bei der ersten Morgendämmerung ließen wir einander vorsichtig los und begannen den Tag damit, gemeinsam Tee zu trinken. Einen Mangel an Schlaf verspürten wir nicht.

Maria Magdalena kam herein, und Jesus und ich sahen uns sofort an. Ich stand auf und stellte ihr sofort eine Tasse Ingwertee bereit. Nicht viel später gingen beide zur Tür hinaus, und ich setzte mich an meinen Webstuhl. Die Spule dirigierte die Elonfäden zu himmlischen Gesängen.

Maria Magdalena

Mein Bett war durch das ständige Hin- und Herwälzen völlig durcheinander. Der gestrige Tag war so schön, zu schön, um einen neuen Tag zu beginnen. Angst, Versagensangst, alles wieder zu verlieren. Ich brachte meine Hausaufgaben über die vier Mächte nicht zu Ende. Plötzlich hatte ich nichts mehr im Griff. Je mehr ich es zurückgewinnen wollte, desto mehr glitt es mir zwischen den Fingern zuein. Gestern war ich mir ganz sicher, dass ich von da an nie wieder alles verlieren könnte, dass mein neues Leben begann. Doch es war die Angst, die sich breitmachte: Was, wenn Jesus in den nächsten Tagen seine Mission in der Welt fortsetzen würde und ich ihn nicht mehr befragen könnte? Gestern durfte ich die Schönheit der Welt wie einen Regentropfen von ganz oben betrachten und während des Fallens den Wind sein Willkommenslied singen hören, tief in meinem Gehirn. Ich wurde sanft von einem wiegenden Blatt der Heckenkirsche aufgefangen, das mir seinen Duft schenkte und mich sanft hinabgleiten ließ. Dort wurde ich festlich in einem unglaublich niedlichen Bächlein empfangen, in dem sich winzige Insekten wie in einem See aufgenommen fühlten. So sehr ich es mir auch wünschen würde, meine Seele könnte niemals Teil des göttlichen Meeres sein.

Ich stand auf und setzte mich an den Küchentisch, und es war, als sähe ich niemanden. Ich sah nur zwei unbewegliche, „unbekannte“ Schatten vor mir. Ich verweilte in

Niemandsland und starrte auf eine Tasse Tee. Die Gewissheit von gestern schien verschwunden. Nur bei dieser Tasse Tee, die dort stand, war ich mir noch sicher. Ich flehte um Tränen, aber sie kamen nicht. Etwas in mir errichtete einen Damm, und ich war erst bis zu einem kleinen Bächlein vorgedrungen.

Jesus sprach leise in Gegenwart seiner Mutter zu mir: „Behalte dies dein ganzes Leben lang im Gedächtnis: Ich bin in dir, ich bin wie ein Kind in dir. Das Meer erreichst du nur Schritt für Schritt, lernen tust du Schritt für Schritt. Jedes Mal, wenn du fällst, musst du dich auf deinen nächsten Sturz vorbereiten, so wird dein Nous[54] jedes Mal größer und steigt deine Seele immer höher auf ihrem Weg zu meinem Vater. Immer zwei Schritte vorwärts mit einem Schritt zurück und so weiter. Es erfordert jedes Mal aufs Neue Mut, Maria Magdalena. Jeden Tag ein neuer Anfang.“ Und er nahm die Tasse Tee, die für mich bestimmt war, und reichte sie mir. Ich nahm einen Schluck. Seine warme Stimme wirkte Wunder. Ich nahm noch einen Schluck, atmete tief ein und schloss meine Augen: „Ich fühle mich wie gefangen in einem materiellen Körper, und wenn ich sterbe, verschwindet alles. Können wir, gewöhnliche Menschen, überhaupt ein Kind Gottes werden, so wie du

---

[54] Der gnostische (gnosis = Erkenntnis durch Offenbarung) Mensch ist ein suchender Mensch, dessen *Nous* (die Erkenntniskraft) davon überzeugt ist, dass er nicht in die Welt, sondern zu Gott gehört, dessen Seele (Psyche) jedoch zugleich von vier Mächten – Unwissenheit, Begierde, Zorn und Finsternis – auf dem Weg zu seiner göttlichen Bestimmung aufgehalten wird. In den folgenden Absätzen gebe ich zu jeder Macht ein kleines Beispiel in Form eines Frage-Antwort-Dialogs zwischen Maria Magdalena und Jesus. Ich

beginne mit der Unwissenheit.

„Bist du sein Sohn? Es fühlt sich an, als könnte ich niemals ein Kind Gottes werden, so wie du ein Kind von ihm bist.“
Jesus antwortete: „Denk an den alten König in der Geschichte vom Kind des Königs, wie er sich weit verirrt hatte und seinen Weg wiederfinden musste, um das Kind in sich selbst wiederzufinden. Sein Kind war jedoch immer in ihm, so wie auch ich immer in dir bin.“
Ich fuhr mit geschlossenen Augen fort und war froh, dass ich sie nicht öffnen musste, denn ich schämte mich zutiefst für das Folgende: „Ich bin neidisch, weil ich nicht göttlicher Herkunft bin wie du. Ich beneide dich. Es scheint mir einfacher zu sein, ein Gott zu sein als ein Mensch. Warum dürfen wir nicht alle ein Gott sein?“ Ich schämte mich während dieses Wortschwalles, aber ich hatte die Wahl: heucheln oder ehrlich sein.
Jesus antwortete: „Eifersucht ist tödlich für die Liebe, aus der du geboren wurdest und die liebevoll auf dich wartet. Du bist bereits göttlichen Ursprungs, Maria Magdalena. Liebe dich selbst, liebe deine Mitmenschen, liebe dein Herz und deine Seele, denn diese Liebe geht dir voraus in der Wiedervereinigung mit der göttlichen Liebe. Jeder Mensch hat alles in sich, um die göttliche Gnade zu erlangen.“
Ich fühlte mich nun noch rebellischer: „Ich bin wütend, sehr wütend, weil ich im Moment keinerlei Beweis oder Bestätigung dafür bekomme, dass ich eine Seele habe, die zu Gott aufsteigen kann. Ist das denn Liebe, einen Menschen so zappeln und leiden zu lassen?“

Jesus antwortete: „Lass dich nicht von deinem Verstand knechten. Der Regentropfen denkt nicht, sondern fällt. Ich bin in dir, und folge mir auf dem Weg zum Vater. Hab Vertrauen. Ich bin der Weg und stehe hier für dich: Nutze mich, aber nutze deinen Zorn nur gegen deinen Zorn. Dein Zorn dient einzig und allein gegen deinen Zorn.“ Ich erschrak über die Schärfe seiner Worte, aus denen ich eine enorme Sorge und Liebe für mich herauslesen konnte. Es hatte mich tief berührt und fühlte sich an wie heilende Salbe auf einer offenen Wunde. Ich fuhr fort: „Ich wollte gerade noch sagen, dass, wenn ich sterbe, nur noch Dunkelheit übrig bleibt, die meiner Seele nichts mehr zeigen oder lehren kann, falls es überhaupt eine Seele gäbe. Das wollte ich sagen, aber ich spüre jetzt schon selbst, dass das nicht wahr ist, dass das eine Falle ist, denn Sie sind immer in mir, tot oder lebendig.“ Ich schluchzte: „Darf ich bitte meine Augen öffnen?“
Jesus umarmte mich und hielt mich fest, während er mir leise ins Ohr flüsterte: „Halte sie noch einen Moment geschlossen, Maria Magdalena. Ich möchte dir beibringen, wie du ohne Augen sehen kannst. Du siehst mich jetzt nicht, aber du weißt mit Sicherheit, dass ich in deiner Nähe bin, weil du mich spürst. Du kannst jetzt gar nicht anders, als mich zu spüren. Ich lasse dich kurz los und mache nur einen kleinen Schritt zurück.“ Und er ließ mich los und schwieg einen Moment. „Du weißt ganz sicher, dass ich noch da bin, auch wenn du mich nicht siehst. Denk dir jetzt eine Frage aus, ohne sie auszusprechen, und warte mit geschlossenen Augen ab.“ Und er schwieg, und ich saß da, immer noch mit geschlossenen Augen. Ich hörte nichts mehr um mich herum, auch Maria nicht. War ich überhaupt noch in

Marias Haus? Es dauerte eine Weile. Ach ja, ich war furchtbar neugierig, wie es

Rebecca und Hannah. Es dauerte und dauerte, und ich setzte mich kurz auf den Boden, die Augen weiterhin geschlossen. Ich wartete ab. Ich glaubte, eine Tür aufgehen zu hören und ein leises Scharren, und ich spürte, wie er sich neben mich setzte. „Öffne deine Augen, Maria Magdalena. Ich habe etwas für dich." Ich öffnete meine Augen und musste mich erst an das Licht gewöhnen. Ich sah Maria immer noch am Tisch sitzen. Er wartete einen Moment und zeigte mir zuerst eine lange braun-schwarze Haarsträhne von Rebecca, dann eine schöne blonde Strähne von Hannah und danach, jawohl, eine Strähne schwarzes Haar. Ich warf mich ihm um den Hals! Es war mir egal, ob es ihm gefiel oder nicht. Ich war überglücklich. Jesus und Maria mussten darüber lachen. „Hat Rebecca einen Mann kennengelernt?" „Der Mann heißt Samuel [55]und sie erwarten ein Kind." Er wartete einen Moment, bis ich mich wieder etwas beruhigt hatte, und brachte mich zurück zum Thema: „Nur wenn du Vertrauen in mich hast, kann ich für dich das Licht in deiner Dunkelheit sein. Ich kenne deine Seele, und deine Seele wird mich in der Dunkelheit erkennen, kann mir aber nicht ohne Mühe folgen. Nur weil du es ausgehalten hast, deine Augen vertrauensvoll geschlossen zu halten, wie ich es von dir verlangt habe, konnte ich deine Frage beantworten. Die Dunkelheit fleht um Vertrauen, damit sie zum Licht werden kann. Jeder Mensch kennt das Licht der Sonne bei Tag und Nacht. Niemand muss daran zweifeln. Spirituelle Dunkelheit oder Licht sind nicht anders. Vertrauen in meine Liebe zum Menschen ist die Sonne. Misstrauen in meine Liebe ist die Dunkelheit. Dunkelheit

[55] *Samuel* bedeutet „Gott hat erhört“.

verhüllt das Böse. Die Dunkelheit ist die am wenigsten aggressive der vier Gegenkräfte, aber gerade deshalb am schwersten zu erkennen. Die Dunkelheit wartet geduldig auf eine Nacht mit einem verborgenen Mond. Aber das wusstest du schon früher, bei früheren Gesprächen, dass ich deine Gedanken lesen kann, und dennoch hast du mir kein Wort geglaubt. Eines Tages wirst du die äußerst schwierige Aufgabe erhalten, all dies anderen suchenden Menschen zu vermitteln.“

Seine sanfte Stimme durchbrach die letzte Dunkelheit. Meine geistigen Augen öffneten sich, und mein Regentropfen fiel in einen Fluss.

Maria stand auf und fragte leise: „Möchtest du noch etwas Tee?“ Sie wartete nicht auf eine Antwort und schenkte bereits ein. „Ein bisschen Zucker? Ich habe auch noch etwas Leckeres.“ An ihr schien sich nichts geändert zu haben. Mir wurde plötzlich bewusst, wie viel höher sie geistig stand als ich und dennoch mir gegenüber so bescheiden und lieb blieb. Maria lebte schon als Kind so und meisterte die vier Stolpersteine, ohne darüber nachzudenken. Womit hatte ich es verdient, so nah bei ihnen sein zu dürfen? Ich lachte schon innerlich über diesen falschen, dunklen Gedanken, ich schaute zu Jesus und er zwinkerte mir lachend zu: „Ich habe es schon gesehen.“ Nach einer Weile stand Jesus auf: „Komm, wir machen noch einen kleinen Spaziergang durch das Dorf.“ Er umarmte seine Mutter, und wir verließen gemeinsam das Haus. Maria lief mir noch ein Stück hinterher, hielt mich fest und flüsterte: „Danke für deine Liebe“, und sie kehrte um. Ich stand wie angewurzelt da: Kann ein Mensch, der selbst in allem Liebe ist, noch bescheidener sein? Viel später verstand

erst viel es mir ein: Aufrichtige Demut ist der Kern der wahren Liebe.

Wir kamen an den ersten Nachbarn vorbei, und ehe wir uns versahen, hatte sich die ganze Nachbarschaft um uns versammelt. Jesu Ruhm ließ sich in Nazareth unmöglich verbergen. So viele Fragen wurden auf uns abgefeuert, und viele Leute dachten, wir seien ein Paar, obwohl ich doch deutlich älter aussah als der Dreißigjährige, aber ehrlich gesagt muss ich zugeben, dass ich mir als gut Vierzigjähriger auch noch nicht so schlecht stand. Das schmeichelte meiner Eitelkeit, aber ich wischte es mit Humor beiseite: „In Magdala, dort wohnt ein guter Quacksalber."

Jesus und ich gingen einfach weiter. Wir kamen am Haus von Annas vorbei, der inzwischen verstorben war, aber dessen Sohn Ethan lebte nun dort mit seiner Frau und seinen Kindern. Ethan kam heraus: „Hallo Jesus, ich möchte mich noch einmal dafür entschuldigen, dass ich damals im Garten meines Vaters das kostbare Wasser so verschwendet habe, und ja, es war schon ein Schreck, als du mich in einen Busch verwandelt hast. Ich sage meinen Kindern immer noch, wenn sie unartig sind, dass ich dich suchen werde, aber du bist jetzt hier …" Plötzlich stürmten seine vier Kinder hinter seinem Rücken heraus und kicherten verlegen. Jesus hockte sich vor sie hin, und sie sprangen alle gleichzeitig um seinen Hals und auf seinen Rücken, zogen an seinen Armen und Beinen. Es war ein Kitzeln, Lachen, an den Ohren ziehen, Jubeln, „Au!", „Nein!", Grimassen schneiden, „Nicht!", an seinem Bart ziehen, Kichern. Ethan und ich lagen vor Lachen krüppelig auf dem Boden.

Lachen: Das Kind des Königs in einer echten Notlage! Jesus überlebte den Anschlag nur knapp, und Ethan umarmte ihn: „Das ist meine Rache für deinen Busch, mein lieber Freund." Wir gingen weiter. Zwei Gassen weiter blieb er plötzlich vor einem Haus stehen und blickte zu dem hohen Dach hinauf. „Hier wohnte …", begann er, doch da flog die Tür schon auf: „Jesus! Mein bester Freund! Was für eine Überraschung!" Mich schockierte nichts mehr. „Maria Magdalena, das ist Zeno[56], einer meiner besseren Freunde", zwinkerte er mir demonstrativ zu. Zeno protestierte: „Besser? ‚Allerbester' Freund, ja! Ich verdanke ihm mein Leben!" Und Zeno begann mir sofort zu erklären, dass er als Kind vom Dach gefallen und tot gewesen sei und dass Jesus ihn spielerisch wieder zum Leben erweckt habe. Zeno sah mich an und dann wieder Jesus: „Werdet ihr heiraten? Ich wünsche euch beiden mindestens so viel Glück, wie ich habe." Und er deutete auf seine Frau und seine lieben Kinder. Jesus antwortete: „Ich bin verheiratet, wenn man es so nennen will, mit jedem Menschen, Zeno. Ich liebe alle Menschen." Zeno sank vor ihm auf die Knie und bat ihn, seine Familie zu segnen. Zenos Kinder und seine Frau folgten seinem Beispiel, und Jesus legte jedem von ihnen die Hand auf den Kopf und nannte jeden beim Namen. Ich sah gerührt zu und kniete ebenfalls vor ihm nieder. Dann zog er mich auf und flüsterte: „Lass uns zum Fluss gehen." Seine Segnungen lösten jedoch eine Kettenreaktion im Dorf aus: Viele Menschen folgten dem

[56] Ebenfalls aus denselben apokryphen Schriften übernommen.

Beispiel von Zenos Familie. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich und stärkte mich außerordentlich in meinem Glauben: „Er ist wahrhaftig der Sohn Gottes.“ Später erfuhr ich, wie sehr ihm seine Nachbarschaft zugetan war, der Rest der Stadt jedoch überhaupt nicht; dort wollten sie ihn sogar vertreiben wegen Äußerungen in der Synagoge, als er jünger war. In seinem eigenen Land gibt es keinen „Propheten“.

Es dauerte eine Weile, bis wir am Fluss ankamen. Dort angekommen, zeigten die Menschen Respekt, um uns Ruhe zu gönnen. Wir waren wieder allein.

„Darf ich dir eine Frage stellen?“ Das hielt ich für die beste Frage, um anzufangen, denn mein Respekt und meine Liebe für ihn wuchsen von Tag zu Tag nach allem, was ich bereits sehen und lernen durfte.

Er sah mich an und nickte.

„Wir sprechen immer vom Geist, aber was ist mit dem Körper? Ich bin eine Frau, ich bin dazu geschaffen, Kinder zu gebären. Angenommen, ich bekomme kein Kind – habe ich dann versagt?“ „Um darauf zu antworten, müssen wir zurück zur Geschichte von Eden gehen. Die Geschichte, die Belial daraus machte, war insofern sehr geschickt aufgebaut, als er das Bild bestätigte, wie Jahwe die Frau als eigenständiges Wesen aus dem Fleisch des Mannes entstehen lässt: Einerseits ist es ein wunderschönes Bild von Einheit, Gleichheit und unzerbrechlicher gegenseitiger Liebe, andererseits müsste der Mann dann für den Fehler der Frau mitverantwortlich sein und für seine Frau, seine Gleichgestellte, eintreten, denn ein Fehler zwischen zwei Gleichgestellten ist sofort ein gleichmäßig geteilter Fehler. Und

Genau das lässt der listige Belial in seiner Version der Geschichte meines Vaters nicht zu, denn so könnte der Mann in den folgenden Jahrhunderten nicht weiterhin als Opfer des Fehlers der Frau dastehen. Dadurch ist die Frau dazu verdammt, ihre Strafe, die Vorwürfe und die Unterdrückung auf ewig zu erdulden, und wird so auf eine Gebärmutter für Kinder reduziert. Und danach schickt Belial sich selbst als einen Jahwe im Schafspelz auf sie zu und vertreibt sie gnadenlos – eines Gottes der Liebe völlig unwürdig – aus dem paradiesischen Eden, und so bestätigt Belial den scheinbar unschuldigen Mann für immer in seiner Opferrolle infolge des irreparablen Fehlers seiner dummen Frau, und so betrachtet der Mann sie als sein Eigentum. Soweit Belials verhängnisvolle und verdrehte Geschichte über Eden, die bis heute als die göttliche Geschichte von Eden überliefert ist. Die wahre göttliche Geschichte von Eden ist etwas ganz anderes: Die Natur[57] in Eden ist die reine Wurzel des absolut Guten, wo der Vater seine göttliche Gnade großzügig mit seiner Schöpfung teilt, aber alles, was der Mensch glaubt, selbst damit erschaffen zu können, mit Anpassungen, Verordnungen, Regeln für Ehre und

[57] „Die Natur mit ihrer reinen Wurzel“ wird im Evangelium der Maria Magdalena (EvMar 7, 5-8) tatsächlich so namentlich erwähnt und hat ihren Ursprung in der Lehre der Stoa des Marcus Aurelius und im Platonismus. Meiner persönlichen Auffassung nach läuft dies auf dasselbe hinaus wie das reine Eden aus dem ersten Buch der Trilogie, zweites Kapitel „Eden“ auf Seite 23.
Kurz zusammengefasst: die Natur = reine Liebe, mit der jeder Mensch geboren wird.

Ruhm führt nur zu Leid oder Verwirrung. Die Natur selbst wird dies eines Tages wieder auflösen und zu ihrer Wurzel, zu ihrem reinen ursprünglichen Anfang und Ziel zurückführen: glasklarer Liebe. Die Natur betrachtet die bewusst oder unbewusst begangenen Fehler gegen die Liebe als Ehebruch und Betrug. Sünde existiert nicht an sich, sondern entsteht nur durch diesen Ehebruch oder Verrat am Guten. Im wahren göttlichen Eden gab es keine Sünde, solange der Mann und die Frau eins waren in der reinen Wurzel der Natur. Alles Leiden und jede Verwirrung stammen aus der Gegen-Natur, verursacht durch den Menschen selbst. Deshalb wende ich mich heute an den Menschen: Seid alle eines Herzens und vermischt dieses reine Herz mit nichts: keine Regeln, keine Hierarchie[58], keine List, keine Selbstliebe, kein Machtstreben, kein Betrug, und Sünde wird nicht existieren. Ich wiederhole deine Frage: ‚Ich bin eine Frau, ich bin geschaffen, um Kinder zu gebären. Angenommen, ich bekomme kein Kind, habe ich dann versagt?' Meine Antwort: Es gibt keine Regel, dass man Kinder haben muss oder nicht haben darf. Es gibt nur eine Regel: Liebt einander, unabhängig vom Geschlecht."
Jesus schwieg und blickte vor sich hin
Trotzdem fühlte ich mich den Fehlern, die er anführte, näher als dem Guten. Ich tat offenbar etwas Falsches. Nicht wegen ihm, sondern wegen mir selbst also. Ich war

[58] Das Wort „Hierarchie" stammt vom griechischen Wort *hierarchia* ab, was wörtlich „heilige Ordnung" oder „heilige Herrschaft" bedeutet. Es setzt sich aus den griechischen Wörtern *hieros* („heilig") und *archein* („führen" oder „herrschen") zusammen, was zusammen eine göttliche oder sakrale Struktur von Macht und Autorität bezeichnet. Die entscheidende Frage ist, ob diese beiden Wörter

nicht ein Widerspruch in sich sind.

In meinem Innersten war ich verzweifelt und kämpfte dagegen an, konnte es aber nicht loswerden. Ich raffte all den Mut auf, den ich in mir spürte, und begann: „Darf ich dir noch eine Frage stellen, eine für mich schwierige Frage …“

„Natürlich, Maria Magdalena. Hab keine Angst.“ Es fühlte sich an, als wüsste Er bereits, was ich fragen würde. Also platzte es mir einfach heraus: „Was? … Was? …Was soll ich mit dieser Verliebtheit anfangen? Ich bin sehr in dich verliebt. Ich denke jede Sekunde an dich, ich möchte jeden Augenblick bei dir sein, ich kann nicht ohne dich sein, ich möchte dich küssen, dein Kind tragen, ich kann nicht mehr klar denken. Ich glaube, jede Frau würde sich in dich verlieben. Ist das dann … ist das dann Ehebruch aus Liebe? Ist das Selbstliebe?“

Ich wagte es nicht, ihm in die Augen zu schauen, es war schon so schwer, dass Er in mein Herz sah.

„Deine Liebe zu mir ist aufrichtig und ist daher Liebe. Genauso wie meine Liebe zu dir aufrichtig ist, doch es gibt einen großen Unterschied in der Natur zwischen uns beiden. Deine rein menschliche Natur ist nicht wie meine göttliche Natur. Ich versuche, es dir ausgehend von deiner Natur zu erklären: Mein Vater sorgte sich weiterhin um sein Geschöpf und wäre selbst nicht die Liebe, wenn er dem gefallenen Menschen kein Hilfsmittel reichen würde; sonst würde jegliches Wissen um die Liebe verschwinden. Er gewährte ihnen die Fähigkeit, sich zu verlieben. Das Hauptmerkmal des Verliebtseins ist seine selbstverständliche, bedingungslose Liebe, die kaum Anstrengung erfordert und ewig gesichert zu sein scheint. Dieser glückselige Zustand zwischen zwei freien Menschen zeigt

ihnen einen flüchtigen Einblick in das verlorene Eden. Inmitten der vielen schrecklichen Kriege zwischen den Völkern zeugt die Verliebtheit der Menschen oft noch immer von der edenischen Liebe vergangener Zeiten und bleibt eine Quelle des Überlebenswillens, um das Böse zu überwinden. Ohne Verliebtheit konnte und wird der Mensch außerhalb Edens nicht überleben. Aber – und es gibt ein Aber – der gefallene Mensch verliebt sich in einen gefallenen Menschen, und natürlich ist dies ein reiches Geschenk, doch nur höchst selten ist der Mensch in der Lage, dieses himmlische Geschenk vollständig intakt zu bewahren, da es früher oder später zu einem Verb wird. Fast jede Verliebtheit verliert früher oder später ihre Selbstverständlichkeit und muss sich durch Höhen und Tiefen der Liebe neu anpassen, ich würde fast sagen „neu erfinden“, auch wenn dieses Wort falsch ist, denn die Liebe war nie abwesend. Es ist eine direkte Nachbebenwelle des Sündenfalls des Menschen in Eden, mit der sich selbst die schwersten Erdbeben auf der Erde nicht vergleichen lassen. Nur der Mann und die Frau des verliebten Paares, die die Ursache für den Verlust der Verliebtheit allein in sich selbst suchen und nicht beim Partner, können ihr Erdbeben überleben und ihre Liebe dennoch bewahren.“

Er schwieg und ich schwieg, und ich fühlte mich durch die gewonnene Einsicht plötzlich ruhiger werden. Ich legte meinen Kopf auf seine Schulter und wusste, dass ich das nun tun konnte, ohne zu fragen, denn ich hatte inzwischen gelernt, dass er meine Gedanken lesen konnte, dass ich verstanden hatte, dass er mir bereits all seine Liebe geschenkt hatte und ich nichts mehr erwarten musste. Ich bekam

gleichzeitig der folgende Gedanke: Ich erhalte all seine Liebe, aber was kann ich verlieren? Was ist der schwerste Kummer, den ein Mensch empfinden kann? Er beantwortete die Frage, ohne dass ich sie stellen musste: „Kummer um ein totes Kind." Ich schwieg und erinnerte mich an meine drei ermordeten Brüder. Ich wurde nicht mehr von Gedanken an „Sehnsucht nach Liebe" oder „Verlust" übermannt, sondern fand einen Ansatz von Ruhe, Ruhe in der Stille. Es schien, als empfände ich nun Liebe für ihn wie eine uralt gewordene Frau ohne jeglichen Kinderwunsch, die schon seit Jahren mit ihm zusammengelebt hatte. Ich fühlte mich von meiner Verliebtheit befreit, im Austausch für eine nicht minder reine Liebe zu ihm. Ich blickte zu ihm zurück und sah in seinem Blick ein Funkeln, woraus ich verstand, dass er meine Gedanken tatsächlich lesen konnte. Ich brauchte ihm die nächste Frage nicht mehr wörtlich zu stellen, und das tat ich auch nicht, aber für den Leser kann ich nicht umhin, die Frage hier niederzuschreiben: „Jesus, kannst du denn bei jedem Menschen die Gedanken lesen?" Er antwortete, dass er das könne: „Wenn Menschen mich innerlich als Christus oder den Sohn Gottes annehmen, dann ist Belial sofort abwesend und steht nichts mehr im Weg."

Er beschloss: „Ich werde nun aus meiner göttlichen Natur heraus sprechen. Ich liebe alle Menschen; selbst wenn ich die teuflischen Kräfte in den Pharisäern erkenne, liebe ich sie, weil sie Opfer eines Mangels an Einsicht und Erkenntnis der vier Mächte sind: Zorn, Finsternis, Unwissenheit und Begierde. Oh ja, jeder Mensch trägt hierfür die letztendliche Verantwortung, aber ich bin

gekommen, um

ihnen zu zeigen, dass sie diesen teuflischen Mächten nicht folgen sollen, und ihnen klarzumachen, dass jeder Mensch in sich die Kraft hat, diese teuflischen Mächte zu entkräften. Wenn es mir schon jetzt gelingt, sie als Menschensohn zu lieben, als Sohn von Mensch und Gott, wie könnte dann mein rein göttlicher Vater, der die Liebe ist, selbst keine Liebe und kein Mitleid für alle Nachkommen des gefallenen Adam und der gefallenen Eva empfinden? Ich werde von Ihm gesandt, um das Lamm für das Osterfest zu sein. Das ist mein Auftrag. Liebe Maria Magdalena, versuche dies jetzt noch nicht zu verstehen: Alles auf Erden hat seine Zeit."

Damals war mir tatsächlich nicht im Geringsten bewusst, was „das Lamm für das Osterfest" bedeutete. Ich wusste nicht besonders viel über die jüdischen Rituale. Mein Vater war ein Zelot, und meine Mutter, mein Bruder und meine Schwestern wurden von den Römern ermordet; ich war der Einzige, der überlebte. Es war schwer, wenn nicht gar unmöglich für mich, die Römer zu mögen. Ich wollte Jesus sofort noch eine Frage stellen, aber er kam mir wieder zuvor: „Der Unterschied zwischen deiner Natur und meiner göttlichen Natur besteht darin, dass ich nicht nur aus den Nachkommen des gefallenen Adam und der gefallenen Eva geboren bin. Mein Vater hat Jahrhunderte auf eine Frau gewartet, die so rein ist wie Eva aus Eden. Für ihn war es, als würde er auf einen Tropfen aus dem Meer warten. Verliebtheit geht an mir vorbei, denn ich liebe alle Menschen gleichermaßen. Man könnte sagen, dass ich in alle Menschen verliebt bin, aber kein Mensch kann das verstehen. Mit dir kann ich hier offen darüber sprechen, so wie ich mit meiner Mutter

oder mit dem seligen Josef darüber sprechen konnte. Aber

„Wenn ich auf der Straße Menschen begegne, muss ich mich anpassen und die Sprache sprechen, die sie verstehen. Niemand kann sein Innerstes vor mir verbergen oder heucheln, und niemand kann mein Innerstes kennen, außer meinem Vater.“ Er blickte schweigend in die Unendlichkeit. Die Worte „außer meinem Vater“ erschreckten mich jedoch. Und warum nicht auch seine Mutter?, dachte ich, doch in diesem Moment erhielt ich keine Antwort von ihm. Erst viel später unter dem Kreuz verstand ich, warum: Er wollte uns beide, Maria und mich, noch verschonen. Ich akzeptierte es damals und drängte nicht weiter.

„Diese Anpassung, wie du gerade gesagt hast, an die Sprache des gefallenen Menschen – können das auch Taten sein? Ich denke jetzt daran zurück, wie wir, Maria und auch ich, entsetzt waren, als wir erfuhren, dass du im Tempel die Händler vertrieben hattest. War es etwas anderes als Zorn, das dahinter steckte? Kann Zorn ein Ausdruck von Liebe sein?“

„Nein, das kann nicht sein und ist unmöglich. Es beweist, dass auch ich ein Stück weit vom gefallenen Menschen abstamme, trotz der Tatsache, dass meine Mutter einen untadeligen Lebensweg geht, von dem ich alles Menschliche lernen kann. Ich kann für meinen Vater sprechen, denn dies war sicherlich nicht das, was mein Vater im Sinn hatte.

Auch für mich war es ein Prozess des Wachsens und der Anpassung in meiner doppelten[59]Rolle als Teil des Menschen in einem Teil Gottes. Ich erinnere mich, wie sehr es mir innerlich wehtat, als ich diese Händler gewaltsam hinausjagte – ein Schmerz, den ich als Mensch noch nie zuvor empfunden hatte. Mein Geist und mein Körper rebellierten in mir, ohne Gnade für mich selbst. Zu Recht. Es zeigt die wahre Natur meines Vaters, dass auch Er, der leidet, wenn ich leide, jeden gefallenen Menschen ewig liebt. Die Wunder, die ich vollbringen darf, kann ich nur in einem Moment vollbringen, in dem ich eins bin mit meinem Vater. Ich selbst habe diese Macht nicht, sie wird mir offenbar nur dann zur Verfügung gestellt, wenn mein Vater und ich beide eins sind in ein und demselben Geist. Seit meiner Kindheit [60]habe ich durch Versuch und Irrtum gelernt, zu spüren, ob ich in diesem Moment in der Lage bin, einen Menschen zu heilen oder ihm sogar sein Leben zurückzugeben, oder nicht. Das wichtigste Gefühl dabei ist Demut: Ich darf der Diener des Vaters sein, so wie meine Mutter die Magd des Vaters ist. Oder so wie mein Vater Diener für jeden Menschen sein will, der Ihn dankbar als seinen Vater anerkennt. Ohne den Vater bin ich und ist der Mensch nichts. Ich habe außerdem auch

---

[59] Trotz der Verwirrung, die diese Bipolarität zu stiften scheint, ist es gerade diese Eigenschaft, die den Gott zugänglich menschlich und göttlich macht. Sie gibt unserer Intuition und unserer Sehnsucht nach Eden neuen Auftrieb.

[60] Beachten Sie, wie sehr dies beispielsweise im Widerspruch zu der früheren Geschichte von Ethan und dem Busch in den apokryphen Evangelien zu stehen scheint. Es ist ein schönes Beispiel dafür, wie widersprüchlich manche Wunder erscheinen, wenn man davon ausgeht, dass es keine Evolution mit Höhen und Tiefen gab.

„nie das Allerheiligste selbst erblickt. Und das zu Recht."

Es wurde schnell dunkel. Die Vögel suchten ihren Schlafplatz auf. Und mit der Stille kehrte eine Ruhe in die Stille ein. Ich ließ die drei Tage Revue passieren, in denen wir uns sehr nahe gekommen waren. Wir hatten uns einander offenbart. Ich hatte auf alles eine Antwort erhalten. Doch eine offene Frage beschäftigte mich weiterhin, und gerade als ich sie stellen wollte, hielt Jesus inne, setzte sich, blickte zum Himmel und begann selbst darüber zu sprechen: „Der König mit der Seele eines Kindes kehrt in die Welt zurück, um die Welt zu retten, und wird von den Menschen gekreuzigt werden." Ich hielt kurz inne, doch nicht aus Überraschung. Sein edles Antlitz im goldenen Licht des Vollmonds verriet seine königliche Herkunft. Seine bewundernden Augen ergründeten verzückt die Tiefen des Universums. Ich tastete sanft mit meinen Fingerspitzen die Linien in seinem Gesicht ab und sprach ihm gegenüber mein Glaubensbekenntnis aus: „Du, der du die Macht und die Kraft der Liebe hast und dich den Menschen als Vorbild stellst, dass kein Mensch das Recht hat, einen Feind zu töten, es sei denn, die feindlichen Kräfte in mir selbst, du, der du in mir bist, kannst niemals sterben." Ich gab ihm einen Kuss auf die Stirn und brauchte keine Träne, denn ein Abschied zwischen uns beiden konnte niemals bestehen. Es wäre das letzte tiefgründige Gespräch zwischen uns gewesen, auch wenn Maria und ich ihm aus der Ferne folgen würden.

Wir kamen nach Hause, und dort standen drei Esel, gepackt und gesattelt, vor dem Haus. Johannes war angekommen!

Maria

Ich erschrak ein wenig, denn ich konnte kaum glauben, dass Johannes schon zurück war. Er lachte über mein Erstaunen: „Sieh mal, Mutter, ich bin mit drei Champions zurückgekommen. Ich stelle sie dir kurz vor: Oz, Uz und Az. Ich habe sie, Gott sei Dank, ganz am Anfang meiner Reise von einem Viehhändler kaufen können, der ebenfalls auf dem Weg nach Magdala war, wodurch ich selbst nicht weiter zu Fuß gehen musste und die Tiere regelmäßig abwechseln konnte, sodass wir schnell in Magdala ankamen. Ich stelle sie dir kurz vor: Das ist Az, nicht der Schnellste, aber der Liebste, und er hört am besten auf eine liebe Frau, und das bist du, meine liebe Mutter. Das ist Oz, und er ist wie geschaffen für Maria Magdalena: Er hat etwas mehr Temperament, ist aber dennoch umgänglich. Und Uz ist der eigensinnigste, aber auch der stärkste und daher ideal als Lasttier für die Lebensmittelvorräte der anderen Apostel, wie du sehen kannst.“ Er wollte mir das übrig gebliebene Gold überreichen, aber ich lehnte ab: „Hilf den Armen unterwegs, Johannes.“ Wenig später saßen wir am Tisch, und auch Jesus und Maria Magdalena setzten sich zu uns. Johannes berichtete von seiner Reise nach Magdala. Maria Magdalena stellte eine Frage nach der anderen: Wo genau Johannes gewesen war, wo er geschlafen hatte, wo er gegessen hatte. Sie waren alle meine Kinder. Und Djibril war auch dabei, denn ich fand

heute Nachmittag ein Brot an meinem Webstuhl. Jesus war der Erste, der aufstand und sich zu Bett begab.
Was er in diesen drei Tagen für Maria Magdalena tat, tat er ebenso für mich, damit ich nach seinem Tod eine wahre Freundin an meiner Seite hätte, die mich verstehen konnte.
Ohne meine beiden geliebten Söhne würde das Haus morgen leer wirken, aber niemals leer sein. Maria Magdalena und Djibril waren ja noch da.

Maria Magdalena

Als ich am Morgen wusste, dass ich mich von Johannes und Jesus verabschieden würde, überkam mich keine Schwere, im Gegenteil: ich flatterte wie ein violetter Schmetterling umher und mir fiel nichts Besseres ein, als in aller Herrgottsfrühe aufzustehen, um alles für das Frühstück vorzubereiten und Proviant für unterwegs zu besorgen, damit Maria nichts mehr tun musste und sie alle Zeit hatte, sich von Johannes und Jesus zu verabschieden. Die Esel nahm ich gerne mit, denn sie erinnerten mich voller Dankbarkeit an Lem, Hannah und Rebecca mit ihrem Samuel und dem Baby, das bald zur Welt kommen würde. Ich hatte ihre Haarsträhnen zusammengefügt, um sie in einem Säckchen aus Elisabeths violettem Stoff aufzubewahren. Ich würde es überallhin mitnehmen und jeden Abend würde ich dem Säckchen einen Gutenachtkuss geben, und das tue ich auch heute noch. Ich musste sie nicht unbedingt wiedersehen, denn sie waren immer bei mir. Alles war bereit, der Tisch war gedeckt, und ich setzte mich draußen auf die Bank und genoss das sanfte Aufgehen der Sonne und das Willkommenskonzert der Vögelchen.

Seit unseren Gesprächen hatte sich eine Ruhe über mich gelegt. Die Gewissheit, dass Er niemals von mir weichen konnte und dass ich Ihn immer in mir finden und mich immer auf Ihn berufen konnte, war ein himmlisches Gefühl. Die vier Mächte kennenzulernen, die in all ihren kleinsten Facetten bekämpft werden mussten, war der Schlüssel zur Liebe, zur Liebe zum Nächsten, aber auch zur Liebe zu sich selbst. Und erst so verstand ich, wie ich mich in der größten Wüste niemals mehr allein verirren oder nicht überleben konnte. Ich brauchte keinen Steintempel mehr, keine Regeln oder Pflichtübungen und auch keine großen Gesten, abgesehen von dieser einen Botschaft: Überwinde die Dunkelheit, den Zorn, die Begierde und deine Unwissenheit in deinen tiefsten Gedanken, und so kennst du keinen Feind mehr und wird deine Seele zu einem Tempel der Liebe, in dem Gott selbst in dir wohnt und in dem sich jeder deiner besuchenden Mitmenschen gerne aufhält.

Ich hatte empfangen, und fortan ging es ums Geben.

Maria Magdalena

Am Tag, nachdem Jesus und Johannes noch vor Tagesanbruch mit den beiden Eseln aufgebrochen waren und Maria und ich ihnen nachgewunken hatten, saßen wir zum ersten Mal wieder allein am Tisch. Maria sah, wie sehr mich ihr Aufbruch mitgenommen hatte, und es überraschte mich, dass es ihr nicht so ging. Im Gegenteil, sie bediente mich, als stünde ich über ihr, aber so war es natürlich nicht: Sie schien unendlich glücklich zu sein über die Veränderung, die ich nach drei Tagen der Gespräche mit Jesus durchgemacht hatte. Ich konnte es nicht ertragen und warf mich ihr zu Füßen auf den Boden. Sie zog mich sanft hoch und umarmte mich mütterlich. Ich flüsterte ihr ins Ohr: „Erzähl mir von deinem Leben, wie bist du so stark geworden?“

Maria

Ich flüsterte zurück: „Du drei Tage, ich mein Leben.“ Schließlich hatte ich im Allerheiligsten gelernt, wie die Zeit dort zeitlos wurde, und ich bekam immer wieder, Sekunde für Sekunde, einen flüchtigen Einblick in die Ewigkeit, die immer ewiger wurde. Mehr konnte ich ihr darüber nicht verständlich machen. Ich konnte es selbst nur fühlen, aber meinem Mitmenschen nicht in Worte fassen: Jedes Wort dafür ist zu schwach, zu bedeutungslos. Das Einzige, was ich sagen konnte, war, dass sie auf dem richtigen Weg war, und das sagte ich

Ich liebte sie auch, auch wenn dies ihren Hunger nicht stillte und ihr nur als Trostwort erschien. Mein Sohn stand kurz davor, einen schwer zu erklimmenden Berg zu besteigen, mit der Last aller Menschen auf seinen Schultern, und bevor er sich daran machte, wollte er mir als besorgter Sohn eine Herzensfreundin zur Seite stellen, die meinen Kummer nachempfinden und wirklich mit mir leiden konnte. Maria Magdalena, neben Djibril, wie sich später herausstellen sollte, war sozusagen sein Abschiedsgeschenk an mich, wodurch sein Abschied auf Erden von mir unmöglich als Verzweiflung empfunden werden konnte. Mein Sohn hatte einen kleinen Einblick in den gesamten Heilsplan des Vaters gewährt, und ich bekam jemanden an meine Seite, der dieses Wenige ebenso verstehen konnte. Plötzlich dachte ich an Dismas und Gestas zurück, die beiden Räuber während unserer Flucht nach Ägypten, den Guten und den Bösen, aber was hatte der „böse“ Gestas in seiner Jugend vielleicht alles durchgemacht? Ich selbst konnte in diesem Moment keinen Zusammenhang zwischen den beiden Räubern und meinen Gedanken über Maria Magdalena und mich herstellen. Vielleicht waren der gute und der böse Räuber ja die besten Freunde?

Maria Magdalena

Ich hörte, wie ich ihr meine Gedanken plötzlich laut vortrug: „Jesus erzählte mir ganz ruhig, dass er, das Kind des Königs, gekreuzigt werden wird.“ Maria nickte nur, und ich fuhr fort: „Seine kurze Mitteilung kam mir wie eine seltsame Selbstverständlichkeit vor. Ich reagierte

„Kaum, denn in diesen Tagen war mir klar geworden, dass er in mir ist, und dieses Bild kann niemals gekreuzigt werden, er kann in mir niemals sterben.“ Ich war über mich selbst erstaunt. „Andererseits kann ich nicht leugnen, dass ich Angst habe, so etwas Schreckliches mitanzusehen.“ Maria kam auf mich zu, umarmte mich und flüsterte: „Du hast die Antwort auf deine Frage selbst gegeben. Er kann in der Tat nicht sterben. Erinnerst du dich an seine wundersame Geburt, an die drei Weisen? Sie waren so überzeugt davon, dass sie von so weit her auf die Suche gingen. Vergiss nie wieder, die Myrrhe mitzunehmen.“ Es war, als hätten wir in diesem Moment miteinander einen Bund für die Ewigkeit geschlossen, um nach der Auferstehung Jesu jeder unseren Weg zu gehen und Zeugnis abzulegen für das Kind des Königs, das niemals sterben würde. So wie die drei Weisen von weit her der Geburt des Kindes Ehre erwiesen hatten und sich dann trennten, so würden Maria und ich dem Kind, wo auch immer auf der Welt, beim Tod Ehre erweisen.
Es schien, als würde ich eine Apostelin Jesu werden.

Die Myrrhe stand bereit.

Maria

Als mein Sohn und Johannes aufbrachen, fragte mich Johannes noch, wie man mich am besten erreichen könne, wenn Maria Magdalena und ich kämen, und wo sie uns dann treffen könnten. „Mach dir keine Sorgen, Johannes, wir werden da sein, sobald es nötig ist“, sagte ich und gab ihm meinen Segen. Danach verabschiedete ich mich von meinem Sohn, ich umarmte ihn und er

flüsterte mir zu: „Bis

Wiedersehen, Mutter von Aschkelon, bald bin ich an der Reihe.“ Er ließ mich los und lächelte sanft, um mich zu beruhigen. Ich nickte, strich ihm noch einmal über das Haar und gab ihm einen Kuss. Ich drehte mich um und schloss mich Maria Magdalena an, die den Esel im Zaum hielt, während Johannes das letzte Gepäck festzurrte. Kurz darauf brachen sie auf.
Maria Magdalena und ich sahen ihnen lange nach, bis sie außer Sichtweite waren.

Maria Magdalena

Danach war es still am Tisch. Jeder verarbeitete den Abschied auf seine Weise. Maria zog sich an ihren Webstuhl zurück, und ich tat so, als würde ich etwas tun, tat aber eigentlich nichts. Ich wusste nicht, wohin mit mir. Bis ich, ohne es richtig zu merken, das Säckchen mit den Haarsträhnen von Hanna, Rebecca und auch Samuel krampfhaft in meinen Händen hielt. Ich schaute es an. Maria sah von ihrem Zimmer aus zu mir herüber und kam auf mich zu: „Rebecca wird bald gebären. Nimm die Esel Oz und Az mit, damit sie dich beide kennenlernen. Rebecca wird dich brauchen. Geh ruhig, du hast Zeit und vertraue auf Djibril. Schau mich nicht an: Es wird mir gut tun, eine Weile allein zu sein, und Djibril wacht über mich. Ich werde dir etwas von dem Gold für Rebecca mitgeben. Und grüß auch Herrn Lem von mir.“ Sie lächelte. Ich sah sie dankbar an, und ihr Vorschlag riss mich aus meiner düsteren Stimmung. Ich willigte ein und bereitete alles für die Reise nach Ein Karem vor. Am

nächsten Morgen brach ich mit den beiden Eseln auf, und meine Erfahrung mit Lem würde sich als nützlich erweisen. Ich brauchte mit Maria nichts zu vereinbaren, wann ich zurückkommen würde. Wir wussten beide, dass die Engel unsere Intuition nähren würden, wenn die Zeit reif war.

Maria

Das Haus war wieder leer, doch ich fühlte mich niemals allein. Die Elon-Saiten sangen vor Freude und verdrängten meine Sorgen. Was auch immer geschehen würde, es war Gottes Heilsplan für die Menschheit – und wovor sollte ich mich fürchten?
Ich sang die Psalmen und hörte in meinem Kopf, wie die Gebete des Zacharias klar und deutlich meine Erinnerung auffrischten, und wähnte mich erneut im Allerheiligsten. Ich musste nicht einmal mehr Brot backen. Djibril war nie weit weg. Welcher Sturm auch immer auf mich zukommen würde, ich war bereit dafür.
So sei es.

Maria Magdalena

Oz und Az waren gesattelt, und wir brachen auf. Ich kannte den Weg wie meine Westentasche, bei Tag und bei Nacht. Ich wechselte regelmäßig die Esel, damit ich beide kennenlernen konnte und den einfachsten, also den am wenigsten eigensinnigen, für Maria auswählen konnte. Am ersten Abend war es klar: Az würde Maria gehören, und ich gratulierte ihm zu der guten Wahl. Oz stand daneben, als ob er alles verstand, und wirkte enttäuscht und eifersüchtig. Ich flüsterte ihm ins Ohr, damit Az sicher nichts hören konnte: „Oz, du bist mein Champion, aber sag es nicht Az.“ Beide waren nun zufrieden und bekamen Zeit, sich am Grasrand zu bedienen. Wo ich früher zu Fuß mindestens acht Tage gebraucht hatte, würde ich es jetzt locker in vier Tagen schaffen. Morgen Abend! Wie sehr freute ich mich darauf!

Rebecca

An jenem Morgen fand ich ein Brot vor meiner Tür. Ich erkannte es sofort. Maria Magdalena hatte mir davon erzählt, und es entsprach genau ihrer Beschreibung: das griechische *Chi* und das griechische *Rho* in der Kruste, Symbol für den Erlöser. Mit großen Augen und voller Erwartung zeigte ich es Samuel. Ich wusste sofort, was ich damit tun würde, legte mich auf das Bett und legte das Brot auf meinen hochschwangeren Bauch. Hannah und Samuel legten sich neben mich. „Unser Kind ist gesegnet! Djibril ist da

„Ich war gerade an der Tür. Wenn Maria Magdalena doch nur hier wäre!“ Und das Kind strampelte plötzlich heftig. Hannah musste darüber lachen, weil das Brot Mühe hatte, liegen zu bleiben, und zu dritt legten wir unsere Hände auf das Brot, und das Kind beruhigte sich. Mein lieber Samuel hatte all meine wundersamen Geschichten gehört, und für ihn war es nun das erste Mal, dass er selbst etwas Wunderbares erlebte. Obwohl das nicht ganz stimmte – es war das zweite Mal –, aber beim ersten Mal konnte er nicht glauben, dass es kein Zufall war.

Samuel

Ich bin der Sohn eines steinreichen Kaufmanns in Massilia[61] und wurde zum ersten Mal von meinem Vater ganz allein auf eine Handelsreise geschickt, mit wertvollen Waren für einen Händler in Jericho. Juden waren bekannt für ihren zuverlässigen Handel. Nach einer langen und gefährlichen Seereise legte ich im Hafen von Aschdod an und zog mit einer schweren Wagenladung Waren, gezogen von zwei Büffeln, weiter. Es wurde Abend, und auf halbem Weg zu meinem Ziel kam ich an eine Kreuzung und sah seltsamerweise auf dieser einsamen Straße einen alten Mann, der mich spontan ansprach: „Wohin willst du, junger Mann?“ „Nach Jerusalem und danach nach Jericho, guter Mann“, antwortete ich höflich. „Ich möchte nicht indiskret sein, aber ich vermute, dass du wertvolle Handelswaren transportierst? Dann denke ich, dass du am besten hier rechts abbiegst. Dort wohnt jemand

[61] Das heutige Marseille

das reicher ist als jeder andere in Jerusalem und dir für deine Waren viel mehr geben wird als jeder andere. Hab Vertrauen, es ist jemand, den ich gut kenne. Ich war heute Morgen noch dort. Sag einfach, dass Djibril dich geschickt hat.“ Und er wandte sich um und verschwand in der Nacht. Zuerst zögerte ich, aber meine Neugier war größer als das Geld. Der Vollmond ermöglichte es mir, die Reise fortzusetzen und dem Weg zu folgen, den mir der Mann gewiesen hatte. Gegen Morgen entdeckte ich in einem Tal eine kleine Stadt und begann stark zu zweifeln, ob ich wohl die richtige Entscheidung getroffen hatte. Ich sah weder einen Palast noch einen großen Lagerplatz. Ich sah nur in der Ferne auf meinem Weg oben auf einem Hügel ein Häuschen, in dem Licht brannte, und dort wollte ich um Rat bitten. Ich spürte, wie ich ziemlich wütend wurde, vor allem auf mich selbst, und fühlte mich von diesem „guten Mann“ betrogen. Ich erreichte das Häuschen, schön gepflegt und gemütlich. Ich klopfte an. Die Tür ging auf und eine umwerfend schöne Frau öffnete: „Willkommen im Geburtshaus von Johannes dem Täufer.“

Rebecca

Ich verliebte mich auf den ersten Blick in seine schönen, dunklen, sanften Augen. Wir konnten unsere Gefühle nicht lange voreinander verbergen, und schon allein unser gegenseitiges Lächeln voller Glück ließ uns voreinander dahinschmelzen. Plötzlich wurde ich am Feuer ungeschickt, und er verhielt sich genauso tollpatschig, als er seine Büffel festband. Wir mussten beide darüber lachen und wussten nicht, wie wir uns verhalten sollten. Da

kam plötzlich Hannah angerannt: „Oh! Ein Papa!“ Das Eis konnte nicht schmelzen, denn es hatte nie Eis gegeben.

Samuel

Ich war überwältigt. Vor allem von dieser lieben Frau und ihrem entzückenden Kind, aber ich war auch sehr beeindruckt davon, dass ich hier im Geburtshaus von Johannes dem Täufer gelandet war. Bei meiner Ankunft in Aschdod sprach man nur von zwei Personen: Johannes dem Täufer und Jesus, dem Erlöser. Und ich konnte nicht wissen, ob Rebecca hier an diesem fernen Ort bereits erfahren hatte, dass Johannes der Täufer enthauptet worden war. Ich war sofort sehr neugierig auf die Geschichte von Johannes dem Täufer, aber noch neugieriger war ich auf die Geschichte von Rebecca selbst. Dieses Haus strahlte nur Liebe aus, während ich im Palast meines Vaters nur Kälte erfahren hatte. Es war ein Geschenk. Es war ein Geschenk Gottes, und dieses Wort lernte ich noch in derselben Nacht kennen. Sie wunderte sich darüber, dass ich ihre Sprache erstaunlich gut verstehen und sprechen konnte. Ich erzählte ihr, dass ich schon oft mit meinem Onkel in Haifa angelegt hatte, um in Magdala Handel zu treiben, und dass ich nun im Hafen von Aschdod angelegt hatte, weil dieser viel näher an Jerusalem lag, um von dort aus weiter nach Jericho zu ziehen.

Rebecca

Hannah war inzwischen eingeschlafen, und wir saßen bei einer Öllampe am Tisch und erzählten uns gegenseitig

unsere Lebensgeschichten.

Wir begannen als Fremde und wurden zu Teilhabern an Schmerz und Freude, an Rückschlägen und glücklichen Ereignissen und kamen uns so immer näher. Unsere Unterschiede und unsere gegenseitigen Geheimnisse wurden wie Nebel von der Morgensonne verzaubert und machten Platz für gegenseitige Wärme, Geborgenheit und Respekt, wie wir beide sie noch nie zuvor gekannt hatten. Ich erzählte ihm im Morgengrauen dieser wundersamen Nacht, dass es ein Geschenk Gottes gewesen sei. Er runzelte die Stirn. „Komm, ich erkläre es dir morgen. Geh jetzt in mein Bett und schlaf. Ich bleibe wach: Hannah wird bald aufwachen. Keine Widerrede, lieber Freund!“, und ich zeigte ihm mein Bett. Ich blieb für Hannah wach.

Samuel

Ich war verliebt. Ich kämpfte gegen das Erwachen meiner körperlichen Triebe an. Ich sehnte mich danach, sie zu küssen, mit ihr zu schmusen. Wie sie von ihrer Jugend erzählt hatte, nur um zu erzählen und ganz und gar nicht, um Aufmerksamkeit zu erregen oder Mitleid zu erlangen. Nein, es war eigentlich nur dazu gedacht, die Rolle einer gewissen Maria Magdalena zu verherrlichen. Auch sie hatte einen alten Mann auf dem Eis getroffen, der ihr den richtigen Weg gewiesen hatte. Und ja, dieser alte Mann hatte damals und heute Recht. In Massilia würden sie mich für verrückt erklären. Und deshalb wollte ich gerne hierbleiben: weit weg vom Geld meines Vaters und vom Profitstreben. Ihr Duft in ihrem Bett erinnerte mich an den Lavendel in meiner fernen

Heimatland. Diese Stille hatte ich noch nie erlebt. Ich konnte es nicht ertragen, dass sie dort nun allein auf einem Stuhl saß und auf Hannah wartete, und stand auf: „Rebecca, leg dich mit unseren Kleidern an neben mich auf dein Bett, damit du Hannah sofort auffangen kannst.“ Und so lagen wir wenig später mucksmäuschenstill nebeneinander und ließen die Stille unsere zarten Gefühle füreinander mit einer weichen Feder in unsere Herzen schreiben. Am nächsten Tag fragte ich sie nach Johannes dem Täufer. Ich musste es tun, ich brauchte Gewissheit und wollte auf keinen Fall den berechtigten Vorwurf hören, ich hätte so etwas verschwiegen. Ich hatte nichts zu verlieren und am Tisch machte ich einen ersten Schritt: „Im Hafen von Aschdod wimmelte es von Gerüchten über Johannes den Täufer und Jesus den Nazarener, und es waren keine erfreulichen Nachrichten.“ Sie sah mich sofort mit großen Augen an, es war klar, dass sie es noch nicht wusste, und ich sprach leise: „Johannes der Täufer wurde von Herodes enthauptet.“ Sie sprang abrupt auf und wollte weglaufen, aber ich kam ihr zuvor und drückte sie an mich. Sie schluchzte und jammerte und gab sich mir hin. Nach einer Weile ließ sie sich wieder auf ihren Stuhl sinken, und Hannah kroch sofort auf ihren Schoß: „Warum weint Mama? Hat Papa Mama wehgetan?“ „Aber nein, Liebling, Papa ist ganz lieb zu Mama.“ Und Rebecca sah mir in die Augen. Ich streichelte ihre tränenfeuchte Wange und streichelte Hannah. Und ich, ich weinte leise über so viel Schönes auf Erden und flüsterte ihr ins Ohr: „Der alte Mann hatte recht. Ach ja, Djibril hieß er, das habe ich dir noch vergessen zu sagen.“

Rebecca fasste sich wieder und fühlte sich dadurch gestärkt: „Komm, lass uns gemeinsam von seinem Brot essen …“ Es fühlte sich an wie ein Hochzeitsmahl.

Rebecca

So wenig Liebe ich zwischen meinen Eltern gesehen hatte, so viele erbitterte Kämpfe bis aufs Blut ich erlebt hatte, so viele Schläge ich erhalten hatte – so stand ich nun jeden Tag sprachlos da und staunte, wie liebevoll und zärtlich die Liebe zwischen Mann und Frau doch sein kann. Samuel begann Pläne zu schmieden: die Waren in Jerusalem abzuliefern und von dem Geld eine Pflugschar und Rebstöcke zu kaufen, allerlei Samen von Gras bis Getreide, Pflanzenknollen, Obstbäumchen, eine Säge und ein Hackmesser, Hammer und Spitzhacke sowie eine Menge Seile, um an den Südhängen unterhalb unseres Hauses Trauben anzubauen, um Wein herzustellen. Die Büffel blieben zum Pflügen und zum Ziehen des Wagens. „Mein Vater wird mich nicht vermissen, er hat meine anderen Brüder schon immer lieber gehabt, und sie werden froh sein, dass sie nichts mehr mit mir teilen müssen.“ Und er fügte schon scherzhaft hinzu: „Aber ich habe mir das schönste und liebste Erbe ausgesucht.“ Und dann musste ich lachend davonlaufen, um nicht im Bett zu landen: Wir spielten das oft, weil Hannah immer so glücklich war, wenn sie uns dabei zusah. „Schnell, Ma Ma, schneller!“ Und dann tat Samuel so, als wäre er völlig außer Atem, und zwinkerte ihr zu. „Ma Ma kann viel schneller laufen als du, Papa!“ Aber dennoch gab es Momente, wenn Hannah nicht da war, in denen sich „Ma Ma“ gerne von „Papa“ einholen ließ und plötzlich, aber nicht unerwartet,

blieb meine Blutung aus und meine Brüste wurden wieder fester… Samuel strahlte und Hannah war überglücklich und erzählte es sofort Lem. Und ich… ich vermisste Maria Magdalena, um dieses Fest mit ihr zu teilen.

Samuel

Wir waren überglücklich. Die Anlage des Weinbergs verlief nach Plan, und ich hatte noch Geld in Reserve. Hannah konnte Lem allmählich schon von einem Baumstumpf aus besteigen und traute sich bereits, einen kleinen Spaziergang mit ihm zu machen. Ich dachte oft an Lems früheren Herrn Johannes den Täufer und seine Eltern, und ich war mehr als dankbar, in diesem Geburtshaus, in dem liebe Menschen gelebt hatten, selbst zum Stammvater meiner Familie heranwachsen zu dürfen. Wenn ich an das pulsierende und ehrgeizige Massilia zurückdachte, wurde mir erst bewusst, in welcher Oase der Ruhe und Liebe ich mit der liebsten Frau gelandet war, die mehr als jede andere Frau erkannte, wie kostbar Liebe ist. Es war wunderschön, unser Kind wachsen zu sehen und zu spüren, wenn ich nachts meine Hände auf ihren Bauch legen konnte. Und wenn Hannah schon so ein gutes Kind war, wie könnte dieses Kind dann schlecht sein? Ich machte mir nur Sorgen um die Geburt, ich wusste nicht, wie das ablief. Wenn Maria Magdalena doch nur hier wäre.

Rebecca

Vor nicht einmal einer Woche passierte etwas Seltsames. Ich stand auf, schaute in den Spiegel und sah, dass mir ein kleines Stück Haar fehlte. Ich rief Samuel zu, er solle mal nachsehen, ob ich vielleicht auch hinten ein Haar verloren hätte, und als er mich ansah, bemerkte ich bei ihm dasselbe: Ein Stück schwarzes Haar fehlte. Hannah spürte unsere Unruhe und kam zu uns, und tatsächlich, auch ihr fehlte eine Haarsträhne. Hannah lief sofort nach draußen und kam ebenso schnell zurück: „Lem hat kein Haar verloren!“ Wir mussten darüber lachen; so seltsam alles auch schien, nichts deutete darauf hin, dass jemand etwas gestohlen hatte, und mit unseren Haaren hätte der Haardieb nicht viel anfangen können. Samuel legte seine Hand auf meinen hochschwangeren Bauch: „Nimm es ruhig, ja, Schatz. Wenn etwas ist, bin ich nie weit weg.“ Und er machte sich auf den Weg zu seinem im Entstehen begriffenen Weinberg.

Maria Magdalena

Ich war gerade von der A5 auf die A6 gewechselt. Es war nicht mehr weit. Ich kam an die Abzweigung nach rechts; noch eine Stunde in diesem Tempo, und ich wäre da. Mein Herz schlug vor Aufregung wie wild, die vielen Erinnerungen an diesen Ort überfielen mich und ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten: Zacharias, Elisabeth, Hannah und ein unbekannter Samuel, Johannes der Täufer, Rebecca und die kleine Hannah, die Papyrusrollen, Lem… es war meine Familie. Ich ermahnte Oz, es wieder ruhiger anzugehen, ich genoss dieses Verlangen nach Begegnung ungemein und es

durfte nun plötzlich

länger dauern: Ich wollte alle Details der Erinnerungen so gut wie möglich noch einmal erleben, sie waren zu wertvoll, um sie nicht so wiederzuerleben, wie sie mich damals überrascht und mich reich gemacht hatten, damit ich zu dem werden durfte, was ich war. Oh ja, Djibril, dich vergesse ich ganz sicher nicht. Ich hörte in der Ferne einen Esel brüllen. Lem! Und Oz ließ sich nicht mehr bremsen…

Rebecca

Ich war gerade dabei, alles in kleinen Etappen zu erledigen: etwas tun, kurz hinsetzen und so weiter. Hannah war als Baby viel ruhiger. Das Kind musste ein Junge sein, so voller Energie wie sein Papa. Ups, das versprach einiges! Vor Schmerz stockte mir plötzlich der Atem. Es klopfte an der Tür. Ich wartete kurz, bis der Schmerz nachließ, und öffnete die Tür. „Mein lieber Gott! Maria Magdalena! Mutter!“ Wir fielen uns in die Arme. „Wie schön du bist!“, flüsterte sie mir ins Ohr, doch plötzlich bekam ich wieder einen heftigen Krampf im Bauch! Ich erschrak und spürte, wie Fruchtwasser an meinen Beinen herunterlief. Meine Augen und mein Mund waren vor Panik weit aufgerissen!

Maria Magdalena

Es blieb keine Zeit für Begrüßungen, und mir war sofort klar, was passieren würde: „Keine Sorge, Rebecca, deine Fruchtblase ist geplatzt, das ist ganz normal, dein Baby ist auf dem Weg. Ich bin da. Ich helfe dir gleich ins Bett.“ Ich schürte das Feuer, um warmes Wasser zu machen. Und plötzlich klammerte sich Hannah an meinen Rock

und schaute lachend zu mir hoch, ohne zu begreifen, was gleich passieren würde. Ich drückte sie kurz an mich: „Mein liebes Schätzchen, geh du

„Soll ich deinen Papa kurz rufen?“ Sie rannte schon los. Die Wehen folgten immer schneller aufeinander, und ich gab Rebecca ein Stück Holz, auf das sie beißen konnte, um den Schmerz zu ertragen. Es ging offenbar schnell, was bei einer zweiten Geburt nicht ungewöhnlich war, und schon kam der Kopf. Ich übte Gegendruck auf die Ränder aus, um Rissen vorzubeugen, und langsam aber sicher zeigte sich schon die Nasenspitze, und dann ging es schnell: „Jetzt pressen, Rebecca! Jetzt!“ Und der Kopf plumpste hervor. Der Kopf drehte sich bereitwillig mit den Schultern mit und hopp! Da erschien der kleine Prinz in seiner ganzen Pracht. Ich legte den kleinen Mann auf ihren Bauch und Rebecca streichelte und beruhigte das schreiende Baby. Ich band die Nabelschnur ab, wartete, bis sich die Plazenta löste, und konnte dann die Nabelschnur abbinden und durchtrennen. Alles verlief wie es sollte, und schon von weitem hörten wir Hannah rufen und die Stimme eines besorgten Vaters. Sie stürmten gleichzeitig herein, und Samuel flog zuerst auf Rebecca zu und überschüttete sie mit Küssen und Tränen. „Schau, mein Schatz, schau: schwarze Härchen und ein kleiner Junge, ein kleiner Samuel!“ Samuel bezog Hannah mit ein: „Schau, Hannah, das ist dein kleiner Bruder und du bist jetzt eine große Schwester.“ Mir wurde plötzlich klar, dass mir eine solche Liebe niemals vergönnt sein würde, aber ich gönnte es ihnen mehr als jedem anderen. Ich zog mich kurz in die Küche zurück, um die Tücher auszuspülen, und hörte Rebecca aus der Ferne: „Lieber Samuel, du darfst einen Namen für deinen Sohn aussuchen.“ Ich lauschte neugierig, und es war gut, dass ich nicht dabei war. Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Johannes, ja, Johannes möchte ich ihm

nennen, aber nur, wenn du damit einverstanden bist. Dies war sein Geburtshaus, und er ist für seine Überzeugung gestorben. Ganz Israel spricht von ihm. Es ist eine Ehre, dass unser Sohn in diesem Haus geboren wurde.“ Das war mir zu viel: ein Fremder aus einem fernen Land, der sich seltsame Namen hätte ausdenken können und der ohne große Kenntnis unserer Religion dennoch so viel Respekt aufbringen konnte … Ich musste kurz Luft holen und ging zu den Eseln. Lem hatte Oz und Az bereits kennengelernt. Ich flüsterte in Lems langes Ohr: „Ein neuer Johannes ist geboren“, und er begann vor Freude zu brüllen. Hannah kam auf mich zu und sprang mir in die Arme. „Wie groß du geworden bist, meine liebe Hannah! Schön für dich, jetzt einen kleinen Bruder zu haben, nicht wahr?“ „Ich habe dich vermisst, Ma Ma. Ich möchte dir so viele Küsschen geben …“ und sie fing damit an. „Hör auf, mein Schatz! Du musst noch etwas für deinen kleinen Bruder übrig lassen“, und sie ließ mich nicht los. Plötzlich sah ich die Stelle, an der ihr Haarsträhne abgeschnitten worden war. Ich küsste die Stelle, in dem Wissen, dass Jesus sie berührt hatte. Ich tastete kurz nach, ob das kleine lila Säckchen mit ihren Haarsträhnen noch an seinem Platz war, und das beruhigte mich. Wir gingen wieder hinein. Samuel schoss auf mich zu.

Samuel

„Maria Magdalena, ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll! Dank dir ist alles gut gelaufen. Ich bin dir auf ewig dankbar… Rebecca und Hannah haben sich so sehr nach dir gesehnt. Ich kann kaum glauben, dass du ausgerechnet gerade noch rechtzeitig

kam. Das ist ein Wunder, auch wenn ich nicht geneigt bin, an Wunder zu glauben, aber bei uns in Massilia gibt es viele Seher, und die behaupten, dass Menschen, die oft aneinander denken, auf irgendeine Weise verbunden sind…“ Rebecca mischte sich ein: „Lieber Mann, lass es doch, wir glauben schon lange nicht mehr an Zufälle.“ Ich begriff, dass ich das alles am besten erst einmal sacken lassen sollte. Der kleine Johannes fing an zu weinen, und ich hielt es für besser, sie eine Weile allein zu lassen. Ich war verwirrt, und widersprüchliche Gefühle rangen um meine Aufmerksamkeit. Ich hatte die Juden immer für ein seltsames Volk gehalten, aber eine Frau wie Rebecca hätte ich in Massilia niemals finden können. Ein Sohn! Oh, ich würde niemals dieselben Fehler machen wie mein Vater. In meinem Kopf herrschte Chaos. Ich brauchte dringend frische Luft.

Rebecca

Endlich hatten wir etwas Zeit und waren für einen Moment allein: „Maria Magdalena, Ma Ma, es ist ein Wunder, dass du gerade rechtzeitig gekommen bist, und das war kein Zufall. Hast du dich nicht vor Samuel erschreckt? Er kommt aus Massilia und kennt unsere Sitten kaum.“ Maria Magdalena erschrak nicht. Sie erzählte, wie sie in ihrer Heimatstadt Magdala, wo große Handelskarawanen von nah und fern ankamen, viele fremde Kaufleute unterschiedlichster Art gesehen hatte.
Samuel ist ein liebenswürdiger und fürsorglicher Mann, und eigentlich bin ich froh, dass er die jüdischen Traditionen nicht kennt. Seit meiner Taufe im Jordan und meiner Begegnung mit Johannes dem Täufer

und Jesus selbst verspüre ich auch nicht das geringste Bedürfnis, mich den alten Bräuchen des Judentums anzupassen. Johannes berührte mich hier in diesem Haus, er taufte mich und gab mir die Namen meiner Eltern, sodass ich endlich jemand wurde, und Jesus sprach mich nach seiner Taufe an: Diesen beiden Menschen kann ich mein Leben anvertrauen.
Und ich sprach zu Maria Magdalena: „Ich bin heute der glücklichste Mensch auf Erden: Mein ungläubiger Mann und Vater meines Sohnes gab meinem Sohn den Namen Johannes, mit dem wir hier, an diesem Ort, den letzten Teil der Geschichte über das Kind des Königs hören durften. Ich bin doppelt so glücklich, weil mein ungläubiger Mann Samuel gar nicht ungläubig denkt und handelt, nur weiß er es noch nicht – und ist das überhaupt nötig?“ Johannes begann zu weinen, und meine Brüste reagierten sofort. Maria Magdalena half mir, und wenig später bediente sich der kleine Johannes der reichhaltigsten Milch.

Maria Magdalena

Wie reich war Rebecca in diesem letzten Jahr geworden! Wie viel Leid ein Mensch auch immer erleben mag, eine Geburt kann all das Leid der Welt vergessen lassen. Ich wage es, mir einzugestehen, dass ich das Muttersein manchmal vermisse. Aber wenn ich dann denke: Angenommen, ich müsste mich entscheiden zwischen einem eigenen Kind zur Welt zu bringen oder – in Anbetracht meiner jüngsten Gespräche mit Jesus – Jesus selbst jeden Tag in mir leben zu wissen, dann glaube ich, dass Letzteres gewinnt. Wenn ich an meine Eltern zurückdenke, dann muss ich als Erwachsene

In meinem Alter fällt es mir schwer, mir das noch vorzustellen. So lieb meine Mutter auch zu mir war – und meinen Vater hatte ich kaum gekannt –, ich kann mich kaum daran erinnern. Samuel gibt auch ein Beispiel dafür: Er verlässt sein Heimatland für immer, wie sich herausstellt. Ich trage Jesus in mir und kann ihn nicht vergessen; jede Handlung und jeder Gedanke wird geprüft, und wenn ich vergesse, sie an ihm zu messen, dann bin ich manchmal schon Sekunden später dankbar, dass ich es vergessen habe. Ja, Samuel hat mich fasziniert, und ich würde ihn gerne kennenlernen. Aber zuerst Rebecca und Johannes und natürlich die neugierige Hannah. Samuel konnte es nicht lassen, noch einmal vorbeizukommen, um dieses Wunder zu betrachten, und machte mir klar, wo ich ihn immer finden konnte, wenn etwas war. „Ich komme später wieder“ war stündlich ein Satz von ihm und sollte zur Gewohnheit werden. Rebecca und ich mussten jedes Mal darüber lachen: „Da ist er wieder!“ Er ist ein wunderbarer Vater!

In den folgenden Tagen fragte Rebecca immer öfter nach meinem Aufenthalt bei Maria. Sie erzählte, wie sehr sie geweint hatte, als Samuel ihr berichtete, dass Johannes der Täufer enthauptet worden war, und es fiel ihr immer noch schwer, daran zurückzudenken, wie er hier die vierte Papyrusrolle auswendig vortrug. „Hat er nicht gesagt, dass es noch eine fünfte Papyrusrolle gab?“ Ich hatte diese Frage erwartet, hoffte aber insgeheim, ihr entkommen zu können. Fehlanzeige. Ich setzte mich an den kleinen Tisch, Rebecca ebenfalls, mit dem kleinen Johannes an der Brust. „Du musst es mir nicht erzählen, Ma Ma, es ist nicht schlimm“, sagte sie, es stellte sich offenbar heraus,

indem ich durch mein Schweigen diesen Eindruck vermittelte. „Ich weiß nicht, wie ich das ansprechen soll. Ich möchte es zwar, weiß aber nicht wie. Gib mir noch etwas Zeit. Ist das in Ordnung für dich?“ Sie nickte überzeugt. Der kleine Johannes fing plötzlich an zu weinen, und ich erschrak über diesen Zufall. Was bedeutete das? Wollte er mir helfen, nichts sagen zu müssen, oder wollte er mir gerade sagen, dass ich sprechen sollte? Als er aufhörte zu weinen, sah er mich an und ließ meinen Blick nicht los. „Schau, Mama, wie er dich ansieht, ein Schatz, nicht wahr?“ Ich wusste, was ich zu tun hatte. „Die vierte Papyrusrolle endet damit, dass der König im Kerker die Seele seines Kindes trifft und so wieder zum Kind wird. Der Torwächter hilft ihm, seinen Kerker zu verlassen und die in seinem Königreich in die Irre gegangenen Menschen vom teuflischen Zauberer zu befreien.“ Ich musste einen Moment schweigen. Ich sah Rebecca, wie sie mit Augen voller Hoffnung und voller Erwartung auf ein glückliches Ende der Geschichte blickte. Der kleine Johannes wandte sich erneut mit seinen großen Augen an mich. „Aber der König mit der Seele des Kindes wird selbst von den Menschen getötet. Und nur so konnte der König der Liebe, der in Liebe für den Menschen starb, dem Menschen die wahre Liebe erweisen. Und er erweist sie, indem er in unseren Herzen wohnt.“ Es wurde still, und der kleine Johannes suchte nun den Blick seiner Mutter. „Es tut mir leid, liebe Rebecca, dass ich dir das erzählen muss.“ Rebecca antwortete entschlossen: „Okay, Johannes zuerst und Jesus später, aber nicht, ohne uns zuerst vor dem Teufel zu retten. Ich kenne den Teufel, ich war sogar einst einer seiner besten Schüler, aber sieh: Ich wurde

von Johannes, und Jesus kannte mich beim Namen, und ich empfing die Liebe nicht nur in meinem Herzen, sondern auch in meinem Mann und diesem Kind.“
Oh, wie klein und dankbar fühlte ich mich, bei dieser großartigen Dame dabei sein zu dürfen.
An einem der folgenden Tage saßen wir am Tisch – es war ein schöner Nachmittag – und unterhielten uns noch ein wenig. Samuel hatte sich bereits so sehr an meine Anwesenheit gewöhnt, dass wir schon über wichtigere Dinge sprechen konnten als nur „Was essen wir heute?“, und ich wurde immer neugieriger auf seine Lebensgeschichte und die Stadt, aus der er stammte, und welche Götter sie kannten. Er war begeistert und bat um ein Stück unbeschriebenen Papyrus. Er nahm einen Stift und zeichnete in groben Zügen die gesamte Route nach Massilia. „Zuerst an Kreta vorbei segeln, dann an Sizilien vorbeifahren und dann nach Norden an Rom vorbeifahren, und dort, etwas höher in der Biegung, liegt die Stadt Massilia. Die Entfernung? Kannst du dir die Entfernung von Aschdod nach Kreta vorstellen? Nun, diese Entfernung musst du fast viermal zurücklegen! Mit voller Ladung dauert das fast einen Monat, wenn man Glück mit dem Wind hat. Das habe ich viele Monate lang gemacht, bis ich dieses Jahr hier den Schatz gefunden habe.“ Er strahlte. Selten habe ich jemanden gesehen, der mit so viel Glück in den Augen sprach. Ich fragte ihn: „Ich nehme an, dass diese große Stadt also unter der Herrschaft Roms steht, aber vielleicht auch eine eigene Religion hat?“ Samuel musste über diese Fragen kurz lachen: „Nenne mir einen Gott, und in Massilia wird er verehrt: Wir kennen die griechischen

Götter, keltische Götter, östliche Götter wie Isis oder Mithras und natürlich auch die römischen Götter. Für jeden ist etwas dabei.“ Er schwieg. Ihm war klar, dass dies ein heikles Thema war. Die naheliegende Frage wäre: „Welcher Religion gehörst du an, Samuel?“ Ich wagte es nicht, sie direkt zu stellen, aber er beantwortete die Frage spontan: „Ich hoffe es, aber bitte nimm es mir nicht übel, dass ich an keinen Gott mehr glaube. Wenn überhaupt etwas passiert, das auf den ersten Blick seltsam oder unerklärlich ist, dann ist es Zufall. Ich glaube nur noch an die Liebe, und die finde ich hier bei euch zusammen: Ihr seid meine Götter.“ Wir wurden alle still am Tisch und spürten auch wirklich seine Liebe zu uns. Er war ein wunderbarer Mensch. Nach einer kurzen Pause antwortete ich: „Du bist ein wunderbarer Mensch, Samuel. Aber was den Zufall angeht, kann ich nichts dafür, und ich hatte auch nicht vor, ihn zur Sprache zu bringen und ihn jemandem zu geben, weil ich ihn so sehr liebe. Das Kleinod hat mir in den letzten Wochen so viel Kraft gegeben, und ohne dieses scheinbar wertlose Geschenk wäre ich im Moment gar nicht hier bei euch. Aber jetzt, da ich dich höre und deine Ehrlichkeit sehr schätze, möchte ich dir dieses Kleinod schenken. Es ist nicht viel, es scheint völlig wertlos, aber möchtest du dich mit diesem Zufall konfrontieren, Samuel?“ Samuel musste nicht lange darüber nachdenken: „Liebe Maria Magdalena, Rebecca hat so viel Gutes über dich erzählt, dass ich volles Vertrauen habe, dass du es gut mit uns meinst.“ Rebecca sah ihren Mann stolz an, und Hannah war sehr beeindruckt von der heiteren Atmosphäre

am Tisch und schenkte mir nicht die geringste Beachtung. Ich ging zu meinem Gepäck in meinem kleinen Zimmer und holte das violette Säckchen hervor: „Dieses Säckchen birgt einen Schatz der Wahrheit, und ich selbst habe den Inhalt vor nicht allzu langer Zeit erhalten. Ich habe es in einem Stück des violetten Stoffes aufbewahrt, das hier lag, als ich zum ersten Mal hierherkam. Es hat mir in den letzten Wochen so viel Kraft gegeben. Rebecca wird diesen Stoff sicher erkennen …“ Rebecca nickte: „Der Stoff stammt von hier, von Elisabeth, der Mutter von Johannes dem Täufer.“ „Ich schenke dir dieses Säckchen, Samuel. Mach es ruhig auf.“

Samuel öffnete es, und drei verschiedene Haarsträhnen fielen auf den Tisch. „Mama, schau mal, das ist mein Haar!“, rief Hannah aus. „Und das von Papa und Mama auch!“ Samuel und Rebecca standen wie angewurzelt da: „Wie?“ Samuels Augen wurden größer, und er schüttelte den Kopf: „Wie?“ Er sah Rebecca an: „Wie ist das möglich, Schatz?“ Rebecca sah ihn liebevoll an: „Ich finde das gar nicht so schwer: Für mich ist es ein großes Geschenk, und hoffentlich schaffst du dafür einen Platz in deinem Herzen, mein Liebster … Mama, woher hast du das? Ich erinnere mich noch gut an diesen Morgen … wir fanden es seltsam, haben aber keine große Sache daraus gemacht.“

„Ich hatte das große Privileg, drei Tage lang bei Jesus in die Lehre zu gehen. Ich war neugierig, ich glaubte nicht einfach alles; ich konnte zum Beispiel nicht glauben, dass Jesus immer in mir gegenwärtig ist, ohne dass ich ihn leibhaftig sehen muss. Da wies er mich an, meine Augen zu schließen. Keine fünf Minuten später durfte ich meine

Augen wieder öffnen. Und siehe da: Eure Haarsträhnen liegen hier vor euch. Die

Eine schwarze Haarsträhne ließ mein Herz vor Freude höher schlagen: Rebecca hat einen Mann! Und er erzählte mir auch, dass du schwanger bist. Und so eilte ich hierher. Ohne ihn wäre ich zu spät zu deiner Entbindung gekommen. Zufälle gibt es nicht, und müssen wir immer wissen, wie das möglich ist? Wir sind keine Götter und können das mit unserem Verstand nicht begreifen. Unser Herz kann mehr als unser Verstand. Glaube ist nichts anderes als ein Hilfsmittel, um in Freiheit unsere Entscheidungen zwischen Gut und Böse, zwischen Liebe und Hass treffen zu können.“ Rebecca fügte etwas Überraschendes hinzu: „An Zufälle zu glauben hat etwas von Verliebtheit, eine Art blindes Vertrauen in etwas oder jemanden, bei dem man keine Garantie auf Erfolg hat. Sich trauen, seinem Gefühl zu folgen, wobei das ängstliche Gefühl Schritt für Schritt zu immer mehr Vertrauen wachsen kann und man sich allmählich weniger trauen muss.“ Vor allem dieser Einwurf der verliebten Rebecca brachte den verliebten Samuel völlig um den Verstand. Samuel nahm das Säckchen, füllte es mit den Haarsträhnen, sah mich aber an. Er holte ein Messer aus dem Küchenschrank, schnitt mir eine Haarsträhne ab und fügte sie „der Familie“ hinzu, wie er es nannte, band das Säckchen mit der Schnur zu und küsste es. Der kleine Johannes sah, dass es gut war. Rebecca strahlte. Und Hannah würde diesen Moment niemals vergessen können, auch wenn sie ihn nicht ganz verstand. Plötzlich hörten wir Lem brüllen. Samuel ging sofort nach draußen schauen und kam mit einer Haarsträhne von Lem wieder herein, und während er sie in das Säckchen steckte, sagte er: „Lem ist doch immer noch der Esel von Elisabeth und Johannes dem Täufer,

oder?“

Hannah, die sich mittlerweile am meisten mit Lem aufhielt, rannte zu Samuel und umarmte seine Beine: „Du bist der beste Papa." Ich seufzte innerlich vor himmlischem Glück: Wie kraftvoll ist doch die Liebe zwischen Menschen!

Die Tage vergingen, und die Wochen noch schneller. Ich musste zu Maria zurückkehren. Ich wurde von Unruhe erfasst und würde schon am nächsten Morgen aufbrechen. Ich konnte diese Familie beruhigt verlassen. Samuel schuftete sich auf seinem Hang die Seele aus dem Leib, und das Pflanzen der Reben stand kurz bevor. Das letzte gemeinsame Abendessen begann in gedrückter Stimmung. Der kleine Johannes hörte einfach nicht auf zu weinen. Hannah saß betrübt da. Samuel war supernervös und Rebecca versuchte immer wieder, den kleinen Johannes zu beruhigen. Ich versuchte, das Weinen zu unterbrechen und wandte mich an den kleinen Johannes: „Kleiner Mann, ich werde dir die Geschichte vom kleinen Jesus mit den drei Weisen auf großen Kamelen erzählen." Und er verstummte und sah mich neugierig an. Rebecca legte mir den kleinen Johannes in die Arme und ich begann ihm zu erzählen, wie ich ganz vorne bei Caspar auf seinem Kamel saß und wie wir durch die Nacht schwebten, auf der Suche nach dem kleinen Jesus. Ich stand auf und ließ ihn um den Tisch herumschweben. Plötzlich sahen wir einen Stern und schwebten darauf zu. Wir kamen bei dem Häuschen an und fanden dort den kleinen Jesus … und der kleine Johannes schlief vom Schweben in der Luft ein, und ich legte ihn sanft wieder in Rebeccas Arme. „Ach ja", sagte ich, „jetzt fällt es mir ein: Ich habe noch ein Geschenk für euch von Maria." Ich holte es und kam zurück: „Das ist

für euch von

„Maria.“ Sie entfalteten das schön verzierte Papyruspapier, das es umhüllte, und waren überrascht, als sie den massiven Goldklumpen erblickten. „Das ist ein Teil des Goldes, das Melchior aus Persien zur Geburt Jesu geschenkt hat. Maria bestand darauf, es euch zu schenken.“ Vor allem Samuel war erschrocken: „Ich dachte, du würdest ein Märchen erzählen.“ „Lieber Samuel, es ist wirklich so geschehen: drei weise Sterngelehrte auf ihren Kamelen: Caspar aus Arabien, Melchior aus Persien und Balthasar aus Ägypten, die sich begegneten, weil sie alle drei von ihrem Land aus den besonderen Stern gesehen und ihm gefolgt waren. So war es vor Jahrhunderten von jüdischen Propheten vorhergesagt worden. Mach dir keine Sorgen, Samuel: Alles zu seiner Zeit. Es wird gut. Wir sehen uns wieder.“ Die Worte „wir sehen uns wieder“ ließen mich an die lieben Augen des jungen Caspar zurückdenken. Und ich war damals auch so jung… Wie schön wäre es, sich jemals wiederzusehen? Ich fasste mich wieder, als ich zu Samuel „wir sehen uns wieder“ sagte, hätte ich nie ahnen können, wie wahr diese Worte sein würden.

Am nächsten Tag brach ich ganz früh auf; nur Rebecca war wach und half mir, mich leise davonzuschleichen. Sie flüsterte mir ins Ohr: „Grüßt du Maria und Jesus von mir? Hast du Djibril noch gesehen?“ Ich antwortete ebenfalls flüsternd: „Dreh dich um und schau: Siehst du den alten Mann dort in der Ferne, der uns zuwinkt?“ Sie lächelte dankbar und winkte ihm zurück, und ich machte mich fröhlich mit Az und Oz auf den Weg.

Maria

Maria Magdalena war erst seit einer Woche fort, da teilte mir ein Bote mit Uz, dem Esel des Johannes, mit, dass ich zum dritten und letzten Tag der Hochzeitsfeier eines gewissen Simon, des Zeloten, in Kana eingeladen sei. Auch Jesus und einige seiner Anhänger waren eingeladen. Seit seiner Taufe im Jordan hatten sich ihm mehrere Männer angeschlossen, darunter auch seine Halbbrüder Johannes und Jakobus.

Kana lag nur fünf Meilen von Nazareth entfernt und war bekannt für die am Hang erbauten Häuser mit ihren wunderschönen Terrassen. Ich begleitete den Boten. Nachdem ich meine Hände gründlich gewaschen hatte, hieß mich Johannes an seinem Tisch willkommen, während Jesus bei seinen Jüngern saß. Jesus sah mich kurz an und neigte mit geschlossenen Augen sein Haupt vor mir, und ich erwiderte seinen Gruß mit derselben Geste des Respekts. Plötzlich hörte ich hinter meinem Rücken einige Diener, die sich Sorgen machten, dass der Wein fast alle sei, obwohl das Fest gerade erst begonnen hatte. Sie waren verärgert, weil so etwas bei einer Hochzeitsfeier einfach nicht passieren durfte. Juden können sehr gut fasten, aber auf einer Hochzeitsfeier dürfen alle Hemmungen fallen und es gibt keine Regeln. Es war der dritte und letzte Tag der Hochzeitsfeier, und es war kein Wunder, dass die sechs großen Steinkrüge fast leer waren. Der Bräutigam, Simon, war über den Mangel nicht erfreut und geriet in Panik. Es folgte viel

Gemurmel und Unruhe. Ich stand auf, ging zu meinem Sohn und flüsterte ihm ins Ohr: „Ihr Wein ist alle.“ Er sah mich liebevoll an: „Frau, was bedeutet das für mich und für dich?“ Meine Gedanken waren für ihn stets ein offenes Buch. Es war, als hätte mein Sohn auf meine Bitte gewartet, Wein zu machen, obwohl er genau wusste, dass zu wenig da war, und er es auch spontan getan hätte, wenn ich nicht dabei gewesen wäre. Er hatte bereits gespürt, was ich dachte, und er hatte gewartet, bis ich danach fragen würde, damit er mir zugestehen konnte, dass es durch mein Eingreifen wieder Wein gab. Er wollte die Ehre mir zuschreiben und nicht sich selbst, wohl wissend, dass Ehre mich nicht reizen würde. Das war es, was es für mich bedeutete, und für ihn bedeutete es viel mehr: Ich hatte ihm Vertrauen entgegengebracht, zum allerersten Mal ein Wunder zu vollbringen in Gegenwart so vieler Menschen, die er nicht persönlich kannte. So ehrte er mich in der Öffentlichkeit, um zu zeigen, dass er mich hoch schätzte und sich mir unterordnete. Es war eine gegenseitige Ehrerbietung mit kaum Worten und nicht nur für mich, sondern für jede Frau auf der Welt. Viele der anwesenden Männer schauten erstaunt auf, wagten es aber nicht, das Fest zu trüben. Viele Frauen fühlten sich enorm respektiert, blieben aber bescheiden, um die Männer nicht zu brüskieren.

Ich hatte schon so viele Wunder erlebt, schon vor der Geburt meines Sohnes: wie Elisabeth noch vor der Geburt meines Kindes von „der Mutter des Herrn“ sprach, die drei Weisen aus dem Morgenland, der Stern, die Wunder während unserer Flucht nach Ägypten. Danach die Wunder

des Jesuskindes selbst in der Umgebung: die Tondüppel, die Auferstehung von Zeno, zu viele, um sie alle aufzuzählen. Doch diese Wunder geschahen stets in einem äußerst kleinen Kreis, sodass alle Geschichten danach immer wieder angezweifelt wurden und niemand mehr wagte, ihnen zu glauben. Doch dies war eine Hochzeitsfeier mit Menschen von nah und fern, die plötzlich Wein tranken, nachdem sie miterlebt hatten, wie mein Sohn Wasser in diesen Wein verwandelte, und die nach ihrer Rückkehr nicht schweigen konnten über das, was sie erlebt hatten, sehr zum Ärger der Pharisäer und noch mehr der strengeren Sadduzäer. Simon der Zelot selbst war so beeindruckt und dankbar, dass er Jesus nach dem Fest folgte und ein treuer Jünger von ihm wurde.

Maria

Es war ein geschriebenes Gesetz, dass jeder erwachsene Jude über dreißig Jahre seine Ansichten über die Texte der Thora in jeder Synagoge frei äußern durfte. Dieses Recht konnte man nirgendwo verbieten.

In jeder Stadt oder jedem Dorf, in dem es eine Synagoge gab, ergriff Jesus das Wort, und sein Ruf und seine Heilungen eilten ihm voraus, sodass immer mehr Zuhörer neugierig herbeikamen, um die frohe Botschaft zu hören, und er heilte die Menschen, die an ihn glaubten. Für viele wurde er zu einem Propheten, aber in unserer eigenen Familie wurde er keineswegs als Prophet angesehen. Ich bekam Besuch von allerlei Verwandten von Josephs Seite. Offenbar herrschte große Verwirrung in der großen Familie: Nur wenige unter ihnen glaubten an die Mission Jesu, die überwiegende Mehrheit fand, dass er in einer anderen Welt lebte, und wollte ihn vor sich selbst schützen. Sie verlangten, dass ich mit ihnen mitkomme, um ihn davon zu überzeugen, mit all dem Unsinn aufzuhören. Eigentlich ging es ihnen nicht so sehr darum, ihn zu schützen, sondern vielmehr darum, nicht selbst durch ihre familiäre Verbindung zu ihm, einem Abtrünnigen, in Ungnade bei den Pharisäern zu fallen, die überall in den Leitungsgremien der Synagogen und Gemeinderäte mächtig waren. Seine Stiefschwestern und Stiefbrüder, von denen einige tatsächlich aus der Hand der Pharisäer aßen, verdächtigten Jesus auf Veranlassung dieser Pharisäer, dass er Wunder durch die Kraft des

Teufel Belial. Das fiel mir sehr schwer, und ich war gezwungen, mit ihnen nach Kapernaum zu gehen, wo er vorübergehend wohnte. Meine Anwesenheit sollte ihnen helfen, meinen Sohn zu überzeugen. Wäre Josef noch am Leben gewesen, hätte er seinen Stab genommen und sie beschworen, Jesus als den Sohn Gottes, den Messias, anzunehmen. Er hätte seine aufmüpfigen Töchter und Söhne angefleht, zur Einsicht zu kommen. Er hätte sich vor Enttäuschung und Schmerz die Haare aus dem Kopf gerissen. Doch Jesus selbst brauchte keinen Stab und sprach öffentlich zu ihnen. Er fragte seine Verwandten unverblümt: „Wer sind meine Brüder und wer ist meine Mutter?“ Und er zeigte auf mich und seine Jünger, aber nicht auf Onkel, Tanten, Cousins oder Cousinen. Nur wer an ihn glaubte, gehörte zu seiner Familie. Keiner seiner Brüder oder Schwestern war noch Familie für ihn, und fast alle wandten sich aus Angst vor den Pharisäern von ihm ab. Für meinen Sohn war geistige Verbundenheit wichtiger als Blutsverwandtschaft.

Wie dem auch sei, es war ein pechschwarzer Tag. Danach bekam ich kaum noch Besuch von der Familie, und wenn jemand vorbeikam, dann nur unter größter Geheimhaltung. Es tröstete mich zu wissen, dass Josef das nicht mehr durchmachen musste.
Jesus zog weiter durch Galiläa und über Samaria nach Judäa, sozusagen der Hauptstadt der Juden selbst. Überall lauerten die Pharisäer, während immer mehr Menschen ihm treu von Stadt zu Stadt folgten. Die Frauen unter

Sie versammelten sich in einer eigenen Gruppe, damit sie sicherer waren und nicht der Promiskuität bezichtigt werden konnten. Das Netz zog sich Tag für Tag enger um ihn. Es war ein Glück, dass unser junger Nachbar Zeno ein Marktverkäufer war, der unter diesem Deckmantel immer auch in die Städte zog, in denen Jesus sprechen würde, sodass er mich persönlich auf dem Laufenden halten konnte oder, wenn er mich nicht selbst benachrichtigen konnte, Boten zu mir schicken konnte. Seine Berichte wurden immer beunruhigender. Das Laubhüttenfest in Jerusalem stand bevor, und Jesus war bewusst ohne seine Jünger dorthin gezogen, um sie nicht in Gefahr zu bringen. Er ergriff sehr kühn das Wort im Tempel, zum Entsetzen der meisten Pharisäer. Zeno war ihm erneut gefolgt, fürchtete sich jedoch immer mehr, entlarvt und als Jünger Jesu erkannt zu werden. Viele einfache Zuhörer ließen sich zunehmend von seinen Worten und seinen wundersamen Taten überzeugen, sodass die Pharisäer es in diesem Gedränge nicht wagten, zuzuschlagen, um ihn gefangen zu nehmen. Jesus versteckte sich nicht vor ihnen und verließ die Stadt, wie er gekommen war. Zeno erstattete Bericht und weinte, dass Jesus, der ihm als Kind das Leben zurückgegeben hatte, es nicht wagte, sich öffentlich an seine Seite zu stellen und für ihn Zeugnis abzulegen. Ich tröstete Zeno und war mir sicher, dass Jesus auch nicht wollen würde, dass er sich und seine Familie dadurch in Gefahr bringen würde. Ich dankte ihm und betonte, wie sehr ich schätzte, was er jetzt tat, und versicherte ihm, dass auch Jesus es sehr zu schätzen wisse, dass er mich auf dem Laufenden hielt.

Auch wenn ich wusste, dass es schlecht enden würde, dass er wie Johannes der Täufer dasselbe Schicksal erleiden würde, schmerzte es mein Mutterherz dennoch. Ich war viele Tage allein, und die Erinnerung an meine frühesten Jahre im Allerheiligsten hatte mich gelehrt, voller Zuversicht der Verzweiflung zu trotzen. Mit geschlossenen Augen suchte ich nach Licht in der Dunkelheit der Nacht und begegnete erneut der Mutter von Aschkelon: „Ich bin die Mutter von vierzehntausend Kindern und habe vierzehntausend Namen, aber du, du bist die Mutter aller Menschen.“
Djibril war nie weit weg.

Maria Magdalena

Noch ein kleines Stück, dann war ich zu Hause, und mein Zuhause war Nazareth. Oz und Az hatten es zu spüren bekommen und sahen Sterne. Ich war aufgeregt und aufgeregt: So viele Menschen unterwegs, die ständig von Jesus sprachen und davon, dass er es gewagt hatte, sich in der Synagoge von Jerusalem zu zeigen, und wie sie gehört hatten, wie die Pharisäer offen untereinander darüber sprachen, ihn gefangen zu nehmen, sich aber noch nicht wirklich trauten, weil schon so viele Menschen in ihm den Messias sahen. Ich dachte ständig an Maria und Jesus. Meine Gefühle durchliefen das ganze Spektrum: auf der einen Seite Lachen vor lauter Glück über den kleinen Johannes, in der Mitte Unruhe und Sorge um Maria und Jesus, und ganz auf der anderen Seite der Kampf gegen die Tränen wegen des sicheren Todes Jesu.
Ich strampelte in einem reißenden Fluss und prallte gegen die Felsbrocken, sodass es bei jedem Meter, den ich dem Meer näherkam, höllisch wehtat. Es wurde dunkel vor meinen Augen. Aber schlimmer war die Dunkelheit in meinem Herzen. Ich wehrte mich: Ich bin nicht unwissend! Ich empfinde keine Wut! Ich empfinde kein Verlangen! Er ist klar in mir gegenwärtig! Ich liebe jeden Menschen! Und der Fluss mündete in einen See, und ich sah die Felsen nun klar tief unter mir, und die Ruhe kehrte in mich zurück, bis ich bei Az am Haus der Maria ausstieg.

Maria

Wir fielen uns in die Arme und weinten vor Freude. „Geht es dir gut?“ Wir stellten uns gegenseitig im selben Moment dieselbe Frage und kicherten wie junge Mädchen miteinander. Maria Magdalena nutzte die Gelegenheit, um mir die Esel vorzustellen: „Welcher wird wohl deiner sein: Oz oder Az?“ Ich musste schon im Voraus lachen und entschied mich für den Esel mit den längsten Ohren, und das stellte sich als Az heraus. „Genau! Du bist eine Eselkennerin!“ Lachend gingen wir hinein. Ich kochte ihren Lieblingsthee, und sie brachte ihr Gepäck herein und fand ihr Bett wie immer auf sie wartend vor. Wenig später saßen wir am Tisch, und ich bestand darauf, dass sie zuerst Bericht erstattete; ich hatte wirklich das Bedürfnis nach einer Geschichte ohne schlechte Nachrichten, und ihr Gesicht sprach bereits Bände. Ihre strahlenden Augen konnten meine Gedanken von den dunkelsten Gedanken ablenken, die ich in meinem Herzen mit mir herumtrug. Ich empfand es als ein Geschenk meines Sohnes und seines Vaters. Ich fand es vor allem fantastisch, dass Samuel eine Haarsträhne des Esels in dem Säckchen haben wollte. Wir kamen beide zu dem Schluss, dass wir auch ein bisschen wie Esel sind, stur und manchmal dickköpfig. Ich erinnere mich noch wie gestern daran, wie unsere Freude plötzlich gestört wurde: Es klopfte an der Tür. Zeno! Mit der traurigen Nachricht, dass ein guter Freund von uns, Lazaros, am Tag zuvor gestorben war. Was für ein Drama für seine Schwestern Maria und Martha! Als Jesus zwölf Jahre alt war und im Tempel von Jerusalem drei Tage lang die Schriftgelehrten mit seinem klaren Wissen überwältigte, waren auch sie unter den Zuhörern, und sie

erzählten uns

im Detail, wie alles abgelaufen war und wie sie Jesus in Erwartung unseres Wiedersehens aufgenommen hatten. Es war kein Zufall, es musste einfach so sein. Lazarus war damals wie ein Vater für ihn gewesen, und ich zweifelte nicht daran, dass Jesus sich von ihm verabschieden würde.

Maria Magdalena

Bethanien lag etwas näher als Ein Karem und bot einen etwas leichteren Weg für die Esel, dem Jordan bis auf die Höhe von Jerusalem zu folgen. Zeno erzählte, er habe gehört, dass Jesus auch dorthin kommen würde, um sich von seinem Freund zu verabschieden. Ich sorgte noch am Abend vor der Abreise für zusätzliche Kraftnahrung für die Esel. Maria packte Proviantpakete, und bei Tagesanbruch wollten wir aufbrechen. Maria hatte nur wenige Freundinnen, und wir hatten Martha, Maria und Lazarus kennengelernt, als sie mit Jesus schwanger war und wir in Ein Karem die schwangere Elisabeth besuchten. Wir hatten eine falsche Abzweigung genommen und kamen gegen Abend in Bethanien an, wo wir an der ersten besten Tür klopften. Lazarus öffnete und wir wurden mit offenen Armen empfangen. Als wir nach Nazareth zurückkehrten, nahmen wir denselben Weg, um ihnen noch einmal zu danken, und auch damals blieben wir einen ganzen Tag dort. Die Schwestern waren etwas älter als wir, aber Lazaros war mindestens zehn Jahre älter als die Schwestern und muss inzwischen in gesegnetem Alter verstorben sein. Ich hatte den letzten violetten Stoff von Elisabeth mitgenommen, um Lazaros

. Früh am Morgen brachen wir auf. Die Sonne wollte nur ungern aus ihrem Bettchen hervorkommen und versteckte sich vor Scham hinter einer Decke aus Schafswolken. Oz und Az machte das überhaupt nichts aus, denn den Weg zum Jordan kannten sie mittlerweile blind. Es waren starke Tiere, die Ehrfurcht einflößten. Sie standen in der Blüte ihres Lebens. Ich ging voran, denn Oz wollte immer der Erste sein, und das kam Maria gelegen, da sie so besser auf die vielen kleinen Hindernisse auf dem Weg achten konnte. Wir mussten uns nicht wirklich beeilen, um noch Abschied zu nehmen. Schließlich war es Brauch, dass Lazarus wegen des warmen Frühlings schnell in einer der vielen Höhlen beigesetzt werden sollte. Die erste Nacht verbrachten wir im Dorf Enon in Samaria, am Jordan. Die nächste Nacht verbrachten wir in einer Herberge am Jordan an der Grenze zu Judäa. Am Tag darauf näherten wir uns Jericho, und von einem Hügel aus konnten wir in der Ferne eine ganze Menschenmenge sehen. Wir mussten versuchen, daran vorbeizukommen. Von oben auf einem Berg sah ich einen Mann, der zu der Menge sprach. Ich wandte mich mit fragendem Blick an Maria. Auch sie nickte zustimmend, und ich schickte Oz hin. Auf dem Weg dorthin strömten immer mehr Menschen herbei. Als wir Jesu Stimme hören konnten, hielten wir an und ließen die anderen Menschen vor. Ich erkannte einige Apostel aus Kana, und Simon der Zelot winkte Johannes zu, dass wir da waren. Johannes sah angenehm überrascht aus und deutete an, dass er zu uns kommen würde. Kurz darauf stand er bei uns und fragte: „Woher wusstet ihr, dass hier eine Versammlung stattfand?“

Und er flüsterte sofort: „Hinter euch sind Pharisäer zu Pferd angekommen, bleibt ruhig stehen, aber sprecht nicht zu laut.“ Maria erzählte ihm, dass wir auf dem Weg zur Beerdigung des Lazarus in Bethanien seien. Da sah Johannes uns mit freudigen Augen an: „Dann habe ich eine überaus gute Nachricht für euch: Jesus hat ihn drei Tage nach seinem Tod von den Toten auferweckt. Er lebt! Maria und Martha sind überglücklich, und richtet ihnen noch einmal unsere Grüße aus. Bleibt ihr heute Abend hier oder reist ihr weiter?“ Ich antwortete, dass wir sicherlich weiterziehen würden, aber jetzt wollten wir noch gerne ein wenig Jesus zuhören. Johannes sprach leise: „Seid vorsichtig …“ Er spielte erneut auf die Pharisäer und Gesetzeslehrer hinter uns an und verließ uns unauffällig mit einem großen Umweg, um zu seinen Mitbrüdern zurückzukehren.

Jesus

„Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem halte auch die andere hin; und wenn jemand dich vor Gericht bringen will und dein Untergewand nehmen will, gib ihm auch dein Obergewand; und wer dich zwingen will, eine Meile mit ihm zu gehen, geh zwei mit ihm. Gebt dem, der euch bittet, und wendet euch nicht ab von dem, der von euch borgen will.
Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.

Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und segnet diejenigen, die euch verfluchen; tut Gutes denen, die euch hassen; und betet für diejenigen, die euch beleidigen und verfolgen, damit ihr Kinder des Vaters seid, der im Himmel ist; denn er lässt seine Sonne über Bösen und Guten aufgehen und lässt es über Gerechten und Ungerechten regnen. Denn wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr dann? Tun das nicht auch die Zöllner?

Maria Magdalena

Hinter unserem Rücken kam große Empörung auf, und einige Pharisäer konnten es sich nicht verkneifen, zu rufen: „Wenn du Erfolg haben willst, bist du jederzeit willkommen!“ Viele Pharisäer hatten einen Zöllner in der Familie und konnten von den Betrügereien profitieren. Ich verhüllte mein Gesicht und wandte mich unauffällig zu ihnen um. Einige saßen auf ihrem Pferd oder hatten ihr Pferd stolzen jungen Männern zur Obhut gegeben. Alle trugen ihre Toga mit ihren Gebetsriemen und langen Fransen mit Quasten, die an den vier Ecken ihrer Kleidung befestigt waren und als ständige Erinnerung an Gottes Gebote dienen sollten. Was mir auffiel, war, dass die feindselige Sprache der meisten unter ihnen von einigen von ihnen offensichtlich nicht geteilt wurde, ja sogar, dass diese sich diskret von der großen Gruppe distanzierten. Zwei von ihnen fielen mir noch stärker auf durch ihre gesenkten Augen voller Ehrfurcht vor der Botschaft Jesu und weil sie es wagten, zustimmend zu

. Erst später lernte ich sie kennen: Josef von Arimathäa und Nikodemus.

Jesus

„Wenn ihr einem Bedürftigen eine Gabe gebt, lasst eure linke Hand nicht wissen, was eure rechte Hand tut, damit eure Gabe im Verborgenen bleibt, und euer Vater, der im Verborgenen sieht, wird es euch öffentlich vergelten. Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet; denn mit dem Urteil, mit dem ihr richtet, werdet ihr selbst gerichtet werden, und mit dem Maß, mit dem ihr messt, wird auch euch gemessen werden. Warum seht ihr den Splitter im Auge eures Bruders, aber bemerkt ihr nicht den Balken in eurem eigenen Auge?
Oder wie könnt ihr zu eurem Bruder sagen: ‚Lass mich den Splitter aus deinem Auge ziehen‘, wenn doch ein Balken in eurem eigenen Auge steckt? Heuchler, zieh zuerst den Balken aus deinem Auge, dann wirst du klar sehen, um den Splitter aus dem Auge deines Bruders zu ziehen.“

Maria Magdalena
Der Tumult und das Geschrei hinter unserem Rücken schwollen an: „Und du urteilst nicht? Heuchler! Sprich für dich selbst! Wir werden dich verurteilen, so wie du uns verurteilst. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, Dummkopf.“

Es war beängstigend. Maria und ich trauten uns nicht, uns zu bewegen.

Jesus

„Geht durch die enge Pforte hinein, denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der ins Verderben führt, und viele sind es, die auf ihm hineingehen; aber die Pforte, die zum Leben führt, ist eng, und der Weg, der zum Leben führt, ist schmal, und wenige sind es, die ihn finden."

Maria Magdalena

Sie lachten ihn aus: „Wir werden deine Tür schließen, lieber Freund! Du musst nirgendwo mehr hingehen! Mach es dir nicht schwer. Wir helfen dir gerne dabei!"
Es war beängstigend, aber andererseits war es für uns überraschend, Jesus so belehrend sprechen zu hören. Ich sah einen Jesus, der in keiner Weise mit dem Jesus am Fluss zu vergleichen war. Es konnte kein Zufall sein, dass wir nun hier gelandet waren. Er sprach eine ganz andere Sprache, die ich von ihm noch nicht kannte. Streng, ja sogar hart, doch stets spürte ich in seinen Worten seine Sorge um den Menschen. Es war keine Wut, keine Unwissenheit, keine Finsternis, kein Verlangen. Es war mehr als Sorge, es war eine große Besorgnis oder sogar ein Hilferuf, um die Menschen zur Umkehr zu mahnen und ein neues Gewand anzulegen. Gleichzeitig war es schrecklich zu hören, wie hinter unserem Rücken offen darüber beraten wurde, wie man ihn töten könnte. Wie schrecklich musste das für Maria gewesen sein!

Und sie schien meine Gedanken gelesen zu haben und sprach leise zu mir, von Angesicht zu Angesicht: „Lass uns gehen, Maria Magdalena. Das macht mich nicht glücklich. Ich selbst kenne meinen Sohn so nicht, auch wenn er die Wahrheit spricht. Aber ich verstehe ihn nur zu gut. Er leidet schließlich unter dem, was er selbst sagen muss; er spricht streng und vielleicht sogar zu streng, aber jemand muss sich gegen das Böse erheben. Ich kenne ihn: In seinem Innersten weint er um den irrenden Menschen und fleht jeden Menschen an, seinen Blick auf die Liebe zu richten und nicht auf die Nacht, die die Schönheit verdunkelt. Es ist bewegend, diese Menge zu sehen und wie er Hoffnung in ihre Herzen bringt, und doch leidet er darunter. Selbst wenn er die Pharisäer als Heuchler und die Zöllner als Betrüger bezeichnet, leidet er unter diesen Worten, weil er weiß, wie sie selbst unter dem Joch des Bösen leiden. Er will ihr Grab öffnen und sie zur Auferstehung in einen neuen Anfang, ein neues Leben, aufrufen. Er weiß, dass er dies nur tun kann, indem er selbst den höchsten Preis dafür bezahlt. Ich danke seinem Vater, dass ich dies schon ein wenig verstehen durfte, seit den ersten Tagen seiner Geburt, als mir das Geschenk der Myrrhe dargebracht wurde. So großartig und liebevoll die Schöpfung einst geschaffen wurde, so schmerzhaft ist es, den Verfall des Menschen zu betrachten. Vor uns stehen Männer in Tränen und Frauen mit Kindern an der Brust, die ihn anbeten, begeistert sind von seiner Strenge zu ihrem Besten und Hoffnung auf eine bessere Welt für ihr Kind hegen. Während hinter unserem Rücken wütende Männer toben, die offen Pläne schmieden, um mein

„meinen Sohn zu töten. Meine liebe Freundin, komm, lass uns Lazarus besuchen und das Leben feiern statt den Tod.“ Wir drehten uns leise um, und plötzlich blickte ich in die Augen der „guten“ Pharisäer, die sanft und unauffällig ihre Köpfe vor uns neigten.
Ich hatte noch nie erlebt, dass Maria mir ein so langes Herzgespräch anvertraute. Es sagte etwas über ihren eigenen Kummer und Schmerz in diesem Moment aus. Mitten in der großen Menge einfacher Menschen zu stehen, die alle voller Begeisterung gekommen waren, um ihrem Sohn zuzuhören, und gleichzeitig mit Menschen, die nur noch auf den richtigen Moment warteten, um ihn zu töten … das bedeutete Trost, aber auch ängstliche Sorge. Ich habe selbst keine Kinder, und es tut schon so weh, wenn ich daran denke. Während der ganzen Reise nach Ein Karem grübelte ich, und meine Stimmung wurde immer bedrückter. Es fühlte sich an, als wäre ich von einem großen Wasserfall hinuntergestürzt und hätte noch immer nicht die Oberfläche erreicht, um Luft zu holen. Ich hoffte inständig, noch einmal persönlich mit Jesus sprechen zu können.
Gegen Abend erreichten wir Bethanien.

Glück, Liebe und Dankbarkeit öffneten uns die Tür und hatten auch noch andere Namen: Martha, Maria und Lazarus. Ihr Erlebnis an jenem einen Tag mit Jesus, der ihren Bruder von den Toten auferweckte, war so beeindruckend und wirkte so ansteckend, dass wir die schmerzhaften Gefühle während der Bergpredigt beiseite schieben konnten. Maria und Martha waren euphorisch, aber es war Lazarus, der in Maria etwas sah, was keiner von uns sah. Er stand auf und fragte Maria, ob er ihr das Felsengrab zeigen dürfe, aus dem er auferstanden war. Sie nickte dankbar, und der noch steife Lazarus stand mühsam auf, nahm seinen Stab, reichte ihr eine der beiden Fackeln, und gemeinsam gingen sie in die Nacht hinaus.

Maria

Die Höhle lag ganz unten am Fuße eines Hügels, nicht weit von ihrem Haus entfernt. Wir erreichten die Höhle und bückten uns am Eingang. Einmal drinnen konnten wir aufrecht stehen, und auf der linken Seite der Höhle befand sich ein niedriger Tisch aus flachen Steinen. Lazaros legte sich vorsichtig ausgestreckt auf den Steintisch und sagte nichts. „Was geht dir durch den Kopf, Lazaros?“, fragte ich ihn leise.
„Dank deinem Sohn bin ich noch da, und ohne dich hätte es deinen Sohn nie gegeben, und dafür möchte ich dir ganz besonders danken“, sagte er etwas unbeholfen.

„Kannst du mir sagen, warum du mich ausdrücklich gebeten hast, diese Höhle zu sehen?“, fragte ich, denn ich verstand damals noch nicht, warum es wichtig war, diese Höhle zu sehen.
„Ich weiß es nicht, Maria. Etwas sagte mir, dass ich dir diesen Ort zeigen musste: einen Ort, an dem ich nur drei Tage lang tot war. Ich bin jedes Mal sehr dankbar, wenn ich diesen Ort besuche, mindestens einmal am Tag. Ich möchte diesen Ort niemals vergessen, so wie ich meine Dankbarkeit gegenüber Jesus und dir niemals vergessen möchte.“
„Was geschah, als du gestorben bist? Erinnerst du dich noch an etwas aus der Zeit, als du tot warst?“
„Nein, ich erinnere mich an nichts von diesen drei Tagen. Die Leute erzählten mir später, dass die Verwesung meines Körpers bereits eingesetzt hatte und sie mich vollständig in Leinentücher gewickelt hatten. Übrigens habe ich noch deutliche Spuren von Leichenflecken.“ Er wirkte noch völlig erstaunt darüber, was ihm widerfahren war. Er setzte sich, erinnerte sich offenbar daran, wie er aus dem Tod erwacht war, und sah mich an: „Zuerst hörte ich eine sanfte Stimme, die mir zuflüsterte: ‚Lazaros, steh auf und geh!‘ Und kurz darauf erneut, aber lauter: ‚Lazaros, steh auf und geh!‘ Und ich tat, was die Stimme von mir verlangte.“ Und Lazaros sah mich an, und in seinen Augen lag das Geheimnis noch immer verborgen. Ich half ihm aufzustehen. „Sollen wir zurückgehen, guter Freund? Die Fackeln beginnen zu erlöschen, und es wird hier schwieriger zu atmen.“
Auf dem Rückweg in der Nacht wurde mir das Geschehene Schritt für Schritt klar. Djibril! Ich dankte ihm von ganzem Herzen als Mutter! Dieses Geschenk

war um ein Vielfaches größer als ein

Brot. Djibril bereitete mich auf den Tod und auf die Auferstehung meines Sohnes vor. Die Auferstehung des Lazarus galt als Stütze für alle Menschen, die Jesus liebten. „Hab Vertrauen, Maria, Mutter des Sohnes Gottes!“ Das war seine Botschaft. Sie stärkte mein unerschütterliches Vertrauen noch mehr, und ich dankte dem Vater meines Sohnes.

Maria Magdalena

Als ich Maria hereinkommen sah, sah ich wieder diese starke Frau aus Aschkelon, die Mutter von vierzehntausend Kindern. Was auch immer die Pharisäer mit ihrem Sohn tun würden, sie konnten ihn vielleicht als Menschen töten, aber nicht als Sohn Gottes.
Nie wieder empfand ich mehr Liebe für diese urstarke und urzarte Frau als damals in der Gegenwart des wieder zum Leben erweckten Lazarus.
Es war ein Abend, an dem wir beide, als wir schlafen gingen, kein Wort miteinander sprachen, aber unsere Augen verschmolzen und unsere Herzen sich mit tiefer Zuneigung und Respekt füllten – der eine für den anderen und der andere für den einen. Eins.

Maria

Am nächsten Tag suchte ich einen Moment, um mit Maria Magdalena allein zu sprechen, und am frühen Nachmittag hatten wir kurz Zeit, sodass ich ihr das Grab des Lazarus zeigen konnte.

Wir setzten uns gemeinsam für einen Moment in der Höhle auf den niedrigen Tisch, während die Sonne hereinscheinte. Den Trost, den ich in der vergangenen Nacht von Djibril erhalten hatte, wollte ich ihr nicht vorenthalten. „Gestern, nachdem ich mit Lazaros hier herausgekommen war, erhielt ich eine Botschaft von Djibril. Wir beide sind die Einzigen, mit denen Jesus über seinen bevorstehenden Tod sprach. Lazarus lag hier drei Tage lang tot auf diesem Stein.“ Ich sah sie an, um zu sehen, ob sie es verstand, aber ich gab ihr keine Zeit, sich dumm zu fühlen: „Lazarus ist am dritten Tag durch Jesus in der Kraft des Vaters auferstanden. Und wenn Jesus selbst von den Toten auferweckt wird, kann kein Jude mehr sagen, dass dies durch die Kraft Belials geschah. So liefert der Vater selbst den ultimativen Beweis, dass Jesus sein Sohn ist und dass die wundersame Kraft Jesu vom Vater kommt, so wie Jesus sich selbst nie verherrlicht hat.“ Ich sah Maria Magdalena noch einmal an, und ihr Mund und ihre Augen öffneten sich vor Staunen. „Aber natürlich! Auch der Sohn des Vaters wird am dritten Tag vom Vater auferweckt werden!“ Wir fielen uns in die Arme und weinten Tränen der Freude und des Trostes. Unsere Freude und unser Trost wurden unbesiegbar.

Maria Magdalena

Auch in meinem Bett dachte ich an das Gespräch am Fluss, als Jesus mir sagte: „Die Wunder, die ich vollbringen darf, kann ich nur in einem Moment tun, in dem ich eins bin mit meinem Vater. Ich selbst habe diese Macht nicht, ich erhalte sie offenbar nur, um

Entscheidung, wenn mein Vater und ich eins sind in ein und demselben Geist. Seit meiner Kindheit habe ich durch Versuch und Irrtum gelernt, zu spüren, ob ich in diesem Moment in der Lage bin, einen Menschen zu heilen oder ihm sogar sein Leben zurückzugeben – oder nicht. Das wichtigste Gefühl dabei ist Demut, denn es kommt nicht von mir, sondern von meinem Vater."

Die Reise bot uns alle Extreme, die wir uns selbst nicht hätten ausdenken können, und es würde uns beiden gut tun, uns etwas auszuruhen. Ich machte ihr einen Vorschlag: „Was hältst du davon? Ein Karem ist nur einen Tagesmarsch von hier entfernt, wenn wir ganz früh aufbrechen. Das Häuschen der Nachbarn von Zacharias und Elisabeth, selig, steht noch leer, und die Begegnung mit den Kindern von Samuel und Rebecca ist eine Wohltat. Marias Gesicht hellte sich auf, und wir würden schon am nächsten Morgen wieder aufbrechen. Wir fragten Maria, Martha und Lazarus, ob es ihnen nichts ausmache, und sie freuten sich für uns, dass wir irgendwo zur Ruhe kommen konnten. Noch am selben Abend verabschiedeten wir uns von Lazarus, damit er sich am nächsten Morgen ausruhen konnte. Beim ersten Hahnenschrei standen Maria und Martha mit auf. Sie versorgten uns mit Essen und hatten eine Willkommensüberraschung vorbereitet, speziell für Samuel. Als wir aufbrachen, dachte ich sofort: Wir verlassen Eden. Danke, Herr, für deine Gastfreundschaft und deine Botschaft."

Maria

Während Maria Magdalena draußen die Esel sattelte, kamen Martha und Maria zu mir, um sich zu verabschieden. Sie baten mich um meinen Segen, und ich war von ihrer Bitte sehr gerührt. Sie nannten mich „die Mutter Gottes“. Ich erschrak kurz, aber ich selbst konnte keineswegs sagen, dass das nicht richtig sei. Ich war nur ein Mensch, ich war nur eine Mutter wie alle Mütter, ich war nur ein hilfloses Wesen, das versuchte, Gutes zu tun, ich fühlte mich nicht anders als sie, ich war ebenso unwürdig und würdig wie sie, ich verstand auch nicht, warum nicht diese Frauen auserwählt worden waren, die es sicherlich besser machen würden als ich, und dass auch ich oft zweifelte, und doch, doch, trotz alledem konnte ich unmöglich leugnen, dass ich die Mutter des Sohnes Gottes war. Das Einzige, was ich mit Sicherheit wusste, war, dass ich selbst keine Göttin war und ja: dass ich die Mutter seines Sohnes war. Maria und Martha waren schnell noch etwas holen gegangen: eine der langen Windeln mit der Leichenflüssigkeit, die Lazarus bei seiner Auferstehung trug. „Riech doch mal daran“, sagte Martha. Ich tat, was sie verlangte, und es roch überhaupt nicht nach Leichenflüssigkeit, sondern nach Jasminblüten. „Wir haben es wirklich nicht gewaschen“, fügten sie hinzu. Jetzt verstand ich, warum Maria und Martha mich als „Mutter Gottes“ angesprochen hatten: Auch sie stellten intuitiv die Verbindung zu dem her, was ihrer Meinung nach geschehen würde. Ich würde Windeln brauchen, musste aber keine Angst davor haben. Ich nahm die Windel dankbar entgegen und

Ich fühlte mich durch sie genauso gesegnet, wie ich es vielleicht für sie sein konnte.
Maria Magdalena kam lachend herein: „Die Herren Oz und Az möchten gerne aufbrechen! Lem erwartet sie!“ Wir konnten uns das Lachen nicht verkneifen. Auf nach Ein Karem!

Der Frühling war nun in voller Blüte.

Nördlich von Jerusalem verlief eine wichtige Ost-West-Handelsroute, von Joppe an der Mittelmeerküste bis nach Jericho und weiter durch die Wüste nach Syrien. Diese Hauptstraße verlief knapp am nördlichen Tor Jerusalems vorbei. Der Abschnitt der Handelsstraße zwischen Joppe und Jerusalem schlängelte sich durch die umliegenden Hügel. Dazwischen schlängelte sich geschickt ein Fluss, an dem sich die Handelskarawanen erfrischen konnten.

Eines Tages brach ein Mann beim ersten Krähen der Hähne von Arimathäa mit Pferd und Wagen auf, beladen mit großen und kleinen Möbeln, auf dem Weg zur großen Ost-West-Straße zum Markt in Jerusalem. Nicht weit vor dem Nordtor Jerusalems musste er anhalten, um seine Notdurft zu verrichten. Er kletterte über den erstbesten kargen Hügel und suchte sich einen Platz. Danach stand er auf und bemerkte erst dann, ganz unten auf einer Lichtung im grünen Tal, einen riesigen Baum in seiner ganzen Macht und Pracht. Noch tiefer im Tal plätscherte ein kleiner Fluss. Der Mann war Zimmermann und Möbelbauer. Er war reich. Er war auch ein

ehrwürdiger Pharisäer und Mitglied des Sanhedrins[62]. Doch was niemand wusste, war, dass er ein Jünger der ersten Stunde Jesu, des Nazareners, war. Sein Name war Josef. Er konnte gar nicht genug von diesem Baum bekommen. Er faszinierte ihn, und obwohl er ein Kenner von Hölzern war, konnte er die Baumart aus der Ferne nicht bestimmen. Von den Proportionen her schien es ihm ein Apfelbaum zu sein, aber zu dieser Jahreszeit standen diese alle in Blüte, ganz sicher in den warmen Tälern. Er stieg weiter ins Tal hinab und fand inmitten der Wiese den mächtigen Baum mit einem Stamm von unvergleichlich vielen Metern Umfang. Er untersuchte sofort die Blätter und tatsächlich, es war ein Apfelbaum. Er fand den Baum wunderschön; ihn nur anzusehen machte ihn auf unerklärliche Weise glücklich und vertrieb all seine Sorgen. Es überraschte den Kenner, dass der Baum im Frühling keine Blüten trug, und er glaubte zu verstehen, dass dies vielleicht daran lag, dass die gesamte Energie benötigt wurde, um das Holz am Leben zu erhalten. Er konnte damals nicht wissen, wie viel Wahrheit in diesem Gedanken steckte. Er schätzte den Baum auf Jahrhunderte, wagte aber keine Vermutung und fand es auch nicht wichtig. Je mehr er von ihm beeindruckt war, desto fester wurde sein Entschluss, das Grundstück mit dem Baum zu kaufen. Dann konnte er sicher

---

[62] Sanhedrin: der höchste Rat und Gerichtshof der Juden in der Zeit nach dem Exil, geleitet von den Hohepriestern Hannas und Kaiphas und mit religiöser, zivil- und strafrechtlicher Zuständigkeit.

dass niemand auf die Idee kommen würde, diesen wunderschönen Baum zu fällen.

Von der Spitze des kargen Hügels aus nahm er den Ort genau in sich auf und orientierte sich am nächsten Hügel, der die Form eines Schädels hatte und deshalb auch Golgatha[63] genannt wurde. Er setzte seine Reise voller Staunen zum Markt in Jerusalem fort.
Nachdem er den Schrank, den Tisch und die Stühle verkauft hatte, eilte er zum Eingang des Tempels, wo sich ein Büro für Eigentumsurkunden befand. Obwohl sie wussten, dass er reich war, verlangten sie nur einen symbolischen Betrag für das, was als „Blutfeld“ verzeichnet war, und niemand konnte ihm sagen, warum dieser Ort einen solchen Namen erhalten hatte. Interessenten schreckten gerade wegen des furchterregenden Namens zurück, denn Aberglaube war vielen Menschen nicht fremd. Josef zahlte die Summe gerne. Jedes Mal, wenn er über die Handelsroute Holz oder Möbel an Kunden lieferte, hielt er kurz am Wegesrand an, um von der Spitze des Hügels aus den Baum zu genießen. Eines Tages, als es kräftig geregnet hatte, hielt er wie üblich an, überließ sein Pferd und seinen Wagen einem Lehrling und ging hin, um den Baum aus der Nähe zu bewundern. Beim Abstieg musste er wegen des starken Regens der vergangenen Tage eine andere Route wählen und fand ganz unten am Fuße des Hügels eine Öffnung in der Felswand. Er rief und hörte ein Echo, das bestätigte

[63] Golgatha bedeutet „Schädelstätte“.

dass es sich um eine Höhle handeln musste. Er hatte keine Fackel dabei und beschloss, später wiederzukommen.

Josef

Im Sanhedrin hatte ich nur einen einzigen Freund, dem ich voll und ganz vertrauen konnte. Ich erzählte ihm von dem blutgetränkten Feld mit dem riesigen Apfelbaum und dem Loch in der Felswand, hinter dem sich vielleicht sogar eine Höhle verbarg, und fragte ihn, ob er mich nicht auf Erkundung begleiten wolle. Nikodemus willigte sofort ein. Wir waren gleichaltrig und auch wir waren in der Gruppe der Pharisäer Zeugen der Bergpredigt gewesen, aber wir hatten nicht mit der Mehrheit der Pharisäer mitgelacht. Im Gegenteil, wir schämten uns beide an ihrer Stelle, aber wir trauten uns nicht, unsere Toga beim Oberrabbiner abzulegen, um uns nicht verdächtig zu machen. Wir fühlten uns sehr unwohl wegen unseres feigen Verhaltens gegenüber diesem mutigen Mann, der genau wusste, was ständig gegen ihn geschmiedet wurde und dass er dem unmöglich entkommen konnte. Er vollbrachte nur Wunder und tat nie etwas für sich selbst. Im Gegenteil, Nikodemus hatte Jesus einmal mitten in der Nacht aufgesucht und ein langes Gespräch mit ihm geführt. Er war immer noch beeindruckt von der Sanftmut, mit der Jesus sprach, ohne den geringsten Vorwurf und nur besorgt um jedes Geschöpf.

Nikodemus

Mein Freund Josef sprach so begeistert von dem blutgetränkten Feld mit dem riesigen Apfelbaum ohne Äpfel und dem zufälligen Fund einer Öffnung in der Felswand, dass es mich regelrecht überraschte. Das entsprach nämlich nicht seinem Naturell. Von uns beiden hatte er gerade die berechnendste und realistischste Sicht auf die Dinge, während ich oft übertrieb oder völlig danebenlag. Ich war manchmal zu schnell begeistert und wagte es leichter, über den Tellerrand hinauszuschauen. Manchmal ging mir das auf die Nerven, aber meine gewagte Begegnung mit Jesus als Mitglied des Sanhedrins war die beste Entscheidung, die ich in meinem Leben getroffen habe. Jesus nahm kein Anstoß an meiner Rolle als Schriftgelehrter, im Gegenteil, er wusste genau, welches Risiko ich einging. Und ich glaubte ihm aufs Wort: „Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, um die Welt zu richten, sondern damit die Welt durch den Vater gerettet werde.“ Jesus war der Erlöser, der Messias, die Bundeslade in Person, von der schon Moses sprach – daran besteht kein Zweifel. Josef und ich beschlossen, uns im Sanhedrin zurückzuhalten, bis wir vielleicht eines Tages etwas tun könnten, um Jesu Erlösungsplan zu unterstützen. Und dies sollte schneller geschehen, als wir ahnen konnten.

Jozef und ich machten uns mit Spitzhacken und Fackeln auf den Weg zum Blutfeld. Wir legten sofort los. Die Felswand ließ sich leichter öffnen als erwartet. Sobald die Öffnung groß genug war, zündeten wir die Fackeln an und krochen hinein. Sofort umhüllte uns der Duft von Apfelblüten. Wir standen auf dem Boden

genagelt: Es schien, als hätte der fruchtlose Baum seine Blüten in der Höhle aufbewahrt. „Wie herrlich muss es sein, in diesem Duft begraben zu werden“, meinte Jozef, und wir beschlossen, daraus ein Felsengrab für denjenigen von uns beiden zu machen, der zuerst sterben würde. Wir untersuchten die Höhle akribisch und fanden Spuren von Töpferwaren und Schlafstätten rund um Feuerstellen mit Holzkohle-Resten. Hier hatten Menschen gelebt. Josef machte mich auf zwei Zweige aufmerksam, von denen vertrocknete Blüten noch immer einen durchdringenden Duft verströmten. Wir gaben den Zweigen einen Ehrenplatz in der Höhle, wo sie nicht beschädigt werden konnten. Wir suchten auch nach Blutspuren, die den Namen „Blutacker“ erklären könnten, aber diese waren nirgends zu finden. In den folgenden Tagen arbeiteten wir fieberhaft weiter, um unsere Grabkammer fertigzustellen, nicht weil wir befürchteten, bald zu sterben, sondern einfach, um diesen herrlichen Duft zu genießen, denn wir fragten uns, ob dieser Duft wohl anhalten würde, jetzt, da die Höhlenöffnung vollständig offen lag. Wie durch ein Wunder schien es, als sei die Felswand schon seit Jahrhunderten davon durchdrungen und die Höhle selbst freue sich, neue Bewohner zu empfangen. Die Sonne drang mit ihren Strahlen großzügig in die Höhle ein, und nach einem Tag des Steinhauens brachte uns ein kleiner Weg hinunter zum Fluss im Tal Abkühlung und Erfrischung. Nicht viel weiter flussaufwärts befand sich eine wunderschöne Schlucht. Vögel zwitscherten, Kaninchen schauten uns verwundert an und ließen sich von unserer Anwesenheit nicht weiter stören. Die rote Kronenanemone prangte an den Ufern. Die

Litschi-Bäume mit karminroten Blüten und die Granatapfelbäume mit rot-orangefarbenen Blüten wetteiferten miteinander um die Schönheit.
Bevor wir aufbrachen, verabschiedeten wir uns von dem mächtigen Apfelbaum. Das stimmte uns still und demütig.

Kurz gesagt, wir fühlten uns wie im Garten Eden.

Maria Magdalena

Als wir unseren alten Weg nach Ein Karem einschlugen, kannte Oz den Weg besser als ich. Das Wetter spielte mit und der Weg war eben und trocken. Auf dieser langen Strecke konnte ich ab und zu die Augen schließen. Oz's gleichmäßiger Schritt weckte Erinnerungen in mir. Ich dachte daran zurück, wie ich als junge Frau vorne bei Caspar auf dem Kamel in seinen starken Armen gehalten wurde während jener wundersamen Nacht mit dem Stern direkt vor uns. Und ich wandte mich zu Maria um und rief: „Das erinnert mich daran, wie ich auf dem Weg zu dir und dem kleinen Jesus in Bethlehem war." Ich verstand nicht, woher das plötzlich kam, es war einfach ein Einfall. Maria antwortete auch nicht. Vielleicht hatte es mit dem Myrrhe zu tun, das ich immer bei mir hatte, wohin ich auch ging. Hoffentlich war es ein gutes Omen.

Wir hielten an, wir aßen, wir zogen weiter, wir hielten an, wir aßen, wir zogen weiter. Oz und Az hielten immer noch gut mit, als ob sie ihren Freund Lem schon von weitem brüllen hörten. Der Sonnenuntergang war außergewöhnlich schön und lag auf unserer letzten Meile direkt vor uns. Noch eine letzte Kurve, und wir hörten Lem tatsächlich schon brüllen. Ich reckte den Hals und schaute nach vorne, aber bei dem, was ich sah, bekomme ich noch immer Gänsehaut. Rebecca war beim Brüllen von Lem nach draußen gelaufen, sah uns kommen und schrie vor Angst und Hilflosigkeit: „Ma Ma, Ma Ma!" und

Sie lief auf uns zu: „Ma Ma, was für ein Glück! Hannah! Hannah!“, und vor lauter Tränen brachte sie kein Wort mehr heraus. Ich sprang von Oz herunter und umarmte sie. Weinen umarmte sie mich und stammelte: „Hannah, Wunde am Bein … schon seit Tagen Fieber … Schmerzen, kann nichts mehr essen oder trinken … bewusstlos … sie wird sterben …“ und dann brach sie völlig zusammen. Ich stützte sie. Inzwischen war auch Samuel, mit dunklen Augenringen und blass vor Erschöpfung, nach draußen gekommen und übernahm sie von mir. Ich eilte zusammen mit Maria hinein, um zu sehen, ob wir noch etwas tun konnten. Der kleine Johannes weinte vor Aufregung. Hannahs Zimmer war abgedunkelt, nur eine Öllampe leuchtete auf ihr weißes, sterbendes Gesicht. Das Fieber ließ offenbar nach, aber das war ein schlechtes Zeichen, als Beginn der Hingabe des Körpers an den Geist. Ich untersuchte ihren Unterschenkel, und der faulige Geruch war unerträglich. Ich sah Maria in die Augen und verstand, dass ich einen Schritt zurücktreten musste. Ich kümmerte mich weiter um Rebecca und Samuel. Ich erzählte ihnen, wer Maria war, während sie in ihrer Reisetasche suchte und die Windeln fand, die sie von Martha und Maria erhalten hatte. Sie begann sofort, Hannahs geschundenes Bein mit Wasser zu reinigen, um es anschließend mit der Windel zu verbinden, die sie von Martha bekommen hatte. Der Gestank verschwand augenblicklich und wich dem Duft von Jasminblüten. Sofort kehrte auch bei Rebecca und Samuel die Hoffnung zurück, und sie empfanden dies an sich schon als ein Wunder. Vor allem für den ungläubigen Samuel war dies unbegreiflich, und das

löste in ihm erneut Gefühle und Erkenntnisse aus, die sein Verstand nie wieder leugnen würde. Rebecca fiel Maria um den Hals, und ich hörte sie flüstern: „Ihr seid die Mutter des Kindes des Königs, ihr seid meine Mutter. Ich bin euch ewig dankbar.“ Tag und Nacht wechselten wir uns bei Hannah ab, das Fieber blieb aus, und Hannah bekam wieder normale Atmung und Farbe. Wir spülten die Windeln zweimal täglich, und die Wunde am Bein heilte tatsächlich Stück für Stück. Wir konnten ihr Wasser, Ziegenmilch und Honig mit feuchten Tüchern im Mund verabreichen. Sie begann langsam daran zu saugen, bis sie am dritten Tag die Augen öffnete, mich sah und mit schwacher Stimme flüsterte: „Ma Ma“, um dann wieder in einen tiefen Schlaf zu fallen.

Maria

Unsere ganze Aufmerksamkeit galt zu Recht Hannah. Das verlagerte meine Sorgen um meinen Sohn auf dieses kleine Mädchen in dem Häuschen, in dem ich einst mit Elisabeth Bauch an Bauch gestanden hatte und wo Zacharias von großer Dankbarkeit und noch größerer Demut erfüllt wurde, in seinem Alter so viel Glück empfangen zu dürfen. Die Windeln von Lazaros hatten Hannah geheilt und bedeuteten einmal mehr, dass ich nicht fürchten musste, was mit meinem Sohn geschehen würde.

Aber Angst kann man zwar bekämpfen oder unterdrücken, doch niemals beseitigen. Es ist ein Gefühl mit hundert Köpfen, die man einen nach dem anderen abschlagen muss. Ich kann sagen, dass meine

Mein Sohn half mir durch Hannah, meine Sorgen für einige Tage beiseite zu schieben – dank des Wunders der Windeln, die auch für meinen Sohn bereits bereitlagen. Ich, die ich dachte, ich bräuchte keine Hilfe, musste nun selbst über meine Torheit lachen. Mein Sohn und sein Vater sorgten unaufhörlich für mich. Es war nicht umgekehrt. Nichts überraschte mich mehr, und mein Vertrauen in seine Mission wuchs von Tag zu Tag. Mein Name war „Tropfen des Meeres“, und im Meer würde ich bleiben. Je mehr ich meinen Sohn liebte, desto mehr liebte ich jeden Menschen. Meine Mutterschaft kannte keine Grenzen mehr. Es schien eine Natur zu werden ohne Herbst und Winter.

Zusammen mit Maria Magdalena zog ich in das Häuschen der früheren Besitzer Jair und Hannah ein. Die Erzählung von Maria Magdalena über den Tod von Jair und den Selbstmord von Hannah berührte mich tief und war sehr greifbar: das Bett, in dem beide starben, das Grab mit den violetten Blümchen, in dem sie vereint lagen, beide indirekte Opfer der Kindermorde des Herodes. Ich bat Maria Magdalena, mich einen Moment allein bei ihnen zu lassen.

Ich stand allein vor ihrem

Grab. Ich öffnete mein Herz.

Ich weinte vierzehntausend Tränen und fing sie in meinen Händen auf.

Ich schloss meine Augen.

„Djibril, wo bist du?“ Ich drehte mich sofort um, weil ich wusste, dass er hinter mir stand.

„Möchtest du diese Tränen für Jair und Hannah dem Vater meines Sohnes überbringen?“

Ich spürte, wie Djibril mir die Tränen aus den Händen nahm, und ich wandte mich wieder dem Grab zu.

Ich öffnete meine Augen.

Der Mensch kann den Engel nicht berühren, aber der Engel den Menschen.
Und wieder war es kein Zufall, dass ich das menschliche Leid aus nächster Nähe spüren durfte, um mein eigenes zukünftiges Leid beim Tod meines Sohnes leichter ertragen zu können. Und vielleicht, so dachte ich, würde mein zukünftiges Leiden sogar weniger schwer wiegen als das Leiden, das Jair persönlich ertrug, sowohl seelisch als auch körperlich, oder das Leiden von Hannah, die schwer litt unter ihrer Ohnmacht, das tagelange Leiden ihres geliebten Jair Tag und Nacht hilflos mit ansehen zu müssen. Ich wusste damals schon, wer ich war: die Mutter aller Menschen, aber es drang noch gar nicht zu mir durch, dass ich einst, wie Hannah, jedem Menschen in seinem Leiden ganz nah zur Seite stehen würde. Während der wenigen Tage, die wir in Ein Karem blieben, blieb ich mit Maria Magdalenas Einverständnis ganz allein in dem Häuschen von Jair und Hannah und besuchte die kleine Hannah nur gelegentlich. Der Aufenthalt in diesem Häuschen war zu diesem Zeitpunkt meines Lebens genau das, was ich brauchte und was mir Kraft gab. Dieses

Häuschen atmete meine Lebensaufgabe. Hier begann mein Kreuzzug als Mutter für die Menschheit.

Maria Magdalena

Ich stand mit Samuel draußen und sprach über die wundersame Heilung von Hannah. Samuel war völlig aus der Fassung: „So viele Zufälle kann es doch gar nicht geben, Maria Magdalena? Niemand in Massilia würde mir glauben, und doch ist es wahr … Wie können wir euch danken?“

„Du musst nicht uns danken, Samuel, sondern Jesus, dem Sohn Marias.“

Ich schaute ab und zu bei Maria vorbei und bemerkte eine Veränderung an ihr, die ich bis heute nicht beschreiben kann. Sie stand näher, aber auch viel weiter entfernt. Ich drücke mich nicht richtig aus: Sie stand näher, aber auch viel höher. Auch das ist nicht richtig: Sie stand höher, aber auch viel näher. Ja, so schien es: mit kaum Worten, näher, näher am Herzen des Menschen. Es schien nicht so, denn es war intensiv spürbar. Worte können es nicht beschreiben.

Und

…

Und

…

Das macht einen still.

Hörbar still.

Rebecca

Am fünften Tag konnte Hannah schon festeres Essen zu sich nehmen und ihre Augen etwas länger offen halten. „Ma Ma?“ Ich konnte nicht recht einschätzen, wen von uns beiden sie meinte, denn jetzt, da Maria Magdalena da war, gab es plötzlich zwei Ma Mas. Maria Magdalena und ich gingen davon aus, dass diejenige, die es hörte, die Mama war, die sie hören wollte.

„Ja, Schatz?“

„Werde ich sterben?“

„Nein, Schatz.“ Ich musste kurz schlucken.

„Ist die Frau mit den Windeln noch hier?“ Ihre Augen leuchteten kurz auf. „Ich möchte ihr einen Kuss geben.“ Doch schon das Sprechen selbst war zu anstrengend, mit dem Unterschied, dass sie mit einem Lächeln im Gesicht ins Traumland entschwand. Ich bat Maria Magdalena, mich kurz abzulösen, denn ich wollte Maria aufsuchen, um ihr in Hannahs Namen zu danken. Maria Magdalena sah mich besorgt an: „Geht es dir gut?“

„Nein, ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber ich muss etwas sagen. In meinem Kopf herrscht das reinste Durcheinander.“

„Folge deinem Herzen und hab keine Angst“, sagte Ma Ma in dem Versuch, mir etwas zu helfen, aber es half nichts. Das dachte ich zumindest.

Als ich zu Maria ging, wurde mir bewusst, wie leer mein Kopf geworden war vor lauter schrecklicher Angst, Hannah zu verlieren. Nun, da es ihr wieder besser ging, hätte ich wieder nach vorne schauen müssen, aber ich sah

keinen Ausweg mehr. Ich hatte mein

Vertrauen ins Leben verloren, oder nein: Ich hatte mein Vertrauen in die Liebe verloren. Ich konnte jeden Moment einfach so Hannah verlieren, oder Johannes oder Samuel. Wie kann man da noch an einen Gott der Liebe glauben? Mein früheres zügelloses Leben schien einfacher und sicherer, damals hatte ich nichts und konnte auch nichts verlieren. Warum wollte ich zu Maria gehen? Ach ja, um einen Kuss für Hannah zu erbitten. Ich zitterte auf den Beinen vor Schwäche, vor Unsicherheit, aus Angst, etwas Falsches zu sagen, etwas Dummes zu sagen, etwas… Nein, es war aus purer Leere.

Ich stand vor ihrer Tür.

Wie lange, weiß ich

nicht.

Ich starrte auf meine Füße. Plötzlich kam mir ein Gedanke: der Fremde, der mir damals den Weg zu Maria Magdalena gewiesen hatte. Hätte ich ihm nicht blind vertraut, dann hätte ich nie, nie, nie … nie hier gestanden. Ich klopfte an und hoffte, dass sie nicht öffnen würde.

Maria

„Komm rein, Rebecca. Ich habe dich kommen sehen und habe frischen Minztee für dich bereit.“ Sie zögerte.
„Hannah wird es wieder gut gehen.“ Rebecca nickte verlegen. „Und dir wird es auch wieder gut gehen.“ Und sie begann zu schluchzen, und alles brach in ihr hervor wie eine Gewitterwolke, die sich in einer Sekunde entlädt. Sie suchte Trost in meinen Armen, und ihr Schmerz tat auch mir furchtbar weh – ein Schmerz, der mich lehrte, mit dem Schmerz eines anderen

anderen umzugehen. Es schien, als würde ich ihren Schmerz übernehmen, denn je sanfter sie wurde, desto mehr konnte ich ihren Schmerz nachempfinden. Schmerz zu spüren ist nicht angenehm, aber das Gefühl, ihn von jemandem übernehmen zu können, ist wie Balsam für den eigenen Schmerz. Ich dankte Djibril, dass er sie zu mir geschickt hatte.

Ich bekam ziemlich schnell eine Antwort von Djibril, wie ich damit umgehen sollte: „Weißt du, liebe Rebecca, ich habe auch eine besondere Windel für dich dabei.“ Sie sah mich erstaunt an, und nachdem sie gesehen hatte, was mit der Windel von Lazaros geschehen war, keimte sofort Hoffnung in ihr auf. Ich stellte mich hinter sie und legte meine beiden Arme sanft um ihren Bauch. „Sieh mal, wenn sich meine Arme um dich schließen und meine Finger sich zu einem Ganzen verflechten, bilden sie eine Einheit, die dich ganz und gar umhüllt wie eine einzige Windel der Liebe. Und dann sage ich: ‚Sei gegrüßt, Rebecca, der Herr ist in dir.‘“ Ich sah sie von der Seite an, bis ich in ihren Augen lesen konnte, dass sie es auch so verstand. „Aber … es gibt eine Bedingung: Ich würde auch gerne Teil deiner Windel sein, Rebecca …“ und ich ließ sie los. Rebecca verstand, worauf ich hinauswollte. Sie drehte sich um und schlang ihrerseits ihre Arme um mich, verschränkte ihre Hände hinter meinem Rücken und flüsterte mir zu: „Sei gegrüßt, Maria, der Herr ist in dir.“ „Und dann, liebe Rebecca, werde ich dir in dein Herz flüstern: ‚Sei gegrüßt, Rebecca, der Herr ist auch in dir.‘ Jetzt stehe ich hier ganz nah bei dir, aber immer, wenn ich nicht mehr da bin und du traurig bist oder Schmerzen hast oder Hilfe brauchst, öffne deine Arme

und verschränke deine Hände, grüße mich, und ich werde dich gerne mit meinem Windel trösten.“ Während ich es ihr erklärte, schaute

Djibril sah uns beide von draußen durch das Fenster an. Ich ließ sie sanft los und versprach ihr: „Ich komme morgen, um Hannah einen Kuss zu geben."

Rebecca verließ, von Schmerzen befreit, das Häuschen des Schmerzes. Später wurde mir bewusst, wie ich in diesem Häuschen meine „Ausbildung" von Djibril erhielt und wie dieses Häuschen des Schmerzes die Dimension der Welt des Schmerzes annehmen würde und ich unheimlich viele Windeln brauchen würde, die mir auch ohne jegliches eigenes Verdienst zur Verfügung gestellt wurden. Jedes Herz jedes Menschen war für mich ein Geschenk der Liebe. Ich dankte dem Vater meines Sohnes für so viel Großzügigkeit. Und bis zum Tag meines Todes habe ich nie verstanden, womit ich das verdient hatte.

Maria Magdalena

Rebecca kam sichtlich erleichtert von Maria zurück. Sie schlang ihre Arme um mich und lachte erleichtert: „Ich habe von Maria eine Windel bekommen." Und sie drehte sich um, weil es ihr gefiel, dass sie etwas wusste, von dem ich noch nichts wusste. Dieses fröhliche Spiel ging so den ganzen Tag weiter und brachte so viel Fröhlichkeit ins Haus, dass auch Samuel wieder lachen konnte und der kleine Johannes ebenfalls wieder lachen konnte, weil die Anspannung verschwand. Auch Hannah fand ihr Lächeln wieder, wenn sie ab und zu aufwachte und eine glückliche Mama sah. Erst am nächsten Morgen erzählte Rebecca, was in der Hütte des Schmerzes geschehen war,

während sie mich mit beiden Armen umarmte, wie sie es von Maria gelernt hatte. Im Laufe des Tages suchte Samuel mich auf. „Maria Magdalena, verstehst du noch, was hier vor sich geht? Willst du später mit mir reden? Ich muss auch kurz über Lem sprechen, ich mache mir Sorgen um Lem. Da ist etwas. Ich habe heute Nachmittag Zeit.“
In der Zwischenzeit suchte ich die Esel auf, denn ich machte mir große Sorgen um Lem. Er stand still bei Oz und Az. Die benahmen sich überraschend unterwürfig und ließen ihm das beste Futter. Lem schien nicht krank zu sein, aber für einen Esel war er mittlerweile uralt. Er war mindestens vierzig Jahre alt. Ich wartete bis nachmittags, um mit Samuel darüber zu sprechen.

Samuel

Rebecca wirkte wie neu geboren. Ich fragte die ganze Zeit, was passiert sei. Aber sie wiederholte immer nur: „Ich kann es dir jetzt noch nicht erzählen, Schatz. Ich verstehe selbst kaum, was mir widerfahren ist. Gib mir Zeit, bis ich es selbst besser verstehe. Ich kann dir aber schon sagen, dass ich bei Maria war und sie mich beruhigt hat. Ich weiß jetzt, dass Hannah sich sicher erholen wird.“ Natürlich verstand ich nichts davon, aber ich hatte inzwischen gelernt, dass in dieser Familie nicht viel Gewöhnliches passierte, dafür aber immer etwas Gutes. Also war meine beste Art zu antworten, sie festzuhalten und ihr einen Kuss zu geben, und sie rief plötzlich: „Au, deine Windel tut mir weh.“ Sie lachte sich kaputt, als ich sie überrascht anstarrte. Windel???

Hannah wachte durch den Tumult auf und beobachtete das Geplänkel mit strahlenden Augen. Rebecca hörte sofort auf und fragte, ob ich nicht mit Maria Magdalena über Lem sprechen sollte.
Ich traf Maria Magdalena früher als geplant bei den Eseln und war gespannt, was sie davon hielt.

„Ich mache mir keine großen Sorgen, Samuel, aber ich habe eine Vermutung, was vor sich geht. Lem ist für einen Esel uralt und wirkt auf mich ausgebrannt, er ist lebensmüde, aber er war immer treu und wird keine eigene Entscheidung treffen, ohne Erlaubnis zu haben. Ich werde ihn fragen.“ Ich nickte zustimmend, obwohl ich ihre Analyse für unhaltbar hielt, als ob ein Tier wie ein Mensch denken könnte. Sie begann, Namen in sein Ohr zu flüstern. „Zacharias?“ und sie wartete einen Moment, nichts, und so ging es weiter: „Johannes?“ nichts, „Rebecca?“ nichts, „Hannah?“ nichts, „Samuel?“ nichts, „Elisabeth?“ und plötzlich begann er laut zu brüllen. Maria Magdalena streichelte ihn, und wieder kehrte Leben in Lem zurück. Maria Magdalena sah mich an: „Es erscheint mir logisch, dass er an dem Ort sterben möchte, an dem Elisabeth gestorben ist, auf dem Berg Hebron. Ich kann mich irren, aber wir müssen ihm die Freiheit geben. Wir müssen ihm sein Joch abnehmen, damit er als freier Esel und nicht als Lasttier seinen letzten Weg gehen kann, um zu sterben, dort, wo einst seine wichtigste Aufgabe lag. Wie wären wir selbst, Samuel?“ Und ja, es war nicht gerade so, als ob, es war, was sie sagen wollte: „Du musst mir nicht glauben, Samuel.“ Ich musste mir widerwillig eingestehen, dass Lem

Er reagierte, als ob er unsere Sprache verstünde, denn man sah Freude in seinen Augen. Auch Oz und Az spürten, dass etwas Seltsames vor sich ging, verstanden es aber offensichtlich nicht. Maria Magdalena flüsterte Lem erneut ins Ohr: „Geh noch heute Nacht, Lem, du kennst den Weg wie kein anderer, und morgen früh bist du schon weit außerhalb der Reichweite der Menschen. Ich werde dir dein Zeugnis abnehmen und bitte Rebecca, sich noch von dir zu verabschieden."

Ich gab mir Mühe zu glauben, dass Lem es verstand, und wenn ich es so tat, schien es mir, ich meine es ernst, als ob er sie verstand. Ich lachte über mich selbst: Wo bin ich nur gelandet? Und ich beantwortete die Frage für mich selbst: „In etwas Wunderbarem, mein lieber Samuel!" Aber gleichzeitig fühlte ich mich etwas traurig, als ich an meinen Vater und meine Brüder in Massilia dachte: Könnten sie das doch auch ‚lernen', so zu leben.

Ich ging sofort zu Rebecca und erzählte ihr die traurige Nachricht. Nach all der Freude über Hannahs Genesung kam plötzlich wieder ein Dämpfer, aber sie gönnte es Lem sofort und bestand darauf, dass auch Hannah Abschied nehmen durfte, so schwach Hannah auch war. Ich holte Hannah und wickelte sie fest in eine Decke, und so nahmen wir alle Abschied von einem treuen Freund. Lem hatte vor allem ein Auge auf Hannah geworfen, und als er ihre offenen Augen sah, schien er beruhigt zu sein; er schnüffelte an ihr und streichelte mit seiner Schnauze ganz zärtlich ihre Wange. Das kitzelte Hannah, und sie begann zu lachen, und wir ebenso. „Tschüss, Lem", sagte Hannah noch, und wir überließen alles Maria Magdalena und

gingen wieder hinein. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, dass Lem tatsächlich zu seiner letzten Reise aufgebrochen war. Ich begann, das schon etwas gewöhnlich und selbstverständlich zu finden. Oz und Az standen nur betrübt daneben. Ich wischte mir eine Träne weg und wusste, was mir zu tun stand: noch heute auf dem Markt in Ein Karem einen Esel für Hannah zu kaufen.

Ich hätte Maria Magdalena noch so viel fragen wollen, würde das aber aufschieben. So dachte ich damals, doch alles sollte plötzlich ins Rollen kommen.

Maria

Ich ging erneut zum Grab von Jair und Hannah und streichelte die violetten Frühlingsblümchen, die wie eine Decke auf ihrem Grab lagen. Es erinnerte mich an den violetten Vorhang, den ich für das Allerheiligste im Tempel von Jerusalem weben musste, als ich gerade erst Josef zugewiesen worden war. Monatelang arbeitete ich daran, und das Violett färbte meine Seele im Inneren mit den Jahren immer violetter und brachte mir Seelenfrieden zwischen Gedanken und Handeln sowie Ausgeglichenheit zwischen Geist und Emotionen. Ich trug regelmäßig den violetten Schal von damals, als ich in Bethlehem mit meinem Sohn, Johannes und Maria Magdalena am Tisch saß und wir uns miteinander verbunden fühlten, was auch immer geschehen mochte. Und dieses Geschehen rückte immer näher. Die Mutter von Aschkelon in mir war nie weit weg, und ich fragte mich, wo sich die vierzehntausend Seelen nun aufhielten?

Das

war eine tiefgründige Frage, die ich mir selbst stellte und die nach einer tiefgründigen Antwort verlangte, und diese Antwort kam mir sofort in den Sinn: Hab Vertrauen, die Seelen der Verstorbenen verweilen in ihrem Vertrauen. Um ehrlich zu sein, konnte ich mir nicht vorstellen, dass man daran zweifeln könnte, und doch hatte ich dieses Misstrauen schon mehrfach gesehen und gehört, und ich dachte zum Beispiel an die schrecklichen Äußerungen der Pharisäer hinter meinem Rücken, während Jesus auf dem Berg sprach. Ja, ich gebe zu, es machte mir für eine Sekunde Angst, aber in derselben Sekunde hatte ich schon sofort Mitleid mit ihnen wegen dem, was sie verspielten, und ich hätte sie so gerne umarmt und wegen ihrer Unwissenheit getröstet. So wie ich nun auch Jair und Hannah in ihrer Unwissenheit über ihr Handeln Trost hätte spenden können, wodurch ihr Violett sich in reinem Gold des Sonnenlichts gefärbt hätte.

Erst nach Jesu Tod und Auferstehung verstand ich, dass das, was ich bei mir selbst für so selbstverständlich hielt, für meine Mitmenschen absolut nicht so war. Und das war es, was ich selbst nach seiner Auferstehung lernte und verstand: dass ich noch mehr und weiter und sogar grenzenlos offen war für den Trost für jeden Menschen, ob gefallen oder nicht.

Ich ging sofort hin, um der lieben kleinen Hannah einen Kuss zu geben.

Es begann leise zu regnen.

Samuel

Während ich auf dem Rücken von Oz zum Markt unterwegs war, schwelgte ich in Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend. Mein Vater war untröstlich wegen meiner Mutter, die bei meiner Geburt verblutete und in seinen Armen starb. Es gelang ihm danach auch nicht, mich noch gerne zu sehen, obwohl er selbst darunter litt; es gelang ihm einfach nicht. Ich vermute sogar, dass er auf lange Sicht mehr darunter litt, dass er mich nicht lieben konnte, als unter dem Tod seiner Frau. Trauer aus der Vergangenheit lässt sich leichter verkraften als Reue in der Gegenwart. Meine drei Brüder waren sein ganzer Stolz und nahmen das Nesthäkchen auch nicht in ihre Mitte auf. Die älteste Schwester meiner Mutter nahm sich meiner an. Mein Vater war kein schlechter Mensch und war ihr sehr dankbar, weil sie versuchte, mir das zu geben, was er mir nicht geben konnte. Ich hatte keine Mutter und letztendlich auch keinen Vater. Materiell fehlte es mir an nichts, und ich ging in eine kleine Schule, fand dort Freunde, aber je älter wir wurden, desto schwerer fiel es mir wegen ihrer Eifersucht auf meine reiche Herkunft. Ich ließ all meine Frustrationen an allen aus, die ich liebte: Stiefmutter, Vater und meine Brüder. Ich war außer Kontrolle geraten: oft betrunken, oft in Schlägereien verwickelt, und ich suchte körperliche Schmerzen, um den inneren Schmerz nicht spüren zu müssen. Vater war ein großer Handelskaufmann geworden und fand nur eine Lösung, und die bestand darin, mich in

eines seiner Schiffe in ferne Handelsgebiete zu entsenden, wobei der Hafen von Sidon in Phönizien die wichtigste Station war: dort sollte das aus Massilia kommende Frachtgut entladen und orientalische Waren aufgekauft werden, anschließend war noch ein Zwischenstopp in Aschdod in Judäa vorgesehen, um schließlich alles in Massilia zu verkaufen. Es war keine schlechte Lösung, denn der alte Kapitän wurde mein zweiter Vater, der mich wirklich gern hatte. Mit zunehmendem Alter entfernte ich mich immer mehr von meiner Familie. Ich fuhr von Massilia aus immer wieder gerne hinaus auf das weite Meer, aber wenn ich von Aschdod in Judäa oder Sidon in Phönizien nach Hause zurückkehren musste, geschah dies jedes Mal mit Wehmut und widerwillig. Das Meer war zu meiner Heimat geworden. Als ich erneut zum Hafen von Aschdod in Judäa aufbrechen durfte, erwartete mich eine schlechte Nachricht: Mein alter Kapitän war plötzlich verstorben und ein neuer Kapitän erwartete mich. Von der ersten Minute an funkte es nicht zwischen uns. Er war auch nur wenige Jahre älter als ich und es fiel mir schwer, wie ein Anfänger behandelt zu werden. Alles, was ich in den Jahren zuvor gelernt hatte, war seiner Meinung nach falsch, und alles musste nun anders gemacht werden; ich konnte in seinen Augen nichts richtig machen. Es war ein Segen, dass ich hier in Ein Karem die Liebe fand, und Maria Magdalena war wirklich eine zweite Mutter für mich und Rebecca.
Ein Karem kam in Sicht.

Der Markt von Ein Karem liegt am Rande der Stadt, und schon von weitem sah ich, dass dort etwas los war. Die

Leute schauten sich nicht so sehr die Waren an, sondern standen in kleinen Gruppen beieinander. Ich suchte mir den Weg zum Tiermarkt. Ich

Ich sah Rinder, Pferde, Gänse, Hühner und Esel. Ein alter Mann mit nur einem Esel fiel mir auf, und ich vermutete, dass dieser Mann in Geldnot war. Er verkaufte eine junge Eselin, und das Tier schien mir sehr an ihm zu hängen. Auch Oz interessierte sich sehr für sie und benahm sich überaus höflich. Wir einigten uns schnell auf den Preis, und während ich mit dem alten Mann bezahlte, fragte ich neugierig, was mit all den Menschen los sei, die so aufgeregt miteinander diskutierten. „Jesus von Nazareth wurde gestern von den Pharisäern festgenommen, nachdem er auf einem Esel in Jerusalem von einer Menschenmenge wie dir und mir wie ein König empfangen worden war. Das war der Tropfen, der das Fass in der Hauptstadt der jüdischen Machthaber zum Überlaufen brachte. Er wird bereits übermorgen vor dem Sanhedrin in Jerusalem erscheinen. Die Leute streiten sich untereinander, der eine ist dafür, der andere dagegen. Ich kann nur sagen, dass dieser Mann meiner Meinung nach nichts Falsches getan hat, und ich wage es nur, dir das zu sagen, weil du fremdes Blut hast und das nicht so wichtig finden wirst.“ Er sah mich plötzlich ängstlich an: „Ich hoffe doch nicht?“ Ich beruhigte ihn und gab ihm etwas mehr Geld. Mein Herz pochte. Ich würde mit schlechten Nachrichten nach Hause kommen. Zunächst verließ ich ruhig die Stadt, doch sobald wir außer Sichtweite waren, drängte ich Oz, schneller zu laufen.

Maria Magdalena

Ich sah in der Ferne Samuel zurückkehren, neben ihm ein junges Eselchen. Ich winkte ihm begeistert zu, aber er

winkte nicht zurück. Je näher er kam, desto mehr merkte ich, wie niedergeschlagen er war und sogar kurz davor stand, in Tränen auszubrechen. Schon von weitem rief er: „Jesus ist gefangen genommen worden!“ Ich lief auf ihn zu, und auf halbem Weg blieben wir beide stehen. „Maria Magdalena, Jesus muss übermorgen vor den Sanhedrin! Er ist gefangen genommen worden!“ Ich drehte mich sofort um, um Maria die schlechte Nachricht zu überbringen. Keine Minute später saß ich bei ihr am Tisch. Wir sahen uns an und unsere Augen sagten einander, was wir schon lange wussten: Das Kind des Königs würde sterben.

Maria stand auf. „Maria Magdalena, wir packen jetzt sofort unsere Sachen und brechen nach Jerusalem auf.“ Ich nickte, und sie ließ ihren Worten Taten folgen. Samuel und Rebecca halfen, so gut sie konnten. Alle blieben tapfer. Alles ging zügig, aber nicht überstürzt. Ich sorgte für Proviant für unterwegs. Samuel kümmerte sich um Oz und Az und packte die Last. Rebecca verabschiedete sich als Erste von Maria, umarmte sie mit beiden Armen und Fingern: „Sei gegrüßt, Maria, der Herr ist mit dir.“ Maria umarmte sie mit einem Lächeln. Samuel ahmte sie unbeholfen nach und dankte ihr für die gute Fürsorge für seine Familie. Hannah bekam einen Kuss, und Maria legte ihre Hand auf den Kopf des kleinen Johannes. Rebekkas Augen sagten mir alles. Sie konnte kein Wort mehr sagen, sonst hätte sie geweint. Wir umarmten uns. „Was kommen muss, muss kommen, und was kommt, ist gut. Sei stark. Wir sehen uns wieder.“ Samuel flüsterte mir zu: „Ich hätte

dich noch so viel fragen wollen, aber das machen wir später.“
„Danke für alles.“

Und so machten Maria und ich uns auf den Weg nach Jerusalem. Oz und Az waren gut ausgerüstet, und wir kamen schnell voran. Es bestand eine gewisse Chance, dass wir noch rechtzeitig in Jerusalem ankommen würden. Unterwegs sprachen wir nur das Nötigste an und wollten es uns nicht noch schwerer machen, als es ohnehin schon war.

Josef von Arimathäa

Nikodemus und ich hatten bereits eine ganze Woche auf dem Blutfeld gearbeitet, und die Höhle war endlich so gut wie fertig. Der angenehme Geruch blieb intensiv. Es begann langsam zu regnen, und die herannahenden Wolken über dem Meer verhießen nichts Gutes. Gegen Abend brach die Hölle los. Es goss in Strömen, und Donner und Blitz spielten miteinander. Wir schauten gebannt aus der Höhle durch einen Regenvorhang auf den Blutacker. Selbst in diesem geschützten Tal riss der Wind Blätter und dicke Äste von den Bäumen. Ein solches Spektakel hatten wir noch nie zuvor gesehen. Plötzlich erhellte ein Lichtblitz das ganze Tal, und im selben Augenblick schlug ein gewaltiger Blitz in den Apfelbaum ein, gefolgt von einem Wirbelwind, der ihn hochhob und wie einen Stock umfallen ließ. Der Boden bebte, zitterte, bebte. Wir trauten uns nicht länger, in der Höhle zu bleiben, aus Angst, es könnte noch ein Erdbeben folgen. Wir waren durchnässt und zitterten eher vor Angst als vor Kälte, und wir klammerten uns aneinander. Durch das Tosen von Regen und Wind war es unmöglich, miteinander zu sprechen. Die Welt würde untergehen. Es war, als hätte uns der Zorn Gottes getroffen. Wir fielen auf die Knie und beteten um Vergebung und Hilfe. Der Wind ließ nach, der Regen wurde schwächer, die Wolken rissen auf und ein Vollmond erhellte das Tal. Wir wagten es, unsere Köpfe wieder zu erheben. Wir stießen gleichzeitig einen Schrei der

Angst: Vier Gestalten standen um uns herum. In Weiß gekleidet, umgeben von einem hellen Schein. „Fürchtet euch nicht, Josef und Nikodemus. Der Herr ist mit euch. Dies ist nicht das Ende der Welt, sondern der Beginn der neuen Welt.“ Wir trauten unseren Augen nicht, als wir die vier Engelsgestalten erblickten. Wir wagten nicht zu sprechen und konnten nicht sprechen, sprachlos angesichts so viel schlichter Schönheit und Ruhe nach dem Sturm.
„Wir sind Raphael, Djibril, Henoch und ich selbst, Michael. Josef, während deiner Abwesenheit wurde dein Schüler Philippus von den Römern gebeten, ein Kreuz für den Erlöser anzufertigen. Aber es gibt nur eine Holzart, die würdig ist, von Christus getragen zu werden, und das ist das Holz des Baumes von Gut und Böse in Eden, das von allen Tränen der Menschen seit dem Sündenfall Adams und Evas durchtränkt ist. Das Holz ist nicht unmenschlich schwer, sondern vor allem hart. Kein Mensch kann es bearbeiten. Zu diesem Zweck wurden wir vom Vater gesandt. Geht in Frieden, und wir kümmern uns um das Kreuz. Philippus wird euch mitteilen, wann ihr das Kreuz abholen könnt.“

Nikodemus und ich standen mühsam auf und stützten uns gegenseitig, denn uns schwindelte. Wir verneigten uns vor so viel Schönheit und verließen schüchtern das blutgetränkte Feld. Wir kamen an dem umgestürzten Baum vorbei, und die Engel waren bereits eifrig damit beschäftigt, den Stamm vom Wurzelstock zu lösen. Dabei kam Nikodemus der erschreckende Gedanke, dass Jesus während unserer Arbeitstage in der Höhle offenbar bereits

gefangen genommen und somit möglicherweise bereits zum Tode verurteilt worden war. Wir waren traurig, aber zugleich auch dankbar, am Heilsplan der Menschheit teilhaben zu dürfen, und wir waren uns sofort einig, dass wir Jesus in dem Felsengrab auf dem Blutfeld begraben würden. Wir ließen Pferd und Wagen zurück, was wir sonst niemals getan hätten, nutzten aber die zwei Stunden zu Fuß, um zu reden und uns von unseren Emotionen zu erholen.

Maria Magdalena

Maria und ich kamen in Jerusalem an und sahen eine Menschenmenge in Bewegung. Ohne zu wissen, worum es ging, folgten wir der Menge blindlings und gelangten so zum Amtssitz von Pontius Pilatus. Dort sahen wir zufällig in einem der angrenzenden Häuser Johannes auf dem Dach eines Reihenhauses stehen und zum Prätorium hinüberblicken, wo Pilatus öffentlich erscheinen sollte. Ich sprang von Oz herunter und reichte Maria die Zügel. Ich wollte Johannes holen und drängte mich durch die Menge bis zu dem Haus, wo Johannes mich bereits gesehen hatte und selbst schon heruntergekommen war. „Wo ist Maria?“, fragte er.
„Sie wartet etwas weiter weg bei den Eseln.“ „Okay, ich komme mit dir.“
Wir kämpften uns durch die Menge zurück. Maria freute sich, Johannes zu sehen, aber Johannes fiel es schwer, ihr die schmerzliche Nachricht überbringen zu müssen. „Ich weiß nicht, wie ich dir das sagen soll, Mutter. Jesus wurde gestern Abend in Gethsemane gefangen genommen und ist

inzwischen von Kaiphas an Pilatus ausgeliefert worden, um hingerichtet zu werden. Aber Pilatus zögert noch, und wegen des Tages vor dem Passahfest wird er die Entscheidung dem Volk überlassen: Barabbas oder Jesus. Doch unzählige Pharisäer haben sich inzwischen gut organisiert und vorbereitet. Es sieht schlecht aus.“ Maria blieb bewundernswert stark.

Josef

Nikodemus und ich näherten uns dem nördlichen Stadttor von Jerusalem, mit Golgatha zu unserer Linken. Die Römer waren bereits damit beschäftigt, den Weg zum Schädelberg vorzubereiten, wo wie üblich eine Kreuzigung stattfinden sollte. Ich bekam Gänsehaut. Wie kann ein Mensch einem anderen Menschen so etwas antun? Wie viel Hass muss man dafür empfinden? Wie kann man selbst damit weiterleben? Auf welchen Gott kann man sich da berufen? Wie verdreht und verzerrt muss das Gewissen dafür sein? Warum? …….Warum? Eine Menschenmenge drängte sich, um durch das Tor zu gelangen. Nikodemus stieß mich plötzlich an: „Schau, dort!“ und er zeigte mit dem Finger: „Simon Petrus und Simon der Zelot! Und schau dort, auf der anderen Seite: Matthäus und Andreas! Die anderen kenne ich nicht so gut und habe ich noch nie aus der Nähe gesehen… Sie trauen sich offenbar nicht, in der Gruppe hineinzugehen.“ Wir schlossen uns auf dem Weg zum Prätorium des Pilatus an. Unterdessen hörten wir von Leuten, die mehr darüber wussten, wie sehr Kaiphas darauf aus war, Jesus zu töten, obwohl er nach jüdischem Recht nicht befugt war, Menschen zum Tode zu verurteilen und schon gar nicht, sie zu töten. Es war der Tag vor dem Passahfest, und an diesem Tag würde Pontius Pilatus nach jährlichem Brauch einem zum Tode Verurteilten die Freiheit schenken. Pilatus wusste, wie heikel Jesus für den Sanhedrin war. Kaiphas war ein Meisterstratege, der Pilatus

perfekt in die Ecke trieb, obwohl Pilatus hoffte, dass das Volk sich dennoch dafür entscheiden würde, Jesus freizulassen, wenn er ihn erst gegeißeln und dann zusammen mit dem aufständischen Anführer Barabbas von den Zeloten dem Volk vorführen würde. Die Pharisäer hatten sich jedoch gut vorbereitet und sich unter dem Volk über den gesamten Platz verteilt. Wir standen noch in unserer Arbeitskleidung vor dem Prätorium und warteten, wo uns ein kollegialer Pharisäer in voller Montur sah. Er drängte sich zu uns durch und begrüßte uns scheinbar herzlich, doch seine wahre Absicht wurde wenige Minuten später deutlich. Pilatus erschien mit den beiden zum Tode Verurteilten: Barabbas, körperlich völlig unversehrt, mit triumphierendem und herausforderndem Blick, und der gegeißelte Jesus mit einer Dornenkrone und einem purpurfarbenen Mantel, einem blutbefleckten Gewand und einem Schild um den Hals, auf dem „König der Juden“ stand. Pilatus rief dem Volk zu: „Hier ist euer König!“ Viele Pharisäer in voller Montur begannen sofort aus voller Kehle zu rufen: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“, und viele einfache Leute wagten nichts anderes, als mitzurufen. Auch unser Kollege schrie fanatisch, aber Nikodemus und ich schwiegen wie ein Grab. Die meisten Menschen folgten unserem Beispiel und nicht dem des Barbaren und Narren neben uns. Der Kollege blickte einmal zurück und zur Seite und wurde immer stiller, bis er ganz verstummte, denn er fühlte sich plötzlich unsicher. Er setzte sich seine neutrale Kapuze auf den Kopf, damit seine Mitbrüder ihn in der Menge nicht wiederfinden konnten, um Rechenschaft für sein Schweigen zu verlangen. Die Menschen guten Willens

schlossen die Reihen und sorgten dafür

dass er unmöglich davonlaufen konnte, um es an einem anderen Ort noch einmal zu versuchen, und er wagte es nicht mehr, sich zu rühren oder sich über das Urteil des Pilatus zu freuen. Danach wurde uns bewusst, wie wir durch die Menschen um uns herum gerettet wurden, die den Mann zum Schweigen brachten: Der Mann wagte es hinterher nicht, uns vor dem Sanhedrin anzuklagen oder gar zu widersprechen. Pilatus wusch sich unterdessen die Hände in Unschuld: „Ich finde absolut keine Schuld an diesem Mann." Und das leidenschaftliche, herzlose und aufwieglerische Geschrei der Pharisäer begann von Neuem, Pilatus gab nach, und Kaiphas übernahm Christus mit seinen Henkern von ihm.

Das Urteil traf uns hart, auch wenn wir durch die vier Engel darauf vorbereitet worden waren. Die Engel nahmen uns den letzten Zweifel daran, dass Jesus der Messias war. Der Platz leerte sich allmählich, und plötzlich sah ich, wie einer meiner jungen Knechte nach mir suchte. „Meister, dein Pferd und dein Wagen stehen am Nordtor bereit, beladen mit einem Kreuz." Er sah sehr unglücklich aus, und ich fragte, was los sei. Er sagte: „Ich finde es schlimm, dass du Kreuze herstellst und verkaufst." „Philippus, es ist nicht so, wie du denkst. Ich stelle kein Kreuz her und verkaufe kein Kreuz. Dieses Kreuz wurde von Gottes Engeln gemacht, und sie haben mich gebeten, es zu transportieren." Ich habe nicht gelogen. Er sah überrascht aus, aber Nikodemus und ich waren noch viel überraschter über seine Antwort: „Jesus hat mir meinen Vater zurückgegeben. Mein Vater war ein ausgestoßener Aussätziger, und er hat ihn geheilt. Niemals werden die Juden einen größeren König als

Jesus bekommen. Ich wage es, meinen

„Vater nicht zu erzählen, was hier geschieht.“ Was für eine erwachsene Sprache für einen zwölfjährigen Jungen! Er fügte hinzu: „Darf ich bitte nach Hause gehen? Ich kann das nicht mit ansehen und möchte meinem Vater beistehen, wenn er davon erfährt.“ „Natürlich, Philippus, und hilf deinen Eltern so lange, wie es nötig ist.“ Nikodemus sah mich an: „Viele Pharisäer können noch etwas von deinem Schüler lernen und haben nicht so viel Verstand und Verständnis für die Liebe Christi. Stört es dich, wenn ich kurz nach Hause gehe und meiner Frau die Nachricht überbringe?“ Und wir trennten uns bedrückt. Ich ging zurück zum Nordtor, wo Pferd und Wagen standen, unter der Plane das Kreuz. Ich tastete es ab: Es vibrierte unaufhörlich, das Holz lebte, als könnte es das Opfer so am Leben erhalten… Das Holz war poliert und glatt wie ein Spiegel, kein Kratzer oder Splitter, an dem man sich verletzen könnte. Ich fand jedoch nicht das gesuchte Schild mit der Aufschrift „INRI“. Ich winkte einen Römer herbei und erklärte ihm, dass dies das Kreuz für den Nazarener sei, dass ich noch etwas vergessen hätte und es schnell holen würde. Ich spannte mein Pferd vom Wagen ab und eilte im Galopp zum Blutfeld.

Ich kam an und stieg mühsam den Hügel hinauf. Ganz oben auf dem Gipfel blickte ich hinunter und sah keine Spur mehr von dem Baum von einst; nur in der Mitte sah ich noch einen Engel am Baumstumpf sitzen. Während ich vorsichtig hinabstieg, sah ich, wie er die Ringe abtastete. Ich hörte, wie der Wind Namen von Menschen in meine Ohren flüsterte, seltsame Namen: „Kenaz, Korach, Gatam, Amalek, Korah,

Seïr, Lotan, Sobal, Sibon, Dison, Eser, Disan, Chori, Hemam, Timna, Alwan, Manachat, Ebal, Sefo, Onam, Akan, Us, Aran, Bela.“ Ich hatte mich ihm bis auf fünfzehn Ellen[64]genähert und erkannte Henoch als den einzigen zurückgebliebenen Engel. Ich sah nun deutlich, wie er bei jeder noch so kleinen Bewegung seines Zeigefingers auf einem Ehering einen Namen damit verband und diesen Namen laut rief, wobei jedes Mal eine Träne aus seinen Augen auf das blutgetränkte Feld fiel. Ich blieb ehrfürchtig stehen und lauschte eine Weile mit geschlossenen Augen: „Seba, Obal, Abimael, Ofir, Chawila, Jobab, Eber, Peleg, Reü, Serug, Nachor, Terach, Abram, Sarai, Haran, Lot, Milka, Jiska…“ Es war kein Wunder, dass das Holz des Kreuzes Leben und Schmerz in sich barg und bebte.

Ich sah mich weiter um. Alle Überreste des Baumes von Gut und Böse – Wurzeln, Blätter, Äste, Splitter, Sägemehl – waren verschwunden, bis auf ein einziges Stückchen: Es lag in Henochs Reichweite. Konnte ich es ihm antun, seinen Finger von der Stelle zu lösen, an der er gerade war? Schritt für Schritt näherte ich mich. „Tebach, Gacham, Tachas, Maäka, Jisbak, Suach, Seba, Dedan, Efa, Efer, Chanok, Abida, Eldaä, Sochar, Nebajot, Kedar, Abdeël, Mibsam, Misma, Duma…“ Das Schild kam in Reichweite, ich bückte mich und Henoch las konzentriert weiter: „Arjok, Birsa, Tidal, Sunab, Semeber, Bera, Melchisidek, Amer, Eskol, Mamre, Eliëzer, Hagar, Seraphim, Ismael, Isaak, Abimelek, Pikol, Milka, Nachor, Us…“ Ich kniete mich neben

[64] 15 El sind 10 Meter.

ihm nieder, berührte das Schild mit der Aufschrift INRI und wartete höflich. Er fuhr fort: „Tebach, Gacham, Tachas, Maäka, Efron, Laban, Ketura, Zimran, Joksan, Medan, Midjan, Jisbak, Suach, Seba, Dedan, Efa," Er hielt plötzlich inne, hielt seinen Finger an der Stelle, an der er war, und sprach mit liebevollen Augen direkt in meine Augen: „Josef, Mamre, Elieser, Bechur, Nikodemus, Japka, Ismael, Isaak, Philippus, Simon, Alexander, Rufus, Abila." Ohne seinen Finger zu bewegen und während er meinen Namen und den meiner Frau und meiner Kinder, den von Nikodemus und dem Lehrling Philippus aussprach, schenkte er jedem eine Träne. Ich muss zugeben, dass mir die Namen Simon, Alexander, Rufus und Abila überhaupt nichts sagten. Danach nickte er ehrerbietig, dass ich das Schild wegnehmen dürfe, schaute erneut auf seinen Finger, um zu sehen, wo er geblieben war, und fuhr fort: „Jisbak, Massa, Chadad, Tema, Jetur, Nafis, Kedema, Esau, Jakob, Jehudit, Basemat, Rachel, Lea, Zilpa, Bilha, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naftali, Gad, Aser, Issakar, Sebulon …"

Ich zog mich auf wackeligen Beinen zurück, benommen von so viel Schönheit und emotional überwältigt, als ich die Namen meiner Frau, meiner Tochter und meines Sohnes aussprach. Ich blickte noch einmal zurück und sah, wie andere Engel den Stein vor der Höhle weggerollt hatten. Es gab keinen Zweifel mehr: Dieser Ort war vorherbestimmt, und hier würden wir Jesus seine letzte Ruhestätte geben. Ich eilte mit dem Schild zurück.

Maria

Maria Magdalena stand neben mir. Johannes hatte es sehr schwer, als sein Jugendfreund und Bruder Jesus in die Hände der Pharisäer fiel, auch wenn er wusste, dass dies eines Tages geschehen würde. Alle Menschen eilten nach Golgatha. Viele aus Neugier, viele aus Schadenfreude, viele aus Mitgefühl für ihn, viele, die zweifelten, weil er sich nicht verteidigte, obwohl sie so viel von den Wundern gehört hatten, die er vollbrachte, aber nur wenige erkannten in vollem Umfang, wer er wirklich war. Ich konnte es den Menschen nicht übel nehmen. Der wichtigste Teil der fünften Papyrusrolle vom Kind des Königs stand noch bevor: seine Auferstehung nach dem Tod. Was andere zu glauben versuchen mussten, musste ich nicht versuchen. Für mich war es wie meine Schwangerschaft: etwas, das man unmöglich leugnen kann. Es war ein Geschenk, Maria Magdalena an meiner Seite zu haben, denn auch sie kannte keinen Zweifel, und wir wussten beide, als wir im Grab des Lazarus saßen, dass wir einst im leeren Grab meines Sohnes sitzen würden. Dennoch war das Leiden meines Sohnes sowohl seelisch als auch körperlich nicht zu unterschätzen. Ich konnte meine Ohnmacht nur durch Vertrauen überwinden. Mein ganzes Leben, von meiner Aufnahme als dreijähriges Kind im Tempel bis heute, war ein langer Weg, gepflastert mit tief verwurzelten Steinen, der Sümpfe austrocknete, Flüsse überbrückte und mich auf das vorbereitet hatte, was nun geschah. Und auch jetzt würde ich nicht über hohe Stufen stolpern oder

vom tiefsten Wasser des Meeres aufgehalten. So wie ich auch den steilen Berg Golgatha erklimmen und notfalls selbst pflastern würde. Nichts konnte mich aufhalten.
So sei es.

Maria Magdalena

Ich war fassungslos beim Anblick des gegeißelten Mannes in einem purpurfarbenen Gewand, mit Dornen gekrönt zum „König der Juden“ und beschimpft, verworfen, ausgelacht von einer aufgehetzten Menge. Der Mann, den ich liebte. Der Mann, der alle Menschen liebte. Das Kind des Königs auf dem Weg, uns den Weg zu seinem und unserem aller Vater zu weisen. Wie kann man diesen Mann nicht lieben? Das purpurfarbene Gewand erinnert mich daran, wie wir zu viert bei Maria am Küchentisch saßen, als Johannes der Täufer enthauptet wurde, und wir uns mit dem purpurfarbenen Schal miteinander verbanden. Es war eine Vorbereitung auf das, was jetzt geschieht, das verstehe ich jetzt. Es war kein Zufall, dass auch Johannes und Maria dieses Stück Purpur in ihren Händen hielten. Es war unser Zeichen des Glaubens an das Leben und nicht an den Tod. Der Tod Jesu besiegte den Tod, aber nicht das Leben.
Ach ja! Ich stand am Rande eines riesigen Wasserfalls mit Blick auf das Meer und sprang ohne das geringste Zögern.

Johannes

Jesus wurde auf seinem Weg durch die Stadt zum Nordtor von aufgehetzten Menschen ausgebuht, bespuckt und verspottet. Dort erwartete ihn das Kreuz am Fuße des Golgatha. Ein

Ein gewisser Josef von Arimathäa wollte Jesus helfen, das Kreuz zu tragen, doch die Römer hielten ihn zurück, und er verschwand aus dem Bild. Hinter ihm folgten auch zwei Verbrecher, die unter derselben Last gebeugt waren. Golgatha, der Schädelplatz, war ein schrecklicher Berg, den es zu erklimmen galt: Es begann mit einem Nasenrücken, der stetig steiler wurde, um dann plötzlich in den letzten, noch steileren Abschnitt der Stirn des Schädels überzugehen und auf dem horizontalen Schädeldach zu enden. Das Geschrei und die Jubelrufe blutrünstiger Menschen vervollständigten das Inferno. Hinter ihm folgten noch zwei berüchtigte Räuber, die das gleiche Schicksal erlitten. Ich folgte dem Kreuzweg meines Bruders zusammen mit Maria und Maria Magdalena stetig nach oben. Es war das erste Mal, dass ich beide weinen sah. Jedes Mal, wenn Jesus fiel, hielten sich die beiden Frauen fest, um vor Kummer nicht selbst zu fallen. Es war herzzerreißend. Ich selbst habe viele Erinnerungen daran bewusst verdrängt, sonst hätte ich meinen Glauben an die Menschheit für immer verloren. Ich konzentrierte mich auf die Mission meines Bruders für die Menschheit, und darauf richtete sich meine ganze Aufmerksamkeit. Ich konnte nicht, was die Frauen konnten: Als ich später gemeinsam mit ihnen darauf zurückblickte, bestätigten sie, dass sie nicht nur Mitleid mit Jesus hatten, sondern auch mit den Henkern, den Soldaten und den aufgehetzten Menschen, die es nicht besser wussten und sicherlich nicht verstanden, warum Jesus sein Leben für sie und die Menschheit hingab. „Ein Erlöser macht keinen Unterschied, wen er erlöst“, stellte Maria klar. „Vergebt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“, hatte

Jesus sagte noch zu seiner Mutter. Ach ja, danach fühlte ich mich meiner Mutter und Maria Magdalena gegenüber sehr klein. Unglaublich starke Frauen. Sie nahmen mir jedoch nichts übel, ganz im Gegenteil. Es war eine Lektion fürs Leben, die ich nie vergessen und immer weitergeben würde.

Josef

Nikodemus und ich hatten am Vorabend beraten, was uns zu tun stand. Nikodemus würde dem Kreuzweg folgen, und ich würde mich so schnell wie möglich zu Pilatus begeben, bevor jemand anderes vom Sanhedrin dies tun würde. Ich drängte sehr darauf, nicht nur um den Leichnam Jesu zu bitten, sondern auch darum, dass wir über das Kreuz verfügen dürften. Dieses Kreuz hatte einen immensen symbolischen Wert erlangt, nachdem ich Henoch bei der Arbeit gesehen hatte.

Ich begab mich zu den Gemächern des Pilatus. Pilatus kannte mich persönlich von damals, als ich im Namen des Sanhedrins um einen Gefallen gebeten hatte, und dieses Gespräch war damals sehr herzlich und von gegenseitigem Respekt geprägt verlaufen. Als ich mich heute bei ihm meldete, freute er sich sogar, mich zu sehen. Er konnte einfach nicht verstehen, dass die Pharisäer so fanatisch reagierten, während sie einen berüchtigten Mörder wie Barabbas freiließen. Er war immer noch sehr erschüttert von der Tatsache, dass er die Verantwortung für den Tod Jesu trug, für einen Menschen, in dem er nicht das geringste Böse sah. Im Gegenteil, das hatte er aus manchem Bericht entnehmen können. Das

Es war auch für mich eine Erleichterung, dass wir über Jesus dasselbe dachten und empfanden, und ich machte deutlich, dass ich an seiner Stelle auch nicht anders hätte handeln können. Plötzlich entstand Raum, gemeinsam etwas wiedergutzumachen, und ich fragte ihn, ob ich den Leichnam Jesu zusammen mit dem Kreuz noch vor Beginn des Sabbats mitnehmen und unter Begleitung römischer Soldaten zum Grab auf dem Blutfeld transportieren dürfe und ob einige Soldaten das Grab eine Woche lang bewachen könnten. Er fand das eine ausgezeichnete Idee, konnte aber nicht verstehen, warum auch Kaiphas darum gebeten hatte, das Grab eine Woche lang zu bewachen. Ich erklärte ihm, dass Christus mehrfach gesagt hatte, er werde am dritten Tag von den Toten auferstehen, und es daher sowohl für Gläubige als auch für Ungläubige wichtig sei, dass eine neutrale Partei darüber Zeugnis ablegen könne. Er verstand es und fand es in der Tat wichtig, dass es nicht zu noch mehr Unruhen kommen würde. Seine letzte Frage lautete: „Und du, Josef? Auf welcher Seite stehst du?“ Ich erzählte ihm von meinem Freund Nikodemus, der Jesus eines Nachts heimlich besucht hatte, und wie liebevoll dieser Mensch war und welche Wunder er alles vollbracht hatte. „Und warum dieses Kreuz? Es ist doch nur Holz?“ „Viele Gläubige werden es als ein wichtiges Symbol empfinden, Herr“, antwortete ich. Mehr konnte ich dazu nicht sagen, die Zeit fehlte, um tiefer darauf einzugehen. „Ich erteile dir meine volle Erlaubnis, Josef.“ Und nicht nur ich war erleichtert, sondern Pilatus, wenn möglich, noch mehr. Ich erhielt von Pilatus ein Pergament mit seinem Siegel als absoluten Freipass für Nikodemus und mich.

Kein Pharisäer würde es noch wagen, uns aufzuhalten. Für Pilatus war dies eine Wiedergutmachung für das, was er durch die Manipulation des Kaiphas getan hatte. Wehe dem, der es jetzt wagen würde, uns zu töten. Dieses Pergament würde unser beider Leben vor Mord schützen. So viel Hass herrschte im Sanhedrin selbst, und so viel Hass empfand Pilatus für den Sanhedrin. Als ich Pilatus verließ, zeigte ich dem Hauptmann das Pergament. Er war hocherfreut und schickte sofort einige Soldaten mit mir mit.

Am frühen Morgen, als Jesus auf dem Ölberg festgenommen wurde, verbreitete sich diese Nachricht wie ein Lauffeuer von Judäa nach Samaria, Galiläa, Peräa, sogar bis in die Dekapolis westlich des Jordans, und ich eilte hin, um diesem Menschen, der meinen Sohn geheilt hatte, meine Ehrerbietung zu erweisen.
Die Leute sagen, ich sei von den Römern gezwungen worden, das Kreuz Jesu mitzutragen. Das ist überhaupt nicht richtig.
Meine gesamte jüdische Familie stammt aus dem fernen Kyrene[65], einer blühenden Stadt am Mittelmeer. Eine große Judenverfolgung zwang meine Vorfahren zur Flucht, und meine Eltern ließen sich in Sychar in Samaria nieder. Ich habe zwei Söhne, Rufus und Alexander. Der Jüngere, Alexander, wurde blind geboren, und als er alt genug war, bestand er darauf, zu betteln, um so etwas zur Versorgung unserer Familie beizutragen. Wir waren nicht wohlhabend. Es geschah an einem Sabbat, als Jesus [66]zufällig mit seinen Jüngern an Alexander vorbeikam und Alexander um Almosen bat. Er hörte, wie seine Jünger ihn fragten: „Rabbi, wer hat gesündigt, er oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde?“ Jesus antwortete: „Er hat nicht gesündigt, und seine Eltern ebenso wenig.“ Nachdem Jesus dies gesagt hatte, spuckte er auf den Boden, machte aus dem Speichel Schlamm und strich ihn

[65] Das heutige Shahhat im Nordosten Libyens (Nordafrika) am Mittelmeer
[66] Johannesevangelium 9,1–38

Schlamm auf Alexanders Augen, und Er sprach zu ihm: „Geh hin und wasche dich im Teich Siloah.“ Alexander tat, wie ihm geheißen. Er kehrte sehend zurück und rief seine Dankbarkeit über den ganzen Platz hinaus. Alle Nachbarn erschraken über dieses Wunder, noch dazu an einem Sabbat, und fragten ihn: „Wo ist der Mann, der dich geheilt hat?“ Alexander konnte das nicht wissen. Die Nachbarn waren beunruhigt und gingen mit Alexander zu den Pharisäern. Die Pharisäer fragten ihn, wie er sehend geworden sei. Und er erzählte ihnen: „Jesus hat mir Schlamm auf die Augen gestrichen, ich habe mich gewaschen und jetzt kann ich sehen.“ Einige der Pharisäer sagten: „Dieser Mensch ist nicht von Gott, denn er hält den Sabbat nicht.“ Andere sagten: „Wie kann ein sündiger Mensch solche Zeichen tun?“ Es herrschte Uneinigkeit unter ihnen. Die Juden glaubten nicht, dass Alexander jemals blind gewesen war und nun sehen konnte, bis sie meine Frau und mich riefen. Und sie fragten uns: „Ist das euer Sohn, von dem ihr sagt, er sei blind geboren? Wie kann er dann jetzt sehen?“ Und wir antworteten und sprachen: „Wir wissen, dass dies unser Sohn ist und dass er blind geboren wurde; aber wie er jetzt sehen kann, wissen wir nicht, und wer ihm die Augen geöffnet hat, das wissen wir auch nicht. Er ist erwachsen und kann für sich selbst sprechen.“ Meine Frau und ich fürchteten uns vor den Juden, denn die Juden hatten bereits untereinander beschlossen, dass jeder, der Jesus als den Christus bekennen würde, aus der Synagoge verbannt werden sollte. Da riefen sie Alexander ein zweites Mal zurück und sagten zu ihm: „Ehre Gott; wir wissen, dass dieser Mann, den du scheinbar geheilt hast, ein Sünder ist.“

Alexander antwortete ohne zu zögern: „Ob er ein Sünder ist, weiß ich nicht; eines weiß ich jedoch: Ich war blind und kann nun sehen.“ Und sie sagten erneut zu ihm: „Was hat Er denn mit dir gemacht? Wie hat Er deine Augen geöffnet?“ Er antwortete: „Ich habe es euch schon gesagt, aber ihr habt nicht darauf gehört. Warum wollt ihr es noch einmal hören? Wollt ihr etwa auch seine Jünger werden?“ Da beschimpften sie Alexander und warfen ihn aus der Synagoge hinaus. Jesus erfuhr wenig später, dass sie ihn aus der Synagoge geworfen hatten, und als er Alexander gefunden hatte, fragte er ihn: „Glaubst du an den Sohn Gottes?“ Alexander antwortete: „Und wer ist er, Herr, dann will ich an ihn glauben.“ Und Jesus sprach zu ihm: „Du siehst ihn, und der, der mit dir spricht, der ist es.“ Und er sagte: „Ich glaube, Herr!“ Und Alexander betete ihn an. Und unsere Familie und viele unserer Nachbarn beteten Jesus wegen dieser unerhörten Gnade an. Unsere Familie wurde von den Pharisäern aus der Synagoge verstoßen, aber das kümmerte uns nicht, im Gegenteil: Die meisten im Dorf, die Alexander als Blinden gekannt hatten, ließen uns nicht links liegen, was auch immer die Pharisäer sagen mochten. Als ich erfuhr, dass er gefangen genommen worden war, zweifelte ich nicht, und ich kam gerade noch rechtzeitig am Nordtor an, als Jesus das Kreuz auf seinen Schultern trug, inmitten einer johlenden Menge, die von den Römern auf Distanz gehalten wurde. Ich drängte und schlängelte mich furchtlos zwischen rasenden Pharisäern und aufgehetzten Menschen hindurch, bis ich vor mir nur noch die Römer hinter Jesus sah. Die Menge war

ausgelassen, und die Pharisäer waren hocherfreut: „Seht nur! Andere konnte er heilen, aber sich selbst kann er offenbar nicht retten. Das ist unser Messias!“ Und sie spuckten ihn buchstäblich an, sobald sie eine Lücke zwischen den Soldaten sahen. Ich blickte hinauf zum schrecklichen Golgatha: „Mein Gott! Welcher geschwächte und gequälte Mensch kann so etwas schaffen?“ Ich wusste, was mir zu tun stand. Ich würde meinen Platz direkt hinter den Soldaten unter keinen Umständen räumen. Der Gedanke an Alexander gab mir Kraft und Mut. Ich hatte bereits Blickkontakt mit dem Hauptmann der Soldaten aufgenommen und nickte ehrerbietig. Ich war nicht mehr jung, aber meine muskulösen Arme sagten ihm genug. Es war offensichtlich, dass der Hauptmann lieber den freigelassenen Barabbas, der eine Menge seiner Soldaten getötet hatte, zum Kreuz geführt hätte. Er verachtete die Pharisäer ganz offensichtlich. Als einer von ihnen versuchte, Jesus mit Steinen zu bewerfen, reagierte er alarmiert und zog ihnen demütigend an den Bärten, damit die johlenden Umstehenden die Botschaft verstanden.

Ich folgte dem Kreuzweg den Berg hinauf, und als Jesus zum dritten Mal fiel, suchte der Hauptmann meinen Blick und nickte mir zu. Die beiden Soldaten vor mir traten jeweils einen Schritt zur Seite, und ich durfte Jesus helfen, das Kreuz zu tragen. Ich nahm so viel Gewicht wie möglich vom Kreuz auf mich und stellte mich so nah wie möglich an ihn, damit der Henker ihn nicht länger mit seiner Peitsche treffen konnte, ohne mich zu treffen. Es war schrecklich, die Dornenkrone aus solcher Nähe zu sehen, wie einen Helm aus geronnenem Blut. Ich versuchte, Jesus mit meinem Körper zu schützen, als ich

sah

wie einige Zuschauer bereitstanden, ihn anzuspucken oder sogar zu schlagen. Mein Gott der Liebe, könnte ich dir noch näher kommen, dann würde ich es tun, und vergib mir meine Sünden. Plötzlich hörte ich ihn mühsam ein Wort murmeln, einen Namen: „Alexander“. Ich konnte meine Tränen nicht mehr zurückhalten. Der Hauptmann kam besorgt auf mich zu und fragte mich, ob es mir noch gut ginge. Ich nickte. Später erzählte mir Josef von Arimathäa, dass es derselbe Hauptmann war wie bei der Gefangennahme Jesu im Garten von Gethsemane und dass er Zeuge gewesen war, wie Jesus das abgetrennte Ohr eines Dieners heilte.

Wir erreichten nur mit großer Mühe den Gipfel des Schädelplatzes. Die Soldaten nahmen mir Jesus ab. Ich konnte auch nicht mehr. Ich konnte das Ende nicht mehr mit ansehen und wandte mich von dem schrecklichen Schauspiel hinter meinem Rücken ab. Johannes fing mich etwas weiter unten am Berg auf, ich kannte ihn damals noch nicht. Er legte seinen Arm um meine Schultern, und als das Hämmern auf die Nägel begann, zuckten wir zusammen. Es war ein Gott, der Mensch war, und ein Mensch, der Gott war, den sie ans Kreuz nagelten. Die Frauen standen auf gleicher Höhe, und auch sie wandten dem Kreuz den Rücken zu und weinten leidenschaftlich, während sie versuchten, sich gegenseitig aufrecht zu halten. Es dauerte noch mindestens eine Stunde, bis auch die beiden anderen Banditen gekreuzigt wurden und die drei Kreuze aufgestellt waren. Die Sonne wurde mitten am Tag plötzlich von bedrohlichen dunklen Gewitterwolken verdeckt, als würde Rache genommen werden, und die vielen Zuschauer flohen wie verängstigte

Hasen

Der Schädelplatz. Einige Römer bewachten weiterhin den Ort. Ich erzählte Johannes stockend die Geschichte von Alexander, und er packte mich und flüsterte mir ins Ohr: „Ich war dabei, als Alexander sehen konnte, Simon. Und wisse, lieber Simon von Cyrene, du bist gesegnet, indem du hier deinen Dank aussprichst, nicht nur mit Worten, sondern vor allem mit deinen Taten, die von großem Mut zeugen."

Wir verabschiedeten uns voneinander. Als ich an den Frauen vorbeikam, kam eine Frau auf mich zu und dankte mir für das, was ich getan hatte … für ihren Sohn. Ich stieg den Berg hinab.

Als ich auf halber Höhe war, wurde es plötzlich stockdunkel, und zwei Männer sprachen mich an: „Wir haben gesehen, was du getan hast, und sind dir äußerst dankbar, aber unsere Arbeit ist noch nicht vollendet, und wir könnten deine Hilfe gebrauchen …" Wir setzten unsere Kapuzen auf, denn Regen und Blitz tobten zeitweise heftig. Es wurde Abend, noch bevor er fiel. Das überraschte uns nicht. Und ich drehte mich in blindem Vertrauen um und stieg mit ihnen erneut den Berg hinauf. Unterwegs erzählten sie mir ihre Geschichte. Und erst nachdem ich die Geschichte von Alexander erzählt hatte, erschrak Jozef und fragte: „Hast du vielleicht einen Sohn, der Rufus heißt? Und deine Frau, heißt sie vielleicht Abila?" Da war ich an der Reihe, perplex zu sein: „Ja, natürlich, woher weißt du das?" Josef erzählte, woher das kam, und sofort war das Eis zwischen uns gebrochen und trauten sich diese Männer, ihre Identität preiszugeben: zwei ‚gute' Pharisäer, und sie

nannten mir ihre Namen: Josef und Nikodemus. Ich war überglücklich, dass ich ihnen helfen durfte.

Als wir uns dem Gipfel näherten, sahen wir drei Menschen unter dem Kreuz stehen: zwei Frauen und einen Mann. Ich erkannte nur Johannes und die Mutter, die sich bei mir bedankte. Nikodemus nannte mir den Namen der anderen Frau: Maria Magdalena. Josef hielt kurz inne, um ihren Plan zu erklären: Pferd und Wagen standen am Fuße des Berges bereit; Jesus sollte zusammen mit dem Kreuz zum Golgatha gebracht werden. Zu dritt würden wir Pferd und Wagen wohl noch vor Beginn des Sabbats, sobald die Sonne aufging, nach oben bringen. Römische Soldaten würden uns begleiten und beschützen, und sie zeigten mir das Pergament mit Pilatus' Siegel. Ich fühlte mich mehr als geehrt.

Maria Magdalena

Die Römer hatten ihr grausames Werk vollbracht, und die drei Opfer hingen an den Nägeln des Kreuzes, in der Mitte der „König der Juden“. Das war keineswegs zutreffend, denn er war ein König für alle Menschen und nicht nur für die Juden. Maria, Johannes und ich begaben uns zu Jesu Kreuz. Es war Mittag, und selbst die Sonne schämte sich für das schreckliche Schauspiel. Auch wenn es nur 20 Ellen [67] weit war, schien es uns wie unser eigener Kreuzweg zu ihm. Jeder Schritt war ein Schritt zu viel. Es war schrecklich zu sehen, wie die drei Körper durch das Durchhängen Mühe hatten zu atmen. Die dicken Nägel, die durch die Hand- und Fußwurzelknochen geschlagen waren… Das Stöhnen. Beim geringsten Atemzug, wie klein er auch war, bewegten sich die Handgelenke und Füße. Wenn sie nicht vor Schmerz schrien, dann nur, weil ihnen der Atem dazu fehlte. Die beiden Verbrecher neben Jesus waren sehr muskulös, was das Sterben nur noch länger hinauszögern würde. Maria hielt tapfer durch, sie sah die beiden Räuber aufmerksam an und schien sie zu kennen. Sie fragte mich nach der Myrrhe, die ich bei mir hatte.

[67] 14 Meter

Maria
Ich erkannte sie als die Räuber Dismas und Gestas von unserer Flucht nach Ägypten. Auch sie erkannten mich. Gestas sprach frech zu Jesus: „Wenn du Gott bist, dann hol uns hier herunter. Worauf wartest du?“ Dismas antwortete darauf: „Wir haben das verdient, Gestas, aber er ist die Liebe in Person für die Welt, jetzt und in Zukunft.“ Und mein Sohn antwortete Dismas: „Noch heute werde ich dich in meinem Reich willkommen heißen.“ Gestas hatte es sehr schwer, vor allem seine beiden großen Füße waren bereits am Aufreißen. Sie hatten drei Nägel verwendet, es musste wirklich schrecklich wehtun. Ich nahm die Myrrhe[68] mit ihrer betäubenden Kraft und rieb sie sanft auf seine Knöchel. Der brutale Gestas konnte nicht glauben, dass er schon weniger Schmerzen spürte. „Vergib mir, Frau“, sagte er, und ich neigte mein Haupt vor ihm. Danach benutzte ich die Myrrhe bei Dismas und zuletzt bei meinem Sohn. Mein Sohn sprach mit gebrochener Stimme zu uns: „Frau, siehe, dein Sohn.“ Und zu Johannes sprach er: „Bruder, siehe, deine Mutter.“ Johannes ergriff meine Hand, und wir neigten beide das Haupt. Ich sprach noch zu meinem Sohn: „Richte meinem Vater meinen Dank für sein Vertrauen aus.“ Das drang nicht mehr zu ihm durch, er konnte nicht mehr und sagte: „Ich habe Durst.“ Ein Römer zeigte sein gutes Herz und tauchte einen Schwamm an einem Ysopzweig in sauren Wein mit Myrrhe und führte ihn an Jesu Mund. Mein Sohn trank davon und mit einer letzten Anstrengung r i e f er plötzlich:

---

[68] Myrrhe ist sowohl als lokal angewandtes Betäubungsmittel als

auch als in Wein gelöstes, allgemein wirksames Betäubungsmittel bekannt.

„Es ist vollbracht.“ Und er neigte den Kopf und gab den Geist auf. Ein Blitz schlug in den Tempel von Jerusalem ein, und der Donner ließ die Mauern des Tempels erbeben. Auch ich neigte meinen Kopf und sagte: „Es ist vollbracht …“ Das galt für uns beide. Mir schwindelte, und ich suchte Halt bei Johannes, der mich umarmte. Wie viele Tränen mir auch kamen, ich wollte sie nicht zulassen, denn mein Sohn und ich hatten unseren Auftrag erfüllt, wie der Vater es gewollt hatte. So schrecklich schmerzhaft es auch war, es war gut so, denn es war der Wille unseres Vaters. Die Kreuzigung meines Sohnes war schrecklich anzusehen, aber eines war mindestens ebenso schmerzhaft: wie manche aufgehetzte Eltern mit ihren Kindern zuschauten und all dies als Spektakel betrachteten. Sie ließen ihren lachenden und ausgelassenen Kindern freien Lauf, meinen Sohn auszubuhen und mit Steinen nach ihm zu werfen. Was sollte einmal aus diesen Kindern werden? Was hatten ihre Eltern in ihrer Jugend erlebt, dass sie dieses Verhalten ihrer Kinder zuließen? Ich dachte an die Worte meines Sohnes zurück, als man ihn kreuzigte: „Vergib ihnen, Vater, denn sie wissen nicht, was sie tun“ [69], es waren vielleicht die wichtigsten Worte für die Menschheit während und nach ihrem Leben, die mein Sohn je gesprochen hat. Wenn der Sohn dies sagte und seinen Vater darum bat, dann konnten diese Worte nur auch vom Vater selbst stammen, denn sie sind beide eins. Wolken schoben sich für einen Moment beiseite, um der Sonne den Abschied zu ermöglichen

[69] Diese Aussage stellt das gesamte Jüngste Gericht in Frage.

von Ihm, der das Licht der Welt war und immer das Licht bleiben würde. Ich war nur ein Tropfen des Meeres, das das Meer hatte gebären dürfen.
Johannes bestand darauf, bei ihm in Jerusalem zu bleiben, und ich sah es als meine Pflicht als seine Mutter an, auch für ihn da zu sein, wenn er darum bat. Johannes sprach mich danach immer mit „Mutter“ an. Das spendete mir Trost, und ich fühlte mich alles andere als kinderlos, wenn ich an die Aussage der Mutter in Aschkelon zurückdachte. Ich wurde nun zur Mutter aller Menschen.

Maria Magdalena
Der Mensch, der alle Menschen trotz all ihrer Unvollkommenheiten liebte, starb bewusst als das Kind des Königs. Ich konnte nun die fünfte Papyrusrolle hinzufügen, und diese musste nur aus einer Zeile, einem Satz bestehen: „Das Kind des Königs kommt in jeden von uns.“ Ich war sehr traurig, aber zugleich dankbar, dass er mich ins Vertrauen gezogen hatte, um mich auf diesen Moment vorzubereiten. Oh ja, er sprach die Wahrheit: „Ich bin in dir.“ Es fühlte sich stärker an als je zuvor. Wut war für ihn eine falsche Form der Sorge und musste um jeden Preis vermieden werden. Unwissenheit lud dazu ein, ganz bewusst in uns nach ihm zu suchen. Begierde verlangte danach, Liebe zu verbreiten, nicht Liebe zu erhalten. Dunkelheit war dazu da, selbst zum Licht zu werden.

Ich konnte keinen Zorn gegenüber den Menschen empfinden, die für seine Kreuzigung verantwortlich waren. Ich war auch

Ich war über dieses Geschehen nicht im Unklaren, denn er hatte mich darüber informiert und darauf vorbereitet. Und wer an ihn glaubt, tötet sofort jedes Verlangen, jede Eifersucht und jeden Neid, wodurch man seine Botschaft wahrer, selbstloser Liebe weitergeben kann. Und Dunkelheit und Irrtum waren schon seit unserem ersten Kontakt entkräftet. Er ist schließlich nicht tot, denn er ist in mir, für immer. Darauf hat er bestanden. Ich muss ihn nicht suchen, denn er ist immer da. Er muss nicht kommen, weil er immer da ist. Ich kann außerhalb von mir nicht finden, was ich in mir trage. Und was ich in mir trage, hat ewiges Leben als nackte, reine Liebe, befreit von Regeln, Strafen und Gesetzen, als ein neues und zugängliches Eden, wo der Baum von Gut und Böse durch ein mit Tränen gereinigtes Holzkreuz ersetzt wird, abgeschliffen und von allem Bösen befreit.

Johannes

Der Tod meines Bruders nach so vielen Kindheitserinnerungen, nach so vielen Wundern und Heilungen von Menschen. Der Himmel verschloss sich in Trauer, und schwarze, wild umhertreibende Wolken prallten gegeneinander. Jerusalem bebte auf den Grundfesten eines alten Glaubens.

In dem Moment, als Jesus seinen Geist aufgab, schlug ein heftiger Blitz mit voller Wucht in den Tempel von Jerusalem ein, wo Kaiphas triumphierend den Gottesdienst leitete, als vor aller Augen der purpurne Vorhang, den Maria noch angefertigt hatte, plötzlich zwischen den beiden Cherubim entzwei riss. Dadurch offenbarte die Bundeslade

In Verbindung mit den steinernen Tafeln des Moses drängte sich dies allen Anwesenden auf, und erschrocken begannen viele unter ihnen zu zweifeln, ob sie nicht doch den Messias ermordet hätten. Selbst Kaiphas fiel es schwer, sich gegen sie zu behaupten. Er ließ sofort die Tore des Tempels verschließen und verbot allen Anwesenden, wegzulaufen, bis sie sich einig darüber waren, wie sie dies zu deuten sollten. Heftige Diskussionen brachen aus. Nicht viel später kamen Spione und berichteten, dass die Verräter Josef und Nikodemus zusammen mit einer weiteren Person den Leichnam und das Kreuz unter starkem Schutz römischer Soldaten und mit einem Befehl von Pilatus vom Schädelplatz wegbrachten. Da hörten alle, wie Kaiphas vor aufgestauter Wut und Ohnmacht mit den Zähnen knirschte, und es drohte sofort ein Aufstand in ihren Reihen. Kajaphas beschwichtigte sie, indem er erklärte, dass erst der dritte Tag nach dem Tod Christi entscheidend sei, und er versprach, dass er, sollte Jesus auferstehen, auf sein Amt als Hoherpriester verzichten würde. Die Gemüter beruhigten sich, doch Kajaphas' Position war von diesem Moment an geschwächt. Es dauerte bis kurz nach Sonnenaufgang zu Beginn des Sabbats, bis sich die Pharisäer trauten, nach draußen zu kommen, aus Angst vor der Reaktion der Einwohner Jerusalems. Viele einfache Menschen bereuten es nämlich bereits, dass sie sich so hatten aufwiegeln lassen, und schämten sich, schämten sich zutiefst für ihr Verhalten gegenüber einem Menschen, der keiner Fliege etwas zuleide getan hatte, der im Gegenteil Menschen heilte oder sogar von den Toten auferweckte. Sie waren sich nicht bewusst, dass Jesus ihnen dies vergeben würde,

wenn sie

darum gebeten. Ein Gedanke an Vergebung wird vergeben, denn Er ist nicht tot, im Gegenteil: Er wartet auf jeden Menschen im Menschen selbst, wie Er es mir unter vier Augen versprochen hatte: „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen. Ich komme zu euch. Die Welt wird mich nicht mehr sehen, aber ihr werdet mich sehen, denn ich lebe und ihr werdet leben. An jenem Tag werdet ihr wissen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch.“

Josef

Auch wenn wir alle drei erschöpft waren, ebenso wie die Römer, die uns beschützten und halfen, beklagte sich niemand. Ich hatte Jesus zusammen mit Nikodemus auf einem Karren hinuntergebracht, und Simon von Cyrene hatte zusammen mit einem wohlwollenden Römer das Kreuz bis zur Hälfte des Kalvarienbergs getragen; weiter waren wir mit Pferd und Karren nicht gekommen. Nun, da der Sabbat bei Tagesanbruch beginnen würde, war weit und breit kein Pharisäer mehr zu sehen. In der Ferne sahen wir zwar zwei Männer, die uns folgten, offensichtlich Spione des Kaiphas, aber das machte nichts. Der römische Hauptmann bestand darauf, auf unserer Fahrt mit Pferd und Wagen zum Blutfeld dabei zu sein. Er war erschüttert von allem, was er seit der Gefangennahme Jesu im Garten von Gethsemane erlebt hatte. „Geht es Ihnen gut, Herr?“, fragte ich besorgt. „Ich habe gesehen, wie Jesus jemandem das Ohr wieder anfügte, als wäre es nichts, und vor ein paar Jahren habe ich einen alten Rabbi [70]getroffen, der mir erzählte, dass euer Urvater Adam auf Golgatha, dem Schädelplatz, begraben wurde und dass dort

[70] Quelle: Johannes Chrysostomos. „Manche sagen, dass Adam starb und auf Golgatha begraben wurde und dass Jesus an der Stelle seines Grabes getötet wurde. Adam wurde durch die Blutstropfen, die auf Adams Schädel fielen, wieder zum Leben erweckt.“

„Ein Erlöser würde kommen, dessen Blut auf seinen Schädel fallen und Adam wieder zum Leben erwecken würde.“ Er schwieg einen Moment, und Nikodemus und ich sahen uns überrascht an, doch es war Simon, der ihm entschlossen antwortete: „Jesus hat meinem blind geborenen Sohn das Augenlicht zurückgegeben, Herr. Er ist wahrhaftig derjenige, auf den die Menschheit gewartet hat. Er wird am dritten Tag auferstehen.“ Der Hauptmann antwortete mit einem Achselzucken: „Wir werden sehen.“

Wir kamen am Blutfeld an, rollten den Stein beiseite, und der Apfelblütenduft strömte uns entgegen. Wir legten Jesus auf den flachen Stein, salbten den Leib mit duftenden Kräutern, wickelten ihn in Bandagen und legten ihm ein Schweißtuch auf den Kopf. Die Höhle wurde daraufhin verschlossen. Danach ging Nikodemus zusammen mit Simon das Kreuz holen, während ich die genaue Stelle suchte, an der einst der Apfelbaum stand und wo Henoch zwei Tage lang akribisch alle Tränen der Menschheit gesammelt hatte. Wir richteten das Kreuz kerzengerade auf und hängten den violetten Schal Marias über beide Arme des Kreuzes. Es fühlte sich an, als wäre vom Apfelbaum von Gut und Böse das böse Holz mit den Sünden der Menschen von den Engeln abgeschabt worden, und nur ein Kern des guten Holzes reiner Liebe in Form eines Kreuzes aus dem Stamm übrig geblieben.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vertrieben die dunklen Wolken über dem Tal. Simon, Nikodemus und ich küssten die drei Stellen, an denen die Nägel in Jesu Leib geschlagen worden waren, und standen schweigend da. Der Hauptmann kam und sagte, er werde jeweils drei Soldaten für drei

Tage drei Soldaten zurücklassen würde, um das Grab zu bewachen. Wir dankten ihm für sein Verständnis und seine Menschlichkeit, und er klopfte uns auf die Schultern und ging. Wir brachen nicht viel später auf, und ich lud Nikodemus und Simon ein, bei mir zu Hause in Arimathäa zu übernachten. Wir alle brauchten Ruhe, und Arimathäa war ein sicherer Hafen, um der Rache des Kaiphas zu entkommen.

Maria

Die Spannung in Jerusalem war zum Zerreißen. Man sprach von nichts anderem als vom dritten Tag. Man scherzte darüber, man spekulierte, aber vor allem spottete man, angeführt vom Clan der Pharisäer. In der Stadt kursierten Gerüchte, dass Jesus der Sohn eines Legionärs sei, der sogar einen Namen bekam: Panthera soll sein Vater heißen. Ich wurde ausgebuht und öffentlich gedemütigt. Ich traute mich immer weniger, mich zu zeigen, und Johannes und alle anderen Apostel hielten sich in der Stadt bedeckt. Aber ich konnte es nicht lassen: Noch vor Tagesanbruch machte ich mich zusammen mit Maria Magdalena auf Az und Oz auf den Weg zum Blutfeld, um das Grab zu besuchen, und wir blieben dort bis zum Mittag. Die Römer waren freundlich zu uns, aber sie machten ein ziemliches Durcheinander. Es schien, als wären sie im Urlaub; der Wein floss reichlich, und man lachte über das Verhalten der Pharisäer. Sie ahmten sie nach, aber uns beiden gegenüber verhielten sie sich ehrerbietig: Schließlich hat jeder Mensch eine Mutter, und in Rom herrschte große Ehrfurcht vor der Mutterschaft. Maria Magdalena zog sich

zurück zum Kreuz, denn sie fühlte sich davon angezogen. Ich verstand gut, warum: Für sie bedeutete das Kreuz fortan den Thron des Kindes des Königs, einen Thron, der nie mehr leer sein würde und für Jahrhunderte zum Symbol des gekreuzigten Kindes werden sollte. Ich selbst ging an jenem ersten Morgen zu dem kleinen Fluss tiefer im Tal, um etwas Ruhe zu suchen, weit weg vom Lärm der Soldaten. Ich ahnte übrigens schon, wen ich dort treffen würde. Es war ein wunderschöner Ort mit einer jahrhundertealten Geschichte. Ich setzte mich hin und schaute auf das Wasser, ich schaute auf die imposante Schlucht ein Stück flussaufwärts, ich schaute auf die wunderschönen Felsbrocken im Wasser, und ein Felsbrocken zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich.
„Gegrüßet seist du, Maria“, erklang es nicht ganz unerwartet hinter meinem Rücken, und ich brauchte mich nicht umzudrehen.

„Sei gegrüßt, Djibril.“

„Du hast gut hingesehen, neue Eva.“

Ich stand ruhig auf, ohne mich umzusehen, watete in den eiskalten Fluss, nahm den besagten Stein in meine Hände und trug ihn ans Ufer. Ich setzte mich hin. Der Stein fühlte sich warm an und vibrierte sanft, und ich drückte ihn an mein Herz. Das Geschehen versetzte mich zurück zur ersten Frau Eva im Garten Eden, und ich lächelte dankbar, weil Djibril so zu mir gesprochen und mir seine Botschaft so deutlich gemacht hatte: Mein Sohn lebte.

„Danke, Djibril“, sagte ich. Und ich küsste den Stein und legte ihn wieder an denselben Ort zurück. Ich kehrte zum Grab zurück, stellte mich neben Maria Magdalena am Kreuz und sprach zu ihr: „Sei nicht traurig, Maria Magdalena, er lebt, und morgen wirst du ihn sehen.“

Ich ging beruhigt fort, und Freude erfüllte mein Herz. Und ich betete für alle Menschen, alt und jung, und vor allem für die Menschen, die mich beschimpften und mir hässliche Worte zuriefen, denn sie wussten nicht, was sie taten.
Wir kamen sicher nach Hause.

Es reicht! Mehr als genug!
Ich habe lange genug gewartet. Niemand kann mir vorwerfen, ich sei ungeduldig. Meine Rache ist unaufhaltsam, und die Schultern meines besten Generals Jeder jucken schon. „Mein bester Jeder, der Auftrag ist einfach, aber von größter Bedeutung. Sorgt dafür, dass am Abend des zweiten Tages genügend Wein und das leckerste Essen für die Wachen bereitstehen. Bevor am nächsten Tag ein Engel den schweren Stein vor dem Grab wegrollt, werden die anwesenden Soldaten bereits in tiefem Schlaf liegen. So tief, dass sie sich nicht erinnern können, wer da gewesen ist oder gegangen ist. Sorgt für doppelt so viele leere Weinflaschen, damit jeder Besucher denkt, sie seien sturzbetrunken gewesen. So werden die Diskussionen über die Auferstehung Jesu für immer in einem Hin und Her von Wort gegen Wort, von Glauben gegen Unglauben versanden.“

General Jeder fand den Plan genial und führte ihn perfekt aus.

Der Vater sprach zu den Mächten und Kräften im Allerheiligsten: „Heute wird mein Sohn von den Toten auferstehen.“

„Raphael und Henoch, ihr bringt das Kreuz ins Allerheiligste und stellt es ganz oben auf, höher als die Seraphim, als den Baum des reinen Guten, frei von allem Bösen.“

„Djibril, du nimmst den unversehrten Apfel aus dem Thronwagen und legst ihn an den Fuß des Kreuzes.“

„Michael, du bewachst den Eingang des Felsengrabes, damit keine teuflische Macht in Erwartung hineingehen kann.“

„Danach heißt es warten, bis Mein Sohn und seine Mutter das Allerheiligste betreten.“

Und so geschah es.

Maria Magdalena

Es war sehr früh und noch dunkel, als ich am dritten Tag aufstand. Ich hatte kein Auge zugetan. Ich dachte, ich wäre allein, aber da hatte ich Maria nicht eingerechnet. Sie hatte bereits Tee gekocht und schenkte mir eine Tasse ein. „Kommst du mit?“, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf: „Ich gehe später mit Johannes und Simon Petrus mit.“

„Bist du denn nicht neugierig?“ Ich verstand das nicht.

„Er ist schon aufgestanden“, sagte sie und sah mich mit einem seligen Blick an. „Ich habe etwas zu essen für euch zubereitet, und Oz, Uz und Az haben bereits gegessen.“ „Darf ich so frei sein, zu sagen, was ich denke?“, fragte ich und sah sie aufmerksam an.

Sie kam mir zuvor: „Meine liebe Freundin, ich kann dir auch nichts verheimlichen. Ich habe gestern Djibril am kleinen Fluss getroffen.“

Ich schwieg und stellte keine weiteren Fragen, ich musste nicht wissen, was gesagt oder getan worden war. Ich lächelte sie nur an, als Zeichen dafür, dass ich mich nach all dem Schmerz der letzten Tage für sie freute. Wenn sie es erzählen wollte, würde sie es schon von selbst tun. Aber es gibt nun einmal Botschaften, die Zeit brauchen, um in ihrer Tiefe verstanden zu werden, und ihre ganze Haltung fühlte sich so an. Mein Lächeln war die beste Antwort, und ein Lächeln von ihr

mir war die schönste und vollständigste Antwort füreinander.
Ich öffnete schon die Tür, um zu gehen, als Johannes gähnend hereinkam, während Simon Petrus offenbar noch schlief. Ich konnte nicht auf sie warten und machte mich mit Oz, dem Schnellsten der drei, auf den Weg und legte einen flotten Schritt ein.

Johannes

Ich setzte mich an den Tisch.
„Gut geschlafen, mein Sohn?“, fragte Maria mich mit verschmitzten Augen.
„Ich bin oft aufgewacht, Mutter. Mir geht viel durch den Kopf. Es ist ein Durcheinander. Davon bekomme ich Kopfschmerzen.“ Da stellte sie sich hinter mich und gab mir einen Kuss: „So besser, mein Sohn?“
Oh ja, es war besser, aber ich war verblüfft über ihren Optimismus an diesem Morgen. Es war nicht sicher, ob Jesus auferstehen würde. Simon Petrus setzte sich ebenfalls an den Tisch, und zwei besorgte Menschen sahen sich mit denselben zweifelnden Augen an.
„Mutter, bist du dir sicher, dass du heute nicht zum Blutfeld gehst?“, versuchte ich es noch einmal. „Ich war gestern dort und grüße meinen Sohn von mir.“ Petrus und ich sahen uns mit noch größeren Augen an. „Petrus, nimm Az ruhig mit.“ Mit dieser Antwort machte sie uns klar, dass weiteres Drängen oder neue Fragen dazu unnötig waren. Wir beide verstanden nichts davon. Wie konnte sie sich so sicher sein?

Kurz darauf machten wir uns mit Uz und

Az auf den Weg. Maria Magdalena

Die Sonne war gerade erst aufgegangen, und als ich näher kam, sah ich die Soldaten erschöpft zwischen den leeren Weinflaschen ihren Rausch ausschlafen. Ich machte absichtlich viel Lärm in der Hoffnung, dass sie aufwachen würden und ich sie fragen könnte, ob etwas passiert sei, aber nichts half. Ich eilte zur Höhle. Der große Stein war weggerollt, und ich schaute hinein: Jesu Leib war verschwunden! Die Windeln und das Schweißtuch lagen noch da, aber sein Leib war nirgends zu sehen. Ich rief seinen Namen aus voller Kehle. Ich flehte laut, dass er sich zeigen möge, doch meine Worte wurden mir nur aus dem Tal zurückgeworfen.

Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, und eilte mit Oz nach Hause, um Johannes und Petrus zu informieren. Ich traf sie und erzählte ihnen, dass „sie" Jesus weggebracht hatten und dass er nirgends zu finden war. „Und die Soldaten?", fragten sie sofort. „Die liegen sturzbetrunken im Gras und schlafen." Und ich ging mit ihnen noch einmal zur Höhle, um zu sehen, ob sie etwas tun konnten. Johannes und Petrus untersuchten die Höhle ebenso fassungslos und enttäuscht wie ich: Das Schweißtuch lag in einer Ecke auf einem Haufen und die Bandagen in einer anderen Ecke. Sie eilten los, um Maria davon zu berichten, aber ich wollte noch warten, um die Geschichte von den betrunkenen Römern zu erfahren, in der Hoffnung, dass sie mehr wussten. Ich hatte auch schon am Flüsschlein nachgesehen, aber auch dort

Ich fand nicht die geringste Spur. Danach kehrte ich zur Höhle zurück, um mich etwas zu erholen; ich ging hinein und erschrak. Zwei in Weiß gekleidete Engel erwarteten mich und fragten: „Frau, warum weinst du?“ Ich musste mich erst einmal von dem Schock erholen, doch gleichzeitig fühlte ich mich sofort beruhigt und voller Hoffnung. „Sie haben meinen Herrn mitgenommen, und ich weiß nicht, wohin“, sagte ich. Meine Augen schmerzten noch vom Weinen.
Eine Männerstimme hinter mir fragte mich ebenfalls: „Frau, warum weinst du?“ Es war offenbar der Gärtner. „Ich suche das Kind des Königs, und sein Name ist Jesus von Nazareth. Sie haben meinen Herrn weggenommen, und vielleicht wissen Sie, wo ich ihn finden kann?“ Ich drehte mich zu ihm um. „Maria Magdalena“, sprach er leise.

„Rabbi! Mein Lehrer!“, antwortete ich erleichtert, und ich fiel auf die Knie und streckte meine Hände aus, um ihn zu berühren, um zu spüren, ob das, was ich sah, wirklich wahr war.
„Halte mich nicht fest, denn ich bin noch nicht zu meinem Vater aufgefahren. Aber geh zu meinen Brüdern und sage ihnen: ‚Heute Abend treffe ich euch in Jerusalem.‘ Erst später werde ich zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott, auffahren.“
Und er wandte sich um, und die beiden Engel begleiteten ihn, gingen zum Kreuz und nahmen es mit. Einer der Engel blickte mich an, den violetten Schal Marias in der Hand, legte ihn ehrfürchtig

nieder und nickte mir zu. Ich nickte ehrfürchtig zurück und verstand die Botschaft.
Ich eilte nach Jerusalem, um Maria und den Jüngern die frohe Botschaft zu überbringen. Alle waren entzückt und begeistert von der Nachricht.
Noch am selben Abend erschien er allen seinen Jüngern, mit Ausnahme von Thomas.
Maria hielt sich etwas zurück und genoss es, ihre glücklichen Gesichter aus der Ferne zu betrachten. Ich setzte mich neben sie, und erst dann erzählte sie mir von Djibril am Fluss. Sie wusste, dass sie dies nur einer einzigen Person erzählen konnte, die es glauben würde.
Das Häuschen von Johannes in Jerusalem war sehr beengt, und da Johannes die Aufgabe, „Sohn seiner Mutter Maria zu sein“, nun ernster nahm als früher und noch sechs weitere Jünger dort wohnten, hielt ich es für besser, nach Ein Karem zurückzukehren. Ich sprach dort mit Maria darüber.

Wir erfuhren danach, dass die drei Soldaten von Pilatus wegen ihres Verhaltens schwer bestraft wurden, vor allem aber, weil es in die Karten von Kaiphas gespielt hatte. Dieser verbreitete in der Stadt weiterhin, dass seine Apostel den Leichnam Jesu gestohlen und verschwinden lassen hätten und dass die Soldaten in die Verschwörung verwickelt seien. Kaiphas glaubte das selbst, und der gesamte Sanhedrin atmete erleichtert auf, mit Ausnahme der abtrünnigen Abwesenden Josef und Nikodemus.

Maria

Maria Magdalenas Aufforderung, aufzubrechen, kam nicht überraschend. Weder für sie noch für mich. Das Kapitel des Kindes Jesus und des erwachsenen Mannes Jesus auf Erden war abgeschlossen, und von nun an erhielten wir beide, gemeinsam mit den Aposteln, einen neuen Auftrag, Jesu Botschaft an die Menschheit weiterzugeben. Wir waren miteinander verbunden, durch eine lange Geschichte unauslöschlicher Ereignisse, tiefgründiger Gespräche, Freude und Trauer, die wir gemeinsam erlebt hatten und die nicht immer wieder mit weiteren Worten zwischen uns beiden wiederholt werden mussten, sondern nun den Menschen überall auf der Welt verkündet werden mussten.
Unsere Wege würden sich nicht trennen, denn wir kannten beide nur einen einzigen Weg, und das war derselbe Weg. Es war bewegend, wie Maria Magdalena sich von mir verabschiedete: Als die Engel das Kreuz vom Blutfeld weggetragen hatten, blickte einer der beiden Engel sie an und ließ ihr meinen purpurroten Schal zurück. Maria Magdalena gab ihn mir bei unserem Abschied zurück, wenn auch nur die Hälfte davon. Aber was so besonders war: Sie hatte den Schal nicht in der Mitte quer durchgeschnitten, sondern der Länge nach über die gesamte Länge. Sie wickelte nun die eine Hälfte des Schals um meinen Hals und tat danach dasselbe mit der anderen Hälfte um ihren Hals, was uns beiden ein Gefühl der Zwillingshaftigkeit gab, und so ging sie mit Oz fort, und ich folgte ihr noch ein Stück und schenkte ihr Az, für Hannah. Ohne Worte, ohne Tränen, nur Freude über das, was wir

voneinander und durch einander erfahren hatten. Wir sahen uns in diesem Leben nie wieder, aber wir dachten jeden Tag aneinander. Lila bedeutete für uns auch Verschmelzung, nicht Trennung. Dass mein Sohn sie Johannes und Petrus vorgezogen hatte, um sich ihr nach seinem Tod am Kreuz als erstem Menschen zu zeigen, war von großer Bedeutung, einer Bedeutung, die in einer Gesellschaft, in der die Frau untergeordnet war, für viel Kontroverse sorgte. Es sprach für Maria Magdalena, dass sie dies selbst niemals in die Waagschale warf. Von Johannes, der sie ebenfalls von Kindesbeinen an kannte, erfuhr ich viel später, wie viel Widerstand sie überwinden musste, um angesichts der Eifersucht, Missachtung und Unterschätzung einiger Apostel standhaft zu bleiben.
Vor nicht allzu langer Zeit erhielt ich ihren einzigen Brief, den sie mir nach all den langen Jahren aus einem fremden Land schickte und in dem sie auf „unsere“ Zwillingsschaft anspielte: „Ich bin dir ewig dankbar für unsere Liebe und das Vertrauen in uns und für die Liebe und die Lehren unseres Sohnes.“

Das überraschte mich nicht: Auch ich liebe „uns“.

Vierzig Tage nach seiner Auferstehung stieg Jesus auf dem Ölberg vor den Toren Jerusalems in den Himmel auf und vereinte sich wieder mit seinem Vater.

Seraphim, Cherubim, alle Mächte und Gewalten mit den Erzengeln und allen Engeln sangen das Trisagion: „Heilig sei der neue Adam, und heilig sei die neue Eva, die zum Vater zurückkehren."

Der neue Adam nahm rechts vom Kreuz Platz, in Erwartung, dass Maria in das Allerheiligste aufgenommen würde, um links vom Kreuz Platz zu nehmen.

Sobald auch Maria neben dem Kreuz Platz nahm, höher als die Seraphim, entpuppte sich das Kreuz als ein neuer Baum des immerwährenden Guten, und kein Mensch konnte das Willkommensgeschenk eines unversehrten Apfels ablehnen. Welche Fehler er auch immer begangen haben mochte, er war eingeladen, an dem langen Tisch unter dem Baum des neuen Eden Platz zu nehmen.

Die Liebe wirft weder den ersten noch den letzten Stein.

DAS EVANGELIUM DER MARIA MAGDALENA

EINLEITUNG

Kajaphas ließ seinen Zorn freien Lauf und führte in Jerusalem eine Schreckensherrschaft. Pilatus griff nicht ein und hielt sich größtenteils zurück, aus Scheu vor dem Versagen der drei römischen Wachen am Grab. Er hatte langsam genug von den Juden, von allen Juden, solange sie nur ihre Steuern zahlten, und dafür sorgte der gewiefte Kajafas also sorgfältig.
Die ersten Jahre verliefen für die Apostel eher turbulent, und es war ein langer Weg, sich zu organisieren und als Einheit zu einigen. In allen Dörfern oder Städten, in denen Jesus einst Wunder vollbracht, in einer Synagoge gesprochen oder eine Tat der Nächstenliebe vollzogen hatte, verspürten die Menschen das Bedürfnis, gemeinsam zu trauern und sich anschließend in geheimen kleinen Versammlungen zu organisieren, um das Feuer am Leben zu erhalten. Von dort aus wurden Menschen an Orte geschickt, von denen sie gehört hatten, dass dort ein Apostel aufgetaucht war. Jedes Mal, wenn ein Apostel eine Gruppe verließ, teilte er mit, welches Dorf oder welche Stadt er besuchen würde. So wuchs die Zahl der Boten stetig, und nach und nach wurden auch die Reden der Apostel niedergeschrieben und die Briefe von Gruppe zu Gruppe weitergereicht. Johannes und Maria waren ziemlich schnell nach Ephesus geflohen, um anschließend nach Jerusalem zurückzukehren, wo Maria täglich das Grab von

ihren Sohn besuchte, sehr zum Ärger der Pharisäer und vor allem der Sadduzäer, die sogar versuchten, sie zu töten. Doch die Pilger, die sie jeden Tag aufs Neue in großer Zahl umringten, beschützten sie. Schließlich gab es keinen anderen Ausweg, der Rache der Pharisäer zu entkommen, als erneut nach Ephesus zu fliehen. Simon Petrus hatte alle Hände voll zu tun und erhielt unterdessen Hilfe von einem gewissen Paulus, der sich den Aposteln anschloss und viele neue Gebiete und Städte aufsuchte. Vor allem Josef [71]von Arimathäa stand auf der schwarzen Liste der Pharisäer und brach in ferne Gegenden auf, um die Geschichte des Messias zu verkünden, und hinterließ dort Schriften. Das ausgedehnte Netzwerk von Boten sorgte für eine Grundlage, auf der sich das Christentum etablieren konnte, trotz der vielen schrecklichen Verfolgungen durch Römer und Juden. Es gab jedoch kein Halten mehr. Viele Apostel schrieben ihre Erlebnisse nieder: Thomas, Jakobus, Lukas, Markus, Matthäus, Ebioniten, Ägypter, Paulus, Petrus… Nur Männer?

Eine Frau bildete eine Ausnahme, eine Frau, die Jesus von Anfang an liebte und die Er auch liebte und die als Erste von seiner Auferstehung zeugen durfte: Maria Magdalena.

---

[71] Josef von Arimathäa gelangte nach England. Nikodemus starb in Jerusalem.

Ich war mit Oz und Az auf dem Weg nach Ein Karem. Mein Herz war hin- und hergerissen: Ich hatte mich für meine Familie entschieden und nicht für den Auftrag, die Botschaft Jesu zu verkünden. So kam es mir jedenfalls vor. Es fühlte sich wie eine Flucht an, ja sogar wie Verrat, bis ich auf halber Strecke war und plötzlich eine Taube direkt vor uns auf der Straße landete. Oz und Az hielten abrupt an und richteten freundlich ihre langen Ohren auf. Die Taube sah mich regungslos an. Ich drängte Oz, weiterzugehen, damit die Taube wegfliegen würde, aber Oz rührte sich nicht. Eine ferne Erinnerung erwachte in mir. Ich hatte dieses Bild schon einmal gesehen. Ich stieg ab, doch die Taube rührte sich immer noch nicht und starrte mich weiterhin unverwandt an. Ich hockte mich vor ihn hin, der plötzlich keine Taube mehr für mich war, sondern Djibril. „Zeig es mir, Djibril, welchen Weg soll ich gehen?“
Ich dachte, ich müsse auf seine Antwort warten, doch später wurde mir klar, dass es eher umgekehrt war. Es war Djibril, der auf meine Antwort wartete, und diese Antwort brauchte Zeit, um mich daran zu erinnern, wie Jesus mir am Fluss ins Herz geschrieben hatte: „Ich bin in dir.“ Erst bei diesem Gedanken flog Djibril hinauf in Richtung Ein Karem. Und ich rief ihm aus voller Kehle nach: „Er ist in mir, Djibril! Er ist mein Ein und Alles!“ Und ich stürzte von einem Bergsee wieder tiefer hinab auf eine bildliche Insel namens Ein Karem. Jesus ist mein Ein und Alles, und es gibt nichts, was über alles steht. Eine Last fiel von mir ab, und meine Stimmung hellte sich auf. Nach all den Anspannungen

In den letzten Wochen konnte ich es wieder genießen, allein zu sein, mich weit weg vom gefährlichen Jerusalem in Sicherheit zu wissen, und vor Glück zu sprühen, die kleine Familie, die ich als meine eigene betrachte, wiederzusehen. Die Abendsonne hüllte sich in rot-purpurne Gewänder, und schon von weitem konnte ich den Rauch aus dem Kamin aufsteigen sehen. Es war, als käme ich nach Hause.
Ich klopfte an. Ich hörte etwas Lärm und dann ein ungeschicktes Ziehen an der Türschnur, und ich konnte sofort erraten, wer dafür verantwortlich war. Rebeccas Stimme versuchte, ihr Kleinkind etwas zu beruhigen, aber Hannah war schneller als sie und öffnete die Tür. „Ma Ma!“, rief sie fröhlich und stürzte sich in meine Arme. Rebecca suchte bereits nach Samuel, und der kleine Johannes wachte auf und fing an zu weinen, aber das konnte die Freude nicht trüben. Es gelang mir nicht, Hannah von mir loszureißen, bis sie plötzlich Az bemerkte und mich in der ersten Stunde gar nicht mehr wahrnahm. Rebecca holte den weinenden Johannes aus seinem Bettchen und reichte ihn mir. Es überraschte mich, dass er nicht noch mehr wegen mir weinte, im Gegenteil, er hörte auf zu weinen und fing an zu lachen… Rebecca lachte darüber: „Ma Ma darf hier wohnen bleiben, nicht wahr, Hannah?“ Es stellte sich als sinnlose Frage heraus, denn Hannah hatte alle Hände voll mit Az zu tun. Samuel kam herein und auch er eilte auf mich zu und sprach mich zum ersten Mal mit „Mutter“ an. Ich sah ihn an und auch er sah mir in die Augen, und es war, als hätte er geahnt und verstanden, dass ich hauptsächlich wegen ihm nach Ein Karem gekommen war. Und so war es auch…

Rebecca machte sofort Platz am Tisch. Ein Becher frisches Quellwasser tat mir gut. Es war so viel geschehen, und Rebecca und Samuel waren sehr neugierig und noch mehr besorgt um die Zukunft. Kaiphas, Pilatus, Josef von Arimathäa, der Blutacker, das Felsengrab, der Baum von Gut und Böse, aus dem das Kreuz entstehen sollte, Golgatha, die Kreuzigung, Maria und Johannes unter dem Kreuz, die Auferstehung Jesu, meine Begegnung mit Jesus, Jerusalem in Aufruhr und der Beginn der Verfolgung der Menschen, die Jesus anbeteten, die Flucht von Maria und Josef nach Ephesus, Petrus als Anführer und der neue Apostel Paulus, der von seinem Pferd geworfen wurde. Ich hätte endlos weiter erzählen können. Es war vor allem Samuel, der mich hin und wieder unterbrach, um weitere Erklärungen zu erhalten, und keine Minute vom Tisch wich, während Rebecca regelmäßig nach den Kindern sah. Mein lieber Samuel! Wie sehr habe ich mich in ihm wiedererkannt! Wir haben beide ein Herz, das sich zunächst nur schwer öffnet und hingibt, bis es völlig aufbricht und sich dann ganz hingibt und keinen Weg zurück mehr kennt. Ein Herz, das alles oder nichts kennt. Er stellte immer wieder Fragen und schloss traurig mit den Worten: „Wie schlimm für meine Geburtsstadt Massilia, und dass mein Vater und meine Brüder und meine Schwester nichts davon wissen.““ Rebecca versuchte ihn zu trösten und sagte: „Nichts hält uns davon ab, dorthin zu gehen, oder?“ Und sie umarmte seinen Kopf und sah mich an: „Schau, Ma Ma, das ist mein Engel, und ich folge ihm, wohin er auch geht.“ Und sie besiegelte ihr Versprechen mit einem Kuss. Samuel war gerührt und sah mich an: „Was denkst du, Mutter?“ Ich

musste nicht lange überlegen: „Dein Vater besitzt Schiffe und wird sich freuen, dich wiederzusehen, und dort wird es für die Zukunft der Kinder sicherer sein. Und wenn ihr einverstanden seid, reise ich mit euch.“ Samuel und Rebecca strahlten über das ganze Gesicht. „Natürlich, Mutter!“, rief Samuel aus. „Wir werden gut für dich sorgen …“
„Du musst wissen, Samuel, dass ich alleine leben möchte und gerne zu Besuch komme, um euch mit den Kindern zu helfen, aber vergiss nicht, dass ich eine Mission zu erfüllen habe. Jeder Mensch hat das Recht, die Geschichte von Jesus, dem Erlöser, zu hören.“ Hannah kam herein: „Wo bleibt ihr denn?“ Und wir sprangen alle drei gleichzeitig auf, und ich richtete mich in dem Häuschen des seligen Jair und Hannah ein, und Hannah durfte stolz wie ein Pfau mein Gepäck mit Az transportieren, während Oz neidisch zusah.

Samuel

Dieses Land, meine Frau, meine Kinder, meine neue Mutter und ihr Glaube hatten mir so viel gegeben und gelehrt, dass ich es als meine Pflicht ansah, dies meinem Heimatland anzubieten. Sobald ich die Weinreben beschnitten hatte, würde ich zum Hafen von Aschdod aufbrechen, um Kontakt zu einem Handelskapitän meines Vaters aufzunehmen. Tag für Tag wuchs mein Heimweh nach meiner Heimat, und ich freute mich darauf, meine Familie und die Freunde von einst wiederzusehen.

HOHER BESUCH

In Rebekkas und Maria Magdalenas Häuschen verlief alles wie gewohnt. Samuel war inzwischen nach Aschdod aufgebrochen, um Informationen für die Überfahrt nach Massilia zu sammeln. Hannah und Az lernten, einander blind zu vertrauen, und Hannah war so ehrlich, Oz ebenso zu verwöhnen, indem sie ab und zu eine Karotte aus Samuels üppigem Garten stahl. Wenn sie dann von Rebecca zur Rechenschaft gezogen wurde, zeigte sie die große Narbe an ihrem Bein und sagte, Karotten seien gut für die Heilung. Kurz gesagt, sie war noch ein Kind, aber keineswegs dumm: Bei Rebecca die Erinnerung an ihren Beinahe-Tod wachzurufen, ließ jede Strafe augenblicklich wie Schnee in der Sonne schmelzen. Nicht schön, aber klug.
Der Sommer hielt Einzug. Eines Tages, am späten Nachmittag, lief Hannah aufgeregt zum Häuschen von Maria Magdalena: „Ma Ma, komm guck mal, zwei Pferde!“

Maria Magdalena

Ich ließ alles fallen und eilte nach draußen: Zwei Reiter kündigten sich auf ihren schnaubenden Pferden an. Petrus erkannte ich sofort, aber der andere war mir völlig fremd. Ich winkte ihnen zu, und auch Petrus erkannte mich; sie ließen Rebekkas Häuschen links liegen und kamen direkt auf mich zu. Sie waren die ganze Nacht unter Vollmond geritten, und ein „freundlicher Mann“ hatte ihnen an einer schwierigen und wichtigen Kreuzung den richtigen Weg

gezeigt. Die Pferde bekamen sofort frisches Quellwasser von Hannah zu trinken, die von ihnen schnell akzeptiert wurde. Petrus stellte seinen Freund vor: „Das ist Paulus, er ist erst vor nicht allzu langer Zeit zu uns gestoßen und ist eine große Hilfe, denn er kennt die römischen Sitten und die Sprache wie kein anderer. Übrigens, Johannes und Maria lassen dich grüßen und haben darauf bestanden, dich zu besuchen.“ Ich hieß Paulus willkommen und bot ihnen eine Mahlzeit mit frischem Gemüse aus Samuels Garten und frisch gebackenem Brot an. Vor allem Petrus stellte mir Fragen und wollte zum Beispiel sofort wissen, warum ich nach Ein Karem geflohen war und nicht bei Maria in Jerusalem geblieben war. Ich versuchte ihm klarzumachen, dass ich meinem Gefühl gefolgt war, aber ich sah in seinen Augen, dass er das für ein schwaches Argument hielt. Daraufhin erzählte ich ihm von der Taube unterwegs, die mich in meinem Gefühl bestärkt hatte, indem sie mir vorausflog, aber auch das schien ihm kaum glaubwürdig. Ich fuhr dann mit sanfter Stimme fort: „Für mich ist diese Taube dasselbe, Petrus, wie Jesus, der ein abgeschlagenes Ohr wieder anlegt.“ Und da senkte er den Blick: „Vergib mir, Maria Magdalena. Ich bin sehr müde von der Reise.“ Und sein Tonfall wurde während des restlichen Gesprächs milder.

Daraufhin übernahm Paulus das Gespräch und erzählte kurz seine Geschichte, wie er als Saulus in einem nicht gerade ruhmreichen früheren Leben viele Gläubige den Pharisäern ausgeliefert und ihnen damit den Tod gebracht hatte, bis er auf dem Weg nach Damaskus von seinem Pferd gestürzt wurde

und von Gott angesprochen und geblendet wurde, und wie er nach drei Tagen der Besinnung und Umkehr durch die Handauflegung des Ananias wieder sehen konnte und so als der neue Mensch Paulus sein weiteres Leben in den Dienst des Sohnes Gottes stellen wollte. Nach dem bescheidenen Mahl und einer schlaflosen Nacht überkam die beiden Männer gnadenlos die Müdigkeit, und ich bot ihnen meinen Schlafplatz an, damit sie sich ausruhen konnten. Das gab mir Zeit zum Nachdenken, denn nichts geschieht ohne Grund. Petrus, der Apostel, der stets mit Jesus unterwegs war und viele Wunder miterleben durfte, und daneben Paulus, jemand, der Jesus nie persönlich begegnet war, und dort, zwischen den beiden, stand ich als Frau. Warum suchten sie mich, „nur“ eine Frau, auf? Aus Wut, Unwissenheit, Finsternis oder Begierde? Oder spürten sie vielleicht selbst, dass Jesus jeden Augenblick in ihnen war? Was auch immer der Grund war, dies war ein bedeutendes Ereignis, und ich konnte nur dankbar sein. Ich hatte nichts zu verlieren, im Gegenteil, ich konnte möglicherweise etwas von ihnen lernen. Ich suchte Rebecca auf und erzählte ihr von diesem hohen Besuch. Die Pferde hatten genug zu essen und zu trinken; Hannah konnte sich an diesen wunderschönen Tieren gar nicht sattsehen, während Az neidisch zusah. Ich traf Rebecca im Haus an, während sie Johannes stillte. „Ich habe immer weniger Milch“, sagte sie, obwohl sie sich grundlos Sorgen machte. „Das muss so sein, Rebecca, das ist normal. Bei Hannah war es doch auch so? Nach und nach auf feste Nahrung umsteigen“, hörte ich mich sagen, als ob ich mich damit bestens auskannte! Ich,

die noch nie ein saugendes Kind an meiner Brust gehabt hatte! Rebecca dachte offenbar dasselbe, sie stand lachend auf und schob Johannes in meine Arme: „Versuch du es doch mal mit deinen Brüsten?“ Wir lachten beide laut auf, und sogar Johannes musste über diese beiden albernen Frauen lachen und krähen. Das waren unvergessliche Momente der Liebe und des Glücks, die mir noch Jahre später in schwierigen Momenten ein Lächeln ins Gesicht zaubern konnten.

Petrus

An jenem Nachmittag träumte ich, dass ich mit einer Fackel eine Höhle betrat und dort meinem Schatten begegnete. Wir begannen miteinander zu sprechen und fragten uns, wer von uns beiden nun der Echte sei. Mein Schatten und ich hielten uns beide für den Echten: Wir dachten dasselbe, wir bewegten uns gleich und wir dachten beide im selben Moment dasselbe. Wir hatten keine Geheimnisse voreinander und verabschiedeten uns nach einem kurzen Spaziergang brüderlich voneinander. Außerhalb der Höhle strahlte die Sonne mit voller Wucht in meine ungewohnten Augen, und ich erblickte eine Gestalt im blendenden Licht. Ich war überzeugt, dass es mein Schatten war, der mir ins Licht gefolgt war. Die Gestalt sprach zu mir: „Ich bin in dir“, und ja, das konnte ich sofort glauben, und ich antwortete: „Ja, du bist immer in mir, so wie ich in dir bin.“ Ich wurde kurz von einer Taube abgelenkt, die sich vor meinen Füßen niederließ, und ich wollte sie fangen, aber die Taube war schneller als ich. Ich drehte mich schnell wieder um, doch die Gestalt war verschwunden, und ich fühlte mich

Plötzlich fühlte ich mich einsam, obwohl ich ganz sicher wusste, dass ich nicht allein war. Ich schreckte hoch und taumelte noch schläfrig in den Wohnbereich, wo Paulus und Maria Magdalena bereits miteinander über die brutalen Verfolgungen der Christen sprachen, an denen er einst selbst mit großem Bedauern teilgenommen hatte. Sie verstummten plötzlich und sahen mich an: „Geht es dir gut, Petrus? Du siehst bedrückt aus."
Ich erklärte, dass ich einen seltsamen Traum gehabt hatte und dass dieser Traum in mir gemischte Gefühle hervorrief – Freude und Sehnsucht. Es war Paulus, aber noch mehr Maria Magdalena, die plötzlich großes Interesse an meinem Traum zeigte, und beide drängten mich, ihnen meinen Traum zu erzählen. Ich nahm einen Schluck Tee und erzählte meinen Traum in allen Einzelheiten. Paulus verstand nichts davon und Maria Magdalena verstand alles davon, wie sich später herausstellte. Nach meinem letzten Satz hatte sie sofort eine Frage an mich parat: „Was glaubst du, wer diese Gestalt vor der Höhle war?" Ich antwortete: „Es war mein Schatten, der mir nach draußen gefolgt war. Ich war eins mit ihm und es fühlte sich sicher, friedlich und harmonisch an." Ich schaute Maria Magdalena tief in die Augen und konnte sehen, dass sie eine andere Meinung vertrat. Sie schüttelte freundlich den Kopf.

Maria Magdalena: „Diese Gestalt im Sonnenlicht war nicht dein Schatten, es war Jesus. Er hat mir während unserer Gespräche in Nazareth am Fluss ans Herz gelegt, dass er in jedem von uns ist: ‚Ich bin in dir.' Dein Traum ist viel mehr als nur ein Traum. Dein Traum ist eine unschätzbare Botschaft, nicht nur für dich, sondern für

die ganze Menschheit.“

Petrus: „Auch Johannes hat mir etwas Ähnliches gesagt, aber andererseits hat Jesus mir den Auftrag gegeben, die Führung zu übernehmen.“

Maria Magdalena: „Das ist keineswegs ein Widerspruch: Deine wichtigste Aufgabe besteht darin, den Menschen klarzumachen, dass Er in jedem von uns ist. Das erfordert blindes Vertrauen in Seine Liebe und keine irdischen Regeln oder Gesetze. Liebe hat keinen Nutzen von Gesetzen und verlangt lediglich, dass du dein freies Herz in den Dienst deiner Mitmenschen stellst. Wo könnte Er näher sein, als indem Er in jedem von uns jede Sekunde gegenwärtig ist? Daran lässt sich nichts ändern. Die Verantwortung für unsere Liebe zu jedem Mitmenschen liegt bei jedem von uns, aber die letztendliche Verantwortung liegt bei jedem Menschen, der deine Liebe annimmt oder ablehnt, und niemals bei Ihm. Genau wie Er es tat: Er gab sich uns hin und ist in uns, aber Er macht niemandem Vorwürfe, der Seine Liebe ignoriert. Das Beispiel, das Er jedem Menschen mitgibt, müssen wir versuchen, selbst für jeden Mitmenschen aufzubringen.“

Petrus: „Warum hat er mir das dann nie mit diesen Worten gesagt, als er mir den Auftrag gab, seine Lämmer zu hüten? Paulus und ich haben alle Hände voll zu tun mit der Organisation seines Reiches hier auf Erden: geheime Treffen vereinbaren, Vorträge halten,

Briefe schreiben und diese heimlich mit Boten von Stadt zu Stadt überbringen. Ist das denn so überflüssig?“

Maria Magdalena: „Nein, ganz sicher nicht, aber die Botschaft, die du den Menschen übermittelst, muss richtig sein, so wie er es auch Johannes wörtlich sagte: ‚Ich bin in dir.‘ Und er sprach auch von den vier Urkräften in uns, die dagegen ankämpfen: Wut, Dunkelheit, Begierde und Unwissenheit. Was muss noch geschehen, damit du dies annimmst, Petrus? Jesus und Sein Vater sind die Quelle allen Lebens: Der Vater schuf das Leben von allem, und der Sohn gab sein Leben jedem Menschen und lebt nun in jedem von uns weiter. Du musst mir nicht glauben, Petrus, aber glaube wenigstens Johannes, wenn du mir nicht glaubst. Jesus zählt darauf. Denk gut darüber nach!“ Ich wartete einen Moment und fuhr dann aus großer Sorge um sein Ehrgefühl äußerst vorsichtig und leise, kaum hörbar, fort: „Und hüte dich vor Hochmut und Eifersucht, Petrus.“

Paulus

Das Wort war gefallen: Hochmut. Petrus wurde blass und biss sich auf die Lippen. Ich hatte die ganze Zeit im Hintergrund zugehört; es war das erste Mal, dass ich Maria Magdalena sprechen hörte, und schon nach fünf Minuten war ich tief beeindruckt von ihrer Leidenschaft. Nach jeder ihrer Äußerungen wurde ich neugieriger darauf, was Jesus ihr noch alles erzählt hatte. Es war offensichtlich, dass Jesus und Maria Magdalena gemeinsam sehr tiefgründige Gespräche geführt hatten

und ich konnte mir gut vorstellen, wie auch Jesus ihr aufgrund ihrer Intelligenz, ihrer Lernbegierde, ihrer ehrlichen Selbsterkenntnis und ihrer Offenheit gerne zuhörte. Sie war ein offenes Buch und erzählte auf meine Frage hin von den vier bösen Mächten in uns: Wut, Dunkelheit, Begierde und Unwissenheit. Und vor allem dieses Wort „Unwissenheit“ traf Petrus und mich hart. Waren wir denn dumm? Oder lagen wir denn so daneben? Und ausgerechnet dieses Wort „Unwissenheit“ erklärte sie so, wie Petrus und ich uns gerade fühlten: „Was weiß ich denn nicht, Herr?“ Die Antwort, die sie selbst einst von Jesus erhalten hatte, wiederholte sie nun für Petrus und mich: „Das Bewusstsein, dass Ich in euch bin, Ich lasse euch nicht los, aber ihr vergesst, Mich in euch selbst zu erkennen.“ Und Maria Magdalena fasste es danach noch prägnanter zusammen: „Er ist die Liebe in jedem von uns, und ja, wir vergessen oft, liebevoll zu sein.“ Ich war erneut völlig aus der Bahn geworfen. Es klingt sehr anmaßend, aber ich erkannte mich teilweise in ihr wieder: alles dafür geben, koste es, was es wolle. Es überraschte mich überhaupt nicht, dass Maria Magdalena die erste Menschin war, der es vergönnt war, dem auferstandenen Herrn zu begegnen, und daran bestand kein Zweifel. Sie erzählte den Aposteln, dass Er zu ihr gesagt hatte, sie solle den Aposteln mitteilen, dass Er noch am selben Abend vor ihnen erscheinen würde, und so geschah es auch. Daran konnte nicht der geringste Zweifel bestehen: Sie hatte den auferstandenen Christus als Erste getroffen. Das bedeutete doch sehr viel, auch wenn sie dieses Argument selbst überhaupt nicht als Druckmittel benutzte, um in diesem Gespräch bei Petrus Glaubwürdigkeit zu erzwingen. Sie

plädierte sie im Gegenteil dafür, dass Petrus sich auch bei Johannes Rat holen sollte – was nur wenige tun würden, die sich selbst für unfehlbar hielten. Und als sie Petrus dann sanft vor Hochmut und Eifersucht warnte, wirkte dies wirklich wie eine fundierte und mehr als berechtigte Sorge. Und das galt genauso für mich: Ich fühlte mich klein gegenüber einer Frau, die sich bescheidener gab, als ich es selbst könnte. Petrus rang erneut mit der Frage: „Warum hat Er mir das dann nie so mit diesen Worten gesagt, als Er mir den Auftrag gab?“ Ich wusste, warum Maria Magdalena darauf nicht antworten wollte; schließlich konnte sie dies als Frau nicht tun, ohne ihre Demut preiszugeben. Die Antwort auf die Frage, warum es ein Mann sein musste, lautete, dass die Gesellschaft, in der wir lebten, immer noch eine ist, die ausschließlich von Männern geführt wird, und es für eine Frau unmöglich wäre, Männer zu überzeugen … übrigens war dieses Gespräch mit ihr für Petrus schon sehr schwer zu akzeptieren. Und ich muss ehrlich sein, auch mir fiel es zunächst schwer. Es gibt offenbar so vieles, was wir Männer nicht begreifen. Petrus und ich haben dieses Treffen später oft wieder aufgegriffen, gemeinsam oder jeder für sich, und mir wird viel zu spät bewusst, dass ich Maria Magdalena und allen Frauen zu wenige Chancen geboten habe. Wir taten nichts anderes, als Regeln und Gesetze zu erlassen, schlossen die Frauen aus den wichtigsten Führungsgremien aus und fühlten uns ihnen gegenüber überlegen. Wir gingen von einer falschen Grundlage aus.

Wir hätten von Anfang an auf Johannes und Maria Magdalena hören sollen.

Maria Magdalena

Es blieb auch schwierig, sie nicht zu verletzen. Es überraschte mich, dass Petrus offenbar den anderen Jesus in persönlichen Gesprächen nie kennengelernt hatte, was ich ihm keineswegs übel nehmen durfte. Warum sprach Jesus nicht mit Männern so, wie er mit mir sprechen konnte? Ich weiß es nicht, doch muss es dafür einen wichtigen Grund gegeben haben oder zumindest einen praktischen Grund. Ich möchte es zumindest verstehen können[72], um der Botschaft Jesu gerecht zu werden und den gesamten Zusammenhang zu begreifen. Jesus zeigte sich ihnen und mir von seinen beiden Seiten, der menschlichen und der göttlichen, das war klar. Aber offenbar erklärte er nur Maria, Johannes und mir auch die Kehrseiten davon: Was bedeuteten ihre Natur, ihre Eigenheiten, ihre Quellen, ihre Verflechtung der Kehrseiten mit den Vorderseiten in der Praxis, wodurch diese sich manchmal scheinbar widersprüchlich verhielten und so

---

[72] Der einfache Grund: Die Frau wurde zu jener Zeit stets als minderwertig angesehen, und Jesus brauchte starke Frauen wie Maria und Maria Magdalena, um den Frauen das Wort zu erteilen. Die jahrtausendelange Überheblichkeit des Mannes zwang Ihn, dies zu berücksichtigen; die Ungleichheit zwischen Mann und Frau war damals hundertmal größer als heute. Für Maria Magdalena war dies unverständlich, denn sie war das genaue Gegenteil und trat für die Gleichberechtigung der Geschlechter ein. Mit anderen Worten: Ihr aufsehenerregendes, schriftlich festgehaltenes Evangelium hätte es niemals schaffen können, damals nicht und auch heute noch nicht.

zu Missverständnissen führten, zum Beispiel die Rolle des Geschlechts des Menschen, was in unserem heutigen Gespräch zwar sehr respektvoll ablief, aber leider nichts für die Zukunft änderte oder löste.

Petrus

Ich ging hin, um mir die Pferde anzusehen. Einfach so. Ich brauchte frische Luft. Doch weder die Pferde noch die frische Luft konnten die quälenden Gedanken in meinem Kopf zum Schweigen bringen. Ich schrie es innerlich heraus: „Warum hast du uns hierher geschickt, mein Herr? Um von deinem Geliebten zu lernen, was du uns nicht beigebracht hast? Mein Kopf platzt, mein Herz zweifelt, mein Glaube wankt. Lass einen Blitz auf mich herabkommen und befreie mich von dieser Aufgabe. Ich bin schwach. Es tut mir leid. Was soll ich hier tun, Herr? Ich spüre, dass mir etwas fehlt, aber ich weiß nicht, was mir fehlt. Ich werde verrückt!“

Ich stand buchstäblich da und drehte mich im Kreis, als ich plötzlich eine junge Frau mit einem Baby im Arm und einem kleinen Mädchen an der Hand auf mich zukommen sah. Johannes hatte mir bereits etwas von einer jungen Familie erzählt, die dort wohnte.
Schon von weitem rief sie: „Es tut mir leid, dass ich euch nicht im Haus von Johannes dem Täufer übernachten lassen kann, aber ihr seid jederzeit willkommen.“ Ich eilte ihr entgegen. Sie fuhr fort: „Vielleicht interessieren euch ja die Papyrusrollen von Zacharias, dem Vater von Johannes dem Täufer? Ich weiß nicht, ob Maria Magdalena davon gesprochen hat. Ach ja, ich bin Rebecca, und das hier ist Hannah, und dieser

„Der junge Herr heißt Johannes, weil er im Haus von Johannes dem Täufer geboren wurde.“ Es war eine mehr als willkommene Einladung; ich hatte gedacht, Maria Magdalena würde im Haus von Johannes dem Täufer wohnen, aber das stellte sich als Irrtum heraus. Rebecca erzählte mir auf dem Weg zu ihrem Häuschen, wie sie auf wundersame Weise hierher gekommen war, und plapperte ununterbrochen, während sie Tee kochte. Erst als sie ihren ersten Schluck Tee trank, verstummte sie. Ich fand es schön, dort zu sein und selbst kaum reden zu müssen. Sie begann, von Samuel zu erzählen, dass er der Sohn eines reichen Kaufmanns in Massilia sei und dass sie zusammen mit Maria Magdalena aufbrechen würden, weil Samuel darauf bestand, auch in Massilia die Geschichte von Jesus, dem Nazarener, zu verkünden. Hannah kam dazu, und ich sah plötzlich diese hässliche Narbe an ihrem Bein und fragte sie, woher sie stamme. Rebecca erzählte die ganze Geschichte von Maria mit den wundersamen Windeln, die sie geheilt hatten, und sie beendete ihre Erzählung mit: „Ich habe von Maria etwas gelernt, eigentlich ist es richtiger zu sagen, dass ich ein Geschenk von ihr erhalten habe: Sie lehrte mich, dass ich, wenn ich Schmerz oder Trauer empfinde, meine Arme in Gedanken um ihren Körper legen und meine Finger ineinander verschränken soll, als würde ich so eine Windel der Liebe um ihre Gegenwart legen, um sie dann mit den Worten zu begrüßen: ‚Sei gegrüßt, Maria, der Herr ist mit dir‘, und dann würde sie von ganz weit weg antworten: ‚Sei gegrüßt, Rebecca, der Herr ist mit dir.‘“ Rebecca sprang auf und wollte es mir vorführen … ich musste aufstehen, und sie schlang ihre beiden Arme um mich, verschränkte

Sie legte ihre Finger hinter meinen Rücken, schmiegte sich an mich und sprach leise: „Sei gegrüßt, Petrus, der Herr ist in dir.“ Und ich schlang meine Arme um sie, verschränkte meine Finger und antwortete: „Sei gegrüßt, Rebecca, der Herr ist in dir.“
Ich konnte nicht verhindern, dass mir eine Träne in die Augen stieg; ich war nicht gerührt, sondern eher überwältigt von der Art und Weise, wie diese junge Frau, kaum mehr ein Mädchen, mich mit solchen Worten ansprach und mein Herz zum Blühen brachte. Es schien, als würden Zacharias und Elisabeth, die ich noch gekannt habe, mich ansehen und mich ermutigen, meine Versagensangst und Verzweiflung hinter mir zu lassen.

„Ach ja“, brachte mich Rebecca schnell wieder auf den Punkt, „die vier Papyrusrollen des Zacharias? Sogar Johannes der Täufer kannte die Rollen auswendig.“ Ich nickte eifrig und sie tauchte sofort unter das Bett und holte die Rollen hervor. „Das ist die erste Rolle und diese hier enthält den Wortschatz und die Grammatik.“ Ich untersuchte die erste Rolle sehr neugierig. Dieses Griechisch war für mich meine zweite Muttersprache, den Wortschatz und die Grammatik brauchte ich daher nicht. Ich sagte ihr spielerisch auf Griechisch, dass ich diesen Wortschatz und diese Sprache gut beherrschte, und schloss mit „ευχαριστώ πολύ“ oder „vielen Dank“. Sie lachte und antwortete mit „γκρέγκενταν“ oder „gern geschehen“. Das Eis zwischen uns war nun vollständig gebrochen. Griechisch war nun einmal meine zweite Sprache, da meine Mutter griechischer Herkunft war. Innerhalb einer halben Stunde hatte ich die vier Rollen gelesen und bestimmte Stellen sogar noch einmal

gelesen. Was für ein schönes

Ein Märchen, aber mit einem so traurigen Ende: Der König, der in einem Kerker zur Einsicht gelangt, indem er das Kind in sich wiederfindet, aber gefangen ist. Ich gab Rebecca die Schriftrollen zurück. „Eine schöne Geschichte, Rebecca, aber so ein trauriges Ende … Bewahre die Schriftrollen gut auf.“ Doch sie antwortete: „Es gibt noch eine fünfte Schriftrolle, und nur Maria und Maria Magdalena kennen das Ende.“ Hannah klammerte sich an ihren Rock, Johannes bekam Hunger, und wir verabschiedeten uns.
Ich machte mich voller Neugier auf den Weg zu Maria Magdalena und der fünften Papyrusrolle.

Paulus

Maria Magdalena war sehr enttäuscht, als Petrus sich mit der Ausrede, er wolle „nach den Pferden sehen“, aus dem Staub machte. Ich beruhigte sie sofort: „Er trägt eine schwere Last auf seinen Schultern und ist es nicht gewohnt, mit einer Frau umzugehen, schon gar nicht mit einer Frau, die Jesus besser gekannt hat als er selbst. Auch mir fällt das schwer, denn meine Mutter war die unterwürfigste Frau, die ich je gekannt habe. Mein Vater war der Boss. Der Mann ist bei den Juden und in allen umliegenden Ländern, in denen ich gewesen bin, der Chef. Schade, dass Jesus selbst darüber nie öffentlich oder mit seinen Aposteln sprach, obwohl klar war, dass er in seinem Handeln Frauen gegenüber sehr respektvoll war. Viele Frauen liebten ihn deshalb auch. Es ist schrecklich, das zu sagen, und noch schlimmer: Ich schäme mich zutiefst für meine schlimme Vergangenheit: Ich habe mehr Frauen in den Tod getrieben als Männer. Vergebt mir! Frauen waren

standhafter in ihrem Glauben, und nur wenige Männer hielten den manchmal schrecklichen Folterungen stand. Es ist mir zutiefst peinlich, das zu sagen. Einmal war ich dabei, als eine Frau, die ihr Baby stillte und die ich gefangen genommen hatte, ihr Baby mit ins Feuer nahm. Ich denke immer wieder daran zurück, wie damals, als wir hier ankamen und ich diese junge Frau mit ihrem Baby im Arm sah, die uns zuwinkte; es tut mir jedes Mal weh … Und doch hat Jesus mir vergeben. Kannst du mir das vergeben, Maria Magdalena?“

Maria Magdalena: „Ich muss dir nicht vergeben, Paulus, denn es ist bereits vergeben. Ich glaube jedoch, dass ich durch meine Gespräche mit Jesus ebenfalls jeden noch so grausamen Tod ertragen und meinem Folterer mit denselben Worten wie Jesus vergeben könnte: ‚Vergib ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie tun.‘ So wie du jetzt weißt, was du damals nicht wusstest. Es ist mutig von dir, dies einer Frau zu gestehen, und das ehrt dich, denn nur wenige Männer würden dies über die Lippen bringen. Ich hoffe, dass Petrus dies noch lernt…“ Es folgte eine Stille. Das hätte ich niemals sagen dürfen, ich darf nicht über andere urteilen, ich muss das Petrus selbst sagen. Ich glaube nicht, dass es zu Paulus durchdrang, er schien immer noch gelähmt von dem Gedanken an diese junge Frau mit dem Baby im Feuer. Ich hatte Mitleid mit ihm und bewunderte ihn zugleich: Dies einer Frau zu gestehen, war etwas, das in dieser Gemeinschaft kaum vorkam. Paulus blieb durch das

Ich starrte aus dem Fenster. Er trug die Schuld. Was hatte er in seiner Jugend durchgemacht? Ich dachte an meine eigene Jugend zurück, als ich mit ansehen musste, wie meine Mutter und meine drei kleinen Brüder von den Römern als Vergeltung niedergemetzelt wurden, nachdem mein Vater, ein Zelot, bereits im Kampf gefallen war. Das hat mein Leben geprägt und mich eine wichtige Sache gelehrt: dass die Botschaft Jesu in dieser Welt von unschätzbarem Wert ist, um sie vor weiterem Unheil zu bewahren. Und Paulus, hier vor meinen Augen, war ein Beweis dafür, wie das möglich war. Dieser Gedanke ließ mich aufstehen und zu ihm gehen, um ihn in meine Arme zu schließen und ihn zu trösten wie eine Mutter, wie eine Maria unter dem Kreuz, und Paulus weinte wie ein Kind, das die Scham für seine Tränen überwunden hat. Er klammerte sich verzweifelt an mich, und sein Schmerz bohrte sich tief in mein Herz, und auch ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten und tröstete ihn: „Jesus ist in uns beiden, Paulus. Steh auf und geh, Paulus!“ Und der Gelähmte stand auf und sprach durch seine Tränen hindurch: „Ich kann gehen!“ Wir lachten beide vor Glück, wischten uns die Tränen ab, und ich schenkte ihm noch einmal Tee ein.

Ich wechselte sofort das Thema. „Ich werde bald mit Rebecca und Samuel und den Kindern nach Massilia aufbrechen, um über Jesus zu sprechen. Du darfst jederzeit zu Besuch kommen, aber erschrecke nicht: Ich behandle dich als Gleichberechtigte, so wie Jesus mich als einem Mann gleichgestellt behandelt hat. Mache also keinen Unterschied und schaffe vor allem keine Unterscheidungen, Regeln oder Gesetze hinsichtlich des Geschlechts eines Menschen. Göttliches Wissen wird von

Mann und Frau geteilt, und was der eine

Was der eine nicht weiß, kann der andere mit dem ergänzen, was er besser weiß. Behandle mich wie einen Mann, und ich behandle dich wie eine Frau, und so sind wir beide gleich und gleichwertig in der Liebe. Und wenn dann praktische Vereinbarungen getroffen werden müssen, bleibt die Gleichwertigkeit in dieser Liebe verwurzelt und gewährleistet, und wir überwinden den Streit um die Unterschiede zwischen Mann und Frau. Dann werden Gesetze und Regeln – ich kann das nicht oft genug betonen – als solche völlig überflüssig. Jesus, der in dir und in mir wohnt, beschäftigt sich nicht mit unserem Geschlecht. Jesu Botschaft ist universell. Oh ja, ich war in ihn verliebt. Meine Liebe war aufrichtig, und ich habe ihm davon erzählt."

Paulus antwortete mir: „Ich danke dir für so viel Offenheit. Darf ich fragen, wie er damit umgegangen ist?"

„Er sagte mir, dass seine Liebe zu mir ebenfalls aufrichtig sei, dass sich unsere Liebe jedoch in ihrer Natur unterscheide: Ich lebe nach der menschlichen Natur, und er lebt nach der göttlichen und menschlichen Natur. Die menschliche Natur kennt die Verliebtheit als einen wichtigen Antrieb für das Überleben des Menschen, während bei ihm die göttliche Liebe die menschliche Verliebtheit völlig in den Schatten stellt und sie kaum noch relevant macht. Göttliche Liebe liebt jedes Geschöpf selbstlos, etwas, das wir uns kaum vorstellen können." Paulus nickte. Wer könnte das besser wissen als jemand, dem Vergebung zuteilwurde, nachdem er eine Frau und ein Kind in den Feuertod getrieben hatte? Und war er schuldig? Ich fragte ihn, wie seine Kindheit verlaufen sei. Diese Frage erschreckte ihn zutiefst,

als ob ich die Antwort bereits wüsste. Er zögerte einen Moment und wagte es nicht, mir in die Augen zu schauen: „Mein Vater war ein brutaler Mensch und meine Mutter nicht weniger, weil ich ihr ungewolltes Kind war. Ich war zu viel für sie. Stört es dich, wenn ich deine Frage nicht weiter beantworte?“

Ich sah, wie das Schilf vor meinen Augen knackte. Allein der Gedanke an seine hilflose Kindheit tat mir weh – wie musste es dann erst für diesen schuldbewussten Erwachsenen sein, der mit einem falschen Bild von Liebe durchs Leben gehen musste. „Natürlich nicht, Paulus“, sagte ich und wartete, bis er nach diesem erschütternden Schamgefühl den Kopf wieder heben konnte. Er tat mir furchtbar leid, und ich versuchte, die Wunde zu lindern: „Schuld, die wehtut, ist der Anfang der Heilung, aber gleichzeitig ist es gut, dass du verstehst, dass auch deine Eltern wahrscheinlich schlimme Dinge erlebt haben.“ Es schien nicht zu ihm durchzudringen. Noch nicht.
„Ich kann mir das nie verzeihen“, sagte er leise, denn vor lauter tiefer Scham brach seine Stimme immer wieder.
„Warum ist es so schwer, uns selbst zu verzeihen, lieber Paulus?“
Paulus dachte einen Moment nach, doch dann sah er mich hilflos an und blieb mir die Antwort schuldig. Das sprach Bände: Auch im fortgeschrittenen Alter war er noch keinen Schritt weiter als damals, als er noch ein Kind war. Ich fuhr fort: „Meiner Meinung nach können wir uns selbst nicht vergeben, weil es uns gegenüber unseren Mitmenschen nur selten gelingt, ihre Fehler zu vergeben.

Hast du deinen Eltern im tiefsten Sinne des Wortes vergeben?“

Er sah mich verwundert an und schüttelte demütig den Kopf. Ich fuhr mit meiner Argumentation fort: „Ich glaube, darin liegt der Kern des Sündenfalls: Der Mann aus Eden fühlt sich immer noch berechtigt, der Frau nicht und niemals zu vergeben, wodurch er sich weiterhin überlegen geben und die Frau über Jahrhunderte hinweg bestrafen kann, und dadurch fühlt er sich ‚besser und mehr‘. Oder nein, er glaubt, dass er besser ist und mehr weiß. Jesus kam, um den Menschen zu zeigen, dass er sowohl dem Mann als auch der Frau vergibt, und er möchte diese Botschaft vermitteln: Liebe ist universell und hat nichts mit Geschlechtern zu tun, und noch weniger mit Unterdrückung, Verachtung oder Abrechnung. Jesus ist in jedem Mann und jeder Frau gleich, und sein Kommen muss ein Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit sein nach dem Sündenfall im Garten Eden, nach der Trennung von Mann und Frau. Er erwartet, dass wir unseren Mitmenschen vergeben, was auch immer er getan haben mag, damit wir unsere eigene Schuld vernichten und uns wieder Zugang zur Liebe verschaffen: ein neues Eden. Und der Sohn Gottes auf Erden gab uns das Beispiel.“

Es wurde still. Er schien sprachlos, aber nicht verletzt. Im Gegenteil, ich sah sogar Hoffnung in seinem Blick.

Ich gestehe: Es ist eine gewaltige und fast unlösbare Aufgabe, dies einem Mitmenschen verständlich zu machen. Hätte ich Jesus nicht persönlich aus nächster Nähe geliebt, hätte ich auch Jahrhunderte gebraucht, um das Trauma von Eden im Menschen

. Ich fühlte mich, als wäre ich ein Bote Jesu, auch wenn ich mich selbst für diese Aufgabe zutiefst unwürdig hielt. Ich frage mich immer noch, warum Er dies nicht direkt weitergab, zum Beispiel an Petrus statt an zwei Frauen? Wäre das nicht effizienter gewesen? Ich kann dafür nur eine schwache Erklärung finden: Eine Frau, die ein Kind trägt und gebärt, steht dem Geheimnis der Liebe bereits näher, und ich, der ich das nicht erlebt habe und nie erleben werde, stehe bei diesem ganzen Geschehen ein wenig zwischen Mann und Frau. Was Maria erlebt hat, ist von viel höherer Ordnung und scheint mir für jeden Sterblichen unergründlich. Maria steht als einziger Mensch so hoch, dass sich ihre menschliche Natur allmählich in eine göttliche Natur verwandelt, die hinter den Kulissen mehr für den Menschen bewirken kann als vor ihnen. Ich denke zum Beispiel an die Hilfe, die sie Rebecca geleistet hat.
Paulus' Stimmung hellte sich allmählich auf. Ich schaute aus dem Fenster und sah Petrus kommen. Ich ließ ihn herein, und die freudig funkelnden Augen verwandelten sich wenig später am Tisch in Worte.

Petrus

„Rebecca! Ihre Geschichte von Maria! Wie Maria ihr das Beten beigebracht hat! Sie machte es vor, und ich tat es ihr nach und spürte, wie ein Friede über mich kam! ‚Gegrüßet seist du, Maria, der Herr ist mit dir…' Paulus, das müssen wir in einem Brief an unsere christlichen Gemeinden weitergeben!"

Paulus

Und Petrus machte es uns vor. Ich verstand einfach nicht, warum Petrus nun mit „der Herr ist in dir“ leben konnte, während er Maria Magdalenas frühere Erzählung anzweifelte. Maria Magdalena schaute mich an statt ihn, und auch sie verstand den Sinneswandel nicht. Ich sah es als meine Pflicht an, Petrus darauf hinzuweisen. „Petrus, du hast Rebecca doch richtig gehört: ‚Der Herr ist in dir‘?“ Petrus erschrak kurz über sich selbst, sah mich an, dann Maria Magdalena.

Petrus

Ich dachte kurz nach und setzte mich. Es gab nur zwei Möglichkeiten: „in dir“ oder „mit dir“. Ich verstand die Botschaft des Paulus sofort: „Mit dir“ ist weniger umstritten als „in dir“, und ich wiederholte es noch einmal: „Sei gegrüßt, Maria, der Herr ist mit dir. ‚Mit dir‘ ist viel umfassender und leichter vorstellbar.“ Und ich fügte hinzu: „Auf meine Verantwortung!“

Paulus

Mein Freund verstand das überhaupt nicht, und ich hatte Angst, dass er wieder seine gute Laune verlieren würde. Maria Magdalena kam mit einem Schlag, auch wenn er nicht so gemeint war, daher: „Petrus, stehst du höher als die Mutter Gottes selbst?“ und das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Petrus hatte genug davon: „Hat Jesus dich zum Hüter seiner Kirche ernannt? Er hat den Auftrag mir gegeben, nicht

dich, und dafür hatte er offenbar gute Gründe. Zweifelt du etwa an ihm?“ Maria Magdalena antwortete: „Wir sind doch beide Menschen, und wir können uns beide irren. Frag Maria selbst, denn es ist im Grunde sehr wichtig.“
Petrus’ Tonfall wurde ruhiger, und er schlug einen Kompromiss vor: „Wir werden vorläufig ‚mit Euch‘ verwenden, bis wir von Maria eine endgültige Antwort erhalten.“ Und Maria Magdalena gab dem der Sache willen nach und sah mich dabei an. Ich nickte nur. Maria Magdalena ging zu Rebecca.

Maria Magdalena

Ich floh nach draußen: Alle vier Kräfte kämpften in mir gegen die Liebe. Aber ich wehrte mich heftig.
Wut? Sei wütend auf deine Wut. Beruhige dich und vergib.
Unwissenheit? Sei dir bewusst, dass du nicht alles weißt.
Begierde? Sei demütig und dankbar für alles, was du je erhalten hast.
Dunkelheit? Beende diesen Kampf und lache über dich selbst.
Und als ich bei Rebecca ankam, war schon alles wieder wie zuvor. Ich hatte meinen inneren Frieden wiedergefunden.

Petrus

Ich war wütend, weil man mich für dumm hielt. Ich kann nicht leugnen, dass ich eifersüchtig war, weil sie offenbar eine viel engere Beziehung zu Jesus hatte und weil sie – und nicht ich – als Erste die Auferstehung Jesu sehen durfte. All das konnte ich überhaupt nicht relativieren.

Was mich noch viel mehr störte, war das Gefühl, dass Paulus ihr eher glaubte als mir. Ich musste mich zusammenreißen, um keinen Streit mit Paulus anzufangen, und das Ergebnis war ein kalter Krieg zwischen uns. Ich fühlte mich innerlich furchtbar. Und je schlechter es mir ging, desto mehr verfluchte ich Maria Magdalena dafür, dass sie mich in diese Ecke gedrängt hatte. Ein bisschen Respekt hätte schon sein können. Von der Seitenlinie aus ist es leicht zu reden. Wie sehr Paulus auch versuchte, freundlich zu mir zu sein, es wirkte kontraproduktiv, solange er sich nicht offen auf meine Seite stellte, aber nein: Er entschied sich dafür, ihr zumindest teilweise Recht zu geben. Wie konnte ich diesen aufkeimenden Hass gegenüber Maria Magdalena stoppen? „Für mich ist diese Taube dasselbe, Petrus, wie Jesus, der ein abgeschlagenes Ohr wieder annäht.“ Wie kann sie es wagen? Herr, hilf mir, wenn es dir recht ist! Warum hast du dann mich statt Maria Magdalena erwählt? Es dröhnt in meinem Kopf. Ich kann nirgendwo hin. Und gerade jetzt, in diesem Moment, kommt Paulus und erzählt mir ganz ungeniert, dass er einen kleinen Spaziergang machen geht! Von einem Freund erwarte ich schon etwas anderes. Jetzt sitze ich hier allein. Ach ja, ich sehe ihn in Richtung des Häuschens von Rebecca und Maria Magdalena gehen, was für einen netten Freund habe ich doch... Darauf kann ich mich ja verlassen! Geh noch ein paar Christen verfolgen, Mann, deine Arbeit ist noch nicht getan! Koche sie gar! Ich war außer mir und erkannte mich selbst nicht mehr wieder. Bis plötzlich eine Taube am Fenster landete und mich unverwandt anstarrte. In diesem Moment brach ich zusammen. Ich fiel lange auf den Boden und krümmte mich vor Scham

und Schmerz: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes,

„Erbarme dich meiner, Sünder [73]“, und ich wiederholte diesen Satz stundenlang, damit nichts anderes in meinen Gedanken dazwischenkommen konnte, und ich spürte, wie die Gnade wirklich in mein Herz herabsank. Ich erhielt Gnade für das, worum ich gefleht hatte. Paulus kam herein, und wir fielen uns brüderlich in die Arme und baten einander um Vergebung. Der Himmel hellte sich auf.

Wenig später kam Maria Magdalena herein, um zu sehen, ob sie noch etwas für uns tun könne, und ich antwortete sofort: „Gewiss.“ Auch sie umarmte ich und bat sie um Vergebung. Ein Blick in ihre Augen ließ mich verstehen, warum Jesus sie so liebte, und entlockte mir die folgenden Worte: „Der Herr ist in dir.“ Und sie antwortete mir: „Vergib mir meine Ungeduld, und ich bete um Seine Kraft für deine Aufgabe.“ Ich dankte ihr und stellte daraufhin die Frage: „Ich habe die vier Papyrusrollen des Zacharias gelesen, aber Rebecca sagte mir, dass es noch eine fünfte Rolle gibt. Kannst du mir etwas darüber sagen?“ Sie nickte, und wir setzten uns beide zu Paulus an den Tisch.

---

[73] Dies ist das wichtigste Gebet, das uns noch immer aus den orthodoxen Klöstern überliefert wird, wo tatsächlich zwei Stunden lang im Dunkeln, bei spärlichem Licht auf die Ikonen von Christus und Maria, abwechselnd Nonnen und Mönche laut vorbeten. Es gibt eine wichtigere Variante dieses einfachen Satzes, die individuell angewendet wird. Angenommen, du hasst jemanden namens Paulus wirklich, dann rät dir der geistliche Vater, das Gebet wie folgt zu beten: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, durch die heiligen Gebete des Paulus, sei mir, dem Sünder, gnädig.“ Wenn du dies tagelang und sogar wochenlang zwischen zwei Handlungen ganz konzentriert in dir wiederholst, verschwinden die Hassgefühle Schritt für Schritt und du erlebst diese Befreiung als grundlegend für den Rest deines

Lebens.

Paulus

Ich hatte noch nie von den vier Papyrusrollen gehört. Maria Magdalena erklärte zunächst in groben Zügen, woher der Text stammte, erzählte etwas über Zacharias und Elisabeth und wie Johannes der Täufer die vierte Rolle sogar auswendig kannte, woraufhin sie Petrus bat, die Geschichte zu erzählen, da sie ihm noch frisch im Gedächtnis war. Sie kochte unterdessen frischen Tee und stellte auch trockene Kekse mit Rosinen auf den Tisch. Petrus vertiefte sich ganz in die Geschichte, und es war erstaunlich, mit wie viel Sinn für Details er sich daran erinnern konnte. Er schloss mit den Worten: „Der Torwächter nahm daraufhin das kleine Ebenholz-Kästchen und legte es in den Schoß des Fremden, der sich an nichts mehr erinnerte, und dieser öffnete das Kästchen. Als wäre die Berührung mit dem Inhalt ein Schlüssel, öffneten sich plötzlich die traurigen Augen des Fremden. Als der Torwächter in ihre dunklen Höhlen blickte, war es, als würde ihn der Anblick der Seele des Kindes niederschlagen. ‚Mein König!', sagte er. Er fiel weinend nieder und setzte dem alten König die Krone auf."

Petrus und ich, unsere Augen glänzten erneut vor Rührung, während Maria Magdalena regungslos aus dem Fenster starrte. Petrus und ich begannen sofort, laut darüber zu spekulieren, was mit dieser Geschichte gemeint sein könnte. Wir ließen unserer Fantasie freien Lauf, umso mehr, als Rebecca ihm erzählt hatte, dass es noch eine fünfte Papyrusrolle gab und dass Johannes der Täufer selbst ebenfalls auf diese fünfte Rolle angespielt hatte.

Petrus fragte Maria Magdalena sofort, was noch auf der fünften Papyrusrolle geschrieben stand.

Maria Magdalena
Ich wandte mich an die beiden und fragte: „Was glaubt ihr, was dann weiter geschah?“ Sie dachten einen Moment nach und begannen untereinander und miteinander nach einer Antwort zu suchen.

Petrus: „Der Zauberer ist das Sinnbild der aus den Fugen geratenen Welt.“
Paulus: „Er ist der Teufel, der nur nach Macht und Unheil giert und die Menschen beherrschen will.“
Petrus: „Er stiftet Unordnung und hat Angst, dass der König zurückkehrt.“
Paulus: „Das Kind ist nun im Vater. Und … Und auch umgekehrt: der Vater im Kind.“
Petrus: „Genau, es ist bemerkenswert, wie sehr dies mit Jesus und dem Vater übereinstimmt, auf den Er immer wieder verweist.“
Paulus: „Und der Torwächter, wer ist das?“
Petrus: „Der Torwächter? Tja … er kommt mir wie eine Art Gesandter vor, ein Bote von oben. Was meinst du, Paulus?“
Paulus: „Ich habe gehört, dass, als Johannes der Täufer Jesus im Jordan taufte, eine Taube sanft auf Jesu Schulter herabglitt … es muss etwas Ähnliches sein.“
Petrus: „Das ist in der Tat gar nicht so unwahrscheinlich, und nach allem, was wir erlebt haben, sollten wir uns nicht wundern, dass alte Papyrusrollen ein Vorbote eines Szenarios sind, das uns von höherer Stelle angeboten wird, um

noch einmal zu bestätigen, dass Jesus das Kind des Königs ist. Genauso wie übrigens der Stern bei seiner Geburt unglaublich ist, aber dennoch geschehen ist. Aber was könnte dann in der fünften Papyrusrolle stehen? Was ist der Sinn davon?“

Petrus sah mich sofort fragend an. Ich hatte das natürlich erwartet und hatte meine Antwort schon parat: „Die fünfte Papyrusrolle, lieber Petrus, diente in erster Linie dazu, Maria, seine Mutter, auf das Schlimmste vorzubereiten. Er erzählte ihr wortwörtlich, was mit ihm geschehen würde: Das Kind des Königs würde in die Welt zurückkehren, um die Menschheit vor allen dunklen und lieblosen Mächten und Kräften zu retten. Er sagte ihr wörtlich, dass er gekreuzigt werden würde, damit sie sich darauf vorbereiten konnte. Wie könnte die Liebe in Person nicht liebevoll zu seiner Mutter sein? Die fünfte Rolle ist keine Papyrusrolle, sondern die gesamte Geschichte von Jesu Leben, die wir der Welt verkünden werden. Die fünfte Rolle erzählt uns, wie der Tod überwunden wurde. Die fünfte Rolle ist ein endloses Buch, in dem jeder Mensch eine Hauptrolle erhält und die freie Wahl hat, sich für den geistigen Tod oder für die ewige Liebe zu entscheiden.“

Plötzlich wurde es still in dem Häuschen von Jair und Hannah. Ich hielt es für klug, mich nicht als Quelle zu nennen und nur Maria zu erwähnen. Ich hatte bereits begriffen, wie schwer es Männern fiel zu akzeptieren, dass ich mehr Vertrauen von Jesus erhalten hatte als sie. Es war für sie ohnehin schon so schwer zu verstehen, dass er mir

seinen Tod zuerst mir erschienen war. Es blieb still, und ich entschuldigte mich; ich ließ sie einen Moment allein, denn Rebecca brauchte mich um diese Tageszeit, um die Kinder zu waschen und ins Bett zu bringen.

Petrus

Paulus sah mich mit großen Augen an, was verständlich war, denn er hatte noch wenig von all den Wundern gesehen oder gehört, die wir, die Apostel, in den letzten zwei Jahren erlebt hatten.
Nun verstanden wir beide, warum Maria darauf bestanden hatte, Maria Magdalena zu besuchen. Wir standen sprachlos da, tranken schweigend unseren Tee zu Ende, aßen ein paar Stückchen Obst und legten uns zur Ruhe. Morgen früh, bei Tagesanbruch, würden wir nach Jerusalem zurückkehren. Wir waren mit leeren Koffern angekommen und verließen Ein Karem schwer beladen mit kostbaren Gütern. Ich dachte zurück an meine erste Begegnung mit Jesus, der mich beim Fischen mit leeren Netzen sah und mir den Rat gab, meine Netze auf der anderen Seite auszuwerfen, woraufhin meine Netze zerrissen. Und nun war es Maria gewesen, die ihrerseits mich ermahnte, Maria Magdalena aufzusuchen … so sei es.

Der Hafen von Aschdod hatte sich seit meiner Abreise vor Jahren nicht im Geringsten verändert. Ich ging den Kai entlang, um zu sehen, ob vielleicht ein Schiff meines Vaters dort vor Anker lag. Das wäre ein großer Zufall gewesen, aber Aschdod ist nicht Ein Karem. Sofort dachte ich dankbar an all die kleinen Wunder zurück, die ich dort erlebt hatte. Also ging ich zum Häuschen des Hafenmeisters und sah schon von weitem, dass seine Tür offen stand. Der alte Caleb [74]war schon seit Jahren Hafenmeister, und in seinen frühen Jahren war er gut mit meinem Vater befreundet. Als ich es so schwer mit mir selbst hatte, war er immer für mich da, um mir zu helfen. Plötzlich sah ich ihn in der Tür stehen. Er blickte mich unsicher an und ließ mich nicht aus den Augen, bis sich sein Gesicht aufhellte und er mir vor Freude, auf seinen Gehstock gestützt, entgegenhumpelte. Schon von weitem rief er: „Samuel! Gott sei Dank!“ Als er mich umarmte, flüsterte er, dass alle dachten, ich sei tot: „Du bist von den Toten auferstanden, mein Sohn!“ Er betrachtete mich damals tatsächlich als einen Sohn, weil er selbst keine Kinder hatte. Ich antwortete fröhlich: „Ich kenne nur einen, der von den Toten auferstehen kann.“ Und er sah sich sofort um, ob jemand etwas davon mitbekommen hatte. Beruhigt sagte er leise: „Christus ist auferstanden!“ Ich hatte von Maria

[74] *Caleb* bedeutet „liebevoll, von ganzem Herzen“.

Magdalena brachte mir bei, wie ich mit freudiger Stimme antworten sollte: „Er ist wahrhaft auferstanden!“ Er erschrak erneut und sah sich wieder um, ob jemand es gehört hatte. Ich verstand es damals noch immer nicht. Wenig später saßen wir in seinem Häuschen bei geschlossener Tür, und er begann, köstlichen arabischen Tee einzuschenken. Ich dankte ihm: „Es ist so lange her, dass ich das noch trinken konnte. Kommt dieser Tee aus Sidon in Phönizien?“ „Nein, dieser stammt aus der Ebene am Hermon. Natürlich kam dieser Tee über die Schiffe deines Vaters aus Sidon hierher.“

Er setzte sich zu mir an den Tisch: „Alle dachten wirklich, dir sei etwas Schlimmes zugestoßen und du seist tot. Du bist von hier mit einer wertvollen Ladung auf dem Weg nach Jericho aufgebrochen, und wir haben nie wieder etwas von dir gehört. Deine Brüder fragen immer wieder nach dir, und dein Vater ist anscheinend doppelt so traurig, weil er dich nicht väterlich genug behandelt hat und auch, weil er keine Gelegenheit mehr bekam, es wieder gutzumachen. Und bevor du mich fragst: Oh ja, er lebt noch und er wird sich riesig freuen, wenn du ihn besuchen würdest.“ Caleb schenkte noch etwas Tee nach und musste noch etwas loswerden: „Dein ältester Bruder Boaz [75]– das wird wohl etwas anders werden, da musst du aufpassen. Er hat dich in allen möglichen Schimpfwörtern verflucht, von ‚Faulpelz‘ über ‚Schmarotzer‘ bis hin zu ‚Dieb‘, weil er im ersten Jahr deinen Platz einnehmen musste und er gerade erst geheiratet hatte. Ich muss es dir nicht erklären, du hattest schon seit deiner Kindheit oft Streit mit ihm

[75] *Boaz* bedeutet „stark“.

mit ihm. Du hattest Glück, dass du schon von klein auf stark warst. Als du das erste Mal hier anlegtest, dachten alle: Was will dieser junge Kerl hier? Bis sie dich bei der Arbeit sahen – du hattest noch nicht einmal ansatzweise einen Bart, aber deine Arme hatten Muskeln, die bei den jungen Frauen durchaus Eindruck machten.“ Ich unterbrach ihn sofort: „Und dieser junge Kerl, Caleb, hat jetzt eine Frau und zwei Kinder.“ Er wäre fast von seinem Stuhl gefallen und rief: „Herzlichen Glückwunsch, Samuel, erzähl mir alles!“ Und ich erzählte von dem Moment an, als ein Fremder mich in der Dämmerung an der Kreuzung dazu brachte, die Abzweigung nach Ein Karem zu nehmen, und für Caleb war das schon Grund genug, sich auf die Stuhlkante zu setzen, um kein Detail zu verpassen. Rebecca, Hannah, Maria Magdalena, die Geburt von Johannes im Geburtshaus von Johannes dem Täufer, die Heilung von Hannah durch Maria. Caleb konnte gar nicht genug davon bekommen. Es war schon Abend, als ich mit dem Erzählen fertig war.

Caleb hatte die ganze Zeit aufmerksam zugehört und geschwiegen. Er überraschte mich, als er sagte: „Du bist ein Geschenk Gottes, Samuel.“ Ich war völlig aus der Fassung: „Was meinst du damit, Caleb?“ „Was du aus erster Hand von Maria Magdalena und von Maria lernen durftest, die Jesus so nah gekannt und aufgezogen haben, und dass ich nun deine Geschichte hören darf. Ich bin Christ, getauft von Johannes dem Täufer. Seit der Auferstehung Jesu versammeln wir uns hier in Aschdod jede Woche mit allen getauften Christen unter strengster Geheimhaltung. Ich stelle fest, dass ihr in Ein Karem so

isoliert gelebt habt, dass ihr dort keine Angst

davor haben müsst. Aber hier in Aschdod fürchten die Pharisäer, dass sich das Christentum von hier aus weiter verbreiten könnte, rund um die Welt, über andere Häfen und Länder.“ Caleb traten plötzlich Tränen in die Augen.

„Was ist passiert, Caleb?“ Zuerst schüttelte er den Kopf und zuckte mit den Schultern, als wäre nichts gewesen, doch das ließ ihn plötzlich noch heftiger weinen, und stockend und abgehackt kam es heraus: „Vor nicht einmal einem Monat … wurde hier eine Frau aus unserer Gruppe auf dem Marktplatz gesteinigt … Ich gestehe: Ich habe Angst, und sie … war eine Heldin.“ Das Schluchzen ließ langsam nach, bis es ganz still wurde und er durch das Fenster starrte, als würde er noch jemanden erwarten. Die Abendsonne warf leichte Schatten über seine Falten. Ich war für ihn nicht mehr da, und es schien, als würde er mit jemand anderem sprechen. Das flößte mir tiefe Ehrfurcht ein, und ich neigte mein Haupt vor so viel zurückhaltender Trauer. Da brach es aus ihm heraus: „Die Frau, die gesteinigt wurde, war meine jüngste Schwester, Adina [76]. Sie hat sich um mich gekümmert.“ Eine Flut von Tränen überkam Caleb, der wie ein verwundeter Wolf zu heulen begann und verzweifelt gegen den Schmerz ankämpfte. Erst da sah ich in einer Ecke seines Zimmers ein blutbeflecktes Frauenkleid hängen. Ich verspürte Angst und Entsetzen und spürte selbst, wie mir die Tränen kamen; wir versuchten, einander zu helfen, mit dem Weinen aufzuhören, aber es schien nur noch schlimmer zu werden, bis wir schließlich erschöpft und leeren Blicks mit trockenen und leeren Augen in nichts anderes blickten als in die Leere, die

[76] *Adina* bedeutet „sanft“.

Unbegreiflich. Es wurde mucksmäuschenstill, so wie auch die Zeit stillstand. Ich dachte an die Geschichte vom Kind des Königs zurück, wie das Kind Jesus den Kreuzestod starb, und wie viele Kinder Jesu würden um der Liebe willen ein ähnliches Schicksal erleiden? Ich dankte Jesu Vorbild, als Er mir zeigte, welche Risiken mich in Massilia erwarteten, in erster Linie für meine Kinder und in zweiter Linie für Rebecca und Maria Magdalena. Die Sonne ging unter.

„Komm“, sagte Caleb, „ich zeige dir deinen Schlafplatz.“ Er ging vor mir her und öffnete die Zimmertür: „Ich kann dir keinen anderen Platz als diesen geben. Das ist … das war Adinas Zimmer. Es tut mir leid, dass ich nicht mit hineingehe, es ist immer noch zu schmerzhaft.“ Ich stellte keine weiteren Fragen. Er schloss schnell die Tür hinter mir.

Ich hatte mich noch nie so fremd und unbehaglich gefühlt und legte mich, todmüde, aber respektvoll auf das Bett einer Märtyrerin. Ich dankte Caleb und Adina, dass ich, so seltsam es auch war, ihren Schmerz teilen durfte, befreit von Selbstverständlichkeiten und Selbstliebe. Das relativierte alles und tröstete mich über das Vermissen von Rebecca hinweg, in dem Wissen, dass sie auf mich wartete und mir die richtigen Worte zuflüstern würde, wobei mir erst jetzt bewusst wurde, wie wichtig sie in meinem Leben war. Ihre Abwesenheit füllte ich mit Bildern ihrer Augen, die mich ansahen, und ihre Augen zeigten mir unsere Kinder Hannah und Johannes, und ich stellte mir vor, dass, wenn Johannes später tun würde, was ich mit meinem

Vater… Ich durfte nicht daran denken und versprach mir, mich mit meinem Vater wieder zu versöhnen und auf jeden Fall mit Maria Magdalena darüber zu sprechen und… und… ich schlief ein.

Am nächsten Morgen, noch vor Tagesanbruch, trafen wir klare Vereinbarungen. Ich würde mit Calebs Pferd und Wagen nach Ein Karem zurückkehren, um den Umzug zu organisieren, wobei Oz ganz hinten bleiben sollte. Caleb schätzte, dass innerhalb von drei bis vier Wochen ein Schiff meines Vaters aus Sidon anlegen würde, um anschließend mit den Gütern aus Phönizien weiter nach Massilia zu reisen. Caleb versprach, das Schiff im Hafen festzuhalten, bis wir da waren. Vor allem wollte er mit Maria Magdalena sprechen, und er ließ mich wissen, dass sie dann eventuell zu ihrer christlichen Gruppe sprechen könnte. Ich versicherte ihm, dass Maria Magdalena dies tun würde. Endlich sah ich ein Lächeln auf seinem Gesicht erscheinen, und der alte Mann umarmte mich, als wäre ich sein Sohn: „Sei vorsichtig, mein Junge.“ Und ich machte mich mit Pferd und Wagen auf den Weg und ließ Uz zurück.

Caleb hat mich an einem einzigen Tag erwachsen werden lassen. Früher war es Rebecca, die in Ein Karem alles auf sich genommen hatte, aber von nun an würde sie nicht mehr allein dafür verantwortlich sein. Ich sehnte mich danach, sie wiederzusehen, und während der Heimreise ließ ich alle Erinnerungen an meine Jugend wieder aufleben, und es überraschte mich, wie ich Probleme nun besser relativieren konnte, sie mir lösbarer erschienen und ich mich darauf freute, die Dinge in Ordnung zu bringen, und mir nur noch Sorgen darüber machte, wie

Boaz reagieren würde. Ich

versuchte, mich in seine Lage zu versetzen, und konnte so schon berechtigte Vorwürfe an meine Adresse nachvollziehen. Ich fühlte mich auch nicht mehr so unfehlbar wie zuvor. Auf eines verließ ich mich: Ich bin nicht allein.

Rebecca

Ich vermisste Samuel, aber ich war nicht allein. Ich sah an Maria Magdalena, dass auch sie ihn vermisste. Und Hannah wusste nicht, was sie ohne ihren Papa anfangen sollte: „Mama, wann kommt Papa zurück?“ Maria Magdalena und ich lachten darüber und fragten uns laut, ob wir Samuel nun wirklich vermissten oder ob es nur wegen Hannahs Gejammer war, dass wir ihn vermissten… obwohl wir beide genau wussten, welche Option die richtige war: Ich sehnte mich leidenschaftlich nach ihm, und er würde sich zu Tode erschrecken bei dem, was er in der ersten gemeinsamen Nacht im Bett erleben würde, und er würde darum betteln, sofort nach Aschdod zurückkehren zu dürfen! Oh ja, ich war mir sicher, dass es auf Gegenseitigkeit beruhte. So gelang es mir perfekt, das Lächeln auf meinem Gesicht zu bewahren. Ich spürte, dass er unterwegs war. Und Hannah klammerte sich wieder an meinen Rock: „Ma Ma, wann kommt Papa zurück?“

Maria Magdalena

Die Stille nach dem Besuch von Petrus und Paulus tat mir gut, und die Pflege von Samuels Garten während seiner Abwesenheit war ein Segen der Ruhe und zeigte mir hautnah, wie mir das winzige Leben der Insekten einen Einblick in das Wunder von Eden gewährte.

Kein Mensch ist in der Lage, sich wie die kleine Arbeitsameise mit einer Last, die das Dreifache ihres eigenen Gewichts beträgt, über Meter weit fortzubewegen oder gar vertikal auf und ab zu krabbeln. Ich gab mir größte Mühe, mit meinen ungeschickten Füßen keine von ihnen zu töten. Plötzlich fiel mir etwas ein: Ich hatte mich geirrt: Es gab einen Menschen, der dazu in der Lage war, und zu viel mehr, einen Menschen, der die ganze Menschheit auf seinen Schultern tragen und zum Haus seines Vaters emporheben konnte. Ich fühlte mich in Begleitung dieses Menschen unterwegs, mit gelegentlichen Zwischenstopps an einem kleinen See; manchmal wurde ich wieder hochgehoben, um von oben erneut selig und ungeschützt in einen anderen Fluss zu plumpsen. Ich war unterwegs, und nichts würde uns aufhalten, denn Er ist in mir… Rebecca fragte mich kürzlich: „Wie kommt es, dass du nicht traurig bist nach allem, was du aus nächster Nähe mit Jesus am Kreuz erlebt hast? Wenn ich nur an Samuel denke, dass ihm etwas zustoßen könnte und ich ihn nicht mehr sehen würde, hätte mein Leben keinen Sinn mehr.“ Und so erzählte ich ihr von der Lektion Jesu über den Tropfen und das Meer. Und sie antwortete ganz erstaunlich für eine so junge Frau: „Zum Glück brauchen wir dafür keinen Regen“, und sie ließ ihren Tränen freien Lauf. Ich folgte sofort ihrem Beispiel, während wir vor Glück über so viel Freundschaft zwischen uns lachten.
Hannah stürmte herein: „Mama, Mama, ein Pferd!“

Wir ließen alles stehen und liegen und eilten nach draußen. Ein schwarzer Zottelkopf winkte uns schon von weitem zu, und Rebecca lief

ihm entgegen, während ich Hannah zurückhielt: Sie war noch ein bisschen zu jung, um ein verliebtes Pärchen beim Schmusen zu beobachten. „Komm, Hannah, wir suchen etwas Leckeres für deinen Papa! Er wird bestimmt großen Hunger haben. Wir schauen zuerst im Garten nach, ob es noch leckere Trauben gibt …“ Ich rechnete damit, dass es eine Weile dauern würde, bis das Pärchen hereinkam.

Samuel kam herein und Rebecca streckte ihm sofort Johannes entgegen: „Kleiner Bär, wie groß du in einem Monat geworden bist!“ und Johannes kicherte vor Freude. Der Tisch war bereits gedeckt und es fehlte nur noch ein Teller. Hannah hatte sich schon auf einen Stuhl geklettert, um Samuel überall dort zu packen, wo sie nur konnte. Ich würde mich um das Pferd kümmern, damit die kleine Familie sich erholen konnte. Oz und Az schauten gar nicht mehr staunend zu einem Pferd auf. Sie fanden ein Pferd offenbar überhaupt nicht toll.

Wenig später saßen wir alle am Tisch, und ich ließ Rebecca und Samuel einfach machen. Ich genoss ihr Glück. Nach der anfänglichen großen Freude schlug Samuels Tonfall nach und nach in Ernst um, ja, in mehr als nur Ernst. Samuel schien sehr von Caleb beeindruckt gewesen zu sein. Rebecca musste ihm helfen: „Was ist passiert, Schatz? Du klingst plötzlich so traurig.“ Samuel antwortete: „Caleb würde sich wünschen, dass Maria Magdalena zu ihrer christlichen Gemeinschaft spricht“, und er wartete einen Moment, „aber dann heimlich.“ Rebecca sah mich mit einem stirnrunzelnden Blick an, der nur sagen wollte, dass sie das nicht verstand. Aber ich dachte

Sofort zurück zur Geschichte von Saulus. „Das möchte ich gerne tun, Samuel, ich weiß, warum es im Geheimen geschehen muss. Christus ist von den Toten auferstanden, und dennoch sind alle dunklen Mächte weiterhin am Werk, um seine liebevolle Botschaft zu zerstören. Während deiner Abwesenheit waren Petrus und Paulus hier zu Besuch. Paulus erzählte mir von seiner dunklen Vergangenheit: einer schrecklichen Vergangenheit, über die er furchtbar viel Schmerz und Reue empfindet.“ Ich sah Samuel in die Augen. Er blickte auf die kleine Hannah und seine Rebecca und schüttelte traurig den Kopf: „Warum ist doch alles so kompliziert? Warum ist es so schwer, Liebe“, und er ballte seine Hände krampfhaft zu Fäusten, bis seine Finger weiß wurden, „festzuhalten?“ Es war Verzweiflung und Liebe zugleich und wirkte rührend, war es aber nicht. Das Gefühl deutete schmerzhaft auf ein zugrunde liegendes Fehlen hin, das Fehlen einer Lebensquelle. Ich benutzte meine offene, flache Handfläche und streichelte damit seine Wange: „Weil Liebe Geben ist, Samuel. Und was man gibt, verliert man manchmal. Und dann muss man suchen, um zu finden. Jesus lehrte mich, nach der Quelle der Liebe zu suchen. Nur ganz am Anfang der Quelle kannst du zum Meer werden. Und Jesus ist die Quelle und das Meer. Suche ihn, bitte ihn, finde ihn. Er ist in jedem von uns.“ Und ich streichelte immer noch seine Wange: „Deine Familie kann eine Hand wie diese sein.“ Ich zog seine beiden verkrampften Hände vorsichtig auseinander und nahm eine davon, streichelte mit seiner Hand meine Wange und ließ seine Hand los, und Samuel streichelte meine Wange ganz sanft und vorsichtig weiter und schloss die Augen, und mit

Mit seiner anderen Hand suchte er Rebeccas Wange und streichelte sanft und zärtlich unsere beiden Wangen. Sogar Hannah schwieg und wirkte wie verzaubert und begann spontan, Samuels Wange zu streicheln. Und ich streichelte Hannahs Wange, und Hannah streichelte nun mit ihrer anderen Hand auch Rebecca, die ihre Hand sanft auf den Kopf des kleinen Johannes legte, und so schloss sich der Kreis. Ein Kreis aus Händen, die Liebe schenkten, weil sich jede Hand frei fühlte, zu suchen, und nur so fanden und fühlten sie sich als eins. „Nur so wird die Liebe bewahrt, lieber Samuel." Ich wartete, bis Samuel seine Hände nun ruhen ließ. „Das war die erste Lektion, die zweite Lektion erfordert Übung: Wir müssen mit unseren liebevollen Gedanken dasselbe miteinander tun, was unsere Hände getan haben, und du wirst merken, dass diese dann automatisch auch deine Taten lenken werden." Ich wartete einen Moment und konnte mein Lachen kaum verbergen, als ich mit einem breiten Lächeln im Gesicht beschloss: „Und die Liebe bewahren, Samuel, das kannst du nirgendwo besser tun als in eurem Bett. Und ich glaube, ich gehe jetzt am besten zu den Eseln, um ihnen einen guten Tag zu wünschen, und ich nehme Hannah einfach mit: Komm, Schatz." Darauf folgte ein Ausbruch von Gelächter. Und plötzlich fingen Oz und Az, die ans Fenster gekommen waren, an zu brüllen, als hätten sie alles verstanden.

Wenn ich jetzt, in diesem Moment, zurückblicke, stelle ich fest, dass ich während meiner Gespräche mit Jesus eigentlich nie gelacht habe oder Humor verspürt habe. Seine göttliche Natur machte diese menschliche Eigenschaft überflüssig, sowohl für ihn als auch für mich

in seiner Nähe. Ich vermisste den Humor zu keinem

Moment während unserer Gespräche. Ich dachte daran zurück, was er über das Verliebtsein sagte, etwas, das er nicht kennen musste. Es muss so etwas sein: Humor war ein Geschenk an die menschliche Natur, um einen notwendigen Aspekt sowohl der Liebe als auch des Unglücks, insbesondere dessen unvermeidliche Ernsthaftigkeit, zu relativieren und auszugleichen, indem man ihm mit Humor Atempause oder vielleicht sogar Überlebensraum schenkte. Nach einer Stunde sah ich Samuel in den Olivenhain unterhalb meines Häuschens gehen. Ich wollte noch kurz mit ihm allein sprechen.

Samuel

Ich zog mich in den Olivenhain zurück, um alles sacken zu lassen.
War es möglich, mit meinen Brüdern, meiner Schwester und meinem Vater wieder einen solchen Kreis der Liebe aufzubauen? In den letzten Jahren hatte ich geglaubt, dass dies unmöglich sei, doch nun musste ich dieser Möglichkeit eine neue Chance geben. Vor allem, weil Maria Magdalena mir Rat geben konnte. Und ich hatte ohnehin zwei große Helfer bekommen, die selbst das kälteste Herz öffnen konnten: Hannah und Johannes unter der kompetenten Leitung von Rebecca mit ihrer Lebenserfahrung, neben der mein Leben nur wie ein luxuriöses Dasein wirkte. Ich sprach laut: „Wo bist du in mir, Jesus? Lehre mich, dich zu finden, denn ich bin taub und blind. Wie öffne ich meine Augen? Wie lerne ich zu hören? Ist es mit dem Verstand? Wie? Verschone mich nicht. Habe ich all das überhaupt verdient? Ich bin nichts im Vergleich zu Kaleb. Sag mir, wann ich für dich sterben muss, und ich werde es tun

„Lieber heute als morgen“, und ich sank in mich zusammen. Maria Magdalenas Stimme hinter mir ließ mich plötzlich zusammenzucken: „Du vergisst dein Herz, Samuel! Jeder hat seinen Charakter, Samuel, und dieser Charakter wird von Verstand und Herz gelenkt, aber jeder hat auch einen Keim mitbekommen, wie einen Samen, der erst nach der Geburt keimen muss und wird, vorausgesetzt, dass Herz und Verstand beide dafür offen sind. Und dieser Samen ist Jesus, und in dem Maße, wie dein Herz und dein Verstand mit Jesus ins Gespräch kommen, blüht dieser Samen zu einer Blume der Freude auf, die duftet und jeden Menschen um dich herum an dieser Freude teilhaben lässt. Aber, es gibt ein Aber: Tränen können auch eine Quelle der Freude sein und sind oft stärker als Freude ohne Tränen. Als ich zusammen mit Maria am Fuße des Kreuzes des toten Jesus stand, weinten wir neun Tränen des Glücks und nur eine Träne der Trauer. Eine Träne wegen seines Todes. Aber neun Tränen unaussprechlicher Dankbarkeit, im Wissen, dass seine Mission erfüllt war und dass er wieder auferstehen würde. Und dein Gebet mit Tränen von gerade eben ist ein Gebet, das erhört wird, so wie deine Gedanken bereits auf das Gute gerichtet waren: Wie kann ich es mit meiner Familie wieder gutmachen? Und du wirst eines Tages feststellen, dass dieses Gebet mit Taten belohnt wird. Die Schwierigkeit und Aufgabe besteht nun darin, dass du dein Vertrauen, deine Hoffnung und deinen Glauben bewahrst, denn niemand weiß, wann genau dein Gebet erhört wird. Selbst Jesus musste während all der Prüfungen in Gethsemane warten und weiterhin auf seinen Vater vertrauen.“

Maria Magdalena legte mir kurz die Hand auf die Schulter: „Geht es dir gut? Ist das alles nicht zu viel?“ Ich schüttelte dankbar den Kopf und folgte ihr. Ja, das war es, was ich für den Rest meines Lebens tun würde: ihr folgen.

In dieser Nacht konnte und wollte ich nicht schlafen. Ich erzählte Rebecca alles und fügte hinzu, dass ich alle Sätze von Maria Magdalena auswendig lernen würde, damit ich sie mir sicher merken und später auch an meine Kinder weitergeben könnte. Sie flüsterte mir im Halbschlaf zu, dass sie mich morgen früh nicht wecken und mich ruhig ausschlafen lassen würde. Ich wiederholte alles leise, leise, laut, immer wieder und wieder und wieder, mit meiner lieben Rebecca in meinen Armen, bis ich mich einem Traum von Engeln hingab, die eine gesteinigte Frau in ihre Mitte aufnahmen.

Ich nahm mir vor, mir den folgenden Satz jeden Tag, in guten wie in schlechten Zeiten, zu wiederholen: „Deine Aufgabe ist es, dein Vertrauen, deine Hoffnung und deinen Glauben zu bewahren, denn niemand weiß, wann genau dein Gebet erhört wird. Selbst Jesus musste während all seiner Prüfungen warten und weiterhin auf seinen Vater vertrauen.“ Gerade diese Geduld erwies sich später als meine Rettung.

Rebecca

Noch vor Tagesanbruch waren Samuel und ich bereits eifrig mit dem Packen beschäftigt, und wir ließen Maria Magdalena länger ausschlafen. Samuel bestand darauf, dass wir keine Möbel mitnehmen müssten. Aber Matratzen und Decken würden an Bord des Schiffes äußerst nützlich sein.
Es schien, als würden wir unsere Jugend zu Grabe tragen; so jung waren wir alle noch. Selbst Oz und Az ahnten, was bevorstand, und waren ungewöhnlich still. Jeder von ihnen bekam ein schweres Bündel mit allerlei Lasten zu tragen. Der Wagen trug kleine Haushaltsgegenstände, Schlafutensilien, Kleidung, Samuels Arbeitsgeräte, Proviant für Mensch und Tier, Wasser und natürlich den Koffer mit den Papyrusrollen und Schreibutensilien. Zwei Schlafplätze wurden für Johannes und Hannah während der Reise vorbereitet, aber genauso gut auch für Samuel oder Maria Magdalena oder mich selbst; wir würden uns abwechseln.

Maria Magdalena

Ich wachte auf und sah durch das Fenster, dass Samuel und Rebecca bereits eifrig beschäftigt waren. Ich brauchte eine Tasse Tee, um all den Ereignissen in diesem Haus einen unvergesslichen Platz in meiner Erinnerung zu geben, und das begann sofort damit, Jair und Hannah zu gedenken. Ich nahm meine Tasse Tee mit zu ihren beiden Gräbern und setzte mich hin.

Die Sonne tat mir gut und erinnerte mich daran, wie gerne Hannah auch hier mit einer Tasse Tee gesessen hatte. Hannahs Abschiedsbrief und ihre allerletzten Worte kamen mir in den Sinn: „Aus Dankbarkeit für das, was du für Jair getan hast, und weil du die Mohnblume gefunden hast – deshalb, liebe und beste Freundin, die ich je hatte, gehe ich nun voller Freude zu meinem Jair. Möge dein Gott dich segnen, Deine Hannah“ Oh ja, Hannah, und mögen Jesus und sein Vater euch in ihrem Reich empfangen, denn auch ihr beide habt ein Kreuz zur Schädelstätte getragen. Und das brachte mich auf die Idee, zwei einfache Kreuze nachzubilden. Ich fing sofort an, Holz und Seil zusammenzusuchen. Das Ergebnis war nicht besonders gut, aber dafür war die Zeit zu knapp, und ich stellte sie so gut es ging auf ihre beiden Gräber. Ich setzte mich noch einmal kurz dazu und schaute. Und was ich sah, brachte mich zurück zum Fuß des Kreuzes Jesu, und ich flehte ihn an, Jair und Hannah gnädig zu sein, denn was sie am Ende ihres Lebens taten, war weder Zorn noch Finsternis noch Begierde. Und sollte es nun noch Unwissenheit sein, so war es ein unfreiwilliger Mangel an Erkenntnis, weil sie Jesus und seine Botschaft nie kennenlernen konnten und nur unter schrecklichen Schmerzen begraben waren, körperlich bei Jair und seelisch bei Hannah. Die Kreuze erschienen mir als gerecht und rechtmäßig. Doch wer war ich, darüber zu urteilen? Ich hoffte, dass Jesus und Sein Vater diese Kreuze wohlwollend aufnehmen würden und sie nicht als hochmütiges Verhalten meinerseits auffassen würden. Ich würde es niemals

wissen. Ich stand auf und begann, die wenigen Habseligkeiten, die ich hatte, zusammenzupacken, und Rebecca kam herein, um zu sehen, wie weit ich schon war. Bevor wir gingen, schaute ich ein letztes Mal vom Fenster aus auf die Gräber und rief: „Schnell, Rebecca, komm her und schau! Eine Taube am Grab von Jair und Hannah, schau, wie sie Palmzweige bringt und sie auf die Oberseite beider Kreuze legt!“ Die Taube sah uns daraufhin mit starrem Blick an und ließ uns reichlich Zeit, diesen Moment für immer in unserem Gedächtnis festzuhalten. Sie nickte kurz und flog wieder davon.

Ich konnte diesen kostbaren Ort mit ruhigem Gewissen verlassen.

Danke, Djibril, und auf Wiedersehen, Ein Karem, für all eure Wunder und eure Gastfreundschaft gegenüber suchenden Menschen guten Willens!

Samuel

„Wie sollen wir das Pferdchen nennen, Hannah? Du darfst es dir aussuchen …“ Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: „Bruintje Bruin!“, rief sie aus.
„Na los, Bruintje Bruin! Auf geht’s.“ Zusammen mit Hannah auf dem Kutschbock machte ich ein Lied daraus. Wir beide waren die Chefs. Und Rebecca und Maria Magdalena mussten auf uns hören! Ich irre mich: Hannah war die Chefin. Aber es dauerte nicht lange, da schlief die Chefin ein, wurde vom Kutschbock geholt und schlafen gelegt. Ein lenkungsloser Wagen, geführt von einer schlafenden Prinzessin! Doch die Königin kam, um mich auf dem Kutschbock zu trösten, und ich dachte an den reichsten König der Welt, und dieser König war ich.

Mit dieser kleinen Karawane, in der Oz und Az ganz hinten gingen, würde es mindestens vier Tage dauern. Am ersten Tag nach Süden bis kurz hinter Bethlehem, an der ersten großen Kreuzung rechts nach Westen abbiegen und dort übernachten. Am zweiten Tag von dort aus weiter nach Westen bis nach Beth-Sémes und dort übernachten. Am dritten Tag immer noch westwärts bis nach Thimnat. Und am vierten Tag von dort aus erneut westwärts bis nach Asjdod.

Ich kannte den Weg in beide Richtungen wie meine Westentasche; der dritte Tag würde wegen der Engstellen und des hügeligen Geländes der schwierigste werden. Gegenverkehr war dort manchmal ein Problem, aber wir hatten Hoffnung, denn ich spürte einen zusätzlichen Passagier ganz nah bei mir.

Bei Tagesanbruch brachen wir auf, und als Maria Magdalena am späten Nachmittag erfuhr, dass wir Bethlehem passieren würden, wurde sie still. Sie zog sich ein wenig zurück, und Rebecca und ich dachten, sie sei müde, und gönnten ihr die Ruhe neben Hannah. Rebecca nahm neben mir Platz, Johannes an der Brust. Wir zogen weiter. Der Weg war trocken, die Karrenrillen waren eben, wir wichen den Steinen aus, und Bruintje Bruin war die Ruhe selbst.

Maria Magdalena
Bethlehem! Und ich lag hier, meinen Arm um Hannah gelegt, um die Stöße für sie abzufangen, in einem Wagen, der wie eine fahrende große Krippe aussah. Und als die Straße wieder eben war, kam es mir vor, als säße ich vorne bei Caspar auf einem schaukelnden Kamel. Ich sah den Stern erneut vor meinem inneren Auge. Ich schloss meine Augen und konnte die Details von damals aus dem heiligsten und sichersten Raum meines Gedächtnisses hervorholen. Ein Raum, den ich nicht öffnen konnte, der aber von meinem Schutzengel bewacht wurde, und der hatte einen Namen: Djibril. Und Djibril öffnete diesen Raum für mich. Details von vor so langer Zeit spielten sich erneut vor mir ab und ließen mich aus dem Trott erwachen

des Alltags. Der liebe Caspar, wie würde es ihm wohl ergangen sein? Der Wagen hielt an und die Kabine wurde geschlossen. Samuel dachte, ich würde schlafen, und sagte mir leise, dass wir an einer Quelle angekommen seien und dass wir die Tiere tränken, uns die Beine vertreten und etwas essen würden. Samuel half mir beim Aussteigen, und natürlich erkannte ich die Quelle von einst, an der ich die drei Weisen getroffen hatte. Zuerst bekamen das Pferd und die Esel Futter und Wasser, Rebecca kümmerte sich um die Kinder und ich suchte etwas zu essen für alle zusammen. Als wir fertig waren, erzählte ich Rebecca und Samuel, was ich hier erlebt hatte und wo genau der Stern zu sehen war. Samuel rief begeistert: „In diese Richtung werden wir jetzt auch gehen, wer weiß, vielleicht kommen wir an dem Häuschen vorbei, in dem Maria mit Jesus wohnte. Der Weg führt am Städtchen vorbei, nicht durch das Städtchen. Es könnte sein … Schau, Maria Magdalena, dort in der Ferne zwischen diesen beiden kleinen Hügeln verläuft der Weg, dem wir in Richtung Beth-Sémes folgen müssen.“ Es überraschte mich nicht. Zufälle gibt es nicht. Wir würden gegen Abend noch an dem Geburtshäuschen Jesu vorbeikommen. Wir machten uns wieder auf den Weg: Samuel und Hannah auf dem Bock, mit Bruintje Bruin ganz vorne, und Hannah sang die ganze Zeit. Rebecca mit dem kleinen Johannes und ich auf der Ladefläche. „Du hast mir einmal davon erzählt, Ma Ma. Was fühlst du jetzt?“ Ich musste nicht darüber nachdenken: „Ich begegne sozusagen erneut dem allerersten Anfang meiner Beziehung zu Jesus. Ich beginne ein neues Kapitel in meinem Leben, und das wird dort in diesem Häuschen von Neuem beginnen.

Wie, weiß ich nicht, aber es wird gut.“

Ich schaute nach oben und streckte meine Hände aus: „Schade, dass es gerade nicht regnet.“ Rebecca sah mich ungläubig und mit gerunzelten, verschmitzten Augen an, und ich sah schon, wie sie dachte: Wer wünscht sich denn jetzt Regen? Und unsere kleine Karawane zog weiter. Ich zwinkerte ihr lachend zu, und sie unternahm ebenfalls einen missglückten Versuch zu zwinkern, und wir lachten uns beide kaputt. Und sie übte weiter … Das Auge, das nicht blinzeln durfte, machte es besser als das andere. Hannah wachte auf und auch sie fing an … Und das endete mit einem dringenden Stopp für einen Pinkelstopp der drei „Mädchen“.

Samuel

Maria Magdalena saß danach neben mir auf dem Bock, und wir hatten die Stadt Bethlehem gerade erst hinter uns gelassen. Eine letzte orange-rote Sonne bereitete sich darauf vor, vor unseren Augen unterzugehen. Maria Magdalena erkannte schon von weitem das einsame, abgelegene Häuschen, in dem das Jesuskind, Maria und Josef gewohnt hatten. Ich blieb bei dem Wagen mit den Tieren und Hannah und Johannes wachen, während Rebecca und Maria Magdalena zu dem Häuschen gingen.

Maria Magdalena

Wir klopften an. Eine junge Frau öffnete die Tür.

„Entschuldigen Sie bitte, aber könnte ich vielleicht Ihren Vater sprechen?“

„Es tut mir leid, aber mein Vater ist letztes Jahr verstorben. Kann ich Ihnen behilflich sein?“

„Entschuldigen Sie die Störung. Ich höre Ihr Kind weinen. Einen schönen Abend noch“, und wir drehten uns schon um.

„Warten Sie doch mal! Sind Sie vielleicht Maria

Magdalena?“ Ich erschrak kurz: „Ja, genau, und

das ist Rebecca.“

„Vor drei, vier Wochen kam hier ein Mann mit derselben Frage vorbei; er hatte dunkle Haut, einen grauen Bart und dunkelbraune Augen, und er bat mich, ein Päckchen an Maria Magdalena weiterzugeben. Er nannte mir seinen Namen, einen für diese Gegend ungewöhnlichen Namen: Caspar von Arabien, so stellte er sich vor. Mein Vater hatte mir die Geschichte von Jesus und den drei Königen erzählt. Warten Sie einen Moment, ich hole das Päckchen gleich …“

Ihr Kind weinte immer noch. Wir nahmen das Päckchen entgegen und dankten ihr, damit sie sich schnell um ihr Kind kümmern konnte. Rebecca stand wie angewurzelt da. Ich musste ihr tatsächlich sanft einen kleinen Schubs geben. Sie brachte kein Wort mehr heraus.

Rebecca

Es war, als wäre das für Ma Ma ganz normal. Sie sagte mir auch wörtlich, noch bevor ich überhaupt etwas gefragt hatte: „Es ist nicht ungewöhnlich. Caspar sucht mich. Er war der Jüngste der drei Weisen, und ich saß in jener Nacht ganz vorne bei ihm auf seinem

Kamel. Ich weiß, was in dem Päckchen ist, aber wir warten noch ein bisschen, bis die Kinder schlafen."
Es würde mich nicht wundern, wenn Caspar sich in die schöne Ma Ma verliebt hätte, und Liebe versetzt oft Berge. Und welche Frau mag das nicht? Caspar wäre wohl nicht weit davon entfernt? Ich gönnte es den beiden von ganzem Herzen. Ich war natürlich wahnsinnig neugierig auf das Päckchen, aber sie hatte mehr als recht: Auch Samuel musste dabei sein, denn auch er war sehr neugierig auf das Ergebnis unseres kurzen Ausflugs. Samuel hatte offenbar ein Stückchen von hier entfernt einen Abzweig gefunden, wo wir problemlos die Nacht verbringen konnten. Die Tiere bekamen Futter und Wasser, wir wuschen Hannah und uns selbst in einem Bächlein. Das Päckchen hatten wir vor Hannah versteckt, denn sonst hätte sie nicht schlafen wollen. Der Abend brach herein, die Nacht begann. Wir saßen zu dritt an einem knisternden Feuer. Maria Magdalena ergriff das Wort: „Ich hatte euch doch schon einmal von Caspar dem Araber erzählt, oder? Oder zumindest dir, Rebecca?" Ich nickte, und Samuel sagte sofort, dass ich es ihm auch schon erzählt hätte. Maria Magdalena holte daraufhin das Päckchen und setzte sich wieder an das gemütliche Feuer: „Das Geschenk von Caspar liegt nicht so sehr in diesem Päckchen, sondern vielmehr in seiner Geste, seinem Weg, seiner Suche und ja, nenn es so: Das Geschenk liegt in seiner Liebe, so wie seine Liebe in diesem Geschenk liegt. Damit erteilt er uns eine große Lektion: Er beweist, dass wahre Liebe langmütig ist. Er beweist, dass Liebe nicht so sehr eine Eigenschaft ist, sondern vielmehr ein Verb: ‚Liebe ist, langmütig zu sein'.

Caspar sucht mich, obwohl er mich schon vor langer Zeit gefunden hat. Ist es Verliebtheit? Nein, ganz und gar nicht, es ist tausendmal mehr als das. Wir haben in jener Nacht gemeinsam etwas erlebt, das über gewöhnliche Liebe hinausging: Es war göttliche Liebe in einer heiligen Nacht. Caspar sucht mich nicht als Mensch oder Frau, nein, er sucht jemanden, mit dem er diese heilige Liebe erneut teilen kann, jemanden, der dies genau wie er erlebt hat, der weiß, was er erlebt hat, und der ihm bedingungslos glaubt, wenn er darüber spricht. Wer die göttliche Liebe einmal erlebt hat, ist für den Rest seines Lebens einsam unter den Menschen, die dies nicht erlebt haben, denn jemand, der es nicht erlebt hat, kann unmöglich ihre Tiefe ergründen. Diese Einsamkeit habe ich bisher nicht gekannt, denn ich war durch die Gegenwart Jesu selbst und durch Maria und Johannes privilegiert. Und nun, da ich sie alle verlasse, spüre ich schon jetzt, wie allein ich unter den Menschen bin, außer teilweise bei euch. Wenn Caspar mich sucht, geht es nicht um mich als Frau, sondern um das, was uns für immer verbindet. Es ist Liebe, die nichts mit der Gründung einer Familie zu tun hat. Der alte Melchior und Balthasar werden zweifellos tot sein, und er bleibt als einziger Zeuge in diesen fernen Ländern zurück. Er ist nicht aus Arabien aufgebrochen, um mich zu finden, sondern er wollte Jesus finden und mit ihm sprechen können. Nun, da das nicht mehr möglich ist, sucht er mich. An seiner Stelle würde ich dasselbe tun. Morgen, bevor wir aufbrechen, werde ich der Frau des Häuschens einen Brief geben, in dem ich ihm schreibe, dass ich über

Ashdod. Caspar wird mich weiterhin suchen und finden. Es kann einfach nicht anders sein. Und jetzt öffnen wir das Päckchen.“ Ma Ma reichte mir das Päckchen. Den ganzen Abend hatte ich mich darauf gefreut, zu erfahren, was darin war, und nun, nach ihrer Erklärung, erschien mir dieses materielle Geschenk überflüssig: Ich hatte ihre Lehre bereits als das ultimative, innige Geschenk empfangen dürfen, auch wenn ich es nicht ganz begreifen konnte, doch ihr Wort war für mich unumstößlich, und ich brauchte nicht daran zu zweifeln. Ich öffnete das Päckchen und auch dort wurde ich schnell in meine Schranken gewiesen. Materiell? Es war buchstäblich ein himmlisches Geschenk: Der Duft stieg mir schon in die Nase, noch bevor ich das erste Stück Papyrus abnahm. Samuel legte sofort vorsichtig ein Stück des Inhalts auf eine Kohle vom Feuer, und herrlicher Weihrauch suchte seinen Weg zum Himmel mit einem Duft, der einen einfach nur glücklich machen konnte. „Ja, Rebecca, materiell? Du musst noch viel lernen, und lerne, bei deinen Entscheidungen etwas langsamer vorzugehen“, sagte ich mir zum hundertsten Mal. Ma Ma las meine Gedanken: „Wird schon gut, Rebecca.“ Sie traute sich gerade nicht mehr zu zwinkern!

Maria Magdalena

An jenem Morgen war ich schon vor Tagesanbruch wach, und die Stille tat mir gut. Ich stand leise auf, um niemanden zu wecken, ging kurz zum Geburtshaus Jesu zurück, um dort meinen Brief für Caspar zu hinterlassen, und kehrte dann zurück. Ich ging zum Bach, um mich zu erfrischen, und suchte anschließend am Wegesrand etwas Holz zusammen, um ein Feuer zu machen, damit ich Tee kochen konnte. Plötzlich sah ich ganz in der Ferne zwei Personen zu Fuß auf uns zukommen, so schien es zumindest. Je näher sie kamen, desto besser konnte ich erkennen, dass es sich um einen Mann und eine Frau handelte, die jeweils ein Kind an der Hand führten, und wenig später sah ich auch das Gepäck, das sie mit sich schleppten. Das war nicht normal, und ich beschloss, ihnen entgegenzugehen und zu fragen, ob ich irgendwie helfen könnte. Je näher ich ihnen kam, desto besser konnte ich ihren erbärmlichen Zustand einschätzen. Die Frau wirkte benommen und stolperte eher, als dass sie ging; die Kinder hatten die Augen geschlossen, wurden fast schon hinter sich hergezogen und fielen alle paar Schritte hin. Der Mann war der Einzige, der noch ein wenig Kraft in sich hatte, aber auch das würde nicht lange anhalten. Ich eilte zu ihnen hin.

In ihren Augen standen Angst und Entsetzen geschrieben; warum, wusste ich nicht, aber es war klar: Sie waren vor etwas auf der Flucht. Ich fragte den Mann, was los sei, aber ich sah, dass er sogar vor mir Angst hatte. „Habt keine Angst. Ich werde euch helfen. Ich habe

ein Feuer entfacht und habe Essen und

„Hier ist etwas zu trinken für euch, damit ihr euch ein wenig ausruhen könnt.“ Es war die Frau, die sofort zustimmte, und ohne ihren Mann zu fragen, suchte sie bereits Halt an meiner Schulter. Sie ließ das gesamte Gepäck fallen, und ich nahm die Hand ihres kleinen Sohnes, um ihn zu stützen; der Mann folgte uns bereitwillig mit der kleinen Tochter. Sie setzten sich nicht ans Feuer, sondern ließen sich daneben fallen und blieben auf dem Rücken liegen. Die jüngste Tochter schien in Ohnmacht gefallen zu sein, oder schlief sie tief? Das bereitete mir Sorgen. Ich hatte noch ein Glas Honig für das Fest mitgebracht, aber dies hatte absolute Priorität. Ich gab den Honig in den Tee, gab jedem nacheinander einen Schluck, und so war ich gut eine halbe Stunde beschäftigt. Der Vater und der Sohn erholten sich schon ein wenig, aber die Mutter und die Tochter blieben zurück. Der Vater dankte mir. Ihr Gepäck war erbärmlich dürftig. Es war nicht normal, das Haus mitten in der Nacht so zu verlassen, wenn sie überhaupt ein Haus gehabt hätten. Ich wärmte die Reste des Abendessens von gestern Abend auf und gab Vater und Sohn etwas zu essen, während ich Mutter und Tochter weiterhin den Honigtee reichte. Die Mutter öffnete die Augen, und ich erschrak, denn ich sah den Tod und die Verzweiflung in ihren Augen. Ich holte noch eine Decke für die beiden Kinder. Der Vater kippte beide Reisetaschen auf den Boden, fand aber nicht, was er suchte, und seufzte. Ich fragte vorsichtig, ob etwas passiert sei, doch er sah mich flehentlich an, damit ich doch keine Fragen stelle. Die Angst in seinen Augen war entsetzlich, als hätte er den Tod gesehen. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass es viel schlimmer war als der Tod. Rebecca war wach

und hatte mich wahrscheinlich schon eine Weile beobachtet, und sie kam zum Feuer, als wäre nichts Besonderes los. Sie sprach den Mann und die Frau sehr freundlich an, stellte sich vor und lobte dann ihre Ma Ma, aber diese Leute hatten dafür kein Interesse. „Kann ich helfen, Ma Ma? Ich habe noch eine Überraschung dabei, und jetzt ist der richtige Moment dafür." Wenn es eine Frau gab, die diese Menschen perfekt nachempfinden konnte, dann war es Rebecca, die in ihrer Jugend selbst so viel durchgemacht hatte. Kein Mitleid zeigen, sondern liebevoll handeln. Die Menschen in ihrer Würde lassen. Ihnen die Chance geben, zu sprechen, wenn sie dazu bereit sind. Keine Erwartungen wecken. Ich hatte damals viel von ihr gelernt. Aber auch Rebecca stieß heute auf eine Mauer, als sie die Frau ansprach, und das brachte sie selbst aus der Fassung. Die Frau krümmte sich vor ihrer Reaktion. Niemand verstand, was los war: weder der Mann noch ich selbst. Rebecca stand schnell auf und ging zu den Eseln: Sie floh. Ich folgte ihr: „Was ist los, Rebecca?" „Ich erkenne mich wieder, Ma Ma, die Apathie, die Sinnlosigkeit des Lebens, das Flehen nach dem Tod, sie fühlt sich schmutzig und verdreckt, sie ist … sie wurde … vergewaltigt und gestern war Vollmond." Ich hielt sie fest, und sie presste ihren Mund fest gegen meine Schulter, um ihre Schreie zu unterdrücken. Ich dachte nach. „Meine liebe Rebecca, dann bist du das beste Beispiel dafür, wie man so etwas überleben kann und wie man dieses Kind lieben kann. Denk an Hannah, ein Goldstück von einem Kind. Nimm dir einen Moment Zeit, und ich weiß schon jetzt, dass du das Richtige tun wirst. Ich war einst

„Ein Findelkind für dich: Du hast mich zur Mutter gemacht, und auch jetzt hast du ein Findelkind gefunden, und nun bist du an der Reihe, für sie eine Mutter zu sein. Du schaffst das.“ Sie blickte auf und nickte, und wir kehrten zum Feuer zurück. Ihr Mann war gerade mit den beiden Kindern zum Bach gegangen, um sich zu erfrischen. Die Frau lag immer noch wie ein Fötus zusammengerollt am Feuer. Ganz allein.

Rebecca

Gestärkt durch Ma Ma ging ich zu der Frau zurück und beugte mich über sie. Ich begann zu flüstern: „Ich bin Rebecca, ich habe meine Eltern nie gekannt, ich wuchs in einem gewalttätigen Umfeld auf und wurde vergewaltigt, als ich vierzehn Jahre alt war. Ich bekam ein Mädchen, Hannah. Durch einen großen Zufall kam ich zu Maria Magdalena, und das hat mein Leben völlig verändert. Mein größter Schatz auf Erden sind meine Kinder, die ich geboren habe, wer auch immer ihre Väter sein mögen. Sie werden durch unser Vorbild zu dem, was wir aus ihnen machen. Wenn du dieses ungeborene Kind hasst, wirst du auch deinen beiden Kindern Hass beibringen.“ Ihre Augen öffneten sich und sie öffnete ihr Herz ein wenig: „Ich wurde von einem Pharisäer in Anwesenheit meines Mannes und meiner Kinder vergewaltigt. Ich empfinde nur Hass, ich hoffe, dass ich das Kind verlieren darf oder es selbst tue … wie auch immer …“

Es war, als würde ich mich selbst damals sprechen hören. „Wie heißt du?“

„Ich fühle mich als Niemand. Der Name meines Körpers ist Amana[77], aber die Bedeutung meines Namens steckt nicht mehr in dieser Hülle. Ich empfinde nur Rache. Meine Kinder und mein Mann wurden gezwungen, zuzusehen: ‚Dreckige Christen', so nannten sie uns. Nach dem Pharisäer gab es noch zwei andere Männer, die mich missbrauchten. Mein Hass ist stärker als meine Tränen. So lieb mein Mann auch ist, ich ertrage seine Berührung nicht länger. Der Tod ist die einzige Lösung, und so kann mein Mann ein neues Leben aufbauen." Sie wandte sich von mir ab, und ich erkannte das nur zu gut. Ich gab den Mut nicht auf.

„Du hast gerade von ‚Christen' gesprochen, seid ihr getauft?"

Die Frage löste offenbar etwas Positives in ihr aus.

„Ja, und Johannes der Täufer gab mir im Jordan den Namen ‚Amana'." Plötzlich sah ich einen Lichtschimmer in der Dunkelheit ihrer Augen: Ihr Name berührte sie noch immer, wenn auch nur ganz leicht. Sie wandte ihren Blick nicht mehr von mir ab, während sie sprach, und wir hatten wieder Augenkontakt.

„Wie heißt dein Mann?"

„Younes, wir wurden gemeinsam von Johannes dem Täufer getauft. Wenn ich doch nur jetzt bei Johannes dem Täufer wäre!"

„Younes bedeutet doch ‚Taube', oder? Zusammen seid ihr eine Friedenstaube. Wie hat sich das damals im Jordan angefühlt?"

[77] *Amana* bedeutet „Frieden“.

„In diesem Moment wurden wir gemeinsam wahrhaftig zu einer Friedenstaube. Nichts konnte uns trennen und nichts würde uns trennen können …“ Und dann brach sie zusammen, als würde der Jordan sie erneut untertauchen, damit sie ihre Wurzeln der Liebe wiederfinde. Sie trat um sich, sie schlug um sich, sie heulte, sie flehte, sie schrie, sie kämpfte gegen ein Ungeheuer, sie kratzte mit ihren Fingernägeln an Steinen. Doch der Jordan brachte sie zurück in die Hände von Johannes dem Täufer, und dieser sprach ihren Namen aus: „Amana“, und sie gewann ihren Namen zurück. Und ihre Tränen wurden dankbar vom Jordan aufgenommen. Erschöpft sank sie mit dem Kopf in meinen Schoß und fiel in einen tiefen Schlaf. Ich summte ein Wiegenlied und sah ihre Kinder und Younes näherkommen. Ich gab ihnen ein Zeichen, still zu sein und sich um sie herum zu setzen. Younes traute seinen Augen nicht: Sie schlief mit einem Lächeln im Gesicht, und er blickte mich erleichtert an. Ich streckte ihm meinen Daumen entgegen, und er antwortete erleichtert mit der Hand auf dem Herzen. Ich bedeutete Younes, die Plätze zu tauschen, damit sie mit dem Kopf in seinem Schoß schlief. Er nickte eifrig, froh, sie wieder berühren zu dürfen. Der erste Schritt zur Genesung war getan, aber viele weitere Schritte würden noch folgen müssen. Wie viel Glück hatte ich damals gehabt, in Ein Karem gelandet zu sein… Ich ging sofort zu Maria Magdalena und den Eseln. Ich hatte einen Vorschlag.

Maria Magdalena

Ich sah schon von weitem, wie sich die Haltung der Frau veränderte, wie Rebecca näher zu ihr getreten war, und durch

die heftigen Bewegungen der Frau wusste ich sofort, dass wir sie morgen und auch in den nächsten Tagen nicht allein lassen konnten. Samuel war inzwischen damit beschäftigt, die Esel von ihrer Last zu befreien, denn auch ihm war klar geworden, nachdem die Frau so furchtbar toben war: „Maria Magdalena, wir können sie nicht einfach ihrem Schicksal überlassen. Da muss etwas Schreckliches passiert sein." Weiter kam er nicht, auch wenn wir offenbar dasselbe meinten. „In der Tat, Samuel, es ist etwas Schreckliches passiert, und wir werden ihnen helfen. Wir bleiben vorerst hier." Rebecca gesellte sich zu uns und sorgte dafür, dass Younes und die Kinder sie nicht sehen konnten. Sie suchte sofort Samuels Arme auf und begann leise zu weinen: „Amana wurde von einem Pharisäer und zwei weiteren Männern brutal vergewaltigt, während Younes mit den Kindern zusehen musste. Sie mussten ihr Haus verlassen. Vollmond… Sie wurden von Johannes dem Täufer getauft. Ich… habe die Kraft dank unserer lieben Hannah gefunden." Und ihre Stimme stockte. Es war so lange her, dass ich selbst noch geweint hatte, aber jetzt hatte ich keine Abwehr mehr und suchte Halt bei den beiden, und so hingen wir alle drei aneinander wie eine Traube am Weinstock Jesu nach einem Sturm. Oh ja, ich spürte ihn in uns. Hannah wachte aus ihrem Mittagsschlaf auf und das Leben ging weiter. „Was meinst du, Hannah, hast du Lust auf eine Ananas?" „Und für die anderen Kinder auch … darf ich sie ihnen geben?" Samuel nahm sie auf den Arm: „Was meinst du, mein Schatz, gehen wir später mit den anderen Kindern und Oz und Az ein bisschen spazieren?"

Ich muss es nicht beschreiben: Hannah ist wach und das Leben muss weitergehen, und sie hat selbst keine Wahl, wie sie sich verhalten soll.

Rebecca

Ich hatte mich etwas erholt. Ananas ist eine wunderbare Frucht und zugleich ein Wundermittel: Ich schlug Maria Magdalena vor, dass ich zusammen mit Hannah die Ananas bei Younes, Amana und den Kindern herumreichen würde. Sie wollte mir das selbst vorschlagen und war froh, dass ich es tat. Ja, von wem sonst hätte ich all die Feinheiten des Menschseins gelernt? Ich gab ihr einen Kuss und flüsterte ihr ins Ohr: „Meine Ma Ma."
Wir gingen mit dem Tablett zu Amana und Younes. Amana war aufgewacht und schien etwas munterer zu sein. Ich bot ihr als Erste das Tablett an, und sie sah mich mit dankbaren Augen an, während sie sich ein Stück nahm. „Wie heißen die Kinder?", fragte ich, während ich mit der Platte weiterging, und es war Amana selbst, die mir antwortete: „Mein Sohn heißt Tobi[78] und mein jüngstes Mädchen heißt Tirza[79] ." Dann kam ich zu Younes, und er war so dankbar, dass er die Platte fast fallen ließ. „Darf ich mich zusammen mit Hannah zu euch setzen, Amana?", fragte ich, während Hannah sich zur Freude aller einfach hin setzte. „Ups, wir haben gar keine Wahl mehr: Hannah hat entschieden. Hannah ist die

[78] *Tobi* bedeutet ‚Gott ist gut'.
[79] *Tirza* bedeutet „fröhlich".

„Sie ist die Tochter von Samuel und mir und die kleine Schwester von Johannes“, stellte ich Hannah vor und beobachtete Amanas Reaktion. Sie nickte und verstand, was ich damit meinte. Younes verstand es offenbar nicht ganz: Der vergangene „Vollmond“ schien an ihm vorbeigegangen zu sein – aufgrund von Angst, Trauer, Scham, zwei weinenden Kindern, einer vergewaltigten Ehefrau, Erschöpfung und vor allem den enormen Sorgen um die Zukunft. Diese Menschen verdienten definitiv eine zweite Chance. Später würde ich mit Samuel und Maria Magdalena darüber sprechen.

Maria Magdalena
Wir sprachen darüber und wussten nicht, wie es weitergehen würde. „Vielleicht können uns die Leute aus dem Häuschen einen Rat geben oder helfen?“, fragte sich Rebecca. Samuel fand das eine großartige Idee, und ich machte mich sofort auf den Weg. Wir brauchten Hilfe, und dort würde ich sie bekommen: Die Frau war so freundlich und würde durch die Geschichten ihres verstorbenen Vaters genau verstehen, was es bedeutete, in dieser Zeit der Verfolgung Christ zu sein. Der Ehemann öffnete die Tür, sah mich freundlich an und bat mich herein. Seine Frau war gerade dabei, ihr Kind zu stillen, und würde gleich kommen. In ihrem Wohnbereich hing ein großer Stern aus Holz: „Von meinem verstorbenen Schwiegervater, er erzählte jedes Jahr aufs Neue dieselbe Geschichte, aber es war auch eine wundersame Geschichte, wir haben die Wiege, in der Jesus lag, aufbewahrt, und auch unsere kleine Tochter hat darin gelegen …“

„Ihr seid wohl christlich getauft, nehme ich an?“

„Meine Frau schon, und auch unsere kleine Tochter, aber ich muss in meiner Familie vorsichtig sein. Mein Vater ist Rabbiner hier in der Synagoge von Bethlehem und steht zwischen zwei Fronten. Hier in Bethlehem wurden alle Neugeborenen abgeschlachtet. Dieses Trauma ist immer noch nicht verarbeitet. Wir waren schon froh, dass wir keinen Jungen hatten, der beschnitten werden musste. Das wäre eine sehr schwierige Entscheidung gewesen. Ich gehe jetzt mal kurz zu meiner Frau …“

Und kurz darauf waren wir zu dritt: „Kann ich etwas für euch tun?“, fragte sie freundlich. Und ich erzählte ihr die Geschichte unserer zufälligen Gäste und sah, wie sie sich voll und ganz in die schreckliche Situation hineinversetzte, in die Younes und Amana geraten waren. Die Frau eilte in die Küche und musste sich übergeben. Ihr Mann hörte das und eilte ihr zu Hilfe. Beide kehrten blass wie eine Wand zurück und begannen zu sprechen: „Meine Frau heißt Elyana [80] und ich bin Benjamin [81] , sogar mein Vater würde euch helfen, und darauf bin ich stolz.“ Darauf folgte ein angenehmes Gespräch unter Menschen guten Willens, die sich stets vor Augen hielten, dass sie selbst, wenn sie in Schwierigkeiten wären, auch gerne Hilfe erhalten würden. Bevor ich ging, zeigte mir Elyana den Ort, an dem Jesus und Maria gewohnt hatten, mit der Krippe von einst, in der noch immer dieselben Laken und Decken lagen. Ich fühlte mich dorthin hingezogen und küsste das Kopfkissen.

---

[80] *Elyana* bedeutet „Gott hat geantwortet“.

[81] *Benjamin* bedeutet „Sohn meiner rechten Hand“.

„Caspar hat genau dasselbe getan“, bemerkte Benjamin voller Respekt. Ich machte mich auf den Weg, um Younes und Amana die Neuigkeiten zu überbringen. Ich war kaum losgegangen, da holte mich Benjamin schon ein: „Mein Vater hat noch einen Eselskarren, der seit Jahren nicht mehr benutzt wird – falls das helfen kann? Und ich werde auch für etwas Obst sorgen.“ „Eine großartige Idee, Benjamin, ich habe mich schon gefragt, wo ich so etwas finden könnte. Du bist ein wunderbarer Mensch, Benjamin, und möge der Gott der Liebe auch deine Familie segnen.“

Ich kam zurück und sah, wie Samuel bereits voller Freude mit den drei Kindern auf Az zurückkehrte. Rebecca saß mit Johannes an der Brust bei Amana und Younes, und Amana schien die Anwesenheit des stillenden Johannes gelassen hinzunehmen. Nicht weit von ihnen entfernt saß eine Taube regungslos da und schaute zu; ich erkannte ihr farbenfrohes Gefieder nur zu gut. Danke, Djibril.

Samuel half den drei Königen Hannah, Tobi und Tirza beim Absteigen, und sie flogen zu ihrer Mama und ihrem Papa, um ihnen ihre Geschichte zu erzählen.

Samuel

Es gibt nichts Schöneres, als ein Kind glücklich lächeln zu sehen. Und wenn Maria Magdalena lächelt, sieht auch sie aus wie ein Kind, und dieser Gedanke brachte mich zum Lachen: also vier Kinder! Sie kam auf mich zu, sichtlich erleichtert. „Gute Nachrichten?“, fragte ich sie.

„Auf jeden Fall, sehr gute Nachrichten. Wir müssen uns kurz beraten. Ich schlage vor, dass wir Oz und Az an Younes und Amana übergeben, damit sie die Chance bekommen, ein neues Leben aufzubauen. Ich wollte dich zuerst fragen, um es dann auch Rebecca vorzuschlagen. Für Hannah wird es schwer sein."

Ich dachte kurz nach… „Ich könnte versuchen, mal mit Hannah auf Bruintje Bruin zu reiten, um sie abzulenken, und sagen, dass Esel für kleine Kinder und Pferde für große Kinder sind. So etwas in der Art?" Maria Magdalena nickte und lächelte, fuhr aber fort: „Ich habe vergessen, die gute Nachricht zu überbringen: Die Leute aus dem Haus, in dem die Krippe steht, werden für einen Eselskarren sorgen und auch Obst bereitstellen. Es sind liebe Menschen, Elyana und Benjamin…"

Das machte mich ganz still, und ich brachte kein Wort heraus. Ich streckte meinen Finger in die Luft, blickte nach oben und neigte mein Haupt in Ehrfurcht vor der Kraft der Liebe. Rebecca kam gerade herein, und ich erzählte ihr, was Maria Magdalena gerade gesagt hatte, und auch sie war überwältigt. „Ich weiß irgendwann gar nicht mehr, worüber ich noch weine", lachte sie ihre Tränen weg. Beide Frauen waren damit einverstanden, dass ich es Younes erzählen würde. Je schneller er einen Ausweg sah, desto besser für sie alle. Ich zögerte keine Sekunde und wollte ihn aufsuchen, doch Maria Magdalena hielt mich gerade noch zurück: „Da ist noch etwas, und das ist vielleicht sogar noch wichtiger. Was meint ihr: Die beiden Häuschen in Ein Karem stehen leer?"

„Natürlich!“, riefen Rebecca und ich gleichzeitig aus. Vor allem Rebecca war begeistert: „Es gibt keinen besseren Ort auf der Welt als das Häuschen von Johannes dem Täufer für eine Frau, die vergewaltigt wurde – ich spreche aus Erfahrung.“ Und alle stimmten ihr zu. Ich bat Rebecca, ihnen gemeinsam die Neuigkeiten mitzuteilen; Maria Magdalena würde die Kinder kurz beschäftigen. Kurz darauf saßen wir zu viert beisammen: „Younes und Amana, wir können euch helfen.“ Und wir begannen bereits, die Pläne zu enthüllen, und sahen, wie sich ihre Gesichter aufhellten, begeistert von dieser neuen Chance in ihrem Leben. Das Geburtshaus von Johannes dem Täufer war für Amana in diesem tragischen Moment ihres Lebens sehr wichtig, zumal eine Leidensgenossin wie Rebecca dort aufgeblüht war und sie die stille Hoffnung hegte, diesem Beispiel zu folgen. Younes wiederum sehnte sich danach, den Weinberg, den Gemüsegarten und den Olivenhain zu pflegen. Alles lag abgelegen, und von Christenverfolgung war dort vorerst keine Rede. Es war ein Paradies für die Kinder. Als wir von den Ereignissen in Ein Karem erzählten, konnte Amana ihre Hoffnung nicht länger verbergen; sie verwandelte sich in eine ansteckende Begeisterung, die alle Anwesenden glücklich machte. Younes umarmte seine Frau und küsste sie innig. Ich fand das keine schlechte Idee… „Übertreib nicht, Samuel“, sagte meine liebe Frau scheinbar flehend, wohl wissend, dass sie dann einen zweiten Kuss bekommen würde. Amana und Younes fanden das auch keine schlechte Idee.

Maria Magdalena

Am nächsten Morgen traf der Eselskarren ein, gezogen von dem Esel namens Benjamin, beladen mit köstlichen Früchten und zusätzlicher Kleidung für Amana. Das sagte viel über Elyana und Benjamin aus: Eine vergewaltigte Frau sehnt sich nach neuer Kleidung, um die alte leichter vergessen zu können. Younes half seiner Frau zum Bach, um ihr beim Waschen und Anziehen zu helfen. Ich gab Benjamin ein großes Stück des Weihrauchs, den wir von Caspar bekommen hatten, „damit er sich immer an unsere Dankbarkeit erinnern würde“. Benjamin sah Amana wenig später in dem neuen Kleid vom Bach zurückkehren. Er ließ uns alle allein und ging auf sie zu. Während alle den Eselskar bewunderten, schaute ich neugierig zu Benjamin und Amana. Sie sprachen miteinander, kein Monolog, sondern ein Dialog. Es war bewegend zu sehen, wie zärtlich und verständnisvoll Benjamin sich verhielt, als würde er als Sohn eines Pharisäers die Last des Täters auf seine Schultern nehmen, während Amanas Haltung von liebevoller Vergebung zeugte. Ganz am Ende sah ich, wie Amana „Ja“ nickte, und beide kamen zu uns.
Als Benjamin schon eine Weile weg war und Samuel mit dem Eselskarren, auf dem Oz, Younes und die Kinder saßen, gerade übte, kam Amana selbst auf mich zu: „Maria Magdalena? Benjamin hat mich gerade gefragt, ob ich nicht gerne die Krippe des Jesuskindes haben möchte, und ich habe zugestimmt. Es gibt noch Liebe auf der Welt. Mit der Krippe Jesu im Geburtshaus von Johannes dem Täufer

„wird ein Kind bereits gesegnet.“ Ich bat sie, sich neben mich zu setzen, und erzählte ihr von meinen Gesprächen mit Jesus am Fluss, wie Jesus betonte, keine Regeln und Gesetze aufzustellen, denn Regeln und Gesetze beinhalten immer ein Urteil darüber, was richtig oder falsch, was gut oder böse ist. „Jesus ist in dir und in mir und ist eine Realität, die ein undifferenziertes Verständnis von Regeln völlig übersteigt. Wer sagt, dass dein Täter nicht selbst einmal von einem viel schlimmeren Täter als er selbst getroffen wurde und zum Beispiel als Kind von seinem eigenen Vater missbraucht wurde? Bete um Kraft, deinem Täter zu vergeben, und dein Schmerz verschwindet. Ich habe von Simon Petrus ein besonderes Gebet gelernt. Es geht wie folgt: Jedes Mal, wenn du dein Kind in die Arme nimmst oder es in die Krippe Jesu legst, sage die folgenden Worte zu dir selbst: ‚Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, durch die heiligen Gebete meines Vergewaltigers, sei mir Sünder gnädig.‘ Und Hass verwandelt sich in Liebe, sogar in Liebe zu deinem Vergewaltiger, der dir ein wunderbares Kind hinterlassen hat. Fürchte dich nicht, das erfordert Zeit und Ausdauer. Die ersten Male dreht sich dir der Magen um. Du bringst diese Worte nur mit großer Mühe über die Lippen und kannst sie nicht ernst meinen, sie schmecken sauer, bitter und du willst sie nicht wiederholen, aber halte durch! Je öfter du diese Worte wiederholst, desto leichter fallen sie dir, desto sanfter wirst du selbst, und desto mehr beginnst du sogar Verständnis für den unverarbeiteten Schmerz des Täters zu empfinden, denn ein unversehrter, liebevoller Mensch kann ein solches Verbrechen nicht begehen. Ich selbst wurde missbraucht, nachdem meine Mutter und meine

drei Brüder

von den Römern ermordet. Ich war das älteste Kind, und ein freundlicher Römer nahm mich mit – ich war dreizehn Jahre alt – und vergewaltigte mich, wenn auch auf freundliche Weise. Es ist nicht zu vergleichen mit der Brutalität, die du erdulden musstest, aber was es mir schwer machte, war, dass ich ganz allein auf der Welt war. Bis ich in Jerusalem den Hohepriester Zacharias traf, der mir ein ähnliches Gebet beibrachte, denn Jesus war noch nicht einmal geboren. Und liebe Amana, Zacharias und Anna waren die Eltern von Johannes dem Täufer, und in ihrem Häuschen werdet ihr wohnen. Und angenommen, es gelingt dir nicht, deinem Feind zu vergeben, lass dich nicht entmutigen und verurteile dich nicht selbst, so wie niemand, kein Mensch, das Recht hat, dich zu verurteilen. Es gibt keine Gesetze und keine Regeln. Nur der Spiegel in uns selbst wird und muss uns zur Rechenschaft ziehen.“ Es wurde für einen Moment still. Es blieb lange still, und plötzlich antwortete Amana: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, durch die heiligen Gebete meines Vergewaltigers, sei mir Sünderin gnädig.“

Amana

Ich wiederholte ein zweites Mal: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, durch die heiligen Gebete meines Vergewaltigers, sei mir Sünder gnädig.“ Und noch ein drittes Mal und ein viertes Mal und noch und noch und noch und noch, und tatsächlich spürte ich, wie ich für einen Augenblick die Kontrolle über etwas gewann, das unmöglich zu tilgen schien. Und gerade als ich dachte, ich würde die Kontrolle erlangen, verlor ich sie wieder und

musste ich wieder von vorne anfangen, und immer wieder und immer wieder … bis ich wieder etwas von Vergebung spürte, ja, das war das richtige Wort: Vergebung für die Täter. Doch keine Minute später war es wieder Hass. Aber jetzt fand ich einen Weg hin zum „Leben“ statt zum „Tod“.

Die tränenfeuchten Augen von Maria Magdalena gaben mir Zuversicht. Auch die lachenden Kinder auf dem Eselskar halfen mir, aufzustehen und meinen Schmutz abzuschütteln. Es gibt ein Leben nach dem Tod! Doch keine fünf Sekunden später sank ich wieder in mich zusammen, als ich erneut die schrecklichen, sarkastischen Augen meines Vergewaltigers vor mir sah, der es genoss, dass meine weinenden Kinder zuschauten. Was hatte Maria Magdalena noch einmal gesagt? Durchhalten! Ich begann wieder, das Jesusgebet zu wiederholen, und ja, es ging mir für einen Moment wieder besser. Durch die heiligen Gebete? Das war der schwierigste Teil des Gebets: meinen Vergewaltiger heilig? Oh, mein lieber Gott, was tust du mir an? Was habe ich dir getan? Vergib mir, dass ich dir nicht einfach so vertraue. Schnell reagierte ich: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, durch die heiligen Gebete meines Vergewaltigers, sei mir Sünderin gnädig.“ Oh ja, Herr, ich vertraue wieder auf dich. Und so lernte ich, nach jedem Sturz wieder aufzustehen, und tat es instinktiv, wie ein Reflex. Hunderte Male am Tag. Langsam spürte ich durch meine Vergebung ihnen gegenüber, dass ich auch hoffte und betete, dass auch Jesus meinen Vergewaltigern vergeben möge, denn sie wissen nicht, was sie tun. An dem Tag, als mein Kind geboren wurde und ich in seine Augen blickte, hörte aller Schmerz auf. Ich hatte sogar Mitleid

mit seinem leiblichen Vater und vergab ihm

der Vergewaltiger erneut. Ich dankte ihm nicht nur für das Kind, sondern auch für das, was ich gelernt hatte, was ich nun selbst meinen Kindern beibringen konnte, so wie Maria Magdalena es mir beigebracht hatte: den Kreislauf des Bösen zu durchbrechen. Mein allgrößtes Geschenk war, dass Younes jeglichen Hass auf die drei Vergewaltiger aufgab und den Namen „Maria Magdalena“ für unsere Tochter wählte. Wir waren reich

DAS MESSER

Samuel

Rebecca und Amana nahmen alle Kinder mit auf einen kleinen Spaziergang am Bach, damit Younes und ich in Ruhe alle Sattelgurte, die „Hintergurt"-Riemen und das Zaumzeug, das zu einem Eselskarren gehörte, an Oz, den stärkeren der beiden Esel, anpassen konnten. Az sollte die beiden Kinder und noch etwas leichtes Gepäck tragen, das mussten wir noch abwägen. Es konnte genauso gut sein, dass Amana besser auf Az reiten würde. Hannah hielt sich tapfer, entgegen aller Erwartungen. Younes war mit seinen Gedanken woanders. Er erzählte mir, dass er schlecht geschlafen hatte.

Nachdem alles angepasst war und wir mit Oz eine Probefahrt im Eselskar gemacht hatten, schien der schwierigste Teil hinter uns zu liegen. Ich fing an, alle Werkzeuge in meinem Werkzeugkasten zu verstauen, aber ein Messer fehlte. Ich überprüfte alles noch einmal, suchte im Gras, fand aber nichts. „Younes, hast du vielleicht mein Messer gesehen?" Er schüttelte den Kopf. Ich sah ihm lange in die Augen, und Lügen war er ganz sicher nicht gewohnt. „Younes, hast du vielleicht mein Messer gesehen?", sprach ich ihn erneut verständnisvoll an. Er senkte den Blick und holte das Messer aus seiner Tasche. „Es tut mir leid, Samuel", stammelte er, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Er sank auf die Knie und bedeckte vor Scham die Augen mit den Händen. Ich setzte mich vor ihn hin und nahm ihn in die Arme, und er schlang seine Arme um meinen Hals und begann unter

Tränen, sein Elend zu schildern: „Ich habe meine Frau und

Ich kann meine Kinder nicht beschützen, ich fühle mich feige. Hätte ich damals nur ein Messer gehabt, dann hätte ich wenigstens einen der drei Vergewaltiger töten können. Von nun an werde ich immer ein Messer bei mir tragen. Das wird mir nicht mehr passieren. Lieber tot als feige. Was für ein Vorbild bin ich jetzt für meine Kinder und meine Frau? Das wird nicht mehr passieren, ganz sicher…“ Er sprang auf und begann, mit der Faust gegen das Karrenrad zu schlagen. Oz regte sich sofort, Bremse hin oder her, er zog seinen Karren ein paar Meter weiter. Ich stürzte mich auf Younes und hielt ihn in einem Schwitzkasten. Er brüllte und schrie vor Ohnmacht. Die Anspannung in seinen Muskeln ließ nach, und ich ließ ihn nach und nach los. „Ich verstehe dich, Younes, ich wüsste auch nicht, was ich tun sollte, wenn so etwas vor meinen Augen mit Rebecca passieren würde. Ich nehme dir nichts übel, im Gegenteil, ich schlage Folgendes vor: Du bekommst das Messer von mir, unter der Bedingung, dass du zuerst mit Maria Magdalena darüber sprichst. Einverstanden?“ Younes beruhigte sich und wischte sich die Tränen ab: „Einverstanden. Ich werde mit Maria Magdalena darüber sprechen.“ Er stand auf und ging auf Maria Magdalena zu. Plötzlich dachte ich daran zurück, wie Caleb, obwohl die Situation vielleicht ganz anders erscheint, kein Wort von Rache sprach. Alle sorgten sich ständig um Amana, aber anscheinend vergaßen alle Younes. Und was ist mit den Kindern? Ich weiß es nicht.

Maria Magdalena

Ich war gerade auf dem Weg, mich noch einmal extra bei Benjamin und Elyana zu bedanken, als ich hinter mir ein Brüllen

und sofort auf meinen Schritten zurückkehrte. Younes! Ich sah Younes mit rotgeränderten Augen auf mich zukommen, und er begann spontan selbst zu erzählen, wie er versucht hatte, Samuel ein Messer zu stehlen, um seine Familie beschützen zu können, falls sich alles noch einmal wiederholen sollte. Er erzählte es ohne jegliche Reue, sodass ich erschrak und sogar Angst bekam. Ich nahm ihn am Arm und wir gingen gemeinsam schweigend zurück zu unserem Lagerplatz: „Wir werden zusammen Tee trinken." Er wurde ruhig, aber in mir entstand eine Art Panik, ein innerer Konflikt. Einerseits fand ich es normal, dass man seine Familie mit einem Messer unter Einsatz des eigenen Lebens beschützt, andererseits wusste ich ganz sicher, dass Jesus eine ganz andere Lösung befürworten würde. Aber welche? Und wie?
Wir kamen im Lager an, und ich kochte uns beiden eine Tasse Tee. Es dauerte sehr lange, bis ich das Feuer angezündet hatte und den Tee aufsetzen konnte, aber dann musste ich mich zu ihm setzen. Ich sprach ihn an: „Tief in mir verbirgt sich eine Antwort, lieber Younes, aber ich finde sie gerade nicht sofort wieder. Ich habe viele Gespräche mit Jesus geführt und muss mir all diese Gespräche noch einmal ins Gedächtnis rufen. Dafür brauche ich hier etwas Zeit. Die Nacht bringt Rat. Ich werde es dir auf jeden Fall mitteilen. Morgen werde ich es sicher wissen. Ist das in Ordnung für dich?"

Younes

Ich fand es in Ordnung. Ich wurde weder von Samuel noch von Maria Magdalena verurteilt. Ich fühlte mich von beiden

Verstanden, was schon eine große Erleichterung war. Einen großen Fehler hatte ich auf jeden Fall schon begangen: das Messer zu stehlen. Ich hätte Samuel genauso gut um das Messer bitten können, um meine Familie damit zu beschützen, und dann hätte er mindestens genauso viel Verständnis gezeigt wie jetzt. Meine Gefühle sind immer noch erschüttert, weil ich meinen Glauben an die Menschen verloren habe. Vielleicht kann Maria Magdalena mir helfen, auch wenn ich nicht daran glaube. Es tut mir leid, das zugeben zu müssen, aber Lügen ist ganz sicher nicht die Lösung. Wird das jemals wieder gut werden? Ich stecke fest. Ich bewege mich selbst auf diese Mistkerle zu. Rache scheint mir mehr als gerechtfertigt und würde meiner Frau helfen. Aber niemand kann mir helfen. Ich muss das alleine tun.

Maria Magdalena

Der Abend brach herein und die Nacht sollte eine Lösung bringen, doch da ging es schon schief. Ich hatte schon einen falschen Ansatz gewählt: Younes' Trauma schien mir plötzlich schwieriger zu lösen zu sein als das von Amana. Und mein brillanter Verstand würde das schon klären: Worin bestehen denn die Unterschiede, Maria Magdalena? Ich hatte mich mindestens eine Stunde lang damit beschäftigt und war zu folgenden Schlussfolgerungen gelangt.

Der männliche Stolz ist bei einem Mann in der Regel sehr stark ausgeprägt und wird in Verbindung mit körperlicher Ohnmacht vom Mann als schmerzhafte Niederlage empfunden, die gerächt werden muss.

Die Frau hingegen erleidet schreckliche Scham, Missbrauch und körperliche Ohnmacht gegenüber der

körperlichen Übermacht des Täters, wodurch sie ihre Scham und Verantwortung sich selbst gegenüber weniger schwer als Versagen anrechnet.

Kurz zusammengefasst: Ein anwesender Mann fühlt sich in gewisser Weise mitverantwortlich für das Geschehene, während die Frau ein reines Opfer ist und sich nichts vorwerfen kann. Die Frau ist in der Regel weniger auf Rache aus und vergibt sich leichter, der Mann hingegen vergibt kaum, weder dem Täter noch sich selbst. Die Anwesenheit von Kindern macht alles doppelt so schwer. Es ist eine wunderbare Analyse, aber wie geht es nun weiter, kluge Maria Magdalena? Ich kam einer Lösung keinen Schritt näher. Im Gegenteil, ich entfernte mich von einer gewaltfreien Lösung.

Lieber Jesus… Hilf mir, das schaffe ich nicht allein. Wo ist Djibril? Wo soll ich anfangen? Ich sehe keinen Ausweg!

Und plötzlich hatte ich einen Kurzschluss wie einen Blitz in meinem Gehirn. Und ich sprach mich selbst wütend an: „Meine liebe, aber auch dumme Maria Magdalena, du benimmst dich genauso blind wie Younes! Öffne deine Augen, deine Ohren, dein Herz, schau dich um. Glaubst du, dass du auf diese Weise den Menschen hilfst, glücklich zu werden? Du hochmütiges Weib! Du benimmst dich wie eine Blinde, während du selbst die Augen zusammenkneifst und dann nur jammerst! Ich benahm mich wie eine Unwissende, ich löschte das Licht aus, ich begehrte die Ehre der ‚diejenigen, die alles lösen kann', nur gegen den Zorn machte ich keinen Fehler. Und der Zorn

Das, was ich nun gegenüber mir selbst empfand, war bereits der Anfang der einzig richtigen Lösung.

Ich verhielt mich genauso unwissend wie Younes! Ich war genauso blind wie Younes und somit mindestens doppelt so im Unrecht wie Younes, denn ich hatte einst von Jesus selbst Unterweisung erhalten.

Vergib mir, Herr! Im Grunde gibt es keine Unterschiede zwischen Mann und Frau. Wir machen dieselben Fehler: Du bist in mir, genauso wie Du in Younes und Amana bist, nicht mehr, nicht weniger. Wir sind alle gleich vor Dir.

Mein allerletzter Gedanke war der einzig richtige: Du bist in mir, nicht ich bin in mir. Ich muss Dir folgen und nicht umgekehrt. Das Herz muss sprechen, nicht der Verstand. Meine Augen durften sich nun schließen. Ich schlief beruhigt ein.

Younes
Elende Nacht! Ich wurde hin und her geworfen, kam aber immer wieder bei Rachegefühlen an. Ich hatte nicht die geringste Lust, mit Maria Magdalena zu sprechen. Ich würde schon dafür sorgen, dass ich mich rechtzeitig aus dem Staub machte. Es hatte alles keinen Sinn. Ich müsste irgendwo ein größeres Messer finden können.

Maria Magdalena
Ich war früh auf. Younes schlief noch, während Amana und die Kinder schon auf waren. Auch wenn Amana darum bat, wegen Papa leise zu sein, lachten die Kinder laut und spielten, und

Tollpatschi ging erst richtig los, als Hannah dazukam. Dass Younes nicht aufwachte, bedeutete viel und war nicht unverständlich. Ich nutzte die Zeit, um mich mit Rebecca und Samuel zu beraten, und schlug vor, am nächsten Tag weiter nach Aschdod zu reisen. Beide waren damit einverstanden, und Samuel schlug vor, Younes und Amana genügend Decken und andere Haushaltsgegenstände mitzugeben, denn in Ein Karem gab es kaum Haushaltsgegenstände, und in Aschdod konnten wir mit dem Geld, das wir noch hatten, leicht neue Dinge kaufen. Ich stimmte dem voll und ganz zu. Bevor ich ging, fragte ich Samuel, ob ich mir sein Messer ausleihen dürfe, und bat Rebecca, zusammen mit Elyana oder Benjamin die Krippe von Jesus hierher zu bringen.

Amana

Ich suchte Maria Magdalena auf.

„Maria Magdalena, ich mache mir Sorgen um Younes. Würdest du bitte mit ihm sprechen? Er verschließt sich mir gegenüber, und es ist ohnehin schon so schwer, mich nicht schmutzig und unrein zu fühlen. Das Jesusgebet hilft mir auf wundersame Weise, den Tätern nach und nach zu vergeben, aber Younes ist mein Mann und kein Täter, und ich habe Angst, dass ich ihm alles Mögliche vorwerfen werde, weil eine Zurückweisung von ihm mir vielleicht mehr wehtut als ein … ich will das Wort nicht mehr aussprechen. Es tut mir leid.“

Maria Magdalena nahm mich fest in die Arme und flüsterte leise: „Ich habe gestern mit ihm vereinbart, dass er mit mir spricht, sobald er wach ist, und ich bete für ihn auf dieselbe Weise

„So wie du für deine Vergewaltiger betest. Hab Vertrauen, mit eurer Familie wird alles gut.“ Ich nickte und schluchzte leise, denn es gab Hoffnung. „Ich liebe dich, Maria Magdalena, und ich hoffe, dass ich einmal eine ebenso gute Mutter werde, wie du es für uns bist.“ Sie gab mir noch einen Kuss, und ich ging. Ich kehrte zurück, und Younes war offenbar aufgewacht … und ich musste meine ganze Überzeugungskraft aufbieten, um ihn zu Maria Magdalena zu bringen.

Maria Magdalena

Ich hatte Geduld und nutzte die Zeit, um mich an meine damalige dreitägige Ausbildung in Bethlehem zu erinnern, und eine Aussage stach mir nun besonders ins Auge: „Eines Tages wirst du die schwierige Aufgabe auf dich nehmen müssen, dies anderen Menschen beizubringen.“ Und diese Schwierigkeit begann offenbar in erster Linie bei mir selbst. In der Lehre Jesu drehte sich alles um Vertrauen: „Vertrauen in meine Liebe ist für den Menschen die Sonne, das Licht; Misstrauen in meine Liebe für den Menschen die Dunkelheit.“
Oh ja, nach meinem Kampf in der vergangenen Nacht befand ich mich nun in der Sonne, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Ich sah Younes herankommen.

„Hast du schlafen können, Younes?“

„Eigentlich habe ich keine Lust, vorbeizukommen. Es hat nicht den geringsten Sinn. Es tut mir leid. Es ist stärker als ich selbst. Ich möchte wenigstens einen dieser Mistkerle töten. Wie kann

ich jetzt noch Kinder mit Amana bekommen? Wir hatten darauf gehofft. Aber auch das geht nicht mehr.“

„Warum?“

„Verstehst du das denn nicht? Hattest du denn noch nie einen Mann?

„Ich wurde nur vergewaltigt, als ich dreizehn war, mehr nicht.“

„Dann solltest du uns doch verstehen können?“, klang es unverblümt wütend, kalt und scharf.

„Darf ich mal eine schwierige Frage stellen? Wer von euch beiden wurde eigentlich vergewaltigt? Und wer ist dann das Hauptopfer? Verstehst du deine Frau? Denn ihre Reaktion ist das genaue Gegenteil von deiner. Sie ist offen für ein ganz neues Leben, während du den Tod suchst: den körperlichen Tod für die Täter und den seelischen Tod für dich selbst, in den du auch deine Kinder und deine Frau hineinziehen wirst. Du bist als Christ getauft und Christus ist für dich bereits gestorben, aber nicht für deine Frau. Ich werde kurz Tee einschenken. Arabischer Tee mit Honig, möchtest du das?“

Er nickte unbeholfen.

Ich sah, wie er nachdachte, und seine Schärfe hatte sich schon ein wenig gelegt. Ich wartete, bis er einen Schluck genommen hatte. Ich fuhr fort: „Was hast du seit deiner Ankunft an diesem Ort erlebt, Younes? Eure Begegnung mit Rebecca,

Samuel, Hannah und Johannes, Benjamin mit dem Eselskarren, zwei Häuschen in Ein Karem in Aussicht, zwei Esel als Geschenk, deine Frau erholt sich langsam und kann manchmal schon wieder lachen, deine Kinder finden wieder in ihr Leben zurück und kommen gut mit Hannah zurecht – wer, glaubst du, Younes, wer, glaubst du, hat dir all das geschenkt? Alles Zufall? Warte, ich sehe sie gerade kommen, schau, dort bei den Eseln. Elyana kommt gerade spontan herbei, um deiner lieben Frau die Krippe Jesu zu überreichen: Schau, wie deine Frau vor Dankbarkeit strahlt!“ Es rührte ihn zwar, aber es schien gegen seinen Willen zu sein, als hätte er sich selbst ein striktes Verbot auferlegt, sich noch glücklich zu fühlen.

„Wie viel mehr musst du noch bekommen, bevor du es begreifst? Reicht es dir nicht, Herr Nie-Genug?

Du hast deine Frau nicht verloren, Younes! Sie will dich nicht verlieren, auch wenn du alles tust, um sie loszuwerden.

Hier ist das Messer, das zwischen uns beiden liegt. Benutze es, und du wirst alles verlieren: dich selbst, und das ist noch das Geringste, aber auch deine Kinder und deine Frau.

Willst du aus deinen Kindern Menschen machen, die nach deinem Vorbild gelernt haben, Rache zu üben? Bis in viele Generationen danach? Wenn du das willst, hier ist das Messer. Warte nicht!

Willst du deinen Kindern antun, was du dir selbst angetan hast? Wenn ja, hier ist das Messer. Du musst es

nicht noch einmal stehlen.

Schau in eine Wasserpfütze und du siehst deinen Freund Belial. Er wartet auf dich. Er gibt dir vollkommen Recht. Geh!

Du musst dich jetzt entscheiden: Entweder kehrst du morgen mit diesem Messer nach Beth-Sémes zurück, oder du brichst morgen ohne dieses Messer nach Ein Karem auf.

Mit dem, was du jetzt lernen könntest, kannst du deinerseits Menschen helfen, anstatt Menschen zu töten.“

Das war kein Zorn meinerseits, auch keine Verzweiflung, das war lediglich aufrichtige Sorge um jemanden, der am Rande eines Abgrunds stand und entscheiden musste, ob er springen würde oder nicht. Und … ich durfte es auch Liebe nennen.

Ich stand auf und machte Anstalten, mich bei Elyana zu bedanken.

Younes warf sich mir plötzlich um den Hals und schluchzte: „Verzeih mir, verzeih mir, danke, danke für deine Geduld.“ Ich öffnete meine Arme, ebenfalls in Tränen des Glücks: „Komm her, mein Sohn. Ich liebe dich. Frag Amana nach dem Jesusgebet, sie wird es dir beibringen. Was machen wir mit dem Messer?“

„Ich gebe es sofort Samuel, aber was, wenn …“ Er wagte es nur, mir leise ins Ohr zu flüstern, und zögerte noch einen Moment: „Es war Vollmond … Was, wenn Amana jetzt schwanger ist? Werden Sie es mir übel nehmen, wenn ich damit nicht leben kann? Wie soll man damit leben?“ Ich ließ

ihn für einen Moment los und sah Augen, die ihre Auflehnung verloren hatten, um jede Hilfe und jeden Halt anzunehmen.

„Schau dir Hannah an, schau dir Rebecca an, aber schau vor allem Samuel an: Er ist nicht der leibliche Vater von Hannah. Was du hier als Vorbild vor Augen hast, wurde dir heute von Gott gegeben, weil Er weiß, wie schwer es für dich ist. Es ist kein Zufall, Younes, dass wir uns hier an diesem Ort begegnen. Amana und du werdet eines Tages diese Krippe Jesu, die ihr jetzt von Jesus selbst erhaltet, euererseits an Eltern weitergeben, die in eine ähnlich schwierige Lage geraten sind. Es gibt sogar noch ein größeres Vorbild für dich als Samuel, und das ist Josef, der Jesus adoptierte, allein auf das Wort von Zacharias hin, der damals Oberrabbiner in Jerusalem war und in dessen Häuschen ihr wohnen werdet. Der alte Josef wurde ausgelacht und verspottet, weil viele, wenn nicht sogar alle, nicht glaubten, dass Maria die Trägerin des Sohnes Gottes war. Weißt du, mein lieber Younes, du bist gesegnet, und was dich durch diesen Sturm gerettet hat, ist deine Offenheit und Ehrlichkeit. Komm, sie warten auf uns!“

Samuel nahm das Messer wenig später mit einem Lächeln der Erleichterung entgegen und klopfte Younes herzlich auf die Schultern.

Amana bemerkte, wie erleichtert Younes war und dass er wieder lachen konnte, und sie eilte zu ihm, klammerte sich an ihn und küsste ihn, bis beiden die Tränen kamen. Sie zog ihn mit

zur Kinderkrippe, wo auch Rebecca und alle Kinder voller Bewunderung davor standen.

Ich stand in einiger Entfernung und beobachtete das ganze Geschehen und dachte an die Zeit zurück, als ich als junge Frau am Ufer des kleinen Flusses in Bethlehem den Worten Jesu lauschte: „Seid alle eines Herzens und vermischt dieses reine Herz mit nichts: keine Regeln, keine Hierarchie, kein Zorn, kein Verlangen, keine Dunkelheit, keine Unwissenheit. Liebt einander, seid eins, unabhängig von Geschlecht oder Natur. Eines Tages wird euch die schwierige Aufgabe auferlegt werden, dies anderen Menschen beizubringen.“ Durch Younes lernte ich nun selbst, was „schwierig“ bedeutete: selbst demütig zu bleiben. Und ich konnte nur einen Wunsch äußern: Bleibe mir nahe, Herr, nimm mich ganz. Halte mich fest und weise mich streng zurecht, wenn ich irregehe. So sei es.

Rebecca

Am nächsten Morgen hieß es: Alle Mann an Deck. Samuel und Younes halfen sich gegenseitig, Bruintje Bruin anzuspannen und anschließend den Eselskarren mit Oz übervoll zu beladen, sehr zur Dankbarkeit von Younes, und sie hielten gerade noch einen Platz für Tobi frei. Az bekam nur eine kleine Ladung Proviant, denn Amana würde dort zusammen mit Tirza Platz nehmen. Younes würde zu Fuß gehen oder sich manchmal mit Amana abwechseln.
Den ganzen Vormittag durfte Hannah auf dem Rücken von Bruintje Bruin sitzen, und so fühlte sie sich schon wie ein großes Mädchen, und der Verlust von Oz und Az wog schon etwas weniger schwer.

Unser großer Wagen bot uns plötzlich viel mehr Platz, da wir einen Großteil der Hausratgegenstände Younes und Amana mitgegeben hatten. Samuel war zuversichtlich, dass es uns in Aschdod an nichts fehlen würde.

Ich sah, wie Maria Magdalena ganz melancholisch dreinschaute. „Was denkst du, Ma Ma?“ Sie sah mich lächelnd an: „Ich bin gespannt, wo Caspar sich herumtreibt … aber er wird mich finden.“

„Ist Mama verliebt?“, neckte ich sie. Sie lachte: „Ich war nur in einen einzigen Menschen verliebt, und das war Jesus.“

„Und?“

„Er liebte alle Menschen. Aber er konnte aus Liebe wütend auf die Pharisäer sein, so wie du aus tiefer Sorge wütend auf Hannah sein kannst und ihr sofort vergibst. Er sah in jedem fehlbaren Menschen den Menschen der Liebe. Selbst Belial würde er vergeben, wenn dieser darum bäte. Sein Gleichnis vom verlorenen Sohn handelte genauso gut vom verlorenen Engel.“

Maria Magdalena

Elyana und Benjamin mit ihrem kleinen Baby kamen noch, um uns zu verabschieden, und es war seltsam zu spüren, dass dies ein Abschied „für immer“ war. Hannah stieg von Bruintje Bruin ab, um sich noch ein letztes Mal von Oz und Az zu verabschieden, und ihre stille Trauer schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Rebecca hatte ihr behutsam klargemacht, dass Oz und Az unmöglich mit auf das Boot kommen konnten und dass es daher besser sei, wenn sie bei Tobi und Tirza in guten Händen wären.

Tobi und Tirza versprachen ihr, gut auf sie aufzupassen. Ich unterhielt mich die ganze Zeit mit Elyana, bis zum Moment des Abschieds. Es war seltsam, wie sehr wir uns in nur drei Tagen anscheinend aneinander gewöhnt hatten. Wir ließen Freunde fürs Leben zurück, und Hannah saß ganz hinten auf dem Wagen neben Rebecca und winkte ihren immer kleiner werdenden Freunden nach, bis nach der ersten Kurve der Abschied vom Abschied genommen hatte. Sie in Richtung Ein Karem, wir in Richtung Beth-Sémes.

Samuel

Wir stapften weiter. Der Weg war gut begehbar. Die Sonne war unser Freund.
Der kräftige, braungebrannte Samuel schritt stundenlang im Gleichschritt auf der ebenen Straße. Es gab genügend Wasserquellen am Wegesrand. Kaum Gegenverkehr. Und wir waren schon fast auf halbem Weg nach Aschdod.
Gegen Abend sahen wir ganz in der Ferne Beth-Sémes auftauchen.
Alles verlief ruhig, bis ich ganz in der Ferne eine Gruppe von Menschen auf der Straße stehen sah. Offensichtlich war etwas passiert. Als wir näher kamen, sah ich, dass es sich ausschließlich um Männer mit Stöcken in der Hand handelte und dass ein Pharisäer in voller Montur unter ihnen stand. Ich beriet mich schnell mit Maria Magdalena und bat sie, das Wort zu ergreifen, da ich mit meinem pechschwarzen Kraushaar immer noch wie ein fremder Ausländer aussehe. Als der Pharisäer auf mich zukam, begann ich, noch bevor er auch nur etwas

konnte in meiner Muttersprache, dem Koine[82] Griechisch, eine ganze Erklärung abgeben, wobei ich vor allem das Wort Aschdod mehrmals einfließen ließ, und ich sorgte dafür, dass er nichts davon verstand. Ich vermischte es absichtlich mit Keltisch, sodass es völlig unverständlich wurde, und tat so, als würde ich ihn nicht verstehen. Ich antwortete immer nur „Aschdod“. Der arme Mann gab auf und ließ uns unseren Weg fortsetzen. Die grimmigen Männer mit den langen Bärten traten beiseite. Es war beängstigend, sogar Hannah spürte instinktiv die Bedrohung, die von ihnen ausging. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, was Younes und Amana durchgemacht hatten… In Massilia würde meine Familie in Sicherheit sein.

Wir beschlossen, gleich hinter Beth-Sémes unser Lager am Straßenrand aufzuschlagen und versuchten nach all dem Stress, den Abend noch bei einem kleinen Feuer zu genießen. Die Tiere konnten sich so etwas mehr ausruhen. Alles lief wie von selbst. Kurz gesagt: Bis dahin waren alle glücklich.

---

[82] Zur Zeit Jesu sprach man in der griechischen Kolonie Massilia (dem heutigen Marseille) Griechisch, genauer gesagt einen Dialekt des Koine-Griechisch (Umgangssprache). Dies war die Lingua franca der hellenistischen Welt, zu der auch Massilia gehörte. Andererseits wurden in Massilia, als bedeutender Handelsstadt, auch andere Sprachen gesprochen, wie zum Beispiel Keltisch, da die Stadt in einem Gebiet lag, in dem keltische Stämme lebten.

Am nächsten Morgen brachen wir wieder auf zur vorletzten Station: Thimnat.

Maria Magdalena

Samuel blieb voll und ganz in seiner Rolle und sprach den Rest des Tages Koine-Griechisch mit uns, was keine schlechte Vorbereitung auf das war, was uns in Massilia erwartete. Und er war ein guter Lehrer! Vor allem Hannah hatte Spaß daran, die Laute nachzuahmen, und je mehr wir über ihre Aussprache lachten, desto besser gefiel es ihr. Sie fing sogar an, Johannes Unterricht zu geben. Die Stunden vergingen wie im Flug und wir erreichten Thimnat, wo wieder so eine Bande auf uns wartete. Wir hatten untereinander bereits bestimmte Sätze auf Koine-Griechisch einstudiert und spielten das Spielchen mit Samuel mit. Wir zeigten nicht mehr die geringste Angst, blieben höflich, und sie ließen uns ohne das geringste Problem durch und wünschten uns zu Recht eine gute Reise, aber wir taten so, als hätten wir das nicht richtig verstanden. Sie hatten auch kein einziges Mal gefragt, ob wir Christen seien oder nicht. Nun ja, „so tun als ob“ schien in dieser sehr prekären Situation verständlich, und doch fragte ich mich nun, ob dies auch als Lüge, als Betrug oder als Mangel an Glauben an Jesus bezeichnet werden könnte. Unwissenheit? Nein, es ging um Achtung vor unserem Leben, und wir selbst stellten keine Bedrohung für das Leben eines anderen dar. Dunkelheit? Es gab nicht die geringste

Wut war im Spiel. Begierde? Wir fühlten uns keineswegs besser als sie. Zorn? Ganz und gar nicht, es war eher Angst. Mit anderen Worten: Es war weder eine Lüge noch Betrug noch ein Mangel an Glauben. Gleichzeitig fiel es mir schwer, mir vorzustellen, wie Paulus jemals ein rasanter Anführer einer solchen Bande gewesen sein konnte. Das Schöne daran war, dass dank Samuel keiner von uns lügen musste: Wir fuhren offenbar nach Aschdod und konnten hinterher alle gemeinsam darüber lachen, wie geschickt er das hingekriegt hatte. Wir zogen weiter, bis die Dunkelheit hereinbrach. Wir waren völlig erschöpft. Bruintje Bruin wurde von Hannah verwöhnt. Samuel verwöhnte Hannah. Rebecca verwöhnte Samuel und ihre Brust verwöhnte Johannes. Und ich wurde von meinen Erinnerungen an meine Gespräche mit Jesus verwöhnt. Wir schliefen alle auf drei ein.

Am nächsten Tag würden wir Aschdod erreichen.

ASCHDOD

Maria Magdalena

Am Nachmittag näherten wir uns Aschdod, und erneut wurden wir von einer Gruppe Männer erwartet, die mit Stöcken und Knüppeln bewaffnet waren. In dieser Hafenstadt war Koine-Griechisch nicht unbekannt, und Samuel konnte ihnen klar und deutlich erklären, dass er der Sohn von Joachim aus Massilia war, dessen Schiffe seit Jahren in ganz Aschdod ein Begriff waren, und während Samuel seine Erklärung abgab, kam ein Mann mit einem Spitzbart vorsichtig auf mich zu. Während er mit dem Finger auf dem Boden des Wagens ein Kreuzzeichen machte, flüsterte er: „Sind Sie nicht Maria Magdalena?“ Ich nickte, und er nickte ehrerbietig zurück, drehte sich um und begann laut zu rufen, dass wir passieren dürften. Und hätte er mir die Frage gestellt, ob ich Maria Magdalena sei, ohne das Kreuzzeichen zu machen, dann weiß ich jetzt sicher, dass ich dieselbe Antwort gegeben hätte. Ich hätte mich zu erkennen gegeben.
Eine knappe Stunde später erreichten wir den Hafen.

Samuel
Caleb war offenbar bereits informiert worden, denn er wartete schon nervös auf uns. Es war ein herzlicher und warmer Empfang. Das Erste, was er schon von weitem rief, war: „Ein Boot steht bereit!“ Er streichelte sein Pferd und kletterte etwas unbeholfen auf den Wagen, nachdem er jeden persönlich begrüßt hatte, und wies uns den Weg

Samuel. Ich hörte, wie Samuel fragte: „Immer noch am selben Kai, Caleb?“ „Nein, ein Stück weiter, weil ich nicht wusste, wann du ankommen würdest. Der Kapitän kennt dich und du kennst ihn, aber ich verrate nicht, wer es ist …“ und er klopfte mir aufmunternd auf die Schulter.

Kurz darauf sah ich das Boot liegen, und meine Liebe zum Meer kam wieder zum Vorschein. Ich hielt „Bruintje Bruin“ an, konnte mich nicht zurückhalten und sprang begeistert an Bord, um den Kapitän kennenzulernen. Ich klopfte an die Kabinentür des Kapitäns, und die Tür öffnete sich. Ich erstarrte: Boaz! Es war gegenseitig: Keiner von uns rührte sich, und wir sahen uns regungslos an. Sein Hass stand ihm ins Gesicht geschrieben: die Mundwinkel nach unten gezogen, durchdringende Augen, emotionslos, kein Muskel zuckte. Gab es uns noch füreinander? Caleb hatte mich gewarnt. Boaz sprach knapp und monoton: „Wer sind Sie, mein Herr? Kennen wir uns? Morgen legen wir ab. Bereiten Sie alles vor.“ Und er schlug mir die Tür vor der Nase zu. Ich kehrte an Land zurück, und Caleb sah mich sehr besorgt an und flüsterte mir zu: „Er wird morgen nicht auslaufen: Es zieht ein Sturm auf. Er will dich nur ärgern. Er war wütend, weil er wegen mir auf dich warten musste. Gerade als er aus Sidon abfahren wollte, erfuhr er durch einen großen Zufall vom Kapitän eines anderen Schiffes deines Vaters, das gerade anlegte, dass sein kleiner Sohn sehr krank ist. Und jetzt kommt auch noch schlechtes Wetter auf, tja, das ist natürlich verständlich, aber man könnte ja auch reden, anstatt

jemanden anzuschreien. Aber es wird schon gut gehen, Samuel.“ Caleb sah mich besorgt an: „Bewahre deine Ruhe, mein Junge, dann wird alles gut.“ Maria Magdalena hatte alles mitgehört, und Caleb fragte sie: „Wäre es möglich, dass du heute Abend noch zu unserer christlichen Gemeinde sprichst? Es ist nicht sicher, wie Boaz morgen entscheiden wird.“ Maria Magdalena nickte zustimmend.

Caleb half mir, unser Gepäck auf das Schiff zu laden, und wenig später verabschiedete sich Hannah von Bruintje Bruin. Ich zeigte den Frauen, den Großen und den Kleinen, das Boot, und wir kamen an der Kabine des Kapitäns vorbei. Mit klopfendem Herzen klopfte ich an, um sie meinem Bruder vorzustellen. Er öffnete die Tür und setzte sich sofort wieder an seinen Tisch, ohne aufzublicken. „Bruder, ich möchte dir meine Familie vorstellen: Maria Magdalena, Mutter von Rebecca und Großmutter von Hannah und Johannes. Wir möchten dir schon einmal dafür danken, dass wir mitreisen dürfen. Es tut uns leid zu hören, dass dein kleiner Sohn offenbar krank ist, und wie dem auch sei, wir brechen auf deinen Befehl hin auf.“ Es blieb still, wir existierten offenbar nicht, und selbst die fröhliche Hannah wurde mucksmäuschenstill und blickte ängstlich zu diesem ergrauten Mann, der mir nur ein wenig ähnelte.

Mein Bruder blickte kaum auf und schwieg, und wir zogen uns nach einer Weile einer nach dem anderen zurück. Ich blieb als Letzter: „Es tut mir noch einmal leid, Bruder, und ich kann dir alles erklären, ich habe Fehler gemacht, ich war zu Recht manchmal, oder nein, oft ein Nichtsnutz in deinen Augen. Aber seit ich für

mich selbst

„Ich habe dank deines Vorbilds auch Gutes bewirkt. Ich hoffe und bete, dass es deinem kleinen Sohn bald besser geht. Ich hoffe, dass wir uns bald unterhalten können. Bis dahin wünsche ich dir eine gute Nacht.“ Und ich wartete nicht auf eine Antwort und schloss leise die Tür.

Maria Magdalena

Caleb würde mich abholen, sobald die Sonne unterging und es weniger gefährlich war, Versammlungen unter Christen abzuhalten.
Ich war jedoch durch Samuels Bruder völlig aus der Fassung gebracht worden und hatte größte Mühe, diesem Mann nicht eine zu verpassen. Wut war sicherlich keine gute Einstellung, um anschließend über die Liebe Jesu zu sprechen. Es war Samuel, der mich beruhigte, indem er von seinen Fehlern in der Vergangenheit sprach, für die oft der große Bruder büßen und geradestehen musste, weil Boaz angeblich nicht genug auf seinen jüngsten Bruder aufgepasst hatte. Meine Wut wich Verständnis und sogar Respekt, wodurch Ruhe und Frieden wieder von mir Besitz ergriffen.

Caleb holte Rebecca und mich ab, Samuel würde sich um die Kinder kümmern. Das Treffen fand immer an einem anderen Ort statt, und erst einen Tag vorher wurde bekannt gegeben, wo es stattfinden würde. Die Angst war groß, die Entschlossenheit größer.

Wir kamen an. Die Anwesenheit überraschte mich: alle Altersgruppen, von Säuglingen bis hin zu alten, gebrechlichen Menschen, die kaum noch gehen konnten, und alle starrten mich an , als ob ich selbst ein Jesus wäre. Die

Erwartungen an mich waren groß. Ich begann: „Willkommen. Erwartet nichts von mir, erwartet nur das, was ich von Jesus gelernt habe. Ich werde versuchen, mich eher als Sprachrohr Jesu zu verhalten und nicht als Redner.“ Ich erzählte kurz meine Lebensgeschichte, um schnell zu meiner dreitägigen Ausbildung in Nazareth zu kommen und mit der Begegnung mit Jesus nach seinem Tod abzuschließen. Es schien, als würden sogar die Babys zuhören. Bevor ich Fragen zuließ, schloss ich mit einer Würdigung Adinas und stellte die Verbindung zu Saulus her, der zu Paulus wurde und immer noch unter seiner blutigen Vergangenheit litt, und ich rief alle zur Vergebung auf.

Eine Frau stand auf, um die Versammlung weiter zu leiten: „Mögen alle, die eine Frage an Maria Magdalena haben, aufstehen?“

Etwa sechs Personen standen auf. Die Regel lautete, dass der Älteste unter ihnen als Erster seine Frage stellen durfte. Sobald die Frage gestellt war, konnten sich die anderen Fragesteller wieder hinsetzen und nach der Antwort erneut aufstehen, woraufhin wieder der Älteste unter ihnen seine Frage stellen durfte. Es war ein einfaches System, das reibungslos funktionierte und keinen Ärger hervorrufen konnte. Es bot den Vorteil, dass einige Fragesteller nach der Beantwortung der Frage des Vorredners die Antwort bereits mitbekommen hatten, wodurch der Vortragende auch besser einschätzen konnte, wie lange oder wie ausführlich er auf Fragen anderer antworten konnte, die noch nicht beantwortet worden waren.

Der älteste Fragesteller war ein Mann: „Sie sprachen von den vier Gegenkräften: Wut, Begierde, Dunkelheit und Unwissenheit. Aber was wir bei Adina gesehen haben, weckt Angst in uns. Ist Angst nicht auch eine solche Gegenkraft?“ Und der Mann setzte sich.

„Sie sprechen ein komplexes Thema an. Angst lehrt uns Vorsicht zum Guten, schafft aber auch Grausamkeit zum Bösen. Es ist eine Geschichte mit zwei Seiten. Einerseits ist Angst negativ in Dunkelheit und Unwissenheit eingebettet. Andererseits kann Angst positive Hilfe bieten, um Wut und Begierde zu überwinden.

Die Umstände bestimmen, welche Seite es ist. Wenn du zweifelst, sprich mit Jesus in dir selbst: „Bitte, Herr, korrigiere mich, wenn ich im Unrecht bin.“ Das neutralisiert die Angst, die falsche Wahl zu treffen. Allein sein Name beruhigt dich und befreit dich von der Angst vor dem Scheitern und führt viel häufiger und leichter zur richtigen Wahl. Oder bete wie folgt: „Bewahre mich in deinen Wunden[83], Herr, wo sich kein Teufel an dich heranzuwagen wagt.“

Die zweite Fragestellerin war eine alte Frau: „Du sagst, dass Jesus gesagt hat, Er sei in uns. Das kann ich mir nur schwer vorstellen. Wer bin ich dann noch?“

„Er ist in uns, drängt sich aber nicht auf. Wir sind in Freiheit geboren, und Er nimmt in jedem von uns eine demütige Haltung ein. Wir

[83] Weisheiten des heutigen Papstes Leo IV.

müssen Ihn nicht mehr suchen, Er antwortet immer und oft durch zufällige Ereignisse oder durch Gefühle des Trostes oder der Liebe von deinem Mitmenschen, deinem Kind, deinem Ehepartner, deiner Freundin oder wie in dieser Gruppe hier. Oder eine Taube zum Beispiel: Ich stand einmal mit meinem Esel an einer Kreuzung, die sich als entscheidend für mein Leben erweisen sollte, und ich wusste buchstäblich nicht, welchen der drei Wege ich nehmen sollte, um nach Ein Karem zu gelangen: Eine Taube ließ sich nieder, regungslos und mich furchtlos anblickend, und ich dachte: Herr, zeige mir den Weg. Ich habe mich verirrt. Die Taube flog auf, und etwas sagte mir, ich solle ihr folgen, und so erreichte ich Ein Karem. Ist das ein Wunder? Nein, das kann man nicht wissen, aber man kann auch nicht wissen, dass es kein Wunder oder ein Geschenk von Ihm für dein Vertrauen ist, wobei Demut die Kraft hinter dem Zufall ist. Maria lebt immer noch nach einer solchen Gewissheit, während ich es anfangs als reinen Zufall empfand, daran zu glauben. Bei der Taufe Jesu im Jordan war ich dabei, und eine Taube ließ sich auf seiner Schulter nieder. Kennt ihr diese Geschichte? Ist es Zufall? Wir wissen es jetzt besser. Maria lehrte mich, wie man mit „Zufällen“ umgeht: Sie fasste es wie folgt zusammen: „Erzähle es nicht als Wunder weiter, aber leugne es auch nicht. Bewahre es still und dankbar für dich selbst. Wenn du es von den Dächern schreist, entwertest du dieses Geschenk, indem du denkst, dass du es verdient hast, und verlierst mehr, als du bekommen hast; aber noch schlimmer ist es, wenn du dieses kostbare Geschenk leugnest, denn das ist nicht nur schade, sondern

„auch Hochmut, als ob du es besser wüsstest als der großzügige Geber[84] .“

Um nun auf deine Frage zurückzukommen: Wer bin ich denn? Die Antwort lautet: Ich bin nicht „ich“, sondern ich bin „wir“: ich und Er, der in mir ist, wir sind wir.“

Ich entschuldigte mich kurz, um nach draußen zu gehen. So viel Aufmerksamkeit machte mir etwas Angst. Ich hatte noch nie einen Vortrag gehalten und ich hatte große Angst, dass der Vortrag mich selbst hochmütig machen würde, anstatt mir Demut beizubringen. Ich musste kurz in meinem Innersten mit Jesus sprechen können: „Jesus, bitte halte mich auf, wenn ich falsche Dinge sage oder wenn mein Hochmut zuschlägt.“ Ich fühlte mich wieder als Teil des „Wir“ und ging beruhigt zurück ins Zimmer.

Die dritte Fragestellerin war eine Frau mittleren Alters: „Mein Mann und ich haben manchmal Schwierigkeiten mit der Gleichberechtigung von Mann und Frau. Ich meine: Vor allem ihm fällt es schwer, sich daran anzupassen. Und für mich ist es schwer, mich so zu verhalten, weil ich das bei meinen Eltern nie so gesehen habe und unsere ganze Gesellschaft so aufgebaut ist, als ob eine Frau keine Intelligenz besitze und nur auf den Mann hören müsse. Ich habe einen lieben Ehemann, aber manchmal scheint es, als ob wir gerade keine Einheit

[84] Weisheit aus der orthodoxen Kirche: Archimandrit Sophrony: „Akzeptiere es nicht, ignoriere es nicht.“

„... mehr Formen schaffen, indem man die Veränderung der Gleichberechtigung einführt."

Es war eine mutige und sehr berechtigte Frage, und ich, die ich nie mit einem Mann zusammengelebt habe, war vielleicht noch mehr beeindruckt von ihrem Mut, dies in einem Saal anzusprechen, in dem viele Ehepaare anwesend waren.

„Was deinen Mann und dich betrifft: Gleichberechtigung könnt ihr nur lernen, indem ihr gemeinsam hinfallt und in der Liebe zueinander wieder aufsteht, gemeinsam Fehler begeht und sie gemeinsam korrigiert: Das ist es, was euch noch stärker verbinden wird als zuvor. Am Anfang ist es ein Suchen, das kann ich mir lebhaft vorstellen, aber es gelingt nur, wenn ihr gemeinsam bereit seid, eine Wiederherstellung des ersten Mannes und der ersten Frau im Garten Eden zu erlangen. Was die Gesellschaft betrifft: Der alte Geist muss durch einen neuen Geist ersetzt werden. Der Beweis dafür ist heute Abend hier: Männer und Frauen sind gleichwertig, denn ich stelle bereits erfreut fest, dass von den sechs aufgestandenen Fragestellern drei Frauen und drei Männer sind. Und so sollte es in allem sein: Gleichwertigkeit von Mann und Frau. Aus dem Alten Neues zu schaffen, erfordert Fallen und Aufstehen, erfordert Suchen und Ertasten und das gegenseitige Vertrauen aufzubauen, dass Mann und Frau das Beste füreinander wollen. Das wünsche ich euch." Viele Paare suchten heimlich die Hand des anderen, manche ohne Scheu, manche eher schüchtern, manche hielten sogar ihre Hände hoch in die Luft.

Der vierte Fragesteller war ein Mann mittleren Alters: „Seit eine der Unseren, Adina, gesteinigt wurde, herrscht unter uns wirklich große Angst: Wer wird die Nächste sein? Wir haben gehört, dass in einigen Städten christliche Frauen vergewaltigt wurden. Sie stehen kurz davor zu fliehen, aber wir können das nicht. Ich nehme es Ihnen nicht übel, aber wir müssen hier ganze Familien versorgen, und wegzulaufen ist keine Option. Dennoch kommt es mir so vor, als sei es leicht, über Jesus zu sprechen, wenn man die Gewissheit hat, dass man diesen Religionskrieg hinter sich lassen kann.“ Ich freute mich über diese Frage, denn sie gab mir die Gelegenheit, meinen Plan zu erklären: „Ich bin froh, dass ich hier darauf antworten darf und kann. Rebecca ist meine Adoptivtochter und die Ehefrau von Samuel, der aus Massilia stammt, einer von Griechen gegründeten Stadt mit keltischen Wurzeln. Sie haben zusammen zwei Kinder, Hannah und Johannes. Niemand in Massilia hat je von Jesus gehört, und die Menschen kennen nur griechische, keltische und in geringerem Maße römische Götter. In den nächsten Tagen brechen wir mit einem Boot von Samuels Vater nach Massilia auf. Dort spricht man einen griechischen Dialekt, der mit keltischen Wörtern durchsetzt ist. All dies ist kein Zufall, es ist meine Pflicht, dort über unseren Erlöser zu sprechen. Wie ich empfangen werde, weiß ich nicht. Ich werde dort zweifellos über Christus sprechen, so wie ich es hier tue. Habe ich Angst? Ja, ich habe Angst, aber mein Vertrauen und mein Glaube an Jesus sind größer als meine Angst. Ich bitte euch ebenso, für mich zu beten, wie ich euch gedenken werde.“ Der

Der Fragesteller entschuldigte sich, obwohl das gar nicht nötig gewesen wäre, und ich dankte ihm, weil ich so für alle Anwesenden Klarheit schaffen konnte.

Die fünfte Fragestellerin war eine mutige junge Frau, und es ging um meine Verliebtheit in Jesus: „Ich bin im Moment sehr in einen Jungen verliebt, aber ich habe den Eindruck, dass man deiner Geschichte nach Verliebtheit nicht wirklich trauen kann. Hat das dann noch etwas mit wahrer Liebe zu tun? Konntest du das so einfach beiseite schieben und Jesus einfach lieben, ohne Tag und Nacht an ihn zu denken?“

„Es stimmt, dass ich mich sehr in Ihn verliebt habe, und das war einerseits schwer für mich, als Er mir darauf antwortete: ‚Ich habe alle Menschen gern‘, aber andererseits war dies die einzig richtige und beste Antwort, die meine Verliebtheit relativieren konnte. Verliebtheit ist etwas, das nicht von Dauer ist, wie viele Menschen hier wissen, sondern ein Anstoß zu einer tieferen und reiferen, aber zugleich auch ausgeglicheneren Liebe. Es wäre schön, wenn wir alle, Frauen wie Männer, uns in Jesus verlieben könnten, um danach Teil seiner göttlichen Liebe zu werden, die auf Fels und nicht auf Sand gebaut ist. Verliebtheit ist ein unverzichtbarer Bestandteil der Welt und etwas, das Belial am liebsten zerstören würde. Jesus selbst trug beide Naturen in sich: die menschliche Natur durch Maria und die göttliche Natur durch den Vater. Und was ich mir vorstelle, aber darin spreche ich nur für mich selbst, ist , dass

Verliebtheit der göttlichen Liebe näher kommt als die menschliche Liebe. Darin unterscheiden wir uns völlig von Ihm.

Bei uns Menschen konzentriert sich die Verliebtheit auf eine einzige Person, bei Ihm konzentriert sich die „Verliebtheit“, wenn man das so noch nennen kann, auf alle Menschen. Diese Aussage von mir ist nicht richtig, aber auch nicht ganz falsch. „Ich liebe alle Menschen.“ Wer von uns kann das hier sagen?

Es kursieren Gerüchte, dass wir Geschlechtsverkehr gehabt hätten, aber ich kann bezeugen, dass Er nicht das geringste sexuelle Verlangen zeigte: „Ich liebe alle Menschen.“ Seine Mission besteht nicht darin, Kinder zu zeugen, sondern uns alle zu Kindern Seines Vaters zu machen. Darf ich die Ehepaare fragen, ob sie noch genauso verliebt sind wie in ihren ersten gemeinsamen Jahren? Ich sehe viele Ehepaare jetzt kichern und den Kopf schütteln, aber gleichzeitig die Hand des anderen suchen … ja, das ist Liebe. Verliebtheit ist ein wichtiger Anfang und erfordert von zwei freien Menschen, dass sie durch Höhen und Tiefen gemeinsam reifen.“

Plötzlich herrschte Unruhe im großen Saal, und es wurde gekichert, als ginge es darum, wer seinen Partner am meisten liebt.

Ich suchte mit meinen Augen nach dem sechsten Fragesteller: einem jungen Mann mit einer für sein Alter scharfsinnigen Frage. Er stand auf und alle verstummten: „Sie sagten, dass Jesus darauf bestand, keine Regeln aufzustellen und keine Hierarchie einzuführen. Aber ich verstehe das nicht so recht … ‚keine Regel‘

Ist das nicht trotzdem eine Regel? „Keine Hierarchie“ scheint mir doch auch eine Regel an sich zu sein?

Ich war erfreut und zugleich überrascht – angesichts seines jungen Alters –, dass ein junger Mann eine so wichtige Bemerkung machte, und glücklicherweise war ich nicht unvorbereitet, denn ich hatte selbst schon viel darüber nachgedacht: „Jesus meint, dass Er in uns ist und dass Seine Beziehung zu jedem Menschen eine einzigartige Beziehung ist, auf die keine äußeren, allgemeinen Regeln angewendet werden können. Schließlich ist jeder Mensch einzigartig: Jeder von uns weist körperlich schon so viele Unterschiede auf, aber jeder erlebt auch einen einzigartigen Lebensweg in Gut und Böse, in leichten und schwierigen Umständen. Es ist also unmöglich, spirituelle Regeln aufzustellen, die auf alle Menschen anwendbar sind und Dinge vorschreiben, die im Widerspruch zum Inhalt deines Lebensweges stehen. Diese richten manchmal, um nicht zu sagen oft, mehr Schaden als Nutzen an. Regeln unterdrücken die Spontaneität. Er ist in uns, und unsere Gespräche mit Ihm in uns sind einzigartig, und darauf müssen wir lernen zu vertrauen. Jeder von uns lernt und spürt, wie wir liebevoll leben können, nachdem wir Tag für Tag die vier großen Gegenkräfte – Dunkelheit, Begierde, Wut und Unwissenheit – überwinden. Jeder Mensch ist und bleibt einzigartig, so wie unsere Beziehung zu Ihm einzigartig bleibt. Jeder Mensch erhält von Ihm einzigartige Hilfe durch Intuition oder sogenannte Zufälle, von denen ich vorhin bereits sprach, oder sogar durch explizite Ereignisse – unter der absoluten Bedingung, dass wir die Liebe zum Mitmenschen als zentrales Ziel in den

Mittelpunkt stellen. Und Liebe zum Mitmenschen können wir nur aufbringen

wenn wir auch uns selbst gerne sehen, als ein Geschenk dessen, der in uns ist. Eine hierarchische Struktur mit allgemeinen Regeln und Verpflichtungen von oben, so gut sie auch gemeint sein mag, macht diesen Prozess eher kontraproduktiv und macht den Menschen, gewollt oder ungewollt, zu einem Teil und Untertan. Eine hierarchische Struktur gerät unweigerlich hoffnungslos in einen Konflikt mit sich selbst und führt zu unüberwindbarer Spaltung, die noch mehr Regeln nach sich zieht. Und genau das ist es, was Er nicht will: Er möchte uns als spontane, einzigartige, individuelle Menschen begegnen, uns helfen und uns umarmen. Er möchte nicht, dass seine Kinder Sklaven einer Struktur sind, sondern Kinder eines einzigen Vaters, des Vaters. Das Amalgam der vielen Facetten der Liebe in jedem von uns ist ebenso vielfältig wie das Amalgam der bösen Kräfte in uns und ist für keinen von uns dasselbe. Und dafür muss Er IN jedem von uns wohnen und uns begleiten können und nicht von außerhalb von uns. Aber wir müssen Ihn hereinlassen. Das wünsche ich euch allen.“ Ich spürte, dass ich aufhören musste, aber ich hätte so weitermachen können. Es war still geworden. Viele Augen glänzten. Ich nahm mir Zeit, die Menschen nacheinander anzusehen; viele machten diskret ein Kreuzzeichen, andere neigten den Kopf, wieder andere blickten ekstatisch nach oben, manche vergossen eine Träne der Rührung, andere suchten ebenfalls meinen Blick, und ich erwiderte ihn. Es blieb still. Ich nickte dem jungen Mann zu, mit der Frage in meinen Augen, ob diese Antwort ausreichte. Er nickte bestätigend und setzte sich.

Ich schloss den Abend mit den Worten: „Sprich in deinem Inneren mit Ihm, denn Er ist in jedem von euch. Er antwortet immer. Selbst Stille kann eine Antwort sein, wenn Er spürt, dass Stille dir helfen kann, Ihm leichter zu begegnen. Fühle dich nicht gezwungen, sondern eingeladen. Hüte dich vor den vier Gegenkräften im Schafspelz, aber liebe Jesus. Es steht jedem frei, Adina und all die anderen Märtyrer zu gedenken, so wie es jedem frei steht, für unsere Feinde zu beten, denn sie wissen nicht, was sie tun. Nur die Liebe weist den richtigen Weg.“

Caleb war tief bewegt und dankbar. Rebecca kam leise auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr: „Meine Ma Ma.“

Es blieb ganz still auf Calebs Wagen auf dem Weg zum Boot.

Samuel

Ich konnte gar nicht genug von Rebeccas Bericht über den Vortrag von Maria Magdalena bekommen, und dann war ich an der Reihe zu erzählen, ob ich Neuigkeiten über die Pläne meines Bruders hatte. Ja, ich hatte mit Hannah einen kleinen Abendspaziergang auf dem Kai bei untergehender Sonne gemacht, während Johannes schlief, und traf einen einheimischen Fischer, der mir erzählte, dass Boaz sich mit seinem einzigen verbliebenen Steuermann gestritten hatte, der es satt hatte, noch unter ihm zu segeln, und der ihm sagte, dass Boaz wütend war, weil er wegen meiner Ankunft nicht sofort weiterreisen konnte, da sein kleiner Sohn möglicherweise sterben würde. Mit anderen Worten: Boaz brauchte mich, um ablegen zu können, was ihn offenbar aus Hilflosigkeit doppelt wütend machte. Der Fischer fügte hinzu, dass ganz offensichtlich ein Sturm aufziehe und er morgen sicher nicht auslaufen würde. Ich kehrte daraufhin sofort zum Boot zurück und bat Boaz, gemeinsam zu beraten. Er fauchte, er würde lieber mit Mann und Maus untergehen, um seinen kleinen Sohn im Jenseits wiederzusehen, als hier geduldig zu warten, um meiner Familie eine bessere Überlebenschance zu gewähren. „Ich breche morgen auf, allein oder gar nicht: Ich breche auf! Ich habe durch dich genug Zeit verloren!“
Rebecca wurde vor Angst blass, als ich es ihr erzählte, und ging nachsehen, ob Maria Magdalena die Kinder schon ins Bett gebracht hatte. Kurz darauf saß ich allein

mit den beiden Frauen. Als ich alles noch einmal wiederholte, stand Maria Magdalena auf und sagte: „Morgen bei Tagesanbruch werde ich aufstehen und mit Boas sprechen. Lass uns allein: Besuche in der Zwischenzeit Kaleb mit den Kindern, das wird ihm gefallen. Bleib ruhig und liebe deinen Bruder. Ich gehe jetzt schlafen."

Maria Magdalena
Es war ein äußerst anstrengender Tag gewesen, vom Morgen bis zum Abend. Heute Morgen bei unserem allerersten Kontakt hätte ich Boaz eine Ohrfeige verpassen können, doch nun begann ich ganz anders zu denken, angesichts all dessen, was dieser Mann durchgemacht hatte und immer noch durchmacht. Es ist nie gut, vorschnell zu urteilen. Ich dachte über meine Widerstände nach, denn schon allein das Nachdenken darüber hilft mir oft, sie zu überwinden. Bis auf eine Ausnahme heute: Ich war noch etwas im Unklaren über Boaz' Hintergrund, aber zu wissen, dass man etwas nicht weiß, ist der einzige Weg, um nach der Antwort zu suchen. Oh ja, Herr, du bist in mir. Ich brauche keinen steinernen Tempel, um dich zu treffen oder zu finden. Mein Körper ist dein Tempel, von Geburt an vollkommen rein, aber seitdem muss ich ihn jeden Tag mit dem Besen durchkämmen, um alle Gegenkräfte zu vertreiben. Und ich schlief mit einem geschäftigen Besen im Kopf ein.

Boaz
Das Leben ist die reinste Hölle. Alles wendet sich gegen mich. Was habe ich dir getan, Gott, der du gar nicht

existierst? Nimm mich anstelle meines kleinen Sohnes: Er trifft keine Schuld. Nimm mich! Es ist

nicht fair: mein Bruder, der ewige Nichtsnutz, der Profiteur, der Glückspilz, der nichts dafür tun muss, eine schöne und liebe Frau: Wie macht er das? Mit schönen Worten, so kenne ich ihn schon mein ganzes Leben lang: Er kann sich jedem verkaufen, aber Verantwortung übernehmen, das ist was für andere. Und jetzt mein kleiner Sohn, gerade mal drei Jahre alt und anscheinend im Sterben, und niemand weiß, woran, und hier sitze ich nun, mit einem Seil an der Kaimauer festgebunden. Sturm oder kein Sturm, ich befreie mich, ich will bei Frau und Kind sein.

Maria Magdalena

Der Sturm kündigte sich schon letzte Nacht deutlich an: Die Wellen im geschützten Hafen wurden immer höher und schlugen mit viel Lärm im Rhythmus gegen die hölzerne Schiffswand wie eine Kriegsflut.
Am Morgen klopfte ich an die Kapitänskajüte. Ich hatte mir vorgenommen, nicht von Jesus zu sprechen und nur dann darüber zu reden, wenn er selbst danach fragte. Ich klopfte noch einmal und rief seinen Namen: „Boaz?“ Er öffnete.

„Ich mache mir Sorgen um dich.“

„Ich bin kein Kind. Du solltest dir lieber Sorgen um das große Kind machen, das hier oben auf dem Deck herumläuft.“

„Ich habe gehört, dass du auslaufen willst, während die Cumuluswolken aus Südwesten heranstürmen und wir vor Massilia in Richtung Südwesten segeln müssen.“

„Wir werden nach hinten gedrängt, statt vorwärts zu kommen. Wenn wir nicht schon untergehen … Hier zu bleiben ist doch die einzige Möglichkeit, nicht noch mehr Zeit zu verlieren, oder?“

„Das ist mir egal. Mein Sohn ist schon durch eure Schuld gestorben, und dann treffe ich ihn eben hier oben wieder. Ihr dürft jederzeit das Boot verlassen.“

Ich schwieg.

War das Eifersucht, schroff und grob, mürrisch, stur, unhöflich? So sah es aus, aber das war es nicht. Nein, es war Ohnmacht.

Ich blieb sitzen; dieser Mann brauchte Hilfe und musste vor sich selbst geschützt werden. Tief in seinem Inneren hoffte er, dass jemand ihn retten könnte, denn er hatte sich selbst bereits aufgegeben. Würde ich jetzt aufstehen, wäre es für ihn das Ende, und er würde nie wieder auf seine Schritte zurückkehren. Ich dachte an seine Frau, sein Kind. Das durfte Tage dauern: Ich würde sitzen bleiben. Da zu sein war das einzige Heilmittel, das vielleicht noch helfen konnte. Ich schwieg, und diese Stille war das Einzige, was seinem verzweifelten Geist Ruhe bringen konnte. Hunger, Durst, Schlaf – all das würde an mir vorübergehen, ich erhielt Hilfe von oben. Es wurde ein mentaler Kampf: Einer von uns beiden musste brechen, und es mag hochmütig klingen, dass ich wusste, wer gewinnen würde, und das war weder er noch ich, sondern die Kraft Jesu in mir.

Stunden vergingen, der Sturm tobte wie verrückt über unseren Köpfen, und wir hörten Samuel und Rebecca auf

dem Deck

Wir rannten hin und her und riefen uns panisch zu, wir sollten Seile nachlegen; wir hörten, wie Rebecca Hannah zurief, sie solle unter Deck bleiben. Wenig später hörten wir, wie Hannah Rebecca zurief, dass etwas mit Johannes nicht stimmte. Wir hörten Hannah hysterisch weinen. Das Einzige, was ich tat, war, Boaz in die Augen zu schauen, nicht vorwurfsvoll, denn ich war nicht weniger schuldig, aber ich hatte Vertrauen. Ich sah, wie sich Boaz' verzerrtes Gesicht wegen Hannahs Geschrei nach und nach von mürrisch zu besorgt wandelte: Der Vater in ihm erwachte und er sprang auf, um zu helfen. Samuel kämpfte mit einem losgerissenen Großsegel, Rebecca versuchte zu helfen und wagte es nicht loszulassen, um Samuel nicht zu verlieren, aber auch, um das Segel vor Rissen zu schützen, denn dann hätte die Abreise sicher nicht stattfinden können. Boaz eilte zu Rebecca, damit sie Hannah helfen konnte. Ich fand unterdessen Johannes auf dem Holzboden: Sein Korb lag umgestürzt da und er lag leblos auf dem Boden, mit einer hässlichen offenen Wunde am Kopf. Hannah stampfte vor Ohnmacht mit beiden Füßen in das viele Blut. Rebecca sah mich an, während sie versuchte, Hannah zu beruhigen: „Ist er tot?" Ich schüttelte den Kopf: „Er ist bewusstlos, aber er hat eine Kopfwunde. Ich bleibe hier bei Hannah und Johannes. Sag vorerst nichts zu Samuel, er muss sich konzentrieren können, sonst verursacht er Unfälle." Das Boot schlug erneut mit einem lauten Knall gegen die Kaimauer, sodass alles bebte. Caleb, der sich vor allem um die Kinder sorgte, tauchte aus dem Nichts mit Pferd und Wagen in der

Es regnete in Strömen, als er uns abholte. Ich nahm meine Verbandskiste mit. Samuel hatte nicht einmal Gelegenheit, etwas zu sagen; ein weiteres Segel am Achterdeck hatte sich ebenfalls gelöst und begann zu reißen. Ein großer Riss bedeutete tagelange Verzögerung. Boaz wagte es nicht, uns anzusehen. Die beiden Brüder blieben zurück. Rebecca klammerte sich an Johannes, blass vor Angst vor dem Schlimmsten. Hannah versteckte sich in meinem schweren, durchnässten Mantel. „Hilf uns, Jesus! Was auch immer du tust, Herr, ich habe Vertrauen. Ich möchte immer noch das Meer werden, auch wenn ich nicht alle seine Kräfte kenne und auch nicht sein Warum, aber ich vertraue auf dich.“

Maria Magdalena

Am nächsten Tag hatte sich der Sturm gelegt. Johannes atmete noch, das war das Einzige, was man sagen konnte. Es sah aus wie ein tiefer Schlaf. Aber ohne Nahrung? Wie lange kann ein kleines Kind so etwas durchhalten? Ich hatte seinen Kopf mit der offenen Wunde mit denselben Lazarus-Bandagen verbunden, die ich bei Hannah verwendet hatte, aber ich war nicht beruhigt; ich hätte zumindest ein kleines Lebenszeichen erwartet. Die Pupillen reagierten noch auf Licht, aber das war auch schon alles. Rebecca ließ ihn keine Sekunde allein, so erschöpft sie auch war. Sie lag zusammen mit Hannah auf Adinas Bett, mit Johannes zwischen ihnen. Bewundernswert war, dass sie die Schuld nicht Boaz gab, sondern dem Sturm, auch wenn sie es besser wusste. Caleb war zum Boot gegangen, um Samuel zu holen. Was, wenn Johannes es überstehen würde? Würde er etwas davon behalten? Und schlimmer noch, was, wenn Johannes sterben würde? Es blieb abzuwarten, wie Samuel reagieren würde. Was auch immer kommen mochte, ich konnte Gott unmöglich etwas vorwerfen und vertraute weiterhin auf einen guten Ausgang, was auch immer „gut“ bedeuten mochte.

Caleb

Was für ein Schlag für Rebecca und Samuel! Ich glaube nicht mehr daran, dass Johannes das überlebt: Es dauert mir zu lange, bis er die Augen öffnet. Er hat den Hunger längst hinter sich gelassen und sucht seinen Weg in den

Himmel, wo das himmlische Licht

noch auf sich warten lässt. Möge Adina auf ihn warten und Johannes mit ihrem Herzen aus Gold willkommen heißen, zur Stütze für Rebecca, Samuel und Hannah. Das Boot kam in Sicht und ich sah die beiden Männer auf dem Vorderdeck sitzen. Ich befürchtete, dass der gestrige Sturm nichts war im Vergleich zu dem, was ich ihnen nun mitteilen musste. Sie wussten, dass etwas passiert war, wussten aber nicht, was. Auf den ersten Blick schienen sie keinen Streit miteinander zu haben. Samuel rief schon von weitem: „Alles in Ordnung?“ Ich antwortete nicht sofort, schließlich hatte ich keine Neuigkeiten zu berichten, die man lautstark verkündet. Ich kam näher, und der Schrecken in Samuels Augen ließ ihn leiser sprechen: „Sag mir, dass alles in Ordnung ist. Ist etwas mit den Kindern?“ Ich musste die Zähne zusammenbeißen: „Ja, es ist nicht gut, Johannes’ Korb ist während des Sturms heruntergefallen. Er ist immer noch bewusstlos und hat eine große Wunde am Kopf und er hat viel Blut verloren. Er isst nicht, trinkt nicht, wacht nicht auf, sieht todesblass aus. Es tut mir leid, dir das mitteilen zu müssen.“ Ich sah hinter Samuel Boaz stehen, der sofort aus dem Blickfeld verschwand. Ich kletterte so schnell wie möglich an Bord und Samuel flüchtete sich in meine Arme. „Komm, Junge, Rebecca und Hannah brauchen dich jetzt dringend.“ Von Boaz war nichts mehr zu sehen.

Der Heimweg war eine der Erinnerungen, die ich nie vergessen würde: Neben dem alten Mann saß ein junger Mann mit einer Weisheit und Reife, die der alte Mann in diesem Alter nie erreicht hatte, gelassen und ohne den geringsten Anflug von Groll gegenüber seinem Bruder.

Samuel schwieg und blickte vor sich hin. Schon von weitem sahen wir Maria Magdalena

nach draußen, um uns entgegenzukommen. Sie winkte: „Kommt schnell!“, und kurz darauf standen wir alle am Sterbebett von Johannes. Samuel tränten die Augen und die Nase, und er hob seinen kleinen Sohn hoch, blickte nach oben und flüsterte: „Wir sind alle Kinder des Königs. Warst du die ganze Zeit so nah, Herr? Du hättest mich zu dir nehmen können, aber dein Wille geschehe. Johannes ist in guten Händen.“ Er küsste Johannes sanft auf die Stirn. Dann legte er Johannes wieder in die Arme von Rebecca und Hannah und setzte sich neben sie auf Adinas Bett. Zeit und Raum versagten ihren Dienst und räumten ihrer Liebe, den Schmerz des anderen zu tragen, absoluten Vorrang ein. Ich erkannte diesen Schmerz von vor nicht allzu langer Zeit wieder. Zum ersten Mal seit Adinas Tod setzte ich mich auf ihren Stuhl in der hintersten Ecke ihres Zimmers und bat sie, sich um den kleinen Johannes zu kümmern. Der Gedanke tröstete mich. Maria Magdalena kam kurz herein und winkte mich zu sich. Dieser alte Mann verließ leise den Raum: „Caleb, wir dürfen Boas auf keinen Fall vergessen.“
Und kurz darauf machten wir uns gemeinsam auf den Weg zum Boot.

Maria Magdalena

Boaz war damit beschäftigt, den Riss im Segel am Heck zu reparieren. Er hatte uns nicht bemerkt, es schien, als hätte er tausend Dinge im Kopf und seine Augen bekämen in seinem Gehirn keinen Platz mehr, um weiter zu blicken als eine Nadel durch einen Riss. Ich ging zu ihm hin: „Boaz, kann ich dich kurz sprechen, es ist

„Wichtig.“ Er zuckte zusammen, nickte zustimmend und ließ sofort alles fallen, als hätte er schon geahnt, warum ich gekommen war. Kurz darauf saßen wir auf der Bank vor dem Altar: „Schlechte Nachrichten, Johannes ist gestorben.“ Er erstarrte und vergrub den Kopf in den Händen, als schäme er sich. Er wandte den Blick von mir ab, hin zum weiten Meer, und schüttelte den Kopf: „Es ist meine Schuld.“ Er traute sich immer noch nicht, mich anzusehen. Ich wartete. Er kämpfte mit sich selbst, schüttelte ständig den Kopf, um doch irgendetwas herauszubekommen, und stammelte: „Mein Sohn hätte sterben müssen, nicht Samuels Sohn. Ich habe das verdient, er nicht. Ich kann nicht einmal um seinen kleinen Sohn weinen. Ich fühle mich nicht mehr wie ein Mensch, und doch benehme ich mich, als wäre ich der einzige Vater auf Erden. Schau mich an!“ Er drehte sich zu mir um. „Ich kann nicht weinen!“ Und der Damm brach augenblicklich. Er fiel hin und kroch schluchzend auf beiden Knien auf mich zu und verbarg sein Gesicht in meinem Schoß: „Gott, der nicht existiert, was habe ich nur getan? Und wenn Sie doch existieren, warum haben Sie nicht meinen Sohn genommen? Wie soll ich damit leben?“ Er traute sich immer noch nicht, sein Gesicht zu zeigen, und leise nahm ich seinen Kopf in meine Hände, damit ich ihn ansehen konnte.

„Nichts ist verloren, Boaz. Deine Tränen sind Diamanten, bewahre sie und teile sie mit deinem Bruder, Rebecca und Hannah. Dein Bruder hegt keineswegs Groll. Im Gegenteil, er ist sich bewusst, dass auch er dir Unrecht getan hat. Ehre Johannes’ Tod, indem du deine Selbstliebe tötest. Gib. Habe keine Selbstvorwürfe, wenn du bei deiner Ankunft in Massilia deinen eigenen kleinen

Sohn lebend in die Arme nimmst. Samuel und Rebecca werden es

dir gönnen. Hab Vertrauen ins Gute. Komm mit uns, Caleb wird dich zu Samuel und Rebecca bringen, sie brauchen deine Unterstützung und machen dir keine Vorwürfe.“

Die letzten Wehen des Meeres schwappten gegen die Schiffswand und hatten ein Kind Gottes geboren, indem sie ein anderes Kind nahmen. Ich erinnerte mich plötzlich daran, dass ich in seiner Kabine ganz am Ende unseres sinnlosen Gesprächs in mich hineingebetet hatte: „Was auch immer Du tust, Herr, ich habe Vertrauen. Ich möchte immer noch das Meer werden, auch wenn ich nicht alle seine Kräfte kenne oder auch nicht sein Warum, aber ich bewahre das Vertrauen.“ Und jetzt verstehe ich das selbst besser: Vertrauen beinhaltet nicht per se das Versprechen, dass alles leicht verlaufen muss, denn nicht selten entsteht doch etwas Gutes aus etwas, das nicht vorhersehbar war und das auf keine andere Weise hätte gelöst werden können als mit den traurigsten Tränen.

Ich half Boaz auf, und er folgte uns mit langsamen Schritten.

Boaz

Ich war zu schüchtern, um Caleb anzusehen, obwohl er weder mit seiner Mimik noch mit seinem Verhalten auch nur das geringste Urteil fällte.
Trotz der schönen Worte von Maria Magdalena hatte ich Angst, Rebecca und Samuel in die Augen sehen zu müssen. Angst, den toten kleinen Johannes zu sehen, nachdem ich mich geweigert hatte, ihn lebend zu sehen,

als ich Rebecca

mit ihrem Kind schroff zurückwies. Angst vor einem zornigen Blick oder davor, Hannahs Geschrei zu hören. Ich hatte keine Ausrede mehr und fühlte mich dennoch wieder wie ein Mensch mit Gefühlen, die ich schon vor langer Zeit verloren hatte. Ich blickte auf mein bisheriges Leben zurück und sah nur eine Spur der Verwüstung, die ich bei meinem Vater, meiner Frau und meinen Brüdern hinterlassen hatte. Ich stand vor der bisher schwierigsten Aufgabe meines Lebens: Samuel und Rebecca gegenüberzutreten. Wenn ich sehen würde, wie ihr Gott sie versöhnlich machen konnte, dann musste dieser Gott auch mir vergeben können, und dieser Gott war ganz sicher ein Gott der Liebe und es mehr als wert, ihm zu folgen. Aber ich konnte noch nicht daran glauben. Ich musste es erst erfahren, denn ich war immer noch halbblind. Caleb wies mir den Weg zur Tür von Adinas Zimmer. Ich hörte Hannah weinen. Ich hörte Rebecca weinen. Ich stand vor der Tür und hoffte, dass das Weinen wenigstens für einen Moment aufhören würde, bevor ich eintrat. Ich suchte unterdessen nach Worten, das Weinen schien nachzulassen, ich nahm den Türknauf in die Hand, doch jemand war mir zuvorgekommen. Auge in Auge mit Samuel. Er bemerkte mein Zögern, umarmte mich aber brüderlich und flüsterte mir zu: „Wir sind gemeinsam zu gleichen Teilen verantwortlich, Bruder. Ich bitte dich um Vergebung für meinen Anteil.“ „Und ich bitte dich um Vergebung für meinen Anteil.“ Und ich zog ihn fest an mich, während ich meine Tränen erneut nicht zurückhalten konnte. Er lockerte seinen Griff und führte mich zu Rebecca, und auch Rebecca stand auf, um mich zu umarmen: „Sei willkommen, Boaz, um der

„Der kleine Johannes – sein Leben war nicht umsonst, wenn sich dadurch zwei Brüder wiederfinden. Danke dafür, das ist ein großer Trost.“ Für Hannah war es ganz einfach: Sie ließ die Hand ihres kleinen Bruders nicht los. Ich streichelte kurz ihr Haar, und das reichte ihr. Es war alles sehr bedrückend; es hätte genauso gut sein können, dass meine Frau in diesem Moment am Sterbebett unseres kleinen Sohnes saß. Ein paar Jahre später, nachdem ich Maria Magdalena besser kennengelernt hatte und oft mit ihr über die Gegenkräfte sprach, wurde mir klar, was mich antrieb, als die Wut in mir die Oberhand gewann, und wie es anders hätte kommen können und wie der kleine Johannes dann noch gelebt hätte. Es war sehr edel von Samuel, einen großen Teil der Schuld auf sich nehmen zu wollen, aber das war ungerechtfertigt. Ich bin Samuel auf ewig dankbar. Mein kleiner Sohn ist nicht gestorben und lebt noch immer. Mein Sohn und Samuel sind inzwischen enge Freunde geworden, und das lindert meinen Schmerz bis zu meinem Tod. Der kleine Johannes, dieser kleine Junge, hatte uns beide wieder vereint und half mir fortan, als liebevoller Mensch weiterzuleben.

Samuel

Zwei Tage später konnten wir aufbrechen, und das Erste, was wir zu tun hatten, war, Johannes dem Meer anzuvertrauen. Maria Magdalena hatte sich in ihre Kabine zurückgezogen, um sich darauf vorzubereiten. Nicht, dass sie niemanden hereinließ, im Gegenteil, jeder war willkommen, aber jeder spürte, dass sie gerne allein war. Obwohl

Rebecca mir immer wieder sagte, nachdem sie sie kurz besucht hatte, dass sie nicht allein sei, und Rebecca kannte ihre Ma Ma besser als jeder andere. Eine Geburt bringt Eltern einander näher, der Tod des eigenen Kindes macht die Bindung noch enger[85] .

Maria Magdalena

Es hatte mich tief bewegt, als Samuel, der Jesus nie persönlich begegnet war, seinen kleinen Sohn im Arm hielt und zu Jesus sprach: „Waren Sie immer so nah, Herr? Wir sind alle Kinder des Königs.“ Meiner Erfahrung nach war dies einmal mehr ein Beweis dafür, dass wir alle Kinder des Königs sind und Er uns nicht näher sein kann, als Er es bereits ist. Doch es gab noch viel mehr zu erkennen.
Ich verspürte das Bedürfnis, einen Moment allein am Fuße dieses Wasserfalls zu sein, bevor ich die Reise als Regentropfen fortsetzen konnte. Ich verbrannte regelmäßig etwas Weihrauch von Caspar in einem Töpfchen, suchte meinen alten violetten Schal und fand dabei zufällig das Stück Papyrusrolle vom Kind des Königs mit der Passage, in der das Kind des Königs starb und seine Seele in einer kleinen Holzkiste zurückließ. Und da saß ich nun und wartete in mich gekehrt, neben mir der Korb mit dem kleinen Johannes, dem kleinen Prinzen, der starb. Und ich fühlte mich wie der Torwächter, der das Kind bald dem Meer anvertrauen würde. Dem Meer, nach dem ich selbst so

[85] Das ist leider nicht jedem Elternpaar vergönnt und ist im Gegenteil

manchmal der Grund für eine Trennung.

. Und doch spürte ich, dass mir etwas viel Größeres in der Geschichte fehlte.

Es dauerte. Keimen braucht Zeit, und ich nahm mir die Zeit. Es waren die ersten Anzeichen eines Vulkans, der kurz vor dem Ausbruch stand.

In diesem Moment war mir sehr bewusst, welch großes Privileg ich hatte, Jesus von seiner Kindheit bis ins Erwachsenenalter aus nächster Nähe gekannt zu haben, wodurch es mir leichter fällt, ihn in mir heraufzurufen, als jedem anderen, der ihn nicht als Mensch kennenlernen konnte. Ich dachte, ich gehöre zu den „Auserwählten“ und dass Millionen von Menschen nach Maria, Johannes, seinem Stiefbruder und mir zum Beispiel niemals fühlen und niemals glauben könnten, was wir direkt erfahren hatten. Und doch … und doch konnte Samuel, der Jesus nie leibhaftig gesehen hatte, dies offenbar so intensiv wahrnehmen: „Waren Sie immer so nah, Herr?“, ohne jemals etwas wie meine intimen Erfahrungen mit Jesus persönlich erlebt zu haben!!! Das war eine Offenbarung an sich, die mich umgehauen hat, die mich völlig überraschte und mich zugleich überaus glücklich machte und mir die Gewissheit gab, dass alle Menschen, die nach Jesu Tod an ihn glauben, von Generation zu Generation die alten Torwächter werden könnten. Es bot eine ewige Perspektive nach Jesu Kommen. So wie sein Geist weiter umherwandeln und getragen werden würde durch eine Kette von Torwächtern.

Wächter, die warten, erwarten, begegnen und Zeugnis ablegen wie Leuchtfeuer auf dem Meer.

Und da saß ich nun mit dem länglichen, halb violetten Schal in der Hand und begriff erst jetzt, wofür ich ihn verwenden würde. Es war jener Schal, den Jesus damals am Tisch bei Maria in Nazareth zusammen mit Johannes, Maria und mir wie eine Kette in den Händen hielt – und in den ich nun den kleinen Johannes für seine Reise ins Meer einwickeln würde. Rebecca, die Jesus im Jordan gesehen hatte, kam kurz zu mir; ich erzählte ihr von dem Schal und fragte sie, ob sie meinem Vorhaben zustimmen könne: „Natürlich, Ma Ma, Johannes ist ein Kind des Königs. Samuel wird dem sicher zustimmen.“ Wenig später kam Samuel noch zu mir und bat mich, dem kleinen Johannes auch die originalen Papyrusrollen des Kindes des Königs mitzugeben, als Hommage an sein Leben. Etwas später brachte auch Hannah eine kleine Muschel in Form eines Herzens, die sie am Strand gefunden hatte, und zuletzt fertigte Boaz ein Kästchen an, in das der Name Johannes eingraviert war. Aber was mich am meisten bewegte, war Caleb, der mit einer alten kleinen Spielpuppe von Adina vorbeikam, um dem kleinen Johannes auf seiner Reise Gesellschaft zu leisten. Rebecca fiel Caleb um den Hals, und beide trösteten sich gegenseitig wegen ihres Verlustes.

Zwei Tage später wollten wir kurz vor Mittag aufbrechen.

Wir brachen auf, und zu unserer Überraschung kamen unter der Führung von Caleb eine ganze Menge Menschen, um uns in aller Ruhe

Winken und Anfeuern. Ich erkannte die Fragesteller unter ihnen sofort wieder, und ja, es tat gut, von ihnen allen unterstützt zu werden. Die Chance, dass ich zurückkehren würde, war so gut wie nicht vorhanden. Meine ganze Aufmerksamkeit galt nun Rebecca: Sie hielt sich noch immer tapfer, aber jetzt, da der Seewind auffrischen würde, würde das Schilf schwer zu leiden haben. Ich sprach aus Erfahrung als Waise. Kein Mensch ist durch einen anderen Menschen ersetzbar.

Und so geschah es: Sobald wir die Küste nicht mehr sehen konnten, übergaben wir Johannes der guten Obhut des Meeres.

Es war gut so.

Jahre vergingen. Es half Maria Magdalena, dass Samuel aus einer bedeutenden Familie in Massilia stammte. Nach Jahren konsequenten Lebens und Sprechens musste sie selbst immer weniger noch sprechen. Ihr Verhalten und ihr Vorbild sagten schließlich alles. Rebecca und Samuel wurden ebenfalls zu den alten Torwächtern in der Geschichte vom Kind des Königs, und später würde Hannah ihnen nachfolgen, so wie viele alte Torwächter überall auf der Welt aufstehen würden.

Was Maria Magdalena in Massilia aufgebaut hatte[86], war unglaublich, und ganz Massilia kannte und pries sie für ihr vorbildliches Leben. Viele Geschichten machten die Runde, und die Menschen bewunderten ihre Bescheidenheit und Weisheit. Rebecca hatte sich im letzten Jahr Sorgen um Ma Ma gemacht und sie am Ende ihres Lebens aus ihrer Höhle geholt, um sie in ihrem Haus zusammen mit Samuel und den Kindern zu pflegen.

Eines Morgens stand Maria Magdalena nicht mehr aus dem Bett auf. Rebecca machte sich große Sorgen.

„Ma Ma, wirst du sterben?“

[86] Sie lebte jahrelang in einer Höhle in Saint-Maximim-la-Sainte-Baume in Südfrankreich, 65 Kilometer von Marseille entfernt. In der Krypta der Basilika in Vézelay steht noch immer ein Reliquienschrein, dessen Inhalt Maria Magdalena zugeschrieben wird.

„Ich kann noch nicht sterben, denn ich erwarte noch jemanden. Würdest du mir bitte meine violette Schärpe holen?“

Rebecca holte die Schärpe und half ihr, sie um den Hals zu legen. „Samuel hat mir gerade gesagt, dass du hohen Besuch hast. Darf ich ihn hereinlassen?“

„Natürlich, Schatz, und bleib bei uns.“

Kurz darauf kam Caspar herein, gekleidet wie der König von Arabien jener Zeit.

„Endlich sehen wir uns wieder, mein lieber Caspar. Du bist etwas älter als ich, aber wie schaffst du es, immer noch so jung auszusehen?“

„Weil ich in jener wundersamen Nacht, als ich dich in meinen Armen auf meinem Kamel hielt, für immer mit dir verbunden wurde und dich immer noch liebe. Ich habe ein kleines Geschenk dabei, ich werde es selbst kurz öffnen, es ist keine richtige Überraschung, schau mal … ein Säckchen Weihrauch, derselbe Weihrauch, den ich damals dem kleinen Jesus geschenkt habe und den ich aufbewahrt habe, um ihn dir geben zu können. Ich werde dir kurz mit deinem Gürtel helfen. Aber erzähl mir in der Zwischenzeit etwas über dein Leben, ich höre von vielen Menschen, dass du so viel Gutes für sie tust.“

Maria Magdalena musste nicht lange nachdenken und sah ihn mit funkelnden Augen an.

„Ich selbst tue nichts, lieber Freund, ich werde getan, so wie ich von meinem Lehrer willkommen geheißen

und in seinem göttlichen Kokon geliebt

wurde, aus dem ich mich langsam

schlüpfen durfte,

um danach aus eigener Kraft, munter auf und ab

flatternd, wie ein violetter Schmetterling,

in sein Universum der Liebe hinauszufliegen.

Wir sind alle Kinder Gottes, lieber Caspar, und

Sein Thron ist nie mehr leer.

Wie schön, so sterben zu dürfen, mit dir an meiner Seite, lieber Freund. Sterben, um ewig zu leben. Zünde den Weihrauch an und gib mir einen Kuss, ja?“

Caspar zündete den Weihrauch an, wartete einen Moment, bis ein leicht würziger und süßer Duft den Raum erfüllte, und gab ihr vorsichtig einen Kuss.

Gleichzeitig flatterte durch eines der offenen Fenster ein

lila[87] Schmetterling in den Raum. Caspar streckte seine Hand aus und der Schmetterling landete vorsichtig in seiner Handfläche.

Er stand auf, ging vorsichtig zum offenen Fenster und streckte seine Hand hoch in die freie Luft.

„Flieg, meine Liebe!“

Er sah ihr lange nach, bis sie aus seinem Blickfeld

verschwand, doch niemals aus seinem Herzen.

---

[87] Die Farbe Violett steht für das Vertrauen in die eigene Intuition. Einstein sagte: „Der intuitive Geist ist eine Gabe, und der rationale Geist ist ihr Diener.“ Das Wort „Gabe“ bedeutet hier tatsächlich „Geschenk“, so wie die intuitive Maria Magdalena ein Geschenk für die Menschheit war.

Zwölf Fragen

Inhaltsverzeichnis

ZWÖLF FRAGEN **1**

DIE ZWEITE SCHÖPFUNGSGESCHICHTE: PLAN B **2**

ZWÖLF FRAGEN **4**

Erstes Thema: Der Sündenfall *4*
Zweites Thema: Warten auf die Erlösung ..... *S*
Drittes Thema: Der Erlöser ist ein Mann *13*
Viertes Thema: Nicäa: Entstehung weltlicher und geistlicher Macht *14*
Fünftes Thema: Über die Ungleichheit zwischen Arm und Reich, zwischen Mann und Frau, zwischen heterosexuellen und homosexuellen Paaren *2c*
Sechstes Thema: Über Verliebtheit und Liebe *31*
Siebtes Thema: Das Maria-Magdalena-Evangelium *34*
Achtes Thema: Gibt es Gleichwertigkeit zwischen mehr und weniger, zwischen Menschen und zwischen christlichen Kirchen? *38*
Neunte Frage: Die Bipolarität als Geschenk Jesu an die gnostische Bewegung *42*
Zehntes Thema: Der Platz der Frau und der gleichgeschlechtlichen Liebenden in der Welt *50*
Elftes Thema: Das Jüngste Gericht und die Erbsünde *57*
Zwölfte Frage: Die Ikone der Anastasis/Auferstehung: die ultimative Ikone *c7*

Die zweite Schöpfungsgeschichte: Plan B

„In Seiner Allmacht schuf Gott nicht nur Seine Ohnmacht, sondern auch Seinen Schmerz. Um den Schmerz mit dem gefallenen Menschen zu teilen, blieb Ihm nichts anderes übrig, als selbst Mensch zu werden, der vom Schmerz nicht verschont bleiben würde. Dem Schmerz einen Sinn zu geben, war für den gefallenen Menschen eine unabdingbare Voraussetzung, um dem Schmerz eine heilende Rolle zuzuschreiben. Der zweite Schritt, den Schmerz Seines Kindes auch selbst zu tragen, würde dem Schmerz über den früheren Verlust Seiner ersten Geschöpfe in Eden gleichkommen und einen Neuanfang für die Menschheit und Gott einläuten: einen neuen Bund.

„Qui imperfectam nequit amare, perfectum non videre.“
„Wer das Unvollkommene nicht lieben kann, kann das Vollkommene nicht sehen.“

Und genau deshalb musste sich der Menschheit der vollkommenste Mensch offenbaren, der sie in einem völlig unvollkommenen Kontext aus Schmerz und Leid, den der gefallene Mensch ihr zugefügt hatte, dennoch einlud, ihm zu folgen, hin zu ihrem ursprünglich geschaffenen und vollkommenen Ebenbild. Er lehrte sie, das Unvollkommene zu lieben, um wieder vollkommen zu werden.

Der erste „gescheiterte“ Schöpfungsbericht, Plan A, erhielt nach dem Sündenfall Adams und Evas sozusagen seine Korrektur in einem zweiten Schöpfungsbericht, Plan B, mit einem neuen Adam (Christus) und einer neuen Eva (Maria).

Der Plan A des Schöpfers der Liebe scheint mir in der unverzichtbaren Präsenz des Baumes von Gut und Böse mitten in Eden zu bestehen, als unvermeidlicher Bestandteil eines Gartens der Liebe, der keine Sklaven beherrschen wollte, dass Gott einen Plan B einbaute, um seinem geliebten Geschöpf eine zweite Chance auf Heilung zu gewähren, falls es in Eden schiefgehen sollte, und genau dafür diente das Geschenk der Fortpflanzung: in Eden völlig überflüssig und unnötig, aber nach dem Sündenfall bot es einen einzigartigen Ausweg, um den Neuen Ersten Menschen Jesus als Erlöser unter den Menschen zu schenken, um dem gefallenen Menschen in extremis doch noch eine Chance zu gewähren, Eden zurückzugewinnen. Gott setzte keinen Erlöser deus ex machina aus dem Nichts auf die Erde, sondern aus einem vollkommen natürlichen menschlichen Schwangerschaftsprozess. Was in Plan A von oben beginnen sollte, würde in Plan B von unten eine neue Chance erhalten. Dass Maria also eine Leihmutter avant la lettre war, passt auch gut zu ihrer Lebensweise und ihrem Bestreben, als Jungfrau [1] durch das Leben zu gehen und so sterben zu dürfen.

---

[1] Auch heute noch ist bekannt, dass Männer und Frauen, die in der göttlichen Gnade leben, den sexuellen Gedanken nicht die geringste Beachtung schenken. („Sauerer als Zitrusfrüchte“, S. 23, „All die Nächte

davor“)

Zwölf Fragen

Erstes Thema: Der Sündenfall

Die erste Schöpfungsgeschichte führt uns zurück zum Sündenfall des Menschen:

„So sprach [2]die Schlange zu dem Mann unter dem Baum der Erkenntnis von Gut und Böse in Eden, nachdem sie Eva den Apfel aus den Händen gerissen hatte: ‚Sei nicht so gierig, Adam. Reiß ihr den Apfel nicht so aus den Händen. Lass noch etwas für die Frau übrig. Du warst zwar der erste Mensch und sie wurde aus deiner Rippe geboren, aber das bedeutet nicht, dass du nicht höflich bleiben darfst oder dass du sie zurückstellen musst. Ohne dich gäbe es sie nicht. Du warst zuerst da und das wird auch so bleiben. Die Frau ist dir auf ewig verpflichtet und wird dir als Gegenleistung stets dienen. Du entscheidest fortan, ob du von deinem Fortpflanzungsrecht Gebrauch machst. Und sie wird dir im Gegenzug unter Schmerzen deine Kinder gebären. Das ist nicht nur dein Recht, das dir von deinem und meinem Gott gegeben wurde, sondern sowohl deine Pflicht als auch ihre Pflicht.“ Adam schluckte gierig den vorletzten Bissen des Apfels und nahm gleichzeitig diese Botschaft von Belial gierig in sich auf und gab das Wenige, was vom Apfel noch übrig war

---

[2] Hier folgt eine „nachträgliche Interpretation“: In der rationalen Welt ist sie ein schwaches Instrument. Aber wenn der Mann doch vernünftiger gewesen wäre als die Frau, hätte er selbst auch nicht gebissen.

blieb Eva übrig. Eva kostete noch einmal, woraufhin ein Donnerschlag die Erde erschütterte und sie das ausspuckte, was noch übrig war.“

Gott hatte sie beide nach Seinem Ebenbild geschaffen, und dieses Ebenbild war eins in Fleisch und Geist. Belial verwandelte dieses Ebenbild abrupt in zwei getrennte Ebenbilder. Der erste Mensch von Eden wurde plötzlich in seiner heiligsten Eigenschaft in einen Mann und eine Frau geteilt, die sich plötzlich voneinander unterschieden und fortan in einen Interessenkonflikt geraten würden. Sowohl der Mann als auch die Frau bestanden fortan aus Gut und Böse mit unterschiedlichen Wünschen, Eigenheiten, Fähigkeiten, Unannehmlichkeiten und Bedürfnissen. Die Gleichheit von Mann und Frau innerhalb Edens war das Wesen des Begriffs „der erste Mensch“; intuitiv spricht auch Jahrhunderte später niemand von „ersten Menschen“. Der Mann war nicht der Erste, ebenso wenig wie die Frau die Erste war. Eva zeigte sich lediglich später aus demselben Fleisch[3] und Geist wie Adam. Sie war

[3] In den ersten drei Monaten der Entwicklung eines menschlichen Embryos lassen sich unmöglich anatomische Unterschiede erkennen, die darauf hindeuten, ob der Embryo einen männlichen oder weiblichen Nachkommen hervorbringen wird. Erst nach drei Monaten entwickeln sich identische embryonale Genitalstrukturen unterschiedlich weiter zu einer Frau oder einem Mann. Dies reicht jedoch nicht aus, um die Gleichheit von Mann und Frau wissenschaftlich zu untermauern. Dafür müssen wir tiefer graben. Wir müssen vielmehr über Chromosomen sprechen. Adam und Eva wurden in der Genesis-Erzählung sozusagen als „Zwitter“ aus ein und demselben Chromosomensatz erschaffen. Dies war jedoch niemals möglich. Der Schöpfer musste nämlich noch zusätzlich in all ihre identischen Chromosomen eingreifen, indem er in einem Chromosomenpaar das kleinere Y für den Mann durch das etwas größere X ersetzte, was ihre Erscheinungsform in einen Mann (XY) und eine Frau (XX) veränderte. Was doch sehr bemerkenswert ist, ist, dass das Chromosom

ebenso zuerst im Fleisch wie Adam. Gott hatte die Macht, neben Adam ganz eigenständig einen anderen Menschen zu erschaffen, tat dies jedoch nicht. Dies spricht für Gott als frei von jeglicher Bevorzugung von Frau oder Mann: Im Garten Eden waren Mann und Frau einander gleich, trotz der Reihenfolge ihres Erscheinens, und beide fühlten sich auch nicht „unterschiedlich", sodass Scham ebenfalls keinen Grund zur Existenz hatte. Der Mensch erhielt die Gabe, sich selbstständig fortpflanzen zu können. Diese Fähigkeit zur selbstständigen Fortpflanzung war die höchste Eigenschaft, die jemals gegeben werden konnte, um die Liebe eines Schöpfers zu Seinem Geschöpf zu zeigen. Es machte aus dem Mann und der Frau ein einziges Wesen, den „ersten Menschen", ein Wesen, das höher stand als der asexuelle Engel, der Cherub, und das sogar weit über den Seraph hinausragte, denn es war nach Seinem Ebenbild geschaffen, mit einem Keim, um Leben fortzupflanzen.

---

der Frau das größere XX und dem Mann „nur" das kleinere XY zugewiesen wurde: Wenn man vom weiblichen XX das rechte Beinchen ihres zweiten X streicht, erhält man also ein XY, das sich dann als Mann herausstellt: Es ist, als wolle der Schöpfer die Frau deutlich darauf hinweisen, sich zumindest gleichwertig zu fühlen, nachdem der Mann an erster Stelle steht – mit etwas weniger genetischem Material. In der gesamten weiteren Schöpfung zeigt sich, dass etwas zu erschaffen schwieriger ist, als etwas zu streichen. Die begrenzten großen Eizellen der Frau sind zudem kostbarer als die unzähligen, sofort verfügbaren kleinen Samenzellen des Mannes, um die Menschheit vor Inzucht zu schützen. Eine Frau auf einer Insel mit hundert verschiedenen Männern kann höchstens dreißig genetisch unterschiedliche Kinder gebären, während hundert Frauen mit einem Mann dreitausend genetisch unterschiedliche Kinder hervorbringen können und so das Überleben der Art leichter sichern, abgesehen von den Problemen durch Inzucht.

Der Mann sollte sich daher nicht zu hoch einschätzen und darf schon froh sein, dass der Schöpfer den Mann als dem Mann gleichwertig betrachtet und nicht umgekehrt. Der Mann kam zuerst mit weniger Chromosomenmaterial

und die Frau kam zuletzt mit mehr Chromosomenmaterial: ein schönes Gleichgewicht und eine schöne, gerechte Übung in Gleichwertigkeit.

Liebe ohne Freiheit ist niemals Liebe, so wie Gott, die Liebe selbst, seine Schöpfung unermesslich liebte und auch selbst in Liebe angesprochen werden möchte, damals wie heute. Ein Gott der Liebe ist jedoch verletzlich, genauso verletzlich wie der nach Seinem Ebenbild geschaffene Mensch, denn alles hat ein Gegenstück: Licht ist Nicht-Dunkelheit, Lachen ist Nicht-Tränen, der erste Mensch ist nicht Eva oder Adam, sondern Adam=Eva, Gott ist Nicht-Belial …

Der Baum von Gut und Böse im Garten Eden war unverzichtbar, um Seinem ersten Menschen die Möglichkeit zu geben, Seine Liebe nicht als etwas zu empfinden, das Sklaven aufgezwungen wird, sondern als eine Großzügigkeit, die – nicht muss, sondern kann – mit derselben aufrichtigen Liebe erwidert werden. Das Allerheiligste [4]erhielt mit Eden plötzlich eine völlig neue und vielleicht sogar die höchste Dimension, höher noch als die Seraphim. Die Liebe in Freiheit wurde auf die höchste Ebene erhoben. Das Eingreifen von Belial, dem gefallenen, neidischen [5]Engel, der ganz unten in der Rangordnung seine Asexualität [6]nicht ertragen konnte und deshalb darauf aus war, den Menschen zu Fall zu bringen, entfaltete sich langsam. Wo die Sexualität in Eden

---

[4] Die Hierarchie im „Allerheiligsten“ wurde von Dionysius Areopagita im fünften Jahrhundert nach Christus beschrieben.

[5] Das ist die Geschichte, und wir tun so gerne so, als wären wir Opfer von Belial geworden und könnten seitdem nichts dagegen tun, zu „sündigen“: Wir beißen noch immer jeden Tag unseres Lebens aufs Neue in den Apfel. Wenn wir es schon in unseren Taten beherrschen können, kommen wir schon sehr weit, während unsere Gedanken wie Blätter im Wind rascheln.

[6] Beachte, wie heikel Sexualität außerhalb von Eden ist, wenn es darum geht, sich in einer Liebesbeziehung hinzugeben oder sich der Liebe zu

enthalten, während sie in Eden ganz selbstverständlich existierte.

keinen Grund oder Bedarf hatte zu existieren und eine rein hypothetische Eigenschaft war, durch die sowohl Mann als auch Frau als gleichwertige Partner[7] existieren konnten, so wurde diese einzigartige Eigenschaft außerhalb von Eden zu einer äußerst zerbrechlichen Realität, sowohl zum Guten als auch zum Bösen, wo plötzlich alles eher schwieriger[8] wurde, Gutes zu tun, als böse zu sein. Es wurde zum Schauplatz, auf dem der asexuelle und eifersüchtige Luzifer ausgerechnet mit ihrer Sexualität die Einheit von Mann und Frau aus dem Garten Eden zerbrechen würde. Der erste Mensch wurde plötzlich zu zwei verschiedenen Menschen, und beide bedeckten augenblicklich ihre Geschlechtsteile in der Illusion, ihre Unterschiede nicht als „anders" betrachten zu müssen. So wie sich die Menschen in Eden körperlich unterschieden, sich aber nicht so fühlten, weil sie eins waren, so fühlten sie sich nach dem Sündenfall plötzlich sowohl körperlich als auch geistig unterschiedlich. Was sie danach noch gemeinsam hatten, war eine Scham sowohl wegen des körperlichen Unterschieds als auch wegen des damit verbundenen geistigen Unterschieds. Es entstand ein Ungleichgewicht mit dem Beginn eines Kampfes zwischen den beiden Geschlechtern. Der Frieden von Eden war verloren.

---

[7] Siehe „Sauerer als Zitrusfrüchte", S. 23: Sexualität überflüssig

[8] Siehe „Sauerer als Zitrusfrüchte", S. 24, und „Der, der Menschen tötet", das gesamte Kapitel „Vollmond": Sexualität wird schlagartig zum

Gegenstand des Kampfes zwischen Liebe und Nicht-Liebe

Zweites Thema: Warten auf Erlösung

Die zweite Schöpfungsgeschichte, das Kommen Christi, bot sich als Erlösung für die Menschheit an, wobei in den ersten beiden Teilen der Trilogie oft darauf hingewiesen wird, dass auf den Erlöser – einen Mann – gewartet werden müsse: Dies war ein Irrtum, und ich entschuldige mich dafür: Im Gegenteil, man musste Jahrtausende lang auf eine Frau warten. Eine rein menschliche Frau, eine entfernte Nachfahrin des gefallenen Adam und der gefallenen Eva, nicht von Gott mit besonderen Fähigkeiten „programmiert“, sondern auf die man lediglich warten musste, um den Sohn Gottes nicht so sehr „dürfen“, sondern im Gegenteil als Mutter ihres gemeinsamen Sohnes „tragen zu können“. Während sich im ersten Schöpfungsbericht als erster Mensch zunächst ein Mann zeigte, woraufhin eine Frau aus demselben Fleisch erschien, wurde nun im zweiten Schöpfungsbericht auf eine Frau gewartet, aus deren Fleisch der Erlöser anschließend geboren werden könnte. Da Christus ein Mann war, fühlen sich die meisten Männer noch immer geschmeichelt, dass es doch ein Mann und keine Frau war, die von Gott als Sein Sohn und nicht als Seine Tochter in die Welt gesandt wurde. Belial muss sich noch immer wenig Mühe geben, dieses Gefühl beim Mann zu fördern und sogar zu verkünden. Der Mann hält es für ganz normal, dass er deshalb über der Frau steht. Wurde sie nicht einst aus SEINER Rippe geboren, wobei er gerne vergisst, dass sie einst gemeinsam auf derselben

in ein und demselben Fleisch geschaffen wurden. Der Mann könnte in der Tat etwas Demut aus folgender Überlegung lernen: Hätte Gott auf einen Mann warten müssen, der Vater Seiner Tochter werden könnte, dann würde Er höchstwahrscheinlich noch immer auf einen Mann warten, der das sein und tun könnte, was die einfache, demütige Maria damals war und konnte. Weder der gewöhnliche Mann noch die gewöhnliche Frau erreichten jemals eine so tiefe Einfachheit wie ihr entwaffnendes „Mir geschehe nach deinem Wort“, das ihr beider göttliches Kind trug. Und gerade diese Einfachheit und dieser spirituelle Mehrwert dieser einzigartigen Frau müssen von Belial am besten verstanden worden sein, um zu erkennen, dass es äußerst entscheidend war, die Kluft zwischen Mann und Frau so schnell wie möglich immer weiter zu vergrößern. Die Frau erwies sich für ihn augenblicklich als eine größere Bedrohung als der durchschnittliche Mann. Diese Frau musste schließlich von makelloser Eden-Qualität sein, um ihren gemeinsamen Sohn zu lenken, zu erziehen, zu unterstützen und ja: sogar zu korrigieren und mehr noch: die sein Leiden inmitten eines teuflischen Kontextes, in dem sich damals alles abspielte, durchschauen und erheben konnte. Sie musste das Wissen, die Kraft und die Selbstverständlichkeit besitzen, allen Anklägern, Autoritätspersonen, dem aufgehetzten Volk und den Henkern am Kreuzweg zu vergeben – in einer Welt, in der nur Auge um Auge, Zahn um Zahn die Regel war. So wie Gott jedem Menschen seine Handlungs- und Redefreiheit gab, so musste Er als Teil Seines Plans, die Menschen zu retten, Sein absolutes Vertrauen in einen

eine freie Frau, geboren aus gottesfürchtigen Menschen. Noch immer trauern Väter und Mütter jeden Tag um den Tod ihres Kindes. Der Unterschied zwischen ihren Tränen und den Tränen Marias besteht darin, dass Maria die gesamte Geschichte mit dem Märtyrertod und der Auferstehung ihres Kindes vollkommen durchschauen konnte. Dafür war ihr fortschreitendes Verständnis dieses Gottesplans im Laufe der Jahre gewachsen. Hatte sie Christus nicht mit dem ersten Samen und der ersten Eizelle des nicht gefallenen ersten Menschen [9]aus Eden ausgetragen? Hatte sie nicht schon als Kind gesehen, wie Er Wunder vollbrachte? War sie nicht Zeugin gewesen, wie ihr Sohn seinen Freund Lazarus von den Toten auferweckte? Warum verspürte sie nicht das Bedürfnis, mit der trauernden, Myron [10] tragenden Maria Magdalena und einigen Frauen zum Grab des verstorbenen Christus zu gehen? Sie wusste intuitiv, dass Er auferstehen würde und dass das Grab leer sein würde

---

[9] Dies ist eine äußerst gewagte hypothetische These, doch die heutige Wissenschaft macht diese Option bereits plausibler: eine Art In-vitro-Befruchtung einer Samenzelle des Mannes mit einer Eizelle der Frau zur Zeit ihres ungetrübten Lebens im Garten Eden, sorgfältig von Gott aufbewahrt, um der Menschheit im Falle eines Sündenfalls dieser ersten Menschen Eva=Adam eine neue Chance zu bieten. Diese These könnte das Bild der Ikone der Anastasis sogar noch vollkommener machen, als es ohnehin schon ist: der Sohn, der seine leiblichen Eltern zurück ins Leben holt und sie als Erste erlöst. In diesem Sinne könnten wir nicht so sehr von Christus als dem Neuen Adam sprechen, sondern vielmehr als dem Neuen Ersten Menschen, dem Neuen Mann = der Neuen Frau. Nachtrag: Die Quantenphysik könnte hier in Zukunft vielleicht plausiblere Erkenntnisse liefern. Die Quantenphysik könnte vielleicht sogar eines Tages den Begriff der Intuition erklären. Aber muss das sein? Die Wissenschaft beweist immer erst im Nachhinein, was seit Jahrtausenden schon IMMER IST. Muss unsere Liebe zu unseren Kindern erst wissenschaftlich bewiesen werden, bevor wir sie Liebe nennen dürfen? Liebe bedarf im Prinzip keiner rationalen Beweisführung, auch wenn die Wissenschaft helfen könnte, den Glauben der Menschen zu verstehen und besser zu „ “ zu gestalten.

[10] Myron: wohlriechender Balsam

sein. Sie blieb von einfacherer Natur als jeder Mensch oder Apostel, einfacher im Sinne einer demütigen Selbstverständlichkeit. Sie lernte äußerst schnell und verstand, dass Fragen nicht gestellt werden mussten. Sie war von ihrem dritten bis zu ihrem dreizehnten Lebensjahr im Tempel von Jerusalem aufgenommen und ausgebildet worden. Sie war es, die Dschibril leibhaftig viele Male im Tempel begegnet war. Dschibril musste nicht einmal mehr auf ihre Intuition warten, um sie zu erreichen: Der Engel wusste, dass seine persönliche Botschaft in seiner realen[11] Erscheinung sie niemals eitel oder hochmütig machen würde.

Aus dieser Perspektive ist es völlig logisch, dass die Frau, die den Erlöser bei seiner Erlösungsaufgabe unterstützte und ihm half, diese bis zum blutigen Ende zu vollenden, nach ihrem Tod in das Allerheiligste aufgenommen wurde, um sich ihrem Sohn anzuschließen, und so zur wichtigsten Verbindungsfigur zwischen Mensch und Gott im Allerheiligsten wurde, genau wie Henoch [12] zuvor als Sohn des reuigen ersten Mörders Kain einen Weg beschritten hatte, der Metatron [13] wurde, ein Verbindungswesen zwischen Mensch und Engel im Allerheiligsten.

---

[11] Ein guter Engel zeigt sich persönlich jemandem, von dem er sicher ist, dass dieser dadurch seine Demut nicht verliert und es eher als normal empfindet. Der böse Engel hofft auf genau das Gegenteil.

[12] Nach den apokryphen Büchern Henoch 1, 2 und 3: siehe „Der, der Menschen tötet“

[13] Er gilt in der jüdischen Mystik als der höchste Engel, manchmal identifiziert mit Henoch, dem Sohn Kains, der in den Himmel aufstieg. Seine Energie wird mit Reinigung, Kreativität und Schutz in Verbindung gebracht.

Drittes Thema: Der Erlöser ist ein Mann

Warum war der Erlöser ein Mann und keine Frau? Der Hintergrund: Belial hatte nach dem Sündenfall die Gleichheit zwischen Mann und Frau durchbrochen, indem er vor allem den Mann in den Vordergrund stellte und die weltliche Macht jahrhundertelang der Kraft des Mannes zuschrieb. Ein heiliger Mann als Erlöser und Gegenspieler des gefallenen Menschen war für jeden Mann und jede Frau damals – und leider auch heute noch – glaubwürdiger im Geschehen nach dem Garten Eden. Es ist eine Schwäche des hochmütigen männlichen Geschlechts, dass es ein Mann sein musste, um Belial weniger Chancen zu geben, diese zweite Schöpfungsgeschichte weniger zugänglich zu machen. Hätten sich männliche Apostel in jenem Zeitgeist hinter einer weiblichen Erlöserin versammelt? Während weibliche Apostel ohne jede Chance vor einem ausschließlich aus Männern bestehenden Gericht im Sanhedrin sofort gesteinigt worden wären. Hätte der Erlöser Christus als Mann dann nicht mehr Eindruck gemacht, wenn er sich als Mann von männlicher Gewalt oder männlicher Vorherrschaft abgewandt hätte, um sich in diesem Sinne eher eine weibliche Haltung anzueignen, um sich als Lamm, trotz seiner vielfach bewiesenen göttlichen Kraft, von Männern kreuzigen zu lassen? Nur so konnte ein Mann von einem Mann beeindruckt werden; die „unterwürfigen“ Frauen jener Zeit hatten dies als solche nicht nötig. Es ist die Schwäche und der Ehrgeiz des Mannes, die den Erlöser zu einem Mann machten

hätte sein müssen. Es ist zutiefst bedauerlich, dass dieses „selbstverständliche Beispiel“ unkritisch in das Priesteramt der ersten christlichen Kirchen übernommen wurde.

Viertes Thema: Nicäa: Entstehung weltlicher und geistlicher Macht

Im ersten Schöpfungsbericht vertreibt sich der gefallene Mensch sozusagen selbst aus Eden, und es ist der gefallene Mensch, der verzweifelt versucht, das verlorene Eden auf eigene Faust zurückzugewinnen – oder auch nicht. In der zweiten Schöpfungsgeschichte ist es der gefallene Mensch, der Gottes Sohn aus der Welt vertreibt, aber dennoch nicht verhindern kann, dass Gottes Sohn für den gefallenen Menschen bis zum Ende der Zeiten zu einem ewig währenden Leuchtfeuer der Auferstehung wird, zu einem neuen Weg nach Eden. Dies beweist sowohl direkt als auch indirekt, dass der Mensch stets Liebe braucht und verzweifelt nach dieser Liebe sucht, in welchem Lebensszenario auch immer. Liebe: Niemand kann ohne sie auskommen, und doch gelingt es niemandem, zu 100 % nach ihr zu leben. Wut und Vergeltung oder wie auch immer Belial und seine Gefährten vorgehen: Sie können die Liebe niemals wegzaubern oder ausrotten. Gott hat Belial nicht erschaffen. Er hat Luzifer erschaffen, aber nicht Belial. So wie Er den ersten Menschen erschuf – Adam ist Evas Ebenbild –, aber niemals uns: in der Ungleichheit von Mann und Frau. Es liegt an jedem gefallenen Menschen

in Freiheit, Sein verlorenes Ebenbild wieder

in Freiheit wiedererlangen. Wir als Christen erhielten ein beispielloses Vorbild, ein „Vorbild“ eines Gottes, der andere Götter in den Schatten stellte und der der ganzen Welt als Vorbild dienen konnte. Doch sind es wir, die Christen, die oft denken, wir „müssten“ dem Bild Christi der Bequemlichkeit halber nicht mehr folgen: Das Edikt von Mailand [14] im Jahr 312 n. Chr. läutete hierfür den Anfang vom Ende ein. Das Reskript besiegelte formell das Ende der Christenverfolgungen. Die Initiative zu dieser Bestätigung ging von Licinius aus. Später sollte sie jedoch Konstantin dem Großen zugeschrieben werden, der als Sieger aus dem Zweikampf beider (von Liebe gesprochen!) hervorgegangen war und das Edikt im Jahr 312 unterzeichnet hatte. Dieses Edikt hatte die verhängnisvolle Folge, dass sich weltliche Macht mit geistlicher Macht vermischte.

Weltliche Macht: Die Christen wurden plötzlich nicht mehr verfolgt und erhielten plötzlich Glaubensfreiheit und Anerkennung: Das ursprüngliche Apostolat von Menschen, die in Liebe zur Liebe sterben mussten, wurde überflüssig gemacht. Dies war willkommen, wäre da nicht ein perverser Nebeneffekt entstanden: Das „Bedürfnis“, sich in eine Organisation, in eine geordnete Hierarchie einzufügen, drängte sich undifferenziert auf. In heutigen Begriffen ausgedrückt: Die Christen mussten sich „professionalisieren“, um von den politischen Machthabern ernst genommen zu werden, durch Ordnung

[14] Quelle: Wikipedia

und Effizienz in ihrer „Verwaltung“ zu schaffen, über die legitim beraten werden konnte und musste. Es wurde zu einer Staatsreligion avant la lettre, noch bevor man von einer effizienten Organisation sprechen konnte. Doch es ging schnell: Nach dreizehn Jahren wurde 325 das erste Konzil von Nicäa zusammengetrommelt. Ein wirtschaftliches Supermodell zeichnete sich allmählich ab, ausgehend von den doch oft wohlmeinenden Christen, die ursprünglich nach einem labilen Gleichgewicht zwischen Geld und Fürsorge für die Schwächeren suchten, bei dem jedoch das Geld langsam aber sicher, Schritt für Schritt, die Führung vom Spirituellen übernahm. Das reine spirituelle Feuer erlosch langsam … und die Macht wuchs stetig. Man wurde so hochmütig, dass man immer weniger auf die reine, spirituelle Kraft Christi zurückgreifen musste: Wenn man dadurch Geld erlangen konnte, um Gutes damit zu tun, war das doch ein koscherer Beweis und Ausdruck Seiner spirituellen Zustimmung? Wird es uns nicht doch von Christus selbst gereicht? Die Kirche wurde „professionalisiert“ und zunehmend unter der Leitung eines „Organigramms“ geführt, das durch Geld und Macht von einer weltlichen Regierung konsolidiert wurde.

Spirituelle Macht: In den ersten drei Jahrhunderten nach Christus gab es im Wesentlichen zwei spirituelle Kräfte, die auf dem Leben Christi basierten: einen eher traditionellen Flügel, wie wir ihn heute noch kennen, der zuvor sogar im Untergrund schon etwas strukturiert war, und daneben das Gegenstück: den ebenfalls frühchristlichen Flügel der Gnostik, mit ihrem Kernthema: „Steh auf und erinnere dich

„selbst“. Diese letzte Strömung bedarf einer Erläuterung, da sie heute kaum noch bekannt ist. Gnosis[15] ist das griechische Wort für Erkenntnis und bedeutet hier „Erkenntnis des wahren Selbst“. Die christliche Gnosis, mit Jesus in der Hauptrolle, war und ist ursprünglich eine jüdische Bewegung. Es handelt sich um einen Protest innerhalb des Judentums gegen Jahwe als den eifersüchtigen Rachegott des Alten Testaments, während das kirchliche Christentum Jesus als die Erfüllung dieses Alten Testaments betrachtet. In den gnostischen Texten wird Jesus jedoch als jemand dargestellt, der geradezu radikal mit dem Rachegott des Alten Testaments bricht. Jesus wird vom christlichen Gnostiker als Inspirator eines anderen Gottesbildes gesehen, eines Gottes der Liebe. Ich zitiere aus einem aufschlussreichen Artikel über die christliche Gnosis von Bram

---

[15] 1945 wurden die Nag-Hammadi-Schriften aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gefunden, aus denen erstmals hervorging, dass die Gnostik eine herausragende Stellung in der Entstehungsgeschichte des frühen Christentums einnimmt. Vor diesem Fund im Jahr 1945 war die allgemeine Auffassung der Kirchenhistoriker, dass die Gnostik als Ketzerei, als Abweichung vom Hauptstrom des Christentums, anzusehen sei. Die Tatsache, dass es auf dem Konzil von Nicäa (325 n. Chr.) offenbar zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen beiden Strömungen kam, beweist, dass diese christliche Gnostik keine Laune von nur wenigen Menschen war. Im Verborgenen hat diese Strömung trotz der Verfolgungen überlebt und fand mit denselben Akzenten und inhaltlichen Übereinstimmungen in der Weltanschauung (z. B. bezüglich der Gleichheit von Mann und Frau) ihren Niederschlag in der Lehre der Katharer im 13. Jahrhundert, die ebenso rücksichtslos ausgerottet wurden wie die Gnostiker damals nach Nicäa.

Moerland[16]: „Menschen können vergessen, wer sie in Wirklichkeit sind. Der unerlöste Mensch hat ‚sich selbst verloren'. Die Folge davon ist, dass ein solcher Mensch den Kontakt zu seinem inneren Wissen und seiner Erkenntnis, der Gnosis, verliert. Wer sich selbst verloren hat, lebt als Sklave unpersönlicher Mächte. Dieser Zustand der Entfremdung vom wahren Selbst wird in den gnostischen Texten mit vielen verschiedenen Begriffen beschrieben, wie Sklaverei, Vergessenheit, Schlaf, Trunkenheit, Blindheit, Tod. Der allgemeinste Begriff, der dafür oft verwendet wird, ist „Irrtum", im Sinne von „verirrt sein". Dazu passt die folgende Geschichte, „Das Lied von der Perle". Die Geschichte erzählt von einem Königssohn, der von seinen Eltern in ein fernes Land geschickt wird. Der Königssohn erhält den Auftrag, in dem fernen Land eine Perle zu suchen. Als er in diesem Land angekommen ist, vergisst er jedoch seinen Auftrag. Er nimmt die Sitten des fremden Landes an und wird so zu einem „Sohn des Landes". Dadurch vergisst er auch, wer er ursprünglich ist, woher er kam und was sein Auftrag war. Doch dann kommt ein Bote seiner Eltern. Dieser erinnert ihn an seine Herkunft. Nun weiß er wieder, wer er ist, und er erinnert sich auch an seinen Auftrag. Es gelingt ihm, die Perle zu finden, und er kehrt in sein Heimatland zurück und wird dort König. Das Lied von der Perle veranschaulicht den Zustand des Menschen, der sich in einem fremden Land verirrt hat

---

[16] Quelle: https://www.speakersacademy.com/wp-content/uploads/2018/07/bram_moerland_-_academy_magazine_2016_78013209.pdf

In der gnostischen Lehre hat der Mensch seine wahre Natur vergessen und wird dann durch einen Boten im Namen seiner Eltern wieder an sie erinnert, wodurch er lernt, zu sich selbst und seiner Bestimmung zurückzufinden. In den gnostischen Texten ist Jesus dieser Bote. Ein wesentlicher Punkt in der frühchristlichen Gnosis war, dass die Frau dem Mann gleichgestellt war, was im diametralen Gegensatz zur traditionellen kirchlichen Lehre stand. Die Gnosis kennt keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Männern und Frauen. Bei den gnostischen Feiern konnten auch Frauen sakramentale Funktionen ausüben. Das finden wir auch bei den späteren gnostischen Katharern. In der Kirche von Rom war das anders. Der Kirchenvater Tertullian um 160 n. Chr., ein erbitterter Bekämpfer der Gnostiker, schrieb über Frauen: „Ihr seid die Pforten des Teufels. Der Zorn Gottes ruht bis heute auf eurem Geschlecht, so wie auch eure Schuld zwangsläufig fortbesteht.“ Was soll das bedeuten? Im ersten Buch des Alten Testaments wird erzählt, wie Eva von der Schlange verführt wurde, vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen, obwohl Gott dies streng verboten hatte. Eva verführte daraufhin ihren Mann Adam, ebenfalls vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen. Seitdem befinden sich alle Menschen in einem Zustand der Erbsünde, so lehrte die Kirche, und das ist Evas Schuld. Alle Frauen nach Eva haben Anteil an ihrer Schuld. In der Bibel findet sich eine ähnliche Lehre in einem Brief, der (zu Unrecht) Paulus zugeschrieben wird (1. Timotheus 2,11–14, NBV): „Eine Frau soll sich gehorsam und bescheiden unterweisen lassen; ich erlaube ihr also nicht

„dass sie selbst lehrt oder Autorität über Männer ausübt; sie soll sich unterordnen. Denn Adam wurde zuerst geschaffen, erst danach Eva. Und nicht Adam wurde verführt, sondern die Frau; sie hat Gottes Gebot übertreten.“ Der „richtige“ Platz der Frau im Christentum löste also einen bedeutenden Streit zwischen den christlichen Gnostikern und den Kirchenvätern auf dem allerersten Konzil von Nicäa im Jahr 325 aus, nicht lange nach der zuvor erfolgten Erlangung politischer Macht durch die römischen Kaiser im Jahr 312. Nach der Versöhnungslehre, die bei diesem Konzil zur seligmachenden Wahrheit des Christentums erklärt wurde, sollte Jesus der eingeborene Sohn Gottes sein, selbst auch Gott, der mit seinem Leiden für die Sünden der Menschheit büßt. Nichts davon fanden die christlichen Gnostiker in ihren gnostischen [17] Texten: Der gnostische Christ verlor in Nicäa in allen Punkten den Streit und wurde nicht lange danach als Ketzer betrachtet und von der Kirche von Rom mit Unterstützung der römischen Kaiser heftig bekämpft. Die Welle des Gnostizismus, die das Christentum im dritten Jahrhundert zu überfluten drohte, war für die junge offizielle Kirche noch gefährlicher als die früheren Verfolgungen durch die römischen Kaiser. Es ist keineswegs ungewöhnlich, dass unterschiedliche Standpunkte vertreten werden, aber eine Religion, die Christus in den Mittelpunkt stellt, würde zumindest nach dem Gewinn des Streits ihren Mitbruder unter keinen Umständen töten. Es schien, als würden die Wurzeln von Nicäa direkt von der Unterwelt von

[17] Im sechsten Abschnitt über das Evangelium der Maria Magdalena folgen weitere Argumente

Belial. Die Liebe wurde der Macht untergeordnet. Ein Wunder Gottes! Es konnte gar nicht anders sein, als dass Gott mit ihnen war und sie mehr denn je berechtigt waren, Ihm zu dienen! Je mehr Macht, desto rücksichtsloser durfte man lästige Andersdenkende mit gutem Recht in den Tod treiben, desto unterwürfiger verhielt sich das Volk aus Angst. Entfernte Nachkommen christlicher Märtyrer unter den Römern wurden selbst zu Henkern andersdenkender Brüder desselben Jesus von Nazareth. Adel und Klerus fanden schnell zueinander in einer Win-Win-Symbiose, die beide Seite nach und nach reicher und mächtiger machte. Neun Jahrhunderte später lebte die christliche Gnosis im Süden Frankreichs (1150 n. Chr.) wieder auf. Viele Burgherren hatten genug von der Gier und den Abgaben an die Kirche in Verbindung mit der Einmischung des örtlichen Klerus in ihre Politik. Es waren vor allem die adeligen Frauen der Burgherren, die die Gnostik der ersten Christen wiederbelebten. Um 1200 n. Chr. versuchte auch der spanische Mönch Dominikus, selbst ein Vorbild an Genügsamkeit, auf Geheiß des Papstes zunächst, die ersten Katharer zu bekehren, scheiterte jedoch daran, erneut auf Geheiß des Papstes seine Inquisitionsgerichte für die darauf folgenden dunklen Jahrhunderte einzurichten. Der Papst organisierte Kreuzzüge gegen die aufständischen Burgherren, deren Höhepunkt der Massenmord in der Katharerstadt Béziers in Südfrankreich im Jahr 1209 war. Als der Oberbefehlshaber nach einer blitzschnellen Einnahme mit kaum Opfern dem „unschuldigen“ Papst Innozenz III.

Als er fragte, was er nun mit diesen 20.000 Menschen tun solle, antwortete der Papst: „Tötet sie alle, Gott wird die Seinen erkennen.“ Und so geschah es: Man verschonte niemanden, weder Frau noch Kind, Katharer oder Nicht-Katharer. Entfernte Nachkommen derer, die einst selbst drei Jahrhunderte lang von römischen Herrschern bis zum Tod verfolgt worden waren, wurden durch die Dominikaner-Inquisition[18] bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts selbst zu noch größeren Henkern von Tausenden von „Ketzern“ oder „Hexen“ in ganz Westeuropa. Das Grausamste an den Tatsachenberichten der Inquisition war, dass viele Frauen (Evas gefallene Nachkommen) und in geringerem Maße auch Männer (gerne auch wohlhabende) in dem Moment, in dem sie einmal der „Hexerei“ angeklagt wurden, sofort darum baten und flehten, sofort sterben zu dürfen, weil sie sich wohl bewusst waren, dass es, einmal angeklagt, es kein Entkommen vor dem Tod gab. Doch damit hatte der „gerechte“ christliche Inquisitor nicht gerechnet: Er musste und wollte zunächst ein detailliertes, unwiderlegbares Geständnis der Verabredung mit dem Teufel können Buchstaben in sein

---

[18] „The Encyclopedia of Witchcraft and Demonology“, Rossell Hope Robbins, 1959, 571 Seiten mit Beschreibungen der Verfahren und Verhöre der Inquisition. Es war vor allem auch James VI. von Schottland, der Hexenprozesse förderte, bevor er den Thron von England bestieg. Er wurde während seines Besuchs in Dänemark durch die Hexenprozesse in Kopenhagen im Jahr 1589 inspiriert. Der König war überzeugt, dass bei seiner Rückkehr eine Hexe seine Flotte verflucht hatte, wodurch diese auf der Rückfahrt von Dänemark nach Schottland in einen schrecklichen Sturm geriet. Infolgedessen fanden 1590 die ersten Hexenprozesse von North Berwick in England statt.

Ehrwürdige Berichte. Gerade aus diesen Berichten hat man viel über die Beweggründe der letzten Katharer gelernt, bis zum Tod an ihrem Jesusbild festzuhalten. Der letzte Katharer, Guilhem Bélibast, starb 1321 in Monségur auf dem Scheiterhaufen.

Die dominikanische Inquisition richtete ihre Aufmerksamkeit anschließend auf die konkurrierenden abtrünnigen Protestanten, Anglikaner und „Hexen“. Oft war dies auch lukrativ. Die Opfer waren verzweifelt, denn Tag für Tag reichte ein einziges Geständnis unter der Folter nicht aus, und am Ende, im Durchschnitt nach einer Woche, erfanden sie die gröbsten Lügen, nur um endlich sterben zu dürfen, damit das Leiden ein Ende fand. Nicht selten wurden sie während der Folter „freiwillig“ aufgefordert, Mitstreiter aus ihrem Hexenzirkel zu nennen, was dann auch recht häufig geschah. Die Menschen zitterten und lebten unter einem spirituellen Terrorregime, wodurch die Inquisition ohne allzu große Skrupel unter dem Vorwand der Komplizenschaft mit dem Teufel sogar den Besitz einiger reicher Adliger an sich reißen konnte. Wer es nicht wagte, bei einer öffentlichen Hinrichtung begeistert anwesend zu sein, wurde selbst verdächtigt. Macht durch das Töten von Menschen zu erlangen und damit gleichzeitig geistliche und weltliche Macht anzuhäufen, bedeutete nicht das Höchste des Menschen, sondern das von Belial. Und all dies nach der Kreuzigung Christi selbst. Wofür war Er gestorben? Belial wurde vor Triumph wahnsinnig und sorgte dafür, dass Kirche und Staat immer reicher wurden. Andererseits versuchten damals zwar kleine und geheime

Gesellschaften[19] diesen gewaltigen Sturm mit reinem Gewissen zu überstehen.

Der Mensch bleibt enorm verletzlich. Er ist beeinflussbar durch Ereignisse, durch Traditionen, durch Sprache, durch Bildung, Erziehung, Gedanken, durch eine von ihm selbst „geschaffene" Welt, durch Gesetze, durch alle möglichen Medien, durch Macht und Geld … aber niemals ist er direkt von seinem Schöpfer ansprechbar. Belial kennt dieses Hindernis nicht, im Gegenteil: Er nutzt alles, was er nutzen kann, und das ist so gut wie alles, und zwar möglichst direkt. Aber eines steht außer Frage: Belial kann niemals die Liebe auslöschen: Wenn es irgendwo auf der Erde auch nur einen einzigen Menschen gibt, der einen liebevollen Kuss gibt oder ein liebevolles Wort spricht, ein Augenzwinkern schenkt, ein sanftes Schulterklopfen, einem Kranken eine verwelkte Blume schenkt, einem hungernden Bruder seinen letzten Brotkrumen gibt, dann siegt die Liebe über den großen Belial. Wenn am Ende nur noch eine einzige Frau der ganzen Menschheit übrig bleibt, die ihrem Kind noch immer ihre Wärme und ihre Milch gibt, dann erleidet Belial erneut eine Niederlage. Wenn danach kein Mensch mehr übrig ist und von allen Tieren der Welt nur noch ein einziges Tier übrig bleibt, das sein Junges bei der Geburt trocken leckt und ihm die Zitze reicht, dann kriecht Belial noch einmal tiefer in seine Höhle, um sein

[19] Z. B. die Vinzenz-Gesellschaften von Vinzenz von Paul (1581–1660)
Diese Gesellschaften gibt es im Land noch immer. Mein Großvater war Schmied in einem Dorf in der Kempen-Region, und eine Tante fuhr mit ihrem kleinen Fahrrad mit verschlossenen Umschlägen herum, um sie den Ärmsten zu bringen.

den Jüngern erneut neuen Mut einzuflößen. Und selbst wenn die Tiere nicht mehr da sein werden, werden sich Pflanzen, Insekten und unbekannte Geschöpfe, die kleinsten unter den kleinsten Mikroorganismen – ohne Namen, ohne Sprache, ohne Licht, ohne Erde oder Himmel unter oder über sich – in den Tiefen des tiefsten Ozeans oder auf dem höchsten Gipfel eines Berges weiter vermehren und von Gottes Schöpfung zeugen. Belial, der Geschlechtslose, der asexuelle Vagabund, wird dazu verdammt bleiben, in seiner tiefsten Hölle umherzuirren, solange das kleinste überirdische Leben irgendwo als Keim und ultimativer Zeuge der Schöpfung dessen, was einst war, umherwandert und trotz Belials verzweifelter Bemühungen weiterbestehen wird. Was Belial in all seinem Hochmut höchstwahrscheinlich weder leugnet noch begreift, ist, dass er, sollte die Liebe gänzlich verschwinden, sich selbst dadurch jeden Sinn seines Daseins nimmt. Wenn das Gute verschwindet, verschwindet augenblicklich auch das Böse, während das Gute nichts lieber wünscht und ersehnt, als ohne das Böse zu existieren. Das Böse kann ohne das Gute nicht existieren. Wir Menschen unterschätzen diese Kraft: Das Gute schenkt uns unsere Lebenskraft und unseren einzigen sinnvollen Daseinsgrund. Paradoxerweise kann man kühn behaupten, dass das Böse in gewisser Weise dem Guten dient: Manchmal ist es gerade durch das Böse, dass wir das Gute besser nach seinem wahren Wert einschätzen lernen. Wenn wir aufrichtige Entschuldigungen anbieten, Reue und Einsicht zeigen, Bedauern ausdrücken, unsere Tränen wegen Unglücksfällen, Krankheiten, dem Verlust von Angehörigen oder Konflikten vergießen, auch wenn

niemand danach fragt, dann sind es genau diese Emotionen, die uns zu

zu einem liebevollen Menschen aus Eden machen und Belial augenblicklich flugunfähig machen.

Fünfte Frage: über die Ungleichheit zwischen Arm und Reich, zwischen Mann und Frau, zwischen heterosexuellen und homosexuellen Paaren

Die erschreckende Ungleichheit zwischen Arm und Reich scheint ebenso akzeptabel zu sein wie die Ungleichheit zwischen Mann und Frau. Es ist ja ganz normal, dass ein armer Mensch weniger Zugang zu höherer Bildung oder Arbeit hat, genauso wie die Frau damals in den Apfel hätte beißen dürfen – mit all den damit verbundenen sozialen Folgen – und bis auf die anglikanische Kirche immer noch kein Priesteramt anstreben darf. Mittlerweile hat auch die OKK [20]in den Niederlanden als erste eine Bischöfin. Die OKK ist wohl die inklusivste Kirche in den Niederlanden. Die Kluft wurde im Laufe der Jahre ein wenig geschlossen, besteht aber nach wie vor.

---

[20] **Altkatholische Kirche (OKK):** Eine Glaubensgemeinschaft, die sich im 18. Jahrhundert von Rom abspaltete und dafür bekannt ist, dass sie um 1920 das Zölibatsgebot für Diakone, Priester und Bischöfe aufhob.

Wenn wir wirklich an das glauben würden, was wir zu glauben vorgeben – nämlich an einen Gott der Liebe –, dann müssten wir uns dringend dafür einsetzen, die Ungleichheit zwischen Mann und Frau [21]zu beseitigen. Wenn Belial ausgerechnet in allen abrahamitischen Religionen früher und auch heute noch manchmal grausam gegen homosexuelle Männer oder Frauen, Transgender wütet, während in vielen früheren Gesellschaften, denke man z. B. an die alten Griechen und Römer vor Christus, hier kaum Aufhebens darum gemacht wurde, dann gibt dies Anlass zum Nachdenken darüber, wie schwer es uns auch heute noch fällt, uns vorzustellen, wie man das vor Christus so anders begreifen konnte. Belial konnte offenbar in jenen Gesellschaften, in denen Homosexualität für das Wort homo = „gleich“ stand und nicht als „falsch“ oder „anders“, keinen Rachefeldzug führen. Es war ein Sieg für Belial, dass Christen nach dem Tod Jesu, der selbst nie über Sexualität sprach, selbst damit begannen und glaubten, mehr und besser darüber urteilen zu können als Jesus selbst. In allen abrahamitischen Religionen können keine schlimmeren Vorurteile und Verurteilungen wüten als im Bereich der Sexualität. Dennoch dürften homosexuelle Frauen und Männer oder Transgender per Definition sicherlich nicht a priori als moralisch falsch oder weniger liebevoll angesehen werden, sondern im Gegenteil als Blinksignal „aus dem Unvereinbaren“ als Beweis dafür akzeptiert werden, dass das Geschlecht des sexuellen Menschen

[21] In der achten Frage wird darauf näher eingegangen

Es gibt keinerlei conditio sine qua non dafür, wie Menschen einander lieben können, solange dies auf gegenseitiger Liebe beruht und von beiden Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht einvernehmlich getätigt wird. Sexuelle Exzesse „normaler“ heterosexueller Menschen scheinen für die breite Masse auch heute noch leichter zu akzeptieren zu sein als sexuelle Exzesse von Homosexuellen. Liebe ist universell und in all ihren Aspekten gleich – homo – für jedes Wesen, das etwas oder jemanden liebt: Liebe war das Erste, ist das Allerwichtigste und wird das Letzte sein. Sexualität ist dies nicht und kann dies niemals übertreffen. Dennoch werden Liebe und Sexualität oft gleichgesetzt. Mann und Frau waren im Garten Eden eins in Geist und Fleisch, und außerhalb des Gartens Eden waren sie plötzlich nicht mehr gleich und fühlten sich unterschiedlich, was zu Scham führte. Wenn wir wirklich an das glauben würden, was wir zu glauben vorgeben: an einen Gott der Liebe, dann müssten wir uns dringend von der Ungleichheit zwischen Mann und Frau befreien, angefangen bei einer gleichberechtigten Rolle in Beziehung, Arbeit, Entlohnung, Hierarchie, politischer Macht, Gesetzgebung und Religion. Es sagt sehr viel über die Macht aus, die Belial über so viele Jahrhunderte hinweg angehäuft hat, wenn man

---

[22] Eine Familie „normaler“ Eltern in der heutigen westlichen Welt mit beispielsweise zwei Kindern – einem Sohn und einer Tochter – ist hierfür ein gutes Beispiel: So sehr sich Sohn und Tochter körperlich auch unterscheiden mögen, in den Augen der Eltern sind beide heute gleich und gleichwertig und erhalten das gleiche Mitspracherecht, die gleichen Erbbedingungen, die gleiche Unterstützung, die gleiche Anerkennung und die gleichen Chancen. Liebe hat wenig mit dem Geschlecht zu tun. In der östlichen Welt ist die Kluft noch immer immens.

Man stellt fest, wie schwierig es offenbar sein muss, wenn man heute als Mensch guten Willens und manchmal mit einem hohen Titel von quasi „Heilig avant la lettre“ mit dem Amt des „Imams“, „Papst“, „Patriarch“, „Prediger“, „Priester“ bekleidet wurde und nun aufgefordert wird, einen Schritt [23] in einer zwanzig Jahrhunderte langen, fragwürdigen Herangehensweise „rückwärts“ zu machen? Alles Männer? Muss Demut dann vor allem für Frauen gelten? Oder sind Männer immer demütiger als Frauen? Sind Männer denn so überlegen, wenn es um Glauben, Vertrauen und Demut geht? Ist ein aufrichtig demütiger Mann mehr als eine aufrichtig demütige Frau? Am Fuße des Kreuzes Christi standen ein Mann und eine Frau zusammen, und Christus verband sie miteinander in einem neuen Geist von Mutter und Sohn als Gleichberechtigte. Als Christus Petrus ernannte, meinte er damit dann auch, dass nach Petrus niemals eine Frau kommen dürfe?

Der orthodoxe Gründer des Klosters in Essex, England, Pater Sophrony, tat in den 1960er Jahren etwas, was kein Starez [24] 20 Jahrhunderte vor ihm tat oder wagte: ein Kloster aus dem Boden zu stampfen, in dem Frauen und Männer Seite an Seite und miteinander lebten. Er wurde kürzlich heiliggesprochen, was auch immer „heilig“ bedeuten mag, aber eines bedeutet das Wort ganz sicher: dass es uns einlädt, darüber

---

[23] Nur die anglikanische und die protestantische Kirche, vgl. oben, scheinen eine Ausnahme zu sein

[24] Ein **Starets** (russisch: старец, „Ältester“ – staritsa: ста́рец, weiblich – startsi: ist ein geistlicher Führer in einem russisch-orthodoxen Kloster. Meistens ein alter Mönch. Der Begriff Starets wurde jedoch in der Diaspora der Orthodoxie übernommen.

darüber nachzudenken, warum er dies tat, und damit Anerkennung zu erzwingen. Ein erster Schritt zur Ablehnung der Ungleichheit zwischen Mann und Frau. Doch der Weg ist noch lang. Der Weg ist äußerst schwierig, denn wir haben einen mächtigen Feind vor uns, wobei der Widerstand, die Macht und die Tabukultur innerhalb der Kirchen selbst unsere schwersten Gegner sind. Hat man so wenig Vertrauen in die Kraft des Gebets, um jahrhundertelange Irrwege zu korrigieren und den „Ausgestoßenen“ von heute – Homosexuellen und Transgender – dieselbe spirituelle Würde zuzugestehen wie Heterosexuellen? Sie werden heute bestenfalls nur im Hinterzimmer empfangen, erhalten aber weder öffentliches Verständnis noch Taten seitens der höchsten Ränge, noch in öffentlichen Schriften zu solchen Themen. Noch einmal: Sie sollten als Warnsignal „aus dem Unpassenden“ akzeptiert und anerkannt werden als ultimativer Beweis dafür, dass das Geschlecht des sexuellen Menschen keinerlei Bedingung darstellt, solange es auf gegenseitiger Liebe mit Zustimmung zweier Menschen unabhängig von jeglichem Geschlecht beruht. Sie sollten darüber hinaus sogar geehrt werden, da sie in der Regel die liebenswerteste Persönlichkeit besitzen, da sie sowohl das Männliche als auch das Weibliche in wechselnden Anteilen sehr deutlich in sich tragen, so wie es auch der Mann und die Frau damals im Garten Eden taten.

Sechste Frage: Über Verliebtheit und Liebe

Jeder Mensch trägt in sich eine eigene, verschlossene Liebeskammer, die nur mit dem Schlüssel eines anderen Menschen geöffnet werden kann. Das gegenseitige Öffnen beider Schlösser führt zu einer bedingungslosen Liebe, die alle anderen Gedanken übertrumpft. Plötzlich kostet Liebe keine Mühe mehr! Man könnte fast von einem göttlichen Geschenk sprechen. Dieses Phänomen lässt sich bei heterosexuellen Paaren ebenso gut beobachten wie bei homosexuellen. Der Anfang ist „kostenlos“, der Same keimt, doch danach folgt das Heranwachsen zu einer Frucht, die durch alle Stürme des Alltags hindurch genährt, gepflegt und beschützt werden muss. Die bedingungslose Liebe wird früher oder später zu einem Verb. Gegenseitige Liebe muss zu gegenseitiger Unterstützung und Verständnis füreinander werden. Geben steht nun an erster Stelle statt Nehmen. Das Einfache wird plötzlich kompliziert, und es gibt kein Zurück, oft geht es eher bergauf. Wer das Leuchtfeuer der bedingungslosen Liebe auf dem Gipfel des Berges im Gedächtnis behält und pflegt, entdeckt auf dem Gipfel des Berges den Reichtum, die Verbundenheit und die gemeinsame Kraft von einst. Nicht allen gelingt dies.

Dieser Mechanismus gilt für heterosexuelle Paare ebenso wie für homosexuelle Paare (Mann oder Frau).

Und doch wird weiterhin zwischen heterosexuellen und homosexuellen Paaren unterschieden. In erster Linie, weil homosexuelle Paare bei weitem in der Minderheit sind und

es für die Mehrheit der heterosexuellen Paare unvorstellbar ist, dass homosexuelle Paare dieselbe Liebe genauso erleben wie sie selbst.

Niemand hat das Recht, sich in das Liebesleben eines anderen einzumischen, schon gar nicht mit Regeln. Niemand darf sich an die Stelle von Gottes Liebe zum Menschen oder der Liebe des Menschen zu Gott setzen. Homosexuelle sind nicht des Teufels, sondern vielmehr jene Heterosexuellen, die glauben, sie dürften Homosexuelle erniedrigen, ja sogar töten oder von der Ehe ausschließen, sowohl rechtlich als auch geistlich.

Letztendlich dreht sich alles um die Macht der Zahlen. Stell dir vor, die Homosexuellen wären in der großen Mehrheit – fände es ein Heterosexueller dann nicht normal, gleichberechtigt behandelt zu werden?

Gott schenkte jedem Menschen eine Liebeskammer, zu der ein anderer Mensch den Schlüssel besitzt, und hat auch mich nie gezwungen, eine (meine) Frau zu heiraten. Wenn Gott sich hier nicht einmischt und Jesus damals nie darüber sprach, dann sollte sich der hochmütige Mensch erst recht nicht einmischen.

Fazit: Wer das Unvollkommene nicht lieben kann, kann das Vollkommene nicht sehen. Oder wie uns die homosexuelle Liebe deutlich macht, dass die Unterscheidung zwischen hetero oder homo der Liebe keinen Abbruch tut. Oder wie der gekreuzigte Christus uns erst dann den vollkommenen Gott der Liebe zeigte.

Siebtes Thema: Das Maria-Magdalena-Evangelium

Das Maria-Magdalena-Evangelium wurde um 120 n. Chr. geschrieben, also etwa 200 Jahre vor dem Konzil von Nicäa. Da die intelligente und mehrsprachige Maria Magdalena Jesus sehr nahe stand, sah sie sich veranlasst, ihre Lehren aus den Gesprächen mit Jesus selbst niederzuschreiben. Obwohl die Apostel Simon Petrus und Paulus sehr an ihrem Wissen interessiert waren, sahen sie keine Möglichkeit, diese Erkenntnisse in ihre Vorstellung davon, wie eine christliche Gemeinschaft geführt werden sollte, einzubringen. Acht Stolpersteine [25] traten zutage: Das Evangelium der Maria Magdalena wendet sich

- gegen die Auffassung, dass die Welt ein harmonisches Ganzes bildet;
- gegen die Auffassung, dass das Böse nur in den Gegnern steckt;
- gegen die Auffassung, dass vor allem die materielle Welt das Böse verkörpert;
- gegen die Vorstellung, dass es so etwas wie „Sünde“ gibt;
- gegen die Vorstellung, dass der Menschensohn gegangen ist und am Ende der Zeiten wiederkehrt;

[25] Esther de Boer: „Maria Magdalena, jenseits des Mythos“, Verlag Meinema

- gegen die Auffassung, dass es innerhalb der christlichen Gemeinschaft Regeln und Gesetze braucht, die von oben auferlegt werden;
- gegen die Auffassung, dass man Frauen nicht zuhören müsse;
- und gegen die Auffassung, dass es eine ausgewählte Gruppe von Männern gibt, die die Lehre Jesu in- und auswendig kennt und an der alles gemessen werden muss, was andere über Jesus sagen.

Diese Erkenntnisse, die aus Gesprächen mit Jesus persönlich stammen, stimmen nur teilweise mit der frühgnostischen [26]Bewegung überein, doch ihre Stärke liegt darin, dass sie von einer sehr starken Frau, Maria Magdalena, aufgezeichnet wurden, die Christus persönlich folgte, ihn oft traf, von ihm sehr geliebt wurde und als Erste den auferstandenen Christus persönlich nach dessen „Tod“ leibhaftig begegnete. Sie stand dem Apostel Johannes sehr nahe, dessen Evangelium – ebenso wie Maria Magdalena – die Wiederkunft Christi am Ende der Zeiten manchmal implizit und sogar explizit ganz anders aufgefasst hat und was auch Johannes zwischen den Zeilen in Joh 14,18-

---

[26] Professor Antti Marjanen – Univ. Helsinki –, der das Evangelium der Maria Magdalena einst als rein gnostisch betrachtete (siehe sein Buch „The Woman Jesus Loved“), revidierte später seine Sichtweise. Mit anderen Worten: Das Evangelium der Maria Magdalena ist nur teilweise gnostisch, so wie für sie Jesus das Licht in der Welt und in jedem Menschen ist.

[27] Vgl. Joh 14,18–20. „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen. Ich komme zu euch. Die Welt wird mich nicht mehr sehen, aber ihr werdet mich sehen, denn ich lebe und ihr werdet leben. An jenem Tag werdet ihr erkennen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch.

20. Wenn diese kluge Frau damals von Christus selbst sehr ernst genommen wurde, indem er ihr als Erster nach seinem Tod erschien, warum sollte dann auch die Frau keine Priesterin werden dürfen? Offenbar war der Schritt vom rein männlichen jüdischen Rabbinat hin zu einem weiblichen und/oder männlichen christlichen Priestertum soziokulturell gesehen ein zu großer Schritt. Aber dies heute, nach zwanzig Jahrhunderten, noch als Entschuldigung anzuführen, erscheint mir schwer vertretbar und sogar verblüffend egoistisch seitens der Männer.
Man hat danach nichts anderes getan, als Regeln [28]und Gesetze zu erlassen, obwohl es in diesen drei Jahrhunderten der Verfolgung nach Christus lokale christliche Gemeinschaften gab, in denen sowohl Männer als auch Frauen die geheimen, verbotenen Versammlungen leiten durften. Und warum auch nicht?

Ich paraphrasiere ganz kurz aus dem dritten Teil der Trilogie „Nah wie eine vollkommene Perle“ – Jesus versus Maria Magdalena – über die vier Gegenkräfte: Wut, Unwissenheit, Begierde und Dunkelheit:

S. 254 – Jesus: „Die Gegenkraft der Unwissenheit ist die listigste der vier. Solange der Mensch nicht annimmt, dass ich ständig IN ihm bin, hat Belial freie Hand mit

[28] Quasi in Anlehnung an das jüdische Buch „Deuteronomium“: Das Buch enthält die Geschichte des Volkes Israel, die Lebensregeln und die 613 göttlichen Gebote.

die vier Gegenkräfte in diesem Menschen. Ich bin das Alpha, aber auch das Omega.“ …..

S. 267 – Maria Magdalena: „Meintest du das mit der negativen Kraft der Unwissenheit? Dass derzeit kein einziger Mann und keine einzige Frau mehr begreift, dass die Geschichte von Eden verfälscht wurde, wobei der Mann ebenso viel Schuld an ihrer Vertreibung aus Eden trug wie die Frau?“ Und Jesus nickt.

S. 268 – Jesus: „Wie du jetzt reagierst, ist genau falsch: Wut hilft dir nicht, im Gegenteil, sie lähmt deine Liebe, und Liebe ist doch der Grund deiner Existenz. Du tötest das Wichtigste in dir selbst.“

S. 280 – Jesus: „Vertrauen in meine Liebe zum Menschen ist das Licht. Misstrauen in meine Liebe ist die Dunkelheit. Dunkelheit verhüllt das Böse. Dunkelheit ist die am wenigsten aggressive der vier Gegenkräfte, aber gerade deshalb am schwersten zu erkennen. Dunkelheit wartet geduldig auf eine Nacht mit verborgenem Mond.“

P 401 – Maria Magdalena: „Wut war für Ihn eine völlig falsche Form der Sorge und musste um jeden Preis vermieden werden. Unwissenheit lud dazu ein, ganz bewusst in uns nach Ihm zu suchen. Sehnsucht verlangte danach, Liebe zu verbreiten, nicht Liebe zu erhalten. Die Dunkelheit lehrt uns, Licht und Freude zu werden.“

Achte Frage: Gibt es eine Gleichwertigkeit zwischen mehr oder weniger, zwischen Menschen und zwischen christlichen Kirchen?

Stell dir vor, dass nur Männer Auto fahren dürfen, dass nur der Mann das Wahlrecht hat, dass nur Männer Organisationen oder Unternehmen leiten dürfen, dass nur ein Mann Priester, Bischof oder Papst sein darf?

Letztendlich geht es bei der Ungleichheit zwischen Mann und Frau nach dem Sündenfall nicht um ihre körperliche Ungleichheit, sondern um soziale Ungleichheit. Der Frau wird immer noch vorgeworfen, dass sie als Erste vom Apfel gebissen und dadurch den Mann in die Falle gezogen habe: Der Mann, der arme Kerl, habe nichts dafür können, sagt er, und er sei das Opfer der Frau, sagt er, und dafür müsse die Frau ewig büßen, behauptet er. Warum hat die Schlange beschlossen, zuerst die Frau anzusprechen? Nicht, weil sie die Schwächste war, im Gegenteil, sondern weil sie am schwersten zu überreden gewesen wäre. Hätte die Schlange zuerst den Mann zu Fall gebracht, hätte die Frau nicht einfach so, ohne Widerstand, vom Apfel gegessen. Das Herz einer Frau ist größer als das eines Mannes, und es ist ihr gutes Recht, die Kinder zu gebären. Das Kind Gottes selbst auf Erden konnte schlichtweg nicht von einem menschlichen Vater stammen, sondern von einer menschlichen Mutter, denn das Herz einer Frau ist für ein Kind nun einmal standhafter und größer, weil sie es neun Monate lang trägt und hegt. Der Mann verkauft sich auch heute noch

als wertvoller als die

Frau, genauso wie sich der weiße Mensch jahrhundertelang für wertvoller hielt/hält als der schwarze Mensch. Beim Mann geht es dabei nicht um Hautfarbe, sondern um Überlegenheit in Bezug auf körperliche Muskelmasse und Intelligenz (?). Und gerade die schutzbedürftigen Männer und Frauen wie Transgender, androgyne Menschen und Homosexuelle liefern den eindeutigen Beweis für das Gegenteil, nämlich dass jeder Mann und jede Frau gleich viel wert ist, unabhängig von Kraft, Hautfarbe, Geschlecht, sexueller Orientierung oder Intelligenz.

Gott hat beide Geschlechter im Garten Eden aus einem Fleisch als gleichwertig geschaffen, um gerade keinen Unterschied zwischen mehr oder weniger einzuführen. Es steht dem Mann oder der Frau nicht zu, hier selbst einen Unterschied zu schaffen. Sein letzter Auftrag an die Menschheit und an Maria unter dem Kreuz lautete: „Frau, siehe, dein Sohn“, und an Johannes: „Mann, siehe, deine Mutter.“ Beide waren genetisch nicht verwandt. Diese Aussage geht noch um viele Schritte tiefer als nur das Geschlecht betraf. Warum sollten wir selbst Unterschiede schaffen? Woher kommt diese dreiste Frechheit?

Ein weiteres erschütterndes Beispiel für schmerzhafte Ungleichheit habe ich einige Male in der orthodoxen Kirche während der Liturgie bei der Kommunion erlebt. Die orthodoxe Liturgie ist wahrlich bewegend, und so mancher christliche Besucher aus einer Schwesterkirche fühlt sich stark dazu bewegt, an der Kommunion teilzunehmen und sich anzuschließen. Wenn der Priester

die Person nicht kennt und

zweifelt, fragt er den Gläubigen diskret, ob er orthodox getauft sei. Wenn der Gläubige zugibt, einer anderen Kirche anzugehören, legt der orthodoxe Priester lediglich den Kelch auf den Kopf des Gläubigen, spricht ein kurzes Gebet und verneigt sich demütig vor dem Gläubigen. Der Gläubige kehrt ohne Kommunion auf seinen Platz zurück. Ich empfand dies jedes Mal als sehr schmerzhaft, als wäre ich als orthodoxer Gläubiger mehr wert als mein Nächster, und während ich dies schreibe, schmerzt es mich erneut. Ich habe dies nie verstanden und werde es auch nie verstehen. Es war doch logisch, dass Jesus sowohl Gott als auch Mensch war, um in der Eigenschaft des Menschensohnes vom Vater auf Erden anerkannt werden zu können. Angenommen, er hätte keinen einzigen Fehler gegen die Liebe begangen, dann wäre er kein Mensch und nur Gott. Angenommen, er hätte nur Fehler begangen wie wir, dann wäre er kein Sohn Gottes. Wenn die Hostie als Teil des Leibes Christi wirklich heilig ist, wie könnte sich dann der Teufel dort einfinden? Der Teufel scheut solche Kraft und würde die Hostie ausspucken. Die beiden gekreuzigten Räuber auf Golgatha neben Jesus, Dismas und Gestas: Innerhalb einer Minute wird für den reuigen Gestas das Tor geöffnet. Jeder Mensch, der an die Kommunion antritt, heißt Gestas.

Wahre Liebe tritt aufrichtig und unsichtbar in Erscheinung und schenkt so in aller Diskretion dem demütigen Menschen ihre göttliche Kraft. Liebe ist eine unvergleichliche spirituelle Kraft und bedarf keines Eigennamens. Selbst Jesus konnte seine Feinde manchmal nicht ertragen und sprach offen schlecht über

die Pharisäer. Auch er beging in solchen Momenten einen

menschlichen Fehler und zeigte sich in Gethsemane als verletzlicher Mensch, so wie wir alle es sind.
Welcher Christ würde einem Fremden, egal welcher Herkunft, der an seiner Tür um Essen bittet, die Nahrung verweigern?
Christen sollten zumindest alle Brüder und Schwestern untereinander sein. Elitäres Verhalten ist verpönt.

Neunte Frage: Die Bipolarität als Geschenk Jesu an die gnostische Bewegung.

Das Kommen Christi hatte unter anderem zum Ziel, den Sündenfall des Menschen zu korrigieren [(29),] angefangen bei der Wiederherstellung der Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, und ganz sicher nicht, die Kluft zwischen den beiden Geschlechtern zu vergrößern. Christus hat zu Lebzeiten niemals Urteile über die verschiedenen sexuellen Beziehungen gefällt, und ich kann mir nicht vorstellen, dass Er, der kein Blatt vor den Mund nahm, nicht darüber gesprochen hätte, wenn Er darin eine grobe Gotteslästerung gesehen hätte. Er kümmerte sich um die Liebe zwischen den Menschen. Aufrichtige Liebe zwischen Menschen, in welcher Form oder Eigenschaft auch immer, konnte offenbar niemals Sünde sein. Der Mann und die Frau im Garten Eden waren damals ein Prototyp des idealen Menschen, für den die Ausübung von Sexualität unwichtig war, weil die Liebe zwischen ihnen beiden und der sie umgebenden Schöpfung alles in einer Liebe beherrschte, die ihnen nicht die geringste Mühe bereitete. Nicht umsonst war es des Namens „Paradies“ würdig. Jesus griff auch die alten Griechen und römischen Herrscher nicht wegen ihrer sexuellen Neigungen an, bei denen Homosexualität eine gesellschaftlich akzeptierte Variante der Heterosexualität war.

---

[29] Ein Beweis dafür wurde in der Praxis in den ersten Jahren der verfolgten Christen

erbracht, als Frauen und Männer einander gleichberechtigt begegneten.

Wer sind wir heute, wir leider gefallenen Menschen, dass wir über die Sexualität unserer Mitmenschen urteilen, über die Christus selbst zu Lebzeiten auf Erden nicht geurteilt hat? War er prüde? War er blind? War er dumm? Kannte er die Existenz von Sexualität nicht? Natürlich kannte er sie: Er rettete eine Ehebrecherin vor der Steinigung, die ihn nicht einmal um Vergebung bitten musste. Natürlich hatte Er Frauen getroffen, die sich in Ihn verliebt hatten. Maria Magdalena hatte damit zu kämpfen, aber ist das eine Sünde?

Wer aus Liebe handelt, handelt richtig und ehrlich. Liebe bietet nicht den geringsten Grund für Diskriminierung.

Wer die Liebe kennt, hat keine Angst vor der Liebe. Liebe und Angst passen nicht zusammen.

Jahrhundertelange falsche Traditionen, Regeln und Rituale sind keine Entschuldigung dafür, der Liebe weiterhin Schaden zuzufügen.

In unserer Frömmigkeit vergessen wir oft, dass Jesus auch ein echter Mensch war, und wagen es – fast schon aufgrund unserer jahrhundertelangen, von mächtigen Kirchen eingeprägten Gottesfurcht – oft nicht, an seine menschliche Seite zu denken, obwohl gerade diese Seite ihn auszeichnet und ihn zu einem von uns macht. Er war ein Mensch und Gott im Leiden (z. B. in Gethsemane) und ein Mensch und Gott in der Liebe (z. B. in seiner platonischen Beziehung zu Maria Magdalena). Wir dürfen ihn auch mit einem kleinen „h“ schreiben, ohne dass

ein Blitz uns vom Pferd wirft. Warum sollte er sich ausschließlich wie ein Gott mit großem „G“ verhalten und warum sollte er nicht auch wie ein gefallener Mensch sprechen, essen, körperliche Schmerzen empfinden, die Hosen voll bekommen, sich über manche Menschen wie die Pharisäer ärgern dürfen? Durch dieses bipolare Verhalten konnte der gewöhnliche Mensch ihn verstehen, und er zeigte gerade, wie jeder gewöhnliche Mensch von Natur aus alles in sich hatte, ohne selbst ein Gott sein zu müssen, um den Weg zur Stadt seines Vaters zu finden. Trotz der Verwirrung, die diese Bipolarität zu stiften scheint, ist es gerade diese Eigenschaft, die den Gott zugänglich menschlich und den Menschen zugänglich göttlich macht. Sie schärft unsere Intuition und unsere Sehnsucht, weiter nach Eden zu suchen, und gibt ihnen neuen Schwung: Das war seine und Seine Botschaft. Keiner von uns kann der Vater werden, aber ein Menschensohn des Vaters kann den Weg zu seinem Vater weisen. Jede christlich inspirierte Kirchengemeinschaft mit eigenen Ritualen versucht, diese Sehnsucht zu wecken und zu erfüllen, und das ist ein edler Versuch, vorausgesetzt, sie würden sich untereinander zunächst einmal als gleichwertig anerkennen: Denn jede heutige christliche Religion hat schließlich Stärken und Schwächen. Hochmut ist jedoch der Stachel, mit dem Belial sie sticht. Eine wesentliche Schwäche weisen alle Generationen spiritueller Führer auf: dass sie die Bipolarität Jesu nur schwer dulden: Neue Dogmen und Regeln sollen für eine auferlegte Einheit sorgen und zeigen, dass sie mehr und besser wissen als die vorherige Generation, während es doch eher darum gehen sollte

um einige Regeln abzuschaffen, wie etwa die Zulassung von Frauen zum Priesteramt. Ein einziges Wort damals, nämlich die Hinzufügung des berühmten „Filioque“ [30]zum Glaubensbekenntnis, reichte bereits aus, um im Jahr 1054 n. Chr. die eine christliche Kirche in eine östliche und eine westliche Kirche zu spalten, zwischen denen ein gegenseitiger geistlicher Krieg entbrannte. Die Spaltung führte keineswegs zu einer Synergie zwischen beiden, und ihre Unterschiede in den Ritualen haben sich bis heute als kein großer Mehrwert erwiesen, allein schon aufgrund der Art und Weise, wie mehrere Kirchengemeinschaften im Kampf entstanden sind, mit gegenseitigen Verfolgungen bis hin zum Tod auf Scheiterhaufen, und wie sie sich auch heute noch in Bruderkriegen ohne Gewissensbisse gegenseitig töten, mit Folgen für viele nachfolgende Generationen. Dass Priester die Soldaten für ihr Überleben segnen, ist verständlich, aber sie trauen sich nicht, sie offen anzuflehen, keinen Mitmenschen zu töten („Du sollst nicht töten“). Die Priester zweier kriegführender christlicher Länder sollten im Idealfall ihre Länder untereinander tauschen, als Signal an beide Regierungen, dass sie Brüder im selben Glauben sind, aber das trauen sie sich nicht.

Die Bipolarität Christi anzuerkennen, verursacht oder scheint Verwirrung zu stiften, ist es aber gerade nicht. Diese Bipolarität ist ein Geschenk und das einzige Mittel, mit dem der Gott der Liebe den

---

[30] „Der Heilige Geist, der vom Vater ausgeht“ – 10 Jahrhunderte lang. Und plötzlich fügte die westliche Kirche (Rom) das Filioque hinzu: „Der Heilige Geist, der vom Vater und vom Sohn ausgeht.“

Die östliche Kirche folgte dem nicht. Das Schisma war eine Tatsache.

Der Mensch kann in Liebe dienen, unter Achtung seiner Freiheit. Angenommen, Gott der Vater würde sich morgen ohne den Sohn in der Welt offenbaren und seinen Richterstuhl für jeden Menschen sichtbar in der Welt aufstellen: überwältigend gegenwärtig, aber schweigend und unerreichbar – dann könnte der gefallene Mensch seine gefallene Natur kaum ändern. Der Mensch würde sprachlos verstummen und lediglich zum Gefangenen der Liebe werden, sofern man da überhaupt noch von Liebe sprechen kann. Genau daher rührt die große Bedeutung seines Sohnes, der menschliche Handlungen und Gespräche eingegangen ist.

Solange die heutigen großen und hoffnungslos zerstrittenen Kirchengemeinden untereinander und ihre Hierarchen Angst haben, offen von alten Dogmen abzuweichen, oder sich nicht trauen, offen zu bekennen, dass sie es manchmal nicht wissen, setzen sie sich alle selbst außer Spiel, und dies ist keineswegs eine Nachfolge des bipolaren Christus.

Liebe will nicht angebetet und verherrlicht werden, sondern nur von freien Menschen geliebt und gelebt werden.

Der bipolare Jesus war nicht nur in seinem Mensch- und Gottsein bipolar, sondern auch in seiner Sprache/seinem Reden: In größeren Gruppen oder gegenüber traditionellen Pharisäern benutzte er seine vordere Zunge mit der alten Sprache (Sünde, Teufel) und alten Bildern (Hades, Hölle, Jüngstes Gericht) aus dem Alten Testament des oft rächenden Jahwe. Seine Apostel hörten

als Zeugen ebenfalls diese Sprache

, was auf manche sicherlich sehr verwirrend gewirkt haben muss. Andererseits benutzte er den hinteren Teil seiner Zunge in Gleichnissen und reichhaltiger Bildsprache, aber sicherlich auch im persönlichen Gespräch mit seiner Mutter Maria, mit Maria Magdalena und mit dem Apostel Johannes in einer neuen Sprache[31] : „Ich bin in dir und kann oder muss nicht noch kommen, die Sünde an sich existiert nicht, in jedem Menschen gibt es eine Kraft wie die Liebe und Gegenkräfte wie Wut, Begierde, Dunkelheit und Unwissenheit."

Im Nachhinein lässt sich feststellen, dass in Nicäa die gesamte Argumentation Jesu Zunge die Debatte verlor und die Frau fortan dazu verdammt war, mit der ewigen Schuld Evas auf dem Gewissen und dem armen Kerl von einem Mann zu leben, der die Folgen davon tragen musste, wodurch er nun doch weitergebildet und ermächtigt wurde, das erste und das letzte Wort zu haben, damit die Frau fortan am besten zuerst und zuletzt auf ihn hörte, um nicht noch einmal dieselbe Dummheit zu begehen. Nicht zweimal!

Die Ungleichheit zwischen Mann und Frau ist seitdem für immer in turmhohe Granitfelsen gemeißelt, überall dort, wo das Christentum Fuß fasste. An der geringen Zahl weiblicher Heiliger im Vergleich zu den vielen männlichen Heiligen lässt sich perfekt ablesen, wie die Dinge stehen. Dasselbe gilt im Großen

---

[31] Siehe auch die siebte Frage: das Maria-Magdalena-Evangelium

Unterschied in der Anzahl männlicher oder weiblicher Schriften oder Bücher, die man in religiösen Bibliotheken findet.

Es ist bemerkenswert, dass Jesus, der damals als sechsjähriges Kind den örtlichen jüdischen Unterricht in Nazareth besuchte, schon bald lebhafte Diskussionen mit den Lehrern führte, die auf seine „einfachen“ Fragen einfach keine Antwort wussten. Und wenn er als Zwölfjähriger im Tempel von Jerusalem die jüdischen Gesetzesgelehrten und Pharisäer drei Tage lang fast schachmatt setzte und sein Wissen über die schwierigsten religiösen Gesetzbücher sowie die geheimnisvollsten Bücher der Propheten in einfacher Sprache in für jeden verständlicher Sprache darlegen konnte, sodass sie von ihm lernten, anstatt dass er von ihnen lernen konnte, was hätte er dann nach Nicäa selbst christliche Kirchen mit Regeln und fanatischen Gesetzen unter seine Inspiration nehmen sollen? Von Anfang an unterwarfen sie sich gerne den Forderungen von Kaiser Konstantin, dass Einheit herrschen MUSS. Wie könnte ein gekreuzigter Christus es jemals gutheißen, dass in seinem Namen „böse“ Christen anschließend auf Scheiterhaufen verbrannt werden? Auge um Auge, Zahn um Zahn? War das die Botschaft Christi?

Der Begriff „weiß getünchte Gräber“ scheint mir leider genauso gut auf seine heutigen „heiligen“ Kirchen zuzutreffen. Es gibt eine scherzhafte Bemerkung, die leider viel Wahres enthält: „Sollte Christus heute erneut unter die Menschen kommen, würde er erneut von … den Christen gekreuzigt werden.“ Wer aus der Religion eine hohe, spitze Hierarchie macht, fällt irgendwann von

hoch, und dieser Niedergang hat leider bereits begonnen. Wer mit einer minimalen Hierarchie (und dabei denke ich in erster Linie an die von Eltern zu Kindern) nah an der Basis bleibt, gerät weniger leicht ins Wanken und kann sich leichter an jeden suchenden und sogar scheiternden Menschen anpassen oder sich in ihn hineinversetzen. Es ist bemerkenswert, wie christliche Kirchen die vielen Bräuche der streng hierarchischen Struktur der jüdischen „Kirche“ übernommen haben, indem sie das Alte Testament in seiner Gesamtheit als „heilig“ bezeichnen. Es ist, als dürfe das Neue Testament niemals für sich allein bestehen, ohne diesen Hauch des rachsüchtigen Jahwe aus dem Alten Testament als Stock hinter der Tür zu halten, der bei jeder Gelegenheit zum Einsatz kommt. Was ist dann der Sinn von „Neu“? War dies die Absicht des Erlösers des „Alten“?

Die gepriesenen Propheten Jesaja, Jeremia und andere waren die Gnostiker avant la lettre innerhalb des Judentums und des Alten Testaments. Sie wurden jedoch nie von ihrem Volk ermordet. Für die christlich inspirierten Gnostiker nach dem Konzil von Nicäa (325 n. Chr.) tauchten nicht viele Jahre später Scheiterhaufen auf.

Zehnte Frage: Der Platz der Frau und der Homosexuellen in der Welt.

Der Mann, der der „dummen“ Frau mit dem Apfel blindlings folgt, ist, wenn möglich, noch dümmer als die dumme Frau und darf ihr nichts vorwerfen. Bei der Frau kann man eher von einem fatalen Irrtum sprechen, bei dem Mann, der ohne nachzudenken folgt, ist der Irrtum mindestens ebenso groß. Die Schlange ist nicht dumm und wusste, wen sie zuerst ansprechen musste, um das Paradies dauerhaft zu destabilisieren.

Und noch etwas: Eva begeht einen großen Fehler. Hätte Adam seine Frau wirklich geliebt – so wie die Liebe zwischen den beiden zu jenem Zeitpunkt noch göttlicher Natur war – und geglaubt, er wüsste es besser als sie, dann hätte er zumindest aus Liebe zu ihr versuchen können, ihr bei Jahwe zu Hilfe zu kommen und ein gutes Wort für sie einzulegen, anstatt selbst ebenfalls in die Falle zu tappen. Und wenn er das offenbar nicht tat und ebenfalls denselben Fehler beging wie seine Frau und ebenso den Argumenten der Schlange zustimmte, in den Apfel zu beißen, dann müsste er im Nachhinein der Ehrlichkeit halber auch seinen persönlichen Anteil an ihrem gemeinsamen Fall anerkennen, anstatt die Schuld vollständig auf sie abzuwälzen. Mild ausgedrückt: Der Mann vollbrachte keine Heldentat. Damals nicht und bis heute immer noch nicht. Sei denn als Frau aus Adams Fleisch entstanden: Hat er sie jemals auf eine edenhafte Weise lieb

Angesichts dessen kann man sich fragen. Die Antwort lautet ja, aber was sowohl der Mann als auch die Frau verloren hatten, war Demut – also beide –, und beim Mann kam noch etwas Feigheit hinzu. Wenn der Mann all die Jahrhunderte danach und bis heute die volle Schuld allein der Frau zuschreibt, dann wird sich der Begriff der Schuld für immer in alle weiteren Jahrhunderte fortpflanzen und die allererste Erbsünde ist eine Tatsache. Fehler zu machen ist menschlich, aber den Fehler nicht zuzugeben und nicht zu korrigieren, macht den Fehler Tag für Tag größer und schwerer zu beheben und schafft nach Jahrhunderten eine quasi teuflische Resignation im Menschen. Und darin liegt die Wurzel der ersten Erbsünde, die von damals bis heute besteht. Die heutigen Kirchen haben nicht so sehr Angst, Fehler zu bekennen, sondern vielmehr Angst, Fehler zu korrigieren. Fehler zu korrigieren bedeutet nicht nur, sie offen zu bekennen, sondern man fürchtet auch den spirituellen Exodus (dem Kirchenrücken kehren), die psychologischen Folgen (das zögerliche Eingestehen von sexuellem Missbrauch) und finanzielle Katastrophen (kein Zufluss von Erbschaften von Priestern und Brüdern aufgrund des Rückgangs der Berufungen in den Priesterseminaren, normale Menschen, die sich betrogen fühlen und sich vom wirtschaftlichen Einkommensmodell abwenden, so wie sich auch die säkularen Regierungen immer mehr von jeglicher Religion distanzieren). Je länger dieser Prozess des offenen Mea culpa dauert, desto schwieriger wird es, die Authentizität des christlichen Glaubens wiederherzustellen.

Warum dürfen Frauen in den meisten Religionen immer noch kein Priesteramt bekleiden? Nicht, weil Frauen keine Priesterinnen sein können, sondern weil Männer dies nicht zulassen. Dies geht bereits auf die Zeit nach 325 n. Chr. zurück. Der Mann verdrängt diese Pseudo-Scham mit Argumenten, die aus dem Alten Testament und der jüdisch-paternalistischen Kultur stammen, die im Westen heute längst überholt sind und keinen Bestand haben, wenn man sie an der Liebe misst. Es ist unverständlich, welchen Einfluss dies in unserer heutigen Welt noch immer hat. Warum hat das kanonische Christentum dieses kleine, aber keineswegs harmlose Stück männlicher Vorherrschaft über die Frau sklavisch aus der jüdischen Tora übernommen? Warum hält man daran in einer falschen Tradition fest? Warum erkennt man Homosexuelle und Transgender in manchen Kirchen nur hinter verschlossenen Vorhängen an?

Immer wieder in Begriffen von Geschlechtern statt von Individuen zu handeln und zu sprechen, bedeutet den Tod des gegenseitigen Respekts und der Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern. Das Geschlecht ist nicht der ganze Mensch und ist nur eine Eigenschaft. Auch Sexualität ist nur eine Eigenschaft. Den Menschen nur anhand einer einzigen Eigenschaft zu beurteilen, ist zumindest unvollständig und der Vernunft eines Menschen unwürdig. Obwohl … obwohl es eine Eigenschaft gibt, die in allem zu 100 % vorhanden sein sollte, und das ist die Liebe. Die Liebe ist alles und sollte in allem das letzte Wort haben. Niemand hat das Recht, weder Götter noch Menschen, die Liebe, in welcher Form auch immer, auszuschließen.

Im Christentum wird die Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist als akzeptabel und unbestreitbar angesehen, doch die Zweifalt von Mann und Frau im Garten Eden wird außerhalb von Eden nicht akzeptiert. Der Versuch, sich eine göttliche Dreifaltigkeit vorzustellen, erfordert jedoch viel mehr Wohlwollen und Mühe, um uns darunter etwas vorzustellen, und diese Mühe nehmen wir gerne auf uns, aufgrund des Beweises von Jesu Kommen. Um uns jedoch die Zweieinigkeit des Menschen in Eden vorzustellen, benötigen wir weniger Mühe, doch „dürfen“ wir dies nicht einmal in Betracht ziehen und konsequent in unserer Lebenswelt umsetzen, trotz des Beweises, der uns durch die Existenz von gleichgeschlechtlich Liebenden vor Augen geführt wird.

Ein ehrwürdiger Mönch stellte mir einmal die Frage:

„Wir wissen nicht, warum Homosexualität in unser Leben getreten ist?“

Ich selbst konnte erst zehn Jahre später eine Antwort darauf

finden: Antwort: „Weil es Liebe ist.“

Mehr muss es nicht sein.

Kann man Liebe aus irgendeinem Grund verbieten? Gibt es schlechte Liebe? Wer hat das Recht, darüber zu urteilen?

Zunächst einmal sollten wir die Begriffe „heterosexuell“ und „homosexuell“ durch „ “ ersetzen durch die Begriffe

„Heteroliebende“ und „Homoliebende“ ersetzen, als ob sich alles nur um Sex drehen würde und nicht in erster Linie um Liebe.

Heterosexuelle sind entweder Mann oder Frau und haben als solche weniger Gemeinsamkeiten miteinander; seit dem Sündenfall sind sie einander fremd geworden. Die Brücke zum anderen Geschlecht (Mann zu Frau und Frau zu Mann) zu schlagen, ist nicht selbstverständlich. Heterosexuelle Männer und Frauen verhalten sich einander gegenüber oft radikaler.

Homosexuelle haben es dagegen etwas leichter: Sie tragen die Gleichheit von Mann und Frau ständig in sich, in wechselnden Verhältnissen, wodurch sie von Geburt an ohne zusätzliche Anstrengung mehr Gemeinsamkeiten miteinander bewahrt haben. Da sie nicht rein männlich und nicht rein weiblich sind, weisen sie nicht die extremen Facetten von heterosexuellen Männern und heterosexuellen Frauen auf:

nicht im Männlichen: Sie sind in der Regel sanfter und einfühlsamer aufgrund des eher weiblichen Anteils

nicht im Weiblichen: Sie sind weniger verletzlich aufgrund des stärkeren männlichen Anteils.

Homosexuelle Paare sind der verbleibende Beweis für die Unvereinbarkeit der verlorenen Gleichheit von Mann und Frau im Garten Eden.

Oder zusammengefasst:

Adam und Eva waren im Garten Eden homosexuell ohne sexuelle Erfahrung.
Nach dem Sündenfall wurden sie zu Homosexuellen mit oder ohne Sexualerfahrung oder zu Heterosexuellen pur sang mit oder ohne Sexualerfahrung.

Wenn die Welt von Homosexuellen regiert und geführt werden dürfte, gäbe es viel weniger Krieg und Elend.

Die Kirche heutzutage:

- Wenn man von Heterosexualität spricht, denkt man zuerst an Liebe,
- wenn man von Homosexualität spricht, denkt man zuerst an Sex.

Wer glaubt, einen Menschen im Namen der Liebe körperlich oder geistig zurückweisen zu dürfen, tötet die Liebe und kennt das wahre Wesen der Liebe nicht.

Die Ikone der Anastasis[32] ist meiner Meinung nach die wichtigste Ikone auf Erden, und dies wird in den folgenden beiden Kapiteln deutlich gemacht werden. Diese Ikone spendet unermesslichen Trost und Hoffnung und beweist, dass unser Gott eine unerschöpfliche Quelle der Liebe ist, die sein Geschöpf wahrhaftig liebt, so wie auch wir unseren Nächsten lieben sollten. Wir müssen uns zudem die Frage zu stellen wagen

[32] Diese Ikone ist ganz am Ende dieser Abhandlung auf S. 65

fragen, ob es nicht besser wäre, mehr Abstand vom Alten Testament (AT) zu nehmen und es nicht länger als wichtigen Bestandteil des Christentums zu betrachten, und am besten damit beginnen, es gar nicht mehr in seiner Gesamtheit als „heilig“ zu bezeichnen. Es ist dieselbe alte Kraft der Rache und der Bestrafung bis zum Tod aus dem AT, die das Christentum nach drei Jahrhunderten schrecklicher Verfolgung nicht nur andersgläubige Religionen wie den Islam, Hindus[33] bis hin zu den Indianern in der Neuen Welt, sondern auch eigene christliche spirituelle Gruppierungen wie Gnostiker, Katharer, Lutheraner, Anglikaner und „Hexen“ jahrhundertelang bis aufs Blut bekämpft hat. Die „Kreuzigungen“ werden von den Christen selbst bis heute fortgesetzt. Das kanonische Neue Testament müsste umgeschrieben werden und den Mut aufbringen, sich dem überraschenden Evangelium der Maria Magdalena zu öffnen, das sehr eng an einige wörtlich wiedergegebene Aussagen Jesu an seinen geliebten Stiefbruder und Apostel Johannes anknüpft: „Ich bin IN dir.“ Und um dies für unseren begrenzten Verstand zu unterstreichen, zeigte Er sich nach Seinem Tod als Erstes Maria Magdalena, als eine zusätzliche Botschaft an die Frau, die eine besondere und begabte Schülerin von Ihm war und die viele Menschen in Seiner Lehre unterwies.

Das Evangelium, das ihr gegeben wurde, verlangt Demut, aber genau das fällt einem maskulinen Draufgänger schwer.

---

[33] Mahatma Gandhi: „Ich mag Christus, aber ich mag die Christen nicht, sie sind

Christus so gar nicht ähnlich.“

Elfte Frage: Das Jüngste Gericht und die Erbsünde

„Dann wird er wiederkommen, um die Lebenden und die Toten zu richten“

Das Jüngste Gericht: Ist es überhaupt ein Gericht?

1/ Das Johannesevangelium: Es ist bekannt, dass Johannes und Maria Magdalena ein sehr enges Verhältnis zueinander hatten. Johannes schreibt wörtlich, was Jesus ihm anvertraut hat, und ich wiederhole noch einmal:

Joh. 14, 18-20. „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen. Ich komme zu euch. Die Welt wird mich nicht mehr sehen, aber ihr werdet mich sehen, denn ich lebe und ihr werdet leben. An jenem Tag werdet ihr erkennen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch.“

Nach seiner Auferstehung sehen wir ihn nicht mehr leiblich, aber er wird in jedem von uns gegenwärtig sein.

Dies knüpft an den folgenden Punkt an:

2/ Die Version des Evangeliums der Maria Magdalena wurde etwa 120 n. Chr. verfasst und erst 1946 in Nag- -Hammadi Ägypten gefunden. Aus ihrem persönlichen

In den Gesprächen mit Jesus wird ausdrücklich deutlich, dass Jesus nicht wiederkommen wird, weil Er bereits in uns ist; wir müssen Ihn dort, also in uns selbst, suchen, wo Er zu finden ist: in uns. Jesus ist seit unserer Geburt wie die Wurzel einer Pflanze, wie ein Kern mit seiner Liebe als göttliche Naturkraft in uns, genauso wie die Gegenkräfte (Begierde, Unwissenheit, Dunkelheit und Wut) ebenfalls in uns vorhanden sind. Die Sünde als etwas außerhalb von uns existiert nicht, sondern existiert nur als eine falsche Wahl zwischen Jesus und den Gegenkräften in uns selbst, für die wir persönlich verantwortlich sind. Wir müssen uns selbst davon befreien, inspiriert von Jesus in uns. Mit einem Bild lässt sich das leichter vorstellen: „In einem Haus, in dem das Gute und das Böse wohnen, muss man versuchen, das Böse zu neutralisieren, sowohl für sich selbst als auch für seine Besucher."

3/ Und nehmen wir nun einmal an, das Jüngste Gericht wäre tatsächlich so, wie es heute dargestellt wird: Gott auf dem Thron und die Menschen werden gerichtet und in Himmel oder Hölle getrennt. Welcher normale Elternteil, der seinem Kind alle Liebe geschenkt hat, könnte sein Kind selbst aus welchem schwerwiegenden Grund auch immer für immer verdammen?

Die Bergpredigt: „Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und segnet diejenigen, die euch verfluchen; tut Gutes denen, die euch hassen; und betet für diejenigen, die euch beleidigen und verfolgen, damit ihr Kinder des Vaters seid, der im Himmel ist; denn er lässt seine Sonne über Bösen und Guten aufgehen und lässt es regnen über

Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr dann? Tun das nicht auch die Zöllner?“

Und dann doch in extremis, nach unserem Leben, „Auge um Auge, Zahn um Zahn“? Hat nicht jeder rechtschaffene Elternteil doch immer das Gefühl, dass er selbst auch Mitschuld an den möglichen Irrwegen oder eklatanten Fehlschlägen seines Kindes trägt? Und kommt da nicht unmittelbar auch die Bedeutung des Begriffs „Erbsünde“ ins Spiel? Es ist überdeutlich, dass wir nicht als vorgefertigte Heilige geboren werden und auch nicht von vorgefertigten heiligen Eltern erzogen werden. Das Wort Erbsünde sagt genug und ist jedem Menschen nur allzu gut verständlich. Es rast wie ein Perpetuum mobile durch die menschliche Existenz. Es ist nur richtig, dass das Präfix „heilig“ einem Namen erst nach dem Tod einer Person verliehen wird: Wenn die betreffende heilige Person nach ihrem Tod auf die Erde zurückkehren könnte, würde sie uns eindringlich bitten, dieses Präfix schnell wieder zu entfernen, da Demut vielleicht die wichtigste Eigenschaft eines Heiligen ist. Zu Lebzeiten gibt es keine vorgefertigten Heiligen, und diejenigen, die nach ihrem Tod dennoch als heilig bezeichnet werden, würden sich selbst zu Recht nicht als heilig erachten.

Die Frage ist also: Welchen Sinn hat es, das Wort „heilig“ wahllos zu verwenden? Je öfter wir es benutzen, desto hohler klingt es.

Nicht jede Erbsünde gleicht der anderen: Wenn ein Kind von Eltern, Priestern, Lehrern, Soldaten usw. vergewaltigt wird – wer kann dem geschädigten Kind dann später vorwerfen, dass seine ethischen Normen fortan buchstäblich mitvergewaltigt wurden und es die Werte und das Bild eines anderen Menschen anschließend genauso gering schätzt und verachtet wie sein eigenes, durch die Vergewaltigung zerstörtes Selbstbild, mit allen daraus resultierenden Folgen? Ist jede psychische Erkrankung oder jedes Trauma unter „Eigenverschulden“ einzuordnen?

Wenn wir die Erbsünde als eine Selbstverständlichkeit annehmen, muss man auch den Begriff „Jüngstes Gericht“ in Frage stellen, ob es dabei wirklich um Liebe geht. Oder ist der Gott der Liebe dann doch ein Gott, der den ersten Stein werfen wird? Oder ist es der allerletzte Stein, der noch nachgeworfen wird? Nennt man so etwas nicht „Rache“? Es ist jedenfalls schwierig, dies als göttliche Liebe zu bezeichnen.

Hinzu kommt noch der Gedanke, dass Gott als Vater Adam und Eva erschuf, wohl wissend, dass der Teufel im Apfelbaum lauerte. Auch wir Menschen bekommen geliebte Kinder, bei denen ebenso sehr der „Teufel, getarnt als Gegenkräfte in uns“, auf der Lauer liegt.

4/ Es ist undenkbar, dass nicht jeder Mensch, sei er nun kaum oder sehr stark geschädigt, in Gottes unmittelbarer Gegenwart, wie bei einem „Jüngsten Gericht“, seiner unermesslichen Liebe erliegt und tiefe Reue empfindet darüber, wo er in seinem Leben in der Liebe versagt hat. Die Begegnung mit der Liebe in Person reaktiviert den

kleinsten Rest an Liebe, den ein

Was dem Menschen vielleicht noch bleibt, nach all den begangenen Fehlern, ob nun als Folge seiner eigenen Erbsünden oder der Erbsünden anderer. Und wer von uns ist ohne Fehler? Die heutigen Begriffe „Sünde“ und „Hölle“ scheinen eher – ob nun mit Vorsatz oder nicht – als Abschreckungsmittel und/oder Hilfsmittel erfunden worden zu sein, um Einfluss und Macht über den Menschen zu erlangen. Sollte der zuletzt Eingeladene[34] in der elften Stunde nicht auch am Festmahl Platz nehmen? Der Mensch bleibt den Tränen verfallen, ganz sicher bei seiner Begegnung mit der Liebe in Person. Göttliche Liebe und Gnade machen keinen Unterschied zwischen den Glaubensbekenntnissen, egal welcher Religion. Die Frage ist auch, ob die Millionen Menschen zwischen dem Sündenfall des ersten Menschen und dem Tod Christi alle verdammt wären, weil sie Christus unmöglich kennen und ihm folgen konnten? Wird am Tag des Jüngsten Gerichts deshalb mit zweierlei Maß gemessen? Und was ist heute mit all den Stämmen in den Urwäldern, in gottverlassenen Ländern mit eigenen Göttern? Es kann kaum anders sein, als dass auch sie von einer kollektiven Gnade profitieren können

---

[34] Die berühmte Osterpredigt von Johannes Chrysostomos:
„Wer erst zur elften Stunde zum Fest gekommen ist, der fürchte sich nicht wegen seines späten Kommens; denn der Herr ist gütig und nimmt den Letzten ebenso gut auf wie den Ersten.“
Er lässt den Arbeiter der elften Stunde ebenso zur Ruhe gehen wie den der ersten Stunde. Er nimmt sich der Letzten an, die Ersten umgibt er mit seiner Fürsorge.
Dem einen gibt er, was ihm zusteht, dem anderen schenkt er umsonst. Ihre Werke nimmt er an; ihren guten Willen begrüßt er mit Freude. Die Tat ehrt er; den guten Vorsatz lobt er.“

genießen, genau wie in der Osterikone der Anastasis[35], wo Adam und Eva das ewige Paradies wieder betreten dürfen, ohne Christus jemals in ihrem Leben gekannt zu haben.

5/ Im Alten Testament war Jahwe oft ein rächender Gott, so wie auch das heutige Judentum in Israel nicht davor zurückschreckt, Menschen zu töten, um Recht zu bekommen. Nach der heutigen christlichen Lehre scheint es, als habe sich ein rächender Gott nach unserem Tod auf das „Jüngste Gericht" verlagert. Die Ikone der Anastasis/Auferstehung ist jedoch zu Recht die wichtigste Ikone, die je geschaffen wurde, aber meiner Meinung nach nicht mit der beängstigenden [36] Bedeutung, die sie in der heutigen christlichen Kirche erhalten hat. Ich stehe quasi allein da, wenn ich das Jüngste Gericht als die letzte Vergebung für jeden Menschen betrachte, was auch immer er getan haben mag.
Bin ich allein?
Dennoch fand ich nicht zufällig einen offiziell anerkannten Heiligen, Cyrill von Alexandrien im Jahr 444 n. Chr., dessen Sichtweise ich voll und ganz teile, und ich zitiere[37] :

> „Und wie wird Er uns auf dem Richterstuhl betrachten? Ist es nicht mit Sanftmut und Liebe? Welcher Zweifel kann daran bestehen? Was ist damit vergleichbar

[35] Anastasis = in diesem Zusammenhang die Auferstehung vom geistlichen Tod. Diese Ikone wird ganz am Ende der zwölften Frage abgebildet.

[36] Im zwölften und letzten Abschnitt wird dies deutlich

[37] Das Leben der Jungfrau Maria, der Theotokos, Kloster der Heiligen Apostel, Buena Vista, Colorado, USA, 1989

Ehre und Güte? Was ist würdig, mit einem Geschenk einherzugehen, das so wunderschön und begehrenswert ist?“

Die Antwort auf seine letzte rhetorische Frage lautet: „Nichts und niemand“, auch nicht die vielen „Heiligen“ in irgendeiner Religion, ist in der Lage, dieses Geschenk würdig anzunehmen, und nur ein rachsüchtiger Gott kennt für niemanden Gnade. Wenn sogar den ersten Menschen, Adam und Eva, ihre Sünden vergeben werden und sie eine Auferstehung aus dem Hades, dem geistigen Tod, erleben dürfen, wer sind wir dann, dass wir beispielsweise einen Mitmenschen zur Strafe zum Tode verurteilen oder glauben, einen gerechten Krieg führen zu können, selbst wenn es im Namen Gottes geschieht?
Es gibt keinen Menschen, der sich nicht spontan vor Seinem Antlitz verneigt.
Nichts ist so gefährlich wie Hochmut, der sich als Demut tarnt, während gerade in Seinem Angesicht jede Spur von Hochmut verschwindet und reine Demut den Hochmut überwindet.
Müssen oder sollen wir Angst haben? „Gottesfurcht“ darf nicht über höchsten Respekt, Vertrauen, Ehrerbietung, Höflichkeit und Dankbarkeit hinausgehen, sondern muss Furcht oder Angst ausschließen. Furcht vor der Liebe zu hegen, schmälert den Gott der Liebe und beinhaltet einen Anflug von Misstrauen gegenüber Seiner Liebe.
Anscheinend hatte der heilige Cyrill der Furchtlose bei den Gottesfürchtigen nicht genug Gewicht. Schade für die Menschheit.

6/ In Gethsemane: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Wenn Jesus in einer Zeit lebte, in der Er viele Wunder vollbrachte und Menschen sogar von den Toten auferweckte, und es dennoch so viel Zweifel und Unglauben hinsichtlich seiner Person herrschte und er ihnen in Gethsemane deswegen vergab, wie sollte er dann jetzt beim Jüngsten Gericht plötzlich den letzten Stein auf Menschen werfen, unter denen er nie physisch gelebt hat oder die später in zerrissenen christlichen Kirchen lebten, die sogar Kriege gegeneinander führten?

7/ Markus-Evangelium 10,14–15: „Wer das Reich Gottes nicht wie ein Kind annimmt, wird nicht hineinkommen.“ Dieser Satz findet sich ebenfalls im Thomasevangelium, Logion [38] 22–37. Das Kindsein steht auch für die sexuelle Undifferenziertheit, das „Erhabensein über“ das Mann- oder Frau-Sein und über jede Sexualität. Ein Kind beschäftigt sich nicht mit Sexualität. Mit anderen Worten: Je mehr Unterschiede wir zwischen Heterosexualität und Homosexualität in diesem irdischen Leben suchen, desto weniger sind wir dadurch in der Lage, wie ein Kind in das Reich Gottes einzutreten.

---

[38] Logion 22: Jesus sieht Säuglinge und sagt, wer das Reich betreten will, muss wie sie werden. Er erklärt, dass dies geschieht, wenn man die beiden zu einem macht: das Innere dem Äußeren gleich, das Obere dem Unteren und das Männliche und Weibliche zu einem einzigen Wesen.

Schlussfolgerungen:

1/ Das Letzte „Gericht“ ist keine Strafe, sondern ein ultimativer Ausdruck der Liebe, und es ist bedauerlich, dass dieses Bild in Kirchen oft missbraucht wurde, um Macht, Angst und Geld anzuhäufen. Das Jüngste Gericht ist ein pädagogisches Meisterwerk der Vergebung, und die beste Erziehung ist jene, bei der man den Prozess der Umkehr nicht unter Zwang „lernen“ muss, sondern im Gegenteil frei aus dem Herzen „erleben“ darf. Das Wort Reue scheint in diesem Zusammenhang noch zu sehr nach Schuld zu klingen. Bedauern zu empfinden ist mehr als genug.

2/ Ein Gott der Liebe wirft nicht den ersten Stein und schon gar nicht den letzten Stein.

3/ Alles im Jüngsten Gericht scheint auf den ersten Blick auf einen rächenden Gott hinzudeuten, ist es aber nicht; im Gegenteil, es ist ein pädagogischer Gott, der dem Menschen aus Liebe einen Spiegel vorhält, dass derjenige, der sich während seines irdischen Lebens nicht vom Bösen abwendet, sich selbst unglücklich macht. Der „strafende“ Teil des Jüngsten Gerichts, wie er seit Jahrhunderten aus welchen Gründen auch immer dargestellt wird, ist lediglich eine letzte korrigierende Handlung: Wir alle werden in extremis aus dem Hades gerettet, vgl. die Ikone der Anastasis, jedoch nicht ohne Schuldbewusstsein und Reue. Die Erbsünde wird von Gott als eine Last anerkannt, um die kein Mensch jemals selbst gebeten hat. Die verschiedenen christlichen Schwesterkirchen sind ein Schandfleck auf der Botschaft Christi von Einheit und Liebe und stiften Angst und

Zwietracht unter

den Menschen und scheuen sogar keinen Krieg gegeneinander. Der größte Fehler aller Religionen und Kirchen der Welt ist ihr elitäres Verhalten, als sei Religion ein Wettstreit um die Größte, die Heiligste und die Gerechteste, für den sogar bis zum Tod gegeneinander gekämpft wird. Das Oster-Ikon der Anastasis macht daraus Brennholz und erhebt sich über jede menschliche Religion und hebt sie auf die höchste Ebene der Liebe: einen Ort, an dem alle Mitgliedskarten von Gläubigen, Ungläubigen und Agnostikern sinnlos werden.

„Quo usque tandem, ecclesiae, abutere patientiam nostram?“[39]

4/ Das Jüngste Gericht im christlichen Glauben bezieht sich nicht auf Reue, Schuld und Bestrafung, sondern auf Reue und gegenseitige Vergebung unter den Menschen, damit wir in Seiner Stadt als Seine Kinder aufgenommen werden.

[39] „Wie lange noch, Kirchen, werdet ihr unsere Geduld missbrauchen?“ in Anlehnung an einen Ausspruch von Cicero.

Zwölfte Frage: Die Ikone der Anastasis/Auferstehung: die ultimative Ikone

Wir können uns die Botschaft der Ikone der Anastasis nach unserem Tod auch anders vorstellen, als wir es bereits im vorigen Thema behandelt haben.

Die Ikone der Auferstehung des Menschen handelt auch von unserer Auferstehung, die sich jeden Tag aufs Neue in unserem Leben vollzieht und nicht erst nach unserem Leben. Das lehrt uns das Evangelium der Maria Magdalena. Der „Hades“, wie er dargestellt wird, ist der Sitz der Gegenkräfte – Zorn, Finsternis, Unwissenheit und Begierde – in jedem Mann als Adam und in jeder Frau als Eva. Gegenkräfte, die wir jeden Tag zu überwinden versuchen. Jeden Tag dürfen wir unsere Hände zu Christus in uns erheben: „Ich bin in Dir“, vgl. das Evangelium der Maria Magdalena und Johannes. Seine Hand der Liebe ist ja in uns, wir müssen Ihn nur anerkennen und uns dessen bewusst sein. Bei jedem Anzeichen von Zorn, Dunkelheit, Unwissenheit und Begierde in uns müssen wir nur jeden Tag aufs Neue unsere Hände zu Ihm ausstrecken, und Er zieht uns aus dem Sumpf hin zum Leben in Ihm.

Diese Auferstehung in uns geschieht jeden Tag aufs Neue, vorausgesetzt, wir erkennen Ihn an und lassen Ihn zu, und wir wären töricht, wenn wir Seine Hand der Liebe in uns nicht dankbar annehmen würden.

Diese Ikone ist das Zuhause jedes einzelnen Menschen, jeden Tag aufs Neue während seines Lebens.

Werden wir bestraft, wenn wir uns dumm verhalten? Nein. Die Liebe bestraft nicht. Wir quälen nur uns selbst. Und selbst wenn wir uns unser Leben lang dieser ausgestreckten Hand der Liebe entzogen haben, wird diese Hand der Liebe nach unserem Tod den völlig verblüfften und wahrscheinlich zutiefst beschämten Menschen zu sich ziehen.

Nicht die Liebe bestraft, und „ewige“ Verdammnis scheint mir eher ein Begriff zu sein, der uns von irgendeiner Kirche eingeprägt wurde, die nach Macht über den Menschen während seines Lebens strebt.

Fazit:

Alle, sowohl Gläubige als auch Ungläubige, sind zu Lebzeiten und nach unserem Leben auf der Ikone der Anastasis abgebildet.

Die Ikone der Anastasis / Auferstehung des gefallenen Menschen durch eine zeitlose, großzügige Liebe Gottes im Menschen ist zutreffend und gilt nicht ohne Grund als die wichtigste Ikone für die gesamte Menschheit während und nach unserem Leben durch alle Jahrhunderte hindurch.

Jeder Tag unseres Lebens ist Ostern.



„Diese Ikone ist zugleich die perfekte Zusammenfassung des Evangeliums von Maria Magdalena: ‚Jesus kommt uns in uns zu Hilfe, weil wir in uns einen Hades auf Erden erschaffen.‘“